Österreichische Zeitschrift für Volkskunde

Gegründet 1895
Für den Verein für Volkskunde herausgegeben von Margot Schindler
unter Mitwirkung von Franz Grieshofer und Konrad Köstlin

Redaktion

Abhandlungen, Mitteilungen und Chronik der Volkskunde
Birgit Johler

Literatur der Volkskunde
Michaela Haibl, Herbert Nikitsch

Neue Serie Band LXIII
Gesamtserie Band 112
Wien 2009
im Selbstverlag des Vereins für Volkskunde

Gedruckt mit Unterstützung von
Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung
Land Burgenland
Land Kärnten
Land Niederösterreich
Land Oberösterreich
Land Steiermark
Land Vorarlberg

Eigentümer, Herausgeber und Verleger
Verein für Volkskunde, Laudongasse 15–19, A-1080 Wien
www.volkskundemuseum.at, verein@volkskundemuseum.at
Satz: Lisa Ifsits, Wien
Druck: Novographic, Wien
AUISSN 0029-9668

Jahresinhaltsverzeichnis 2009

1 Editorial
149 Editorial

Abhandlungen

5 *Bernhard Hurch,* Zum Verständnis und Unverständnis von Rudolf Trebitsch. Der Beitrag eines Ethnologen zur Baskologie
153 *Gunther Hirschfelder,* Extreme Wetterereignisse und Klimawandel als Perspektive kulturwissenschaftlicher Forschung
175 *Michi Knecht,* Der Imperativ, sich zu verbinden. Neue kulturanthropologische Forschungen zu Verwandtschaft in europäischen Gegenwartsgesellschaften
201 *Barbara Krug-Richter,* Abenteuer Mittelalter? Zur populären Mittelalter-Rezeption in der Gegenwart
285 *Johanna Rolshoven,* Kultur-Bewegungen. Multilokalität als Lebensweise in der Spätmoderne
305 *Gudrun M. König,* Wie sich die Disziplin denkt: Europäische Ethnologie zwischen Kulturanalyse und Sachkulturforschung
417 *Brigitta Schmidt-Lauber,* »Der zwölfte Mann«. Die Europäische Ethnologie im Feld der Fußballfans
451 *Ullrich Kockel,* Wozu eine Europäische Ethnologie – und welche? Kritische Überlegungen zu Sinn und Zweck einer Europäischen Ethnologie
469 *Manfred Seifert,* Raum als Forschungskategorie. Zu Wegen und Zielsetzungen ethnografisch-kulturwissenschaftlicher Raumanalyse

Mitteilungen

73 *Herbert Nikitsch,* Bemerkungen zu St. Engelbert
323 *Martin Scharfe,* Eine Lanze für Luzifer!

neuerDings

89 Ich mache dir ein Bilderbuch. Bilderbuchunikate im ÖMV *(Nora Witzmann)*
227 Das Bad im Schrank *(Margot Schindler)*
333 »Ich habe mich fürs erste mit dieser Geschichte zurückgehalten...« Neues zum »Arnautengürtel« – eine Objektrevision *(Matthias Beitl)*

483 »Nach des Tages Last, halt in Frieden Rast«.
Drei Sterbetücher aus Niederösterreich *(Birgit Johler)*

Chronik der Volkskunde

97 Grenzgebiet als Forschungsfeld. Aspekte der ethnografischen und kulturhistorischen Erforschung des Grenzlandes. Internationale Tagung des Instituts für Sächsische Geschichte und Volkskunde e. V. Dresden in Zusammenarbeit mit dem Lehrstuhl für Geschichte der Technischen Universität in Liberec, 9. bis 11. 11. 2007 *(Anja Großmann)*

102 25. Österreichische Volkskundetagung 2007 und Hauptversammlung des Österreichischen Fachverbandes für Volkskunde *(Olaf Bockhorn)*

104 Symposium »Traditionelle Heilmethoden. Kulturelles Erbe als Auftrag im österreichischen und internationalen Kontext«, Bundesministerium für Gesundheit, Familie und Jugend, Wien, 17. 9. 2008 *(Kathrin Pallestrang)*

109 Nachruf auf Günter Wiegelmann (1928–2008) *(Michael Simon)*

235 Mittelstadt – Urbanes Leben jenseits der Metropole. Interdisziplinäre Tagung am Institut für Kulturanthropologie/Europäische Ethnologie der Universität Göttingen, 2.–3. April 2009 *(Jens Wietschorke, Tobias Schweiger)*

239 Mobilität und Mobilisierung. Arbeit im soziokulturellen, ökonomischen und politischen Wandel. Tagung der Kommission Arbeitskulturen in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Institut für Volkskunde/Europäische Ethnologie, Ludwig-Maximilians-Universität München, 26.–28. März 2009 *(Johannes Müske)*

246 Das Volkskundemuseum als »Sprachlernort« *(Katharina Richter-Kovarik)*

251 Verzeichnis der Schriften von Klaus Beitl 1999–2009

345 Jahresbericht des Vereins und des Österreichischen Museums für Volkskunde 2008 *(Margot Schindler)*

377 Heimat-Stil. Zur Ästhetik des Verlusts. Tagung des Johannes-Künzig-Instituts in Freiburg vom 8.–10. Juli 2009 *(Magdalena Puchberger)*

383 Depot und Plattform: Bildarchive im post-fotografischen Zeitalter. Tagung der Sektion Geschichte und Archive der Deutschen Gesellschaft für Photographie (DGPH) e.V. in

Kooperation mit der Professur für Geschichte und Theorie der Photographie an der Universität Duisburg-Essen, Köln, Museum für Angewandte Kunst, 5.–7. Juni 2009 *(Herbert Justnik, Daniel Terkl)*

491 »Museen schaffen Identität(en)« – Tagungsbericht zum 20. Österreichischen Museumstag 2009 *(Veronika Plöckinger-Walenta)*

498 Mobilitäten. Europa in Bewegung als Herausforderung kulturanalytischer Forschung. 37. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde *(Carmen Weith)*

508 Die Leiche zuckt noch? Die Leiche hat vier Tage lang auf dem Tisch getanzt! Impressionen einer Studierendentagung *(Alexandra Bröckl, Stefanie Kießling, Martin Steidl)*

514 Bericht über den 25. Österreichischen Historikertag *(Franz Grieshofer)*

518 Utz Jeggle † Empirie. Feldforschung. Judendörfer. Kiebingen. Psychoanalyse *(Elisabeth Timm)*

Literatur der Volkskunde

117 Peter Altenberg: Ashantee. Afrika und Wien um 1900 *(Dieter Kramer)*

119 Emil Brix, Ernst Bruckmüller, Hannes Stekl (Hg.): Memoria Austriae I–III *(Michaela Haibl)*

123 Petr Lozoviuk: Interethnik im Wissenschaftsprozess. *(Blanka Koffer)*

127 ¡VIVA ESPANA! Von der Alhambra bis zum Ballermann *(Jutta Buchner-Fuhs)*

131 Buchanzeige: Gertraud Liesenfeld: »...Vieles, was ich gebrauchen konnte«. Verbleibstudie 1962–2006 des Instituts für Volkskunde/Europäische Ethnologie der Universität Wien *(Herbert Nikitsch)*

261 Lucida Luidold, Ulrike Kammerhofer-Aggermann (Hg.): Bräuche im Salzburger Land. Zeitgeist – Lebenskonzepte – Rituale – Trends – Alternativen. *(Dieter Kramer)*

264 Inge Podbrecky, Rainald Franz (Hg.): Leben mit Loos. *(Michaela Haibl)*

268 Manuela Barth: »Messestadt Riem – Wo München abhebt«. *(Martin Jonas)*

270 Ina-Maria Greverus: Ästhetische Orte und Zeichen. *(Ulrike Sladek)*
389 Andrea Hoffmann, Utz Jeggle, Reinhard Johler, Martin Ulmer (Hg.): Die kulturelle Seite des Antisemitismus *(Michaela Haibl)*
394 Werner Faulstich (Hg.): Das Alltagsmedium Blatt *(Klara Löffler)*
397 Hito Steyerl: Die Farbe der Wahrheit *(Martin Jonas)*
399 Sarah Kubin: Ritual der Individualisten *(Herbert Nikitsch)*
525 Andreas Oberhofer: Der *Andere* Hofer *(Magdalena Puchberger)*
529 Şerban Văetişi: Noile teorii etnografice şi conceptul de descriere a culturii *(Ana Ionescu)*
534 Paul Rösch, Konrad Köstlin (Hg.): Andreas Hofer; Der mit dem Bart ... L'Andreas Hofer del turismo *(Dieter Kramer)*
538 Anne Dreesbach: Gezähmte Wilde *(Tobias Schweiger)*
541 Bernd Wagner: Fürstenhof und Bürgergesellschaft *(Dieter Kramer)*
545 Hilde Stockinger (Hg.): Jung-Sein in Linz *(Olaf Bockhorn)*

---

133 Eingelangte Literatur *(Hermann Hummer)*
273 Eingelangte Literatur *(Hermann Hummer)*
403 Eingelangte Literatur *(Hermann Hummer)*
549 Eingelangte Literatur *(Hermann Hummer)*
143 Internationale Zeitschriftenschau *(Hermann Hummer)*
279 Internationale Zeitschriftenschau *(Hermann Hummer)*
410 Internationale Zeitschriftenschau *(Hermann Hummer)*
555 Internationale Zeitschriftenschau *(Hermann Hummer)*
147 Verzeichnis der Autorinnen und Autoren
281 Verzeichnis der Autorinnen und Autoren
413 Verzeichnis der Autorinnen und Autoren
558 Verzeichnis der Autorinnen und Autoren
412 Erratum

Editorial

Unsere heuer im 112. Jahrgang erscheinende Zeitschrift hat während ihres Bestehens selten ihr Erscheinungsbild geändert. Da gab es den Formatsprung von Oktav nach Quart ab dem 28. Jahrgang anno 1923 und ansonsten nur wenige, meist moderate optische Adaptierungen. Wenn nun nach längerer Zeit wieder eine behutsame Erneuerung in Ausstattung und typographischer Gestaltung vorgenommen wird, markiert dies zugleich einige inhaltliche Erweiterungen. Bereits mit letztem Jahrgang wurde unter dem Titel »neuerDings« eine neue Rubrik eingeführt, in der Objekte vorgestellt und in einen kulturwissenschaftlichen Kontext gebracht werden, die jüngst durch Schenkung oder Ankauf Eingang in das Inventarbuch des Österreichischen Museums für Volkskunde gefunden haben. Ab der vorliegenden Ausgabe wollen wir regelmäßig eine »Internationale Zeitschriftenschau« bieten, in der die Inhalte der aktuellen Hefte einiger von der Museumsbibliothek abonnierter Periodika vermittelt werden. Weder die dabei getroffene Auswahl der Zeitschriften (die sämtlich in der Bibliothek eingesehen werden können) noch die jeweilige Auflistung der Beiträge bzw. die fallweise zusätzlich gegebenen Informationen erheben Anspruch auf Vollständigkeit. Mit diesem neuen Service soll nur auf einige jener Themen hingewiesen werden, mit denen sich kulturwissenschaftliche Fächer gegenwärtig beschäftigen.

Abhandlung

Zum Verständnis und Unverständnis von Rudolf Trebitsch
Der Beitrag eines Ethnologen zur Baskologie

Bernhard Hurch

Rudolf Trebitsch (1876–1918) ist bekannt für sein tatkräftiges Engagement in der institutionellen Etablierung der Volkskunde in den späten Jahren der Monarchie in Österreich. Eines seiner prägenden Interessensgebiete war die baskische Sammlung des Museums für Volkskunde in Wien. Der vorliegende Beitrag nähert sich dem intellektuellen Hintergrund des Zustandekommens dieser Sammlung kritisch, insbesondere durch die kommentierte Edition der Korrespondenzen von Trebitsch mit J. de Urquijo (einem baskischen Politiker, Gelehrten und Förderer) und H. Schuchardt (einem der führenden Persönlichkeiten der Allgemeinen, Romanischen und Baskischen Sprachwissenschaft der Zeit).

1. Zur Einführung[1]

Rudolf Trebitsch war eine mit Sicherheit für die Forschung nicht unumstrittene Figur. Ihn eine Forscherpersönlichkeit zu nennen, träfe die Wirklichkeit nicht. Man begegnet seinem Namen in der einschlägigen Fachgeschichte und Literatur an zumindest zwei Stellen: Von ihm stammen die ältesten systematischen Sprachaufnahmen zu baskischen Dialekten, und er lieferte für das damals im Aufbau begriffene Österreichische Museum für Volkskunde eine baskische Sammlung, deren Wert es letztlich noch im Detail festzumachen gilt. Dieses sind Verdienste, die prima facie nicht infrage gestellt werden sollen, denn es sind bleibende Beiträge, die natürlich auch Alleinstellungsmerkmale tragen. Mittlerweile wurden im Rahmen der Edition historisch relevanter Aufnahmen aus den Beständen des Phonogrammarchivs der Österreichischen Akademie der

Wissenschaften die phonographischen Altbestände mithilfe zeitgemäßer Technologien, aktueller Formate und verbesserter Textbearbeitung neu ediert, und die Sammlungsbestände am Volkskundemuseum werden – nicht zuletzt im Rahmen der laufenden Aktivitäten – einer genaueren Sichtung unterzogen.

Trebitsch war selbst weder Baskologe noch Sprachwissenschaftler und in beiden Fächern auch nur mäßig gebildet. Es handelt sich also um den Beitrag eines Fachfremden. Er integrierte sich allerdings für die Zeit dieser Beschäftigung in ein Netzwerk, zu dem ihm insbesondere Hugo Schuchardt die Türen öffnete, und dieses Netzwerk unterstützte ihn wesentlich in der Beschaffung jener Sammlungen, mit denen er sich in die Wissenschaftsgeschichte eingetragen hat. Der vorliegende Beitrag versteht sich als Illustration eines solchen Netzwerks, wie es noch Anfang des 20. Jahrhunderts von jemandem, der es sich aus (familiär bedingten) ökonomischen Gründen leisten konnte, fruchtbar gemacht wurde. Leider sind von den Briefwechseln jeweils nur die Beiträge Trebitschs, nicht aber die seiner Briefpartner erhalten, doch lassen diese bereits die Positionen der Korrespondenten erahnen. Es gibt mittlerweile einige kritische Anhaltspunkte zur Person und zum Wirken von Trebitsch. So soll nach einer kurzen Vita sein wissenschaftliches Curriculum kurz dargestellt, seine Arbeitsweise illustriert und sein Œuvre kritisch beleuchtet werden. Die Auseinandersetzung mit seiner Arbeit begann ja baskischerseits schon als direkte Reaktion auf seinen Aufenthalt im Lande. Interessanterweise war diese unmittelbare Auseinandersetzung wesentlich kritischer, denn in der späteren Rezeption überwog der unkritische Nationalismus

1 Anlass zur vorliegenden Arbeit war eine Arbeitstagung »Regional culture as reflected by museum collections. Analysis of the collections of Rudolf Trebitsch (1876–1918) against the background of European regionalization«, die am 18. April 2008 im Österreichischen Museum für Volkskunde stattgefunden hat. Damit bestand für mich zum vierten Mal innerhalb der letzten zehn Jahre Anlass, mich mit Trebitsch auseinanderzusetzen. In diesen periodischen, aber jeweils nicht sehr lange dauernden Beschäftigungen waren mir verschiedene Kollegen behilflich: Maria Jose Kerejeta, Franz Grieshofer, Gerda Lechleitner, Matthias Beitl, Herbert Nikitsch, Irma Wulz, Pruden Garcia, Karmen Bilbao, Andrea Lackner. Ihnen gilt mein Dank, sowie für die editorische Unterstützung in dieser Zeitschrift Konrad Köstlin und Margot Schindler. Für die beteiligten Personen werden folgende sehr transparente Abkürzungen verwendet: RT (Rudolf Trebitsch), HS (Hugo Schuchardt), JdU (Julio de Urquijo), RMA (Resurrección María de Azkue). Zu allen Schuchardt betreffenden Details vgl. das elektronische Schuchardt-Archiv unter http://schuchardt.uni-graz.at.

der Basken, dem eine Tatsache wichtiger war als deren Bedeutung. Den späteren Editionen[2] fehlt jegliche kritische Note.

Es gibt neben den linguistisch-phonographischen und volkskundlichen Gesichtspunkten allerdings noch eine Reihe verschiedener anderer Anhaltspunkte, Trebitsch selbst zum Gegenstand der Forschung zu machen, ihn als Ausdruck einer gewissen Epoche, einer großbürgerlichen Geisteshaltung zu sehen, die ihre eigene jüdische Identität negiert, und schließlich ist auch seiner vulgärwissenschaftlichen Methode das abzugewinnen, was in ihr steckt. Herauszufinden bleibt, ob seine volkskundliche, sprachdokumentatorische, publizistische und mäzenatische Tätigkeit wirklich nicht mehr war, als ein schöngeistiger Weg des Zeitvertreibs und eine Möglichkeit, sich unsterblich zu machen.

2. Zu Trebitsch – Curriculum Vitae et Studiorum

Rudolf Trebitsch entstammte der Familie eines wohlhabenden, aus Mähren stammenden Wiener Textilfabrikanten.[3] Geboren am 28. Jänner 1876 in Wien, besuchte er hier auch die Volksschule und das Gymnasium und legte 1894 die Matura ab. Den jüdischen Hintergrund seiner Familie erwähnt Trebitsch nie. An einer einzigen Stelle des Tagebuchs der Baskenreise bezeichnet er sich selbst als protestantisch.[4] Er zeigte früh

2 José M. Etxebarría: Las grabaciones en euskera de la fonoteca de Viena. II. Grabaciones en dialecto labortano, Anuario de Eusko Folklore, 36, 1990, S. 59–64; ders.: 1913-ko Vienako euskal grabaketak, III. Erronkariera, in: IKER, 6, 1992, S. 161–176.

3 Die biographischen Quellen zu Trebitsch sind nicht sehr zahlreich. Ich stütze mich insbesondere auf die allerdings nicht sehr verlässliche Autobiographie des Stiefbruders Siegfried Trebitsch: Chronik des Lebens, Zürich 1951, auf den Personalakt Rudolf Trebitsch aus dem Wiener Universitätsarchiv, dem ein handschriftlicher Lebenslauf aus dem Jahre 1911 beiliegt, und auf die Arbeiten von Nikitsch (Herbert Nikitsch: Moser, Schmidl, Trebitsch & Co, in: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde LIX/108, 2005, S. 275–294; ders.: Some biographical remarks on Rudolf Trebitsch. Vortrag gehalten bei »Regional Culture as Reflected by Museum Collections«, Österreichisches Museum für Volkskunde, Wien, 18. April 2008). Letzterer hat mir freundlicherweise von ihm erhobenes Material zur Verfügung gestellt.

4 Laut Austrittsbuch der Israelitischen Kultusgemeinde in Wien hat Trebitsch unter der Registerzahl 440/1910 am 26. Oktober 1910 ohne nähere Angaben die Kultusgemeinde verlassen und wurde am folgenden Tag, dem 27. Oktober 1910, nach Augsburger Bekenntnis protestantisch getauft (vgl. auch Anna Staudacher: Jüdisch-protestantische Konvertiten in Wien 1782–1914. Frankfurt 2004, Bd. 2, S. 740). Trebitschs Beziehung zum Judentum war wohl eher Frucht der Verdrängung, denn es gibt nicht wenige Anzeichen, dass die Familie in der Tradition eines Wiener as-

Interesse für Geisteswissenschaften, war aber offenbar auf familiären Wunsch bereit, ein »nützlicheres« Studium, nämlich das der Medizin, zu absolvieren. Im Jahre 1900 wurde er zum Doktor der Medizin promoviert. Danach arbeitete er zeitweise als Arzt in kleineren Kliniken, insbesondere auf Dermatologie spezialisiert, widmete sich aber an der Philosophischen Fakultät auch dem Studium der Volkskunde und führte in diesen Jahren auch einige noch zu nennende Forschungsreisen durch, über die er in den Sitzungsberichten der Akademie der Wissenschaften veröffentlichte. Sein Interesse an der Verbindung dieser beiden Fächer, also der Ethnomedizin, manifestiert sich auch in einer Publikation über »Geburtsflecke bei den Eskimos«[5]. Sein Volkskundestudium schloss er 1911 mit einer Dissertation über »Fellboote und Felle als Schiffsfahrzeuge« bei Eugen Oberhummer an der Universität Wien (Geographisches Institut) ab.[6] Die Felder seiner Veröffentlichungstätigkeit umspannen in diesen und den folgenden Jahren die Bereiche Volksmedizin, Aberglauben, Völkerpsychologie und Schifffahrt. Mehr und mehr wendet er sich seinen weiteren Lehrern und Förderern Rudolf Pöch und Michael Haberlandt und dem Österreichischen Museum für Volkskunde zu. Er war seit der Gründung Mitglied des Wiener Volkskundevereins. Während in den früheren Jahren der Ansatz zu wissenschaftlicher Veröffentlichungstätigkeit zu erkennen ist, setzt sich nach und nach eine feuilletonistische Note durch.

Der familiäre Wohlstand erlaubte es Trebitsch, verschiedene Forschungsreisen zu unternehmen, so 1904 nach Island, 1906 nach Grön-

similierten jüdischen Bürgertums gelebt hat (vgl. z.B. die Beschlagnahmungslisten durch die Nationalsozialisten von den Beständen seines Bruders Siegfried). Auch deutet die Vehemenz der Ablehnung des Judentums durch seinen Bruder Arthur, die in verschiedenen Publikationen in einschlägigen Verlagen Wiens und Berlins alle Spielarten bis hin zu Judenhass und Antisemitismus durchläuft, auf eine wie immer geartete jüdische Präsenz in der Familie hin. Von einer intellektuellen Auseinandersetzung mit dieser Tradition ist bei Rudolf Trebitsch aber nichts bekannt und nichts zu merken. Die Deutschlastigkeit des Faches, in das sich Trebitsch begibt, scheint ihn nicht weiter beeindruckt zu haben. Sein eigener Zugang war ein anderer.

5 Rudolf Trebitsch: Die »blauen Geburtsflecke« bei den Eskimos in Westgrönland, in: Archiv für Anthropologie, VI/4, 1907.

6 Die Rigorosen dürften aber, entsprechend den Unterlagen des Universitätsarchivs, problematischer gewesen sein, denn der Zweitgutachter der Dissertation, Moritz Hoernes, beurteilt die mündliche Prüfung mit »nichtgenügend« und nur die beiden genügend der anderen Prüfer erlaubten einen positiven Ausgang »per vota maiora«. Nikitsch äußert aber auch zur Dissertation einige Zweifel (Nikitsch: Some biographical remarks [wie Anm. 3]).

land[7], 1907 nach Irland und Wales[8], 1909 nach Wales, Schottland und die Insel Man[9], 1913 ins Baskenland[10]. Von seinen Reisen brachte er zahlreiche Sammlungsstücke mit, die heute den Museen für Völkerkunde bzw. Volkskunde und dem Naturhistorischen Museum in Wien einverleibt sind.[11] Die Sprach-, Dialekt- und Musikaufnahmen entstanden in Zusammenarbeit mit dem Phonogrammarchiv der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, sie wurden seinerzeit dort archiviert und zählen heute zu den historisch bedeutenden Teilen des Archivbestandes. In einem regelmäßigen Arbeitsverhältnis stand Trebitsch nur in seinem medizinischen Beruf und da auch nur in den ersten Jahren nach Beendigung des Studiums. Später wurde er im Verlaufe des Ersten Weltkriegs als Arzt zum Sanitätsdienst in österreichischen Spitälern eingezogen. Dem Krieg gegenüber war er keineswegs kritisch. Am 9. Oktober 1918 nahm er sich in Judendorf bei Graz das Leben. Die Kriegsbegeisterung, die aus Brief 20 spricht, steht jedenfalls nicht ganz in Einklang mit der oft kolportierten Annahme, das Elend des Lazaretts wäre der unerträgliche Auslöser für seinen Freitod gewesen.[12]

Über die Jahre hinweg hatte Trebitsch laut regelmäßigen Aufzeichnungen in der »Zeitschrift für österreichische Volkskunde« mehrmals

7 Trebitsch (wie Anm. 5) sowie Rudolf Trebitsch: Bei den Eskimos in Westgrönland. Ergebnisse einer Sommerreise im Jahre 1906, nebst einem ethnologischen Anhang von Michael Haberlandt. Berlin 1910.

8 Rudolf Trebitsch: Phonographische Aufnahmen der irischen Sprache in Irland und einiger Musikinstrumente in Irland und Wales, ausgeführt von Dr. Rudolf Trebitsch im Sommer 1907, in: Anzeiger der phil.-hist. Kl. der kaiserl. Akademie der Wissenschaften, 5, 1908 (=Berichte der Phonogramm-Archivs-Kommission der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien XII), S. 1–17.

9 Rudolf Trebitsch: Phonographische Aufnahmen der welschen Sprache in Wales, der Manxschen Sprache auf der Insel Man, der gaelischen Sprache in Schottland und eines Musikinstrumentes in Schottland, ausgeführt im Sommer 1909, in: Anzeiger der phil.-hist. Kl. der kaiserl. Akademie der Wissenschaften, 27, 1909 (=Berichte der Phonogramm-Archivs-Kommission der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien XVIII), S. 1–27.

10 Rudolf Trebitsch: Baskische Sprach- und Musikaufnahmen ausgeführt im Sommer 1913, in: Anzeiger der phil.-hist. Kl. der kaiserl. Akademie der Wissenschaften, 11, 1914 (= 34. Mitteilung der Phonogramm-Archivs-Kommission der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien), S. 1–31.

11 Diese Verteilung hat lediglich historische Gründe in der Zugehörigkeit von Beteiligten sowie deren Lehrstühlen bzw. Arbeitsgebieten zu den einzelnen Institutionen.

12 Diese Meinung wird von Trebitschs Bruder Siegfried (wie Anm. 3) vertreten. Die Umstände seines Todes sind aber nicht geklärt, doch scheint der Zusammenhang mit dem Weltkriegsgeschehen kaum glaubhaft. Erstens zählte er zu den nicht nur ideologischen Unterstützern der diversen Kriegsfonds, deren keineswegs nur karitative

dem Verein für Volkskunde große Geldsummen geschenkt; nach seinem Tod folgte von dessen Vater Leopold, in Erfüllung eines Wunsches des Sohnes, ein Legat von 100.000 Kronen an das Museum für Volkskunde. Eine Reihe wissenschaftlicher Bücher, Manuskripte und Materialien (Fotografien, Diapositive) wurde von der Familie ebenfalls dieser Einrichtung übergeben. Über die Jahre hinweg hat eine geschlossene Archivierung nicht stattgefunden; diese versucht man heute nachzuvollziehen (M. Beitl, pers. Mitt.).

3. Die Trebitsch-Sammlungen

3.1. Zur Bedeutung der phonographischen Sammlung für die baskische Philologie

Die Etablierung phonographischer Sammlungen war vor hundert Jahren keineswegs eine Selbstverständlichkeit und Aufnahmen im linguistischen Feld durchzuführen, natürlich noch weniger. Darin begründet sich zuallererst die außergewöhnliche Bedeutung der Sammlung, die Trebitsch für das Phonogrammarchiv der Akademie der Wissenschaften in Wien angelegt hat. Ob diese Aufnahmen auf wissenschaftlichen Weitblick gründen, auf eine treffende Intuition über zukünftige Möglichkeiten der Lautkonservierung und -analyse zurückgehen, ob sie ein Produkt des Zufalls sind oder einfach das Werk eines Dilettanten oder Amateurs, ist aus den noch vorliegenden Unterlagen nicht mehr zu eruieren. Wahrscheinlich setzte eine Initiatividee eine Serie von Folgehandlungen und eine erfreuliche Verkettung von Umständen in Gang, die alle genannten Aspekte umfassen. Nikitsch[13] bemüht zu Beginn seines Vortrags für Trebitsch in Anlehnung an MacEdward Leach den doch insgesamt positiv besetzten Begriff des Amateurs in der frühen Beschäftigung mit Folklore, doch sind die kritischen Bemerkungen im Laufe seines Beitrags unüberhörbar.

Bedeutung heute gut aufgearbeitet ist (Eberhard Sauermann: Literarische Kriegsfürsorge. Österreichische Dichter und Publizisten im Ersten Weltkrieg. Wien 2000.); Trebitsch hat zu einem Zeitpunkt Selbstmord begangen, wo das Ende des Kriegselends unmittelbar vor der Tür stand, ja an den meisten Frontabschnitten tatsächlich schon beendet war. Vgl. dazu auch die Fußnote zu Brief 20-11778 von Trebitsch an Schuchardt.

13 Nikitsch: Some biographical remarks (wie Anm. 3).

Aus Gründen der fachlichen Zuständigkeit sollen hier nur die philologisch ausgerichteten Sammlungen Trebitschs behandelt werden. Er selbst besaß mit Sicherheit keine nennenswerte sprachwissenschaftliche oder sonst philologische Ausbildung, allerdings wusste er die sich rasant entwickelnden Methoden der Feldforschung zu nutzen und setzte damals die vom Phonogrammarchiv verwendeten modernsten Geräte zur Aufnahme von Sprache ein[14]. Das war zweifelsohne für alle Völker, die er besucht hat, ein Novum, so auch für die Basken und das Baskische, insbesondere auch wegen der Systematik, mit der sämtliche Dialekte repräsentiert sein sollten.[15]

Trebitsch bereist das Baskenland vom 18. Juli bis 8. September 1913. Auf dieser Reise führte er ein Tagebuch, das in handschriftlicher Form bei seinen Unterlagen im Wiener Volkskundemuseum liegt.[16] Dreh- und Angelpunkt für seine Feldarbeit war Julio de Urquijo[17], seinerseits Mä-

14 Vgl. Christian Liebl: The collections of Rudolf Trebitsch (1906–1913) – Recordings from Greenland, Celtic and Basque Recordings. Vortrag gehalten bei «Regional Culture as Reflected by Museum Collections«, Österreichisches Museum für Volkskunde, Wien, 18. April 2008.

15 Zum Baskischen gab es zwar bereits eine ältere Aufnahme, doch besaß diese eher demonstrativen Charakter und entstand im Rahmen der Pariser Weltausstellung im Jahre 1900.

16 Rudolf Trebitsch: Meine Basken-Reise. Tagebuch Sommer 1913. Museum für Volkskunde, Wien, Ms, 69 S. M. Beitl hat davon eine Abschrift angefertigt.

17 Julio de Urquijo e Ybarra, 1871–1950, stammte aus einem ultrakonservativen und sehr wohlhabenden baskisch-(spanischen) Geschlecht, mit alter politischer Tradition; war in jungen Jahren auf seiten der Karlisten aktiv, selbst Kammerherr des letzten Don Carlos. Zog sich früh aus der Politik ins Privatleben zurück und widmete sich fernerhin nahezu ausschließlich baskologischen Studien und Initiativen, die er auch maßgeblich finanziell unterstützte. Lebte bis Anfang der 20er Jahre vorwiegend in Donibane Lohitzun – St. Jean de Luz, danach in Donostia – San Sebastián. Gründer des Cercle d'Études Euskariennes in Bayonne (1911), Gründer und Herausgeber der »Revista Internacional de Estudios Vascos – Revue International des Études Basques« (Bilbao – Paris), einer der Mitinitiatoren der Baskischen Akademie Euskaltzaindia wie auch der Eusko Ikaskuntza – Sociedad de Estudios Vascos. Die philologisch-editorische Tätigkeit umfasst dankenswerterweise eine Reihe von Faksimile- bzw. Neuausgaben alter und historisch relevanter Texte und die Aufarbeitung von deren Entstehungs- und Wirkungszusammenhängen. In späteren Jahren war er wieder Mitglied verschiedener kleriko-konservativer Initiativen und in den 30er Jahren Abgeordneter in den Cortes für die katholisch-fueristische Partei. Die außergewöhnliche Bibliophilie Urquijos führte zu einer der größten und wichtigsten Bibliotheken und Manuskriptsammlungen des Landes, heute als Fondo Urkijo Teil des Koldo Mitxelena Kulturunea in Donostia – San Sebastián. Ausführlicher in: Luis Michelena: D. Julio de Urquijo y los estudios vascos, in: Homenaje a la memoria de D. Julio de Urquijo e Ibarra al cumplirse el centenario de su nacimiento, 1973, S.

zen der Baskologie und Ideator zahlreicher Initiativen. Die Beziehung von Trebitsch zu Urquijo wurde von Hugo Schuchardt ermöglicht: Urquijo war ein glühender Verehrer Schuchardts und keine Empfehlung des Grazer Meisters an die Adresse Urquijos blieb ungehört.[18]

Der damalige Stand der baskischen Dialektologie bewegte sich im Großen und Ganzen auf der Grundlage des von L. L. Bonaparte[19] erarbeiteten Wissens.[20] Schon in einem frühen Brief (Nr. 3, vom 31. Mai 1913) erkundigt Trebitsch sich bei Schuchardt nach den Aufnahmeorten für die

11–12 und Bernhard Hurch, Maria Jose Kerejeta (Hg.): Hugo Schuchardt – Julio de Urquijo. Correspondencia (1906–1927). Bilbao: EHU-UPV (=Anejos del Anuario de Filología Vasca »Julio de Urquijo« – International Journal of Basque Linguistics and Philology, vol. 41), 1997. Dort wird auch der über 500 Stück umfassende Briefwechsel mit Schuchardt veröffentlicht.

18 Diese intensive Beziehung, die sich epistolarisch über mehr als zwei Jahrzehnte erstreckt und aus mehr als 500 Korrespondenzstücken besteht, umfasst nahezu alle damals relevanten Themen der Baskologie (Hurch, Kerejeta [wie Anm. 17]). Die Episode Trebitsch spielt darin zwar keine zentrale Rolle, aber man erhält einen guten Einblick von außen, und in mehr als 30 Stücken ist jeweils zumindest kurz von Trebitsch, seiner Reise, von den Nachwehen, von seinem Tod bzw. den offenen Fragen danach die Rede.

19 Luis Lucien Bonaparte, 1813–1891, Neffe Napoleons aus der italienischen Linie von dessen Bruder Louis. Nach einer eigenen politischen Karriere als Abgeordneter Korsikas widmete L. L. Bonaparte sich fast ausschließlich linguistischen Studien, von denen die baskologischen nicht nur den größten Umfang, sondern vor allem die größte Nachhaltigkeit erreicht haben. Seine Dialektstudien führten, trotz bemerkenswerter methodischer Mängel, zu einer Dialektklassifikation, die bis heute im wesentlichen als Grundlage für moderne Studien gilt. Seine baskologischen Werke liegen in einer Gesamtausgabe vor. Bonaparte war gut in die internationale wissenschaftliche Gemeinschaft eingebunden. Er lebte die letzten Jahrzehnte in England. Vgl. seinen Briefwechsel mit Schuchardt, der schon 1909 in der »Revista de Estudios Vascos«, Jg. 3, S. 132–139, veröffentlicht wurde.

20 Bezeichnend für verschiedene Aspekte der Geschichte sind die Wirrnisse um eine Originalkopie der Dialektkarte von Bonaparte (Luis-Lucien Bonaparte: Carte des Sept Provinces Basque montrant la délimitation actuelle de L'Euscara et sa division en dialectes, sous-dialectes et varietés. London 1863). Offenbar hatte Urquijo Trebitsch diese Karte geliehen und versuchte, diese nach dem Tod Trebitschs durch die Vermittlung Schuchardts zurückzubekommen. Es scheint aber, dass Trebitsch diese Karte selbst mit Ortseintragungen versehen hat (vgl. Brief von Michael Haberlandt an Schuchardt vom 10. November 1920, Brief Nr. 4304) und das Museum bzw. Haberlandt diese Karte gerne selbst behalten hätten. Dort findet sich allerding heute keine Spur davon; ob sie letztlich den Weg zurück zu Urquijo gefunden hat, ist nicht mehr mit Sicherheit zu eruieren. Bezeichnend deshalb, weil es einerseits den Forschungsstand zeigt, darüberhinaus die großzügige Hilfsbereitschaft Urquijos, schließlich aber auch bestimmte Umgangsformen von Trebitsch, der Urquijo diese geliehene Karte eben sieben Jahre lang nicht rückstellt.

Dialekte und nach Dolmetschen und nach Aufnahmetexten. Die Auswahl der Orte bzw. Dialekte, die phonographisch dokumentiert werden sollten, wurde aber von Telesforo de Aranzadi[21] vorgeschlagen.[22] Als einer der ersten (und stolzen) Autobesitzer der iberischen Halbinsel chauffierte Urquijo zeitweise Trebitsch auch selbst durchs Land (durch Teile des Iparralde und durch Bizkaia), er besorgte ihm Informanten, vermittelte ihm aber auch verschiedene Mitarbeiter, so Gabriel Roby[23], einen Maler, der für Trebitsch unter anderem die Abfassung zahlreicher Aufnahmeblätter unternahm. Trebitsch selbst sprach kein Baskisch, wohl auch des Spanischen war er nur sehr eingeschränkt mächtig, und es ist nicht klar, wie weit er sich strukturell mit der baskischen Sprache überhaupt beschäftigt hat. Es gibt keine einzige Äußerung von ihm und kein Indiz, die auf Kenntnisse des Baskischen oder der strukturellen bzw. typologischen Besonderheiten dieser Sprache schließen lassen würden.

Die positive Bedeutung der Aufnahmen Trebitschs für die Baskologie ist trotzdem nicht unerheblich:

– In sehr systematischer Weise besucht er alle Dialektgegenden und macht Aufnahmen. Lediglich der alavesische Dialekt, von dem Trebitsch noch Sprecher hätte finden können, blieb unbeachtet.

21 Telesforo de Aranzadi y Unamuno, 1860–1945, baskischer Naturwissenschaftler und Geograph (als Mineraloge und Zoologe Professur in Granada) und Anthropologe (als solcher Professor in Barcelona), widmet sich baskischen Fragen in all seinen Interessensbereichen (vgl. Telesforo de Aranzadi y Unamuno: Setas y hongos del País Vasco. Madrid 1897; ders.: El pueblo euskalduna: estudio de antropología. San Sebastián 1889), zahlreiche Studien zu Ethnographie, Ur- und Frühgeschichte der Basken; Mitarbeiter aller großen baskischen Journale, Mitglied zahlreicher ausländischer Akademien. Aranzadi pflegte enge kulturelle Beziehungen zum deutschsprachigen Raum (vgl. auch den Briefwechsel mit Schuchardt) und betätigt sich als Übersetzer und Herausgeber einzelner Schriften Wilhelm von Humboldts. Briefwechsel mit Hugo Schuchardt.

22 Vgl. unten, Brief Nr. 2 – 003C0201-006C0204, Trebitsch an Urquijo vom 12. Juni 1913. Die in seinem Bericht (Trebitsch [wie Anm. 10]) genannten Gewährsleute vor Ort haben die Aufnahmeroute noch variiert. In die Planung von Trebitsch flossen zahlreiche Detailkenntnisse ein, über die er selbst auch bei allergenauerster Lektüre der vorhandenen Schriften nicht Bescheid wissen hätte können. Als Beispiel seien die ronkalesischen Aufnahmen genannt: Trebitsch hatte selbst mit Sicherheit keine Idee davon, dass der Ort Isaba für Aufnahmen sinnlos war, man sich zu diesem Zweck aber besser nach Ustarroz begab. Ob derartige Einzelheiten auf das Wissen von Aranzadi oder von Urquijo zurückgehen, können wir heute nicht mehr feststellen, mit Sicherheit aber stammen sie nicht von Trebitsch selbst. Die Korrespondenz zwischen Aranzadi und Schuchardt gibt darüber allerdings keinen Aufschluss.

23 Gabriel Roby, 1878–1917, labortanischer Künstler, später Direktor der Akademie der Schönen Künste in Dijon, Mitglied des Cercle d'Études Euskariennes von Bayonne.

- Es handelt sich bei den Phonogrammen um die älteste systematische Erfassung dieser Dialekte, die überhaupt existiert.
- Es gibt Gebiete, in denen Trebitsch aufgenommen hat, wo die traditionellen Dialekte heute nicht mehr gesprochen werden (z.B. den Aldudes, im Roncal), wodurch den Phonogrammen besondere Bedeutung zukommt.
- Aufgrund der Vermittlung von Schuchardt (und der Weitervermittlung durch Urquijo) hatte Trebitsch äußerst bedeutende Gesprächspartner, die ihm auch selbst als Gewährsleute zur Verfügung standen, ihm beim Auffinden weiterer Informanten halfen und die für ihn die Transkriptionen sowie die Übersetzungen seiner Aufnahmeprotokolle angefertigt haben. Zu nennen sind: Julio de Urquijo, Georges Lacombe,[24/25] Pierre Broussain[26], Gregorio de Múgica[27] und Resur-

24 Georges Lacombe, 1879–1947, baskischer Sprachwissenschaftler, Volkskundler und Dialektologe; studiert und lebt vorwiegend in Paris. Mitglied der Société Linguistique de Paris und des Institut de Anthropologie. Er übernimmt auf Angebot von Urquijo das Sekretariat der »Revista Internacional de Estudios Vascos« und leitet mit diesem gemeinsam über viele Jahre die Zeitschrift. Arbeitet lange an einer Dissertation über den Dialekt der Aldudes, die er nie präsentiert. Mitglied der baskischen Akademie Euskaltzaindia. Lacombe sammelte zahlreiche andere baskologische Korrespondenzen, wodurch sein Nachlass (heute an der Biblioteca Azkue der Euskaltzaindia) zu einem wichtigen Instrument wurde. Es existiert ein mehr als 500 Stücke umfassender Briefwechsel mit Hugo Schuchardt.

25 Schuchardt empfiehlt Trebitsch, seine in der Wiener Akademie der Wissenschaften zu veröffentlichende Reise- und Aufnahmebeschreibung zuvor Urquijo bzw. Lacombe zur Korrektur zu senden. Trebitsch lehnt dies zuerst rundweg ab, tut dies aber dann offenbar auf Druck von seiten der Akademie. Es bleiben dennoch einige Idiosynkretismen erhalten.

26 Pierre (Piarres) Broussain, 1859–1920, studierte und lebte fast 20 Jahre in Paris, danach Arzt im labortanischen Heimatort Hasparren, dort auch zeitweise Bürgermeister, aktiv im Cercle d'Études Euskariennes, arbeitet an vielen baskologischen Zeitschriften und der Eusko Ikaskuntza – Sociedad de Estudios Vascos mit, beschäftigt sich viel mit Fragen der Zukunft der baskischen Sprache und der Kodifizierung des Einheitsbaskischen (Euskera Batua), dazu schreibt er gemeinsam mit Arturo Campión für die Akademie ein »Informe sobre la unificación del euskera«. Leistet wichtige Unterstützungsarbeit für Azkues Wörterbuch und für dessen Volksliedsammlung. Mitglied der baskischen Akademie Euskaltzaindia.

27 Gregorio de Múgica, 1882–1931, guipuzkoanischer Publizist und Essayist, Baskologe. U.a. auf baskische Volkskultur spezialisiert. Gründete 1911 die Zeitschrift »Euskalerriaren Alde« und war Mitarbeiter auch zahlreicher anderer Periodika wie »Pueblo Vasco«, »Euzkadi«, »Revista Internacional de Estudios Vascos«, u.a. Veröffentlicht auch unter verschiedenen Pseudonymen. Wichtige Stütze der Eusko Ikaskuntza – Sociedad de Estudios Vascos.

rección María de Azkue.[28] Die Textteile der Aufnahmeprotokolle, wie auch die darauffolgenden Übersetzungen ins Französische bzw. Spanische sind in Handschrift der jeweiligen »Helfer« verfasst; daran besteht keinerlei Zweifel.[29]

– Diese genannten, heute bereits zu den großen Persönlichkeiten der Geschichte der Baskologie zählenden Gewährsleute sind auch selbst mit ihren Stimmen auf den Phonogrammen verewigt. Dieser Umstand hat zwar gewissermaßen anekdotischen Charakter, er ist aber allemal erwähnenswert und trägt – wenn auch in anderer, als der beabsichtigten Weise – zur Bedeutung der Aufnahmen bei.

Eine kritische Beschäftigung mit dem Material darf aber dennoch hier nicht unterbleiben. Die einzige Veröffentlichung zur Baskenreise aus Trebitschs Feder liegt in der Schrift »Baskische Sprach- und Musikaufnahmen, ausgeführt im Sommer 1913« vor[30]. Er beschreibt darin zuerst ein paar allgemeine Aspekte zu den Basken, zur Reise und zu seiner Arbeit, um danach, der Chronologie der Aufnahmen und den Nummern der aufgenommenen Platten folgend, Inhalte der aufgenommenen Geschichten nachzuerzählen.[31]

28 Resurrección María de Azkue, 1864–1951, bizkaischer Priester (hatte aber nie pastorale Aufgaben), Sprachwissenschaftler, Dialektologe, Lexikograph, Volkskundler, Schriftsteller, Opernkomponist. Eine der wahrscheinlich vielseitigsten, wenngleich inhaltlich oft nicht unumstrittenen Figuren der Baskologie seiner Zeit. Von der Gründung 1888 bis zum Spanischen Bürgerkrieg, also nahezu 50 Jahre, Inhaber der Cátedra de Vascuence im Instituto de Bilbao (bei der Bewerbung setzte er sich im Alter von 24 Jahren gegen Arana-Goiri und Unamuno durch). Unzählige Veröffentlichungen; linguistisch besonders wichtig die baskische Grammatik von 1891 (»Euskal Izkindea«), das zweibändige »Diccionario vasco-español-francés« (1905–1906), die »Fonética vasca« (1919) und die »Morfología vasca« (1925); für die baskische Ethnologie insbesondere der »Cancionero popular vasco« (1919), »Música popular vasca« (1919) sowie die Sammlung von Volkserzählungen »Lehenengo euskalgunetako itzaldiak« (1922). Azkue sprach fließend Deutsch und übersetzte u.a. Humboldt, Schiller und Wagner. Machte sich um die Humboldt-Rezeption im Baskenland, sogar um den Erhalt von Manuskriptkopien Humboldts, deren Originale heute verschollen sind, verdient. Erster und lebenslanger Präsident der baskischen Akademie Euskaltzaindia. Mitglied der Real Academia Española. Briefwechsel mit Schuchardt.

29 Dies resultiert aus dem Handschriftenvergleich mit im Nachlass Schuchardt vorhandenen Briefen dieser Autoren. Schuchardt stand mit allen von ihnen in brieflichem Kontakt, Urquijo und Lacombe zählen zu den umfangreichsten und intensivsten Briefkontakten Schuchardts überhaupt.

30 Trebitsch (wie Anm. 10).

31 Die allgemeinen Aspekte dieses Berichts sind so allgemein, dass auch der Baedeker »Le Sud-ouest de la France« als Quelle angeführt wird.

Urquijo ist sich des enormen Potentials, das zukünftig in der phonographischen Methode liegen würde, bewusst und formuliert in einem Bericht über Trebitschs Reise in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift »Revista Internacional de Estudios Vascos« im gleichen Jahr[32] eine fundierte, methodisch orientierte Kritik an den Sprachaufnahmen bzw. der Aufnahmetechnik. Insbesondere bemängelt er die einschüchternde Künstlichkeit der Situation, den daraus resultierenden Mangel an Spontaneität, die artifizielle Spracheinstellung, die eingeschränkte dialektale Zuverlässigkeit, die unterschiedliche und nicht nachgeprüfte Vorbereitung der Informanten, die gefällige Textauswahl.[33] Diese Gesichtspunkte erschweren sichtlich eine vergleichende Analyse, wodurch nach Meinung Urquijos gerade das Ziel, authentische Dialektaufnahmen herzustellen, nur teilweise erreicht werden konnte. Urquijos ausführliche methodologische Kritik trifft damit einige elementare Punkte, die bis heute zentraler Bestandteil von Feldforschungshandbüchern sind. Die vom Wiener Phonogrammarchiv gewünschten Invarianzen wurden in den Aufnahmen nicht eingehalten (auch nicht bezüglich des vergleichbar konstanten dialektalen Hintergrunds der aufgenommenen Personen).

Auch in der Textwiedergabe macht Trebitsch sich in seiner Veröffentlichung zu keinem Zeitpunkt einen analytischen Standpunkt zu eigen, sondern verharrt in der bloßen Nacherzählung. Der Versuch, typologische oder vergleichende Gedanken in eine Betrachtung zur Mythologie, Volksmärchen- oder Motivforschung einzubringen, unterbleibt vollkommen. Eine sehr höflich formulierte Kritik, die in dieselbe Richtung zielt, drückt eine mit GdM (=Gregorio de Múgica)[34] gezeichnete kurze Besprechung von Trebitsch[35] aus, wo es heißt: »El doctor Trebitsch [...] no habla del resultado de sus investigaciones, ni hace comentarios científicos ni lingüísticos.« Auch Urquijo[36] verhehlt eine gewisse Enttäuschung nicht, doch eröffnet sich seiner Meinung nach eine Möglichkeit, die »deficiencias« zu kompensieren: »Todas estas deficiencias y otras que pudie-

32 Julio de Urquijo: De lingüística y etnografía vascas. A propósito del viaje del Dr. Rodolfo Trebitsch, in: RIEV, 7, 1913, S. 575–583.

33 Entgegen der früheren Absicht, wie brieflich gegenüber Schuchardt geäußert, strukturierte Aufnahmen zu machen, ließ Trebitsch seine Probanden frei erzählen. Einige kamen schon mit schriftlich vorbereiteten Texten zur Aufnahme und lasen diese lediglich vor (Urquijo [wie Anm. 32]).

34 Gregorio de Múgica, Anzeige von: Trebitsch (wie Anm. 10), in: Euskalerriaren Alde 4, S. 552.

35 Trebitsch (wie Anm. 10).

36 Urquijo (wie Anm. 32), S. 579.

ran notarse, no pasarán inadvertidas á la ciencia y perspicacia del profesor Schuchardt si, como es de esperar, se decide él á escribir el comentario filológico de los discos vascos recientemente impresionados. Las consigno aquí, unicamente, para poner á mis lectores al corriente de la labor realizada, y para evitar falsas apreciaciones, en el caso de que il comentador fuera alguien menos versado, que il filólogo de Graz, en dialectología vasca. Según tengo entendido, el Dr. Trebitsch fijará casi exclusivamente su atención en los resultados etnológicos de su viaje.«

In beiden Artikeln[37] vertraut dieser in nahezu hagiographischer Weise auf eine kritische Bearbeitung durch Schuchardt, der seiner Meinung nach in der Lage wäre, hier korrigierend zu wirken. Doch Schuchardt wird sich dieser Mühe trotz mehrfacher Bitte und Aufforderung durch Trebitsch nicht unterziehen. Trebitsch war sich wohl des Umstands bewusst, dass eine solche Bearbeitung seine eigenen Fähigkeiten übersteigt, und dass eine Bearbeitung durch Schuchardt auch die Bedeutung seiner Aufnahmen würde steigern können. Über seine Skepsis gegenüber Trebitsch sind wir nicht direkt unterrichtet, dazu war er im direkten Kontakt zu höflich. Diese äußert sich aber unüberhörbar in den Korrespondenzen mit Urquijo[38], wie auch mit Haberlandt (Hugo-Schuchardt-Archiv).

Um es auf den Punkt zu bringen: Ein eigener intellektueller Beitrag von Trebitsch zur Veröffentlichung der Aufnahmen oder zu anderen Aspekten der Baskologie ist nicht zu erkennen. Die Aufnahmen wurden im Phonogrammarchiv unter den Nummern 5319–5326 und 2177–2247 archiviert. Die alten Archivbögen sind auch heute zugänglich. Spätere Veröffentlichungen beschränken sich ebenfalls auf eine bloße Textwiedergabe der Bögen, sie enthalten also auch keine über Trebitsch[39] hinausgehenden analytischen Aspekte. Das gilt auch für die im Baskenland erfolgte Veröffentlichung[40], die aus einer kommentar- und kritiklosen Abschrift der Archivbögen besteht.

Letztlich stammen die Aufnahmen insofern im Grunde nicht von Trebitsch selbst, als er sehr gute Mitarbeiter hatte, welche die gesamte Aufnahmearbeit übernahmen. Diese bestand in der Auswahl der Gewährspersonen, dann in der Durchführung der Aufnahme selbst, der Abschrift

37 Julio de Urquijo: Estudios vascos en Austria. El doctor Trebitsch llega al País Vasco, in: La Gaceta del Norte, 28.7.1913, sowie Urquijo (wie Anm. 32).

38 Hurch, Kerejeta (wie Anm. 17).

39 Trebitsch (wie Anm. 10).

40 Etxebarría: Las grabaciones en euskera de la fonoteca de Viena, S. 59–64; ders.: 1913–ko Vienako euskal grabaketak, S. 161–176 (wie Anm. 2).

des Aufnahmetextes und der Übersetzung ins Spanische bzw. Französische. Wenn man sich dazu vergegenwärtigt, dass auch die Auswahl der Aufnahmeorte nicht auf Trebitsch zurückgeht, sondern von Aranzadi stammt, dann ist ein eigenständiger Beitrag des firmierenden Autors nicht mehr auszumachen. Insoferne verwundert die sehr oberflächliche Darstellung in Trebitsch[41] nicht. Es besteht Sicherheit bezüglich des Umfangs der Tätigkeit der Mitarbeiter in der Feldforschung: Die genannten, im Textteile der im Phonogrammarchiv erhaltenen handschriftlichen Aufnahmeblätter sind eindeutig von den genannten Mitarbeitern verfasst, von Trebitsch selbst stammen nur die ausgefüllten allgemeinen Angaben zu Aufnahme, Ort, zur Person, usw.

Wie erwähnt, sind die baskischen Sprachaufnahmen in jeder Hinsicht unstrukturiert, sie besitzen keine sprachwissenschaftliche Finalität außer jener einer sehr oberflächlichen Dokumentation. Schuchardt versuchte zu Beginn direkt, dann über den Umweg Urquijo[42] Trebitsch zu motivieren, systematische Aufnahmen zum Beispiel zum Akzent zu machen, doch war dieses Ansinnen umsonst, denn Trebitsch war mit der Thematik nicht vertraut. Diese interessierte Schuchardt selbst, natürlich auch andere Baskologen der Zeit[43], und zu diesem sollte er später auch publizieren.[44] Doch Trebitsch konnte sich für linguistische Themen im engeren Sinn offenbar nicht erwärmen. In Brief 3 vom 31. Mai 1913 offenbart Trebitsch seine methodologische Unsicherheit in der linguistischen Feldforschung und dabei bleibt es auch: Er fragt Schuchardt nach Texten, die er aufnehmen könnte und vergisst dabei einfach die dialektale Ausdifferenzierung, bzw. überhaupt spezifische sprachwissenschaftliche Fragestellungen.

In der uns handschriftlich vorliegenden Reisebeschreibung, bzw. dem 1914 begonnenen Manuskript »Beiträge zur baskischen Volkskunde« erkennt man verschiedentlich Versuche, ethnologische Beobachtungen in

41 Trebitsch (wie Anm. 10).

42 Vgl. etwa Brief 281 von Schuchardt an Urquijo (Hurch, Kerejeta [wie Anm. 17], S. 183): »Machen Sie doch Dr. Trebitsch besonders auf die Erfassung des Wortakzentes aufmerksam. Ob das Phonogramm (wenigstens im Bizkaischen) eine Bestätigung von Azkues Theorie gewährt?« Trebitsch hat einzelnen Variablen allerdings nicht gesondert Beachtung geschenkt.

43 Eine spätere, aber dennoch auf Schuchardt sich berufende Veröffentlichung dazu stammt von Azkue: Del acento tónico vasco en algunos de sus dialectos. Bilbao 1931.

44 Hugo Schuchardt: Zur Kenntnis des Baskischen von Sara (Labourd), in: Abhandlungen der Preußischen Akademie der Wissenschaften, 1922, Phil.-hist. Kl. Nr. 1, S. 1–39; Schuchardt war einer der frühen Vertreter der Beschreibung eines musikalischen Akzentes im Baskischen.

einer gesamteuropäischen Perspektive zu sehen, Verbindungen zur Romania herzustellen oder Interpretationen vorzunehmen. In linguistischer Hinsicht versagt sich Trebitsch jegliche Äußerung, spezieller wie typologischer, arealer wie deskriptiver Natur. Trebitsch besaß keinerlei sprachwissenschaftliche Aus- oder Vorbildung, was sich in der Oberflächlichkeit der Darstellung schmerzlich bemerkbar macht. Die wenigen allgemeinen Bezüge zur Sprache, wie über die Herleitung der Basken von den Iberern zu Beginn der »Beiträge« sind falsch. Im Vortragsmanuskript »Ethnographisches aus dem Baskenlande«[45] scheint beim Autor über die verwandtschaftlichen Zusammenhänge generell Verwirrung zu herrschen, er hat wohl die einschlägige Literatur nicht verstanden, bzw. vielleicht nicht gelesen.[46] In einer einzigen Publikation von Trebitsch taucht das Problem *Sprache* im Titel auf, nämlich in einer – der Absicht nach – verdienstvollen Auseinandersetzung mit einer Ideologie à la Houston Stewart Chamberlain[47]. Er zeigt hier, dass er sich mit damals gängigen Diskussionen, wie über Biologie und Vererbungstheorien (Paul Kammerer), beschäftigt hat, doch bleibt (etwa im Gegensatz zu Spitzers »Anti-Chamberlain«[48]) die linguistische Frage auch hier sehr marginal.[49]

Mit Sicherheit hat sich Trebitsch auch nicht mit den Schriften Wilhelm von Humboldts zum Baskischen beschäftigt. Im Grunde waren Humboldts einschlägige Schriften während des ganzen 19. Jahrhunderts die wesentliche Grundlage, auf der die mitteleuropäische, und nicht nur die deutschsprachige Baskologie fußte. Allen voran ist Humboldts »Mithridates«-Beitrag zu nennen, aber ebenso die »Urbewohner«[50], aber auch andere veröffentlichte Schriften. Gerade in die Zeit der Reise von

45 Rudolf Trebitsch: Ethnographisches aus dem Baskenlande (Vortrag). Museum für Volkskunde, Wien s.d., Typoskript, 17 S.

46 Der Umstand, dass Trebitsch behauptet, »die Sprache wird heutigentags zu den hamitischen Sprachen gerechnet« (Trebitsch [wie Anm. 45], S. 2), kann nur auf mangelhafter Lektüre von Schuchardt (Hugo Schuchardt: Baskisch-hamitische Wortvergleichungen, in: RIEV, 7, 1913, S. 289–340.) beruhen.

47 Rudolf Trebitsch: Rasse, Kultur und Sprache, in: Die Umschau. Wochenschrift über die Fortschritte in Wissenschaft und Technik, 21, 37, S. 1–5.

48 Leo Spitzer: Anti-Chamberlain. Betrachtungen eines Linguisten über Houston Stewart Chamberlains »Kriegsaufsätze« und die Sprachbewertung im allgemeinen. Leipzig 1918.

49 Es fällt überhaupt auf, dass die wenigen kurzen Aufsätze von Trebitsch mehrheitlich in Zeitschriften mit stark volksbildnerischem Hintergrund erscheinen. Damit soll deren Bedeutung nicht a priori abqualifiziert werden, doch weichen sie von damals gängigen wissenschaftlichen Standards durchaus ab, indem sie jeweils einige eigene Gedanken mit dem Referat fremder Publikationen verbinden, nicht aber Regeln eines damals durchaus schon standardisierten wissenschaftlichen Diskurses folgen.

Trebitsch fällt das Bekanntwerden der historisch und anthropologisch orientierten baskischen Reisebeschreibungen, der »Vasken« und des »Tagebuchs der baskischen Reise«, von denen auch Urquijo Kenntnis hatte.[51] Jedenfalls korrespondiert er darüber in diesen gleichen Tagen mit Schuchardt[52]. Trebitsch scheint aber auch den »Plan einer vergleichenden Anthropologie« von Humboldt nicht gekannt zu haben, denn darin ist ein Forschungsdesign formuliert, das verschiedentlich in seine Arbeit eingehen hätte können. Die einzige mit Sicherheit auszumachende Quelle für ihn war der durchaus nennenswerte Aufsatz von Stoll[53]. Letzterer nimmt zwar auf sprachwissenschaftliche Beschreibungen des Baskischen Bezug, so auf Friedrich Müller oder Willem Jan van Eys, doch scheint auch in dieser Beschäftigung das Interesse Trebitschs an einschlägigen Fragen so gering gewesen zu sein, dass er die von Stoll genannten sprachwissenschaftlichen Quellentexte wohl ebenfalls nicht konsultiert hat.

Im Zuge der Veröffentlichung historisch wichtiger Bestände des Phonogrammarchivs (Tondokumente aus dem Phonogrammarchiv der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Gesamtausgabe der Historischen Bestände 1899–1950, hg. von Dietrich Schüller) erschienen als Nr. 5/3 die »Basque Recordings 1913« als Teil der »Collections of Rudolf Trebitsch« (hg. von Gerda Lechleitner) in einer digitalisierten CD-Version; die Textabschrift wurde von Maria Jose Kerejeta anhand der Aufnahmen selbst überarbeitet.[54]

Interessanterweise waren die Aufnahmen von Trebitsch noch nie Gegenstand einer sprachwissenschaftlichen Untersuchung im engeren

50 Wilhelm v. Humboldt: Berichtigungen und Zusätze zum ersten Abschnitte des zweiten Bandes des Mithridates über die Cantabrische oder Baskische Sprache, in: Johann Christoph Adelung, Johann Severin Vater (Hg.): Mithridates oder die allgemeine Sprachenkunde mit dem Vater Unser als Sprachprobe in bey nahe fünfhundert Sprachen und Mundarten. Berlin 1817, Bd. 4, S. 275–360 sowie ders., Prüfung der Untersuchungen über die Urbewohner Hispaniens vermittelst der Vaskischen Sprache. Berlin 1821.

51 Eine Kurzversion davon war ja sowohl aus Humboldts »Gesammelten Werken«, Bd. 3, 1843, da unter dem Titel »Reiseskizzen aus Biscaya«, wie aus den »Gesammelten Schriften«, Bd. 3, 1904, unter dem korrekten Titel »Cantabrica« bekannt. Albert Leitzmann, der Herausgeber der Schriften Humboldts, berichtet über den sensationellen Fund der baskischen Tagebücher in der Zeitschrift »Euphorion« im Jahre 1912; Schuchardt und Urquijo, wie wahrscheinlich die meisten Baskologen, waren davon unterrichtet. Trebitsch scheint davon nicht Kenntnis genommen zu haben.

52 Hurch, Kerejeta (wie Anm. 17).

53 Otto Stoll: Zur Kenntnis der heutigen Basken, in: Das Ausland. Wochenschrift für Erd- und Völkerkunde, 63, 1890.

54 Damit hat Kerejeta, im Gegensatz zu Etxebarría (wie Anm. 2), der sich auf die Transkriptionen in den Aufnahmebögen verlassen hatte, einige Fehler korrigiert.

Sinne. Die baskische Dialektologie wusste sehr wohl von der Existenz dieser Aufnahmen, es gab ja auch eine Kopie an der Akademie in Bilbao, und dennoch wird nie Bezug auf sie genommen. Auch beinhalten die Aufnahmen weder in lexikalischer noch grammatikalischer oder phonologischer Hinsicht dialektale Besonderheiten in einem Ausmaß, dass sie Objekt selbstständiger Studien sein könnten. Dass Schuchardt sich nicht weiter für die Aufnahmen interessiert und offenbar nicht recht gewusst hat, was er damit anfangen sollte und könnte, wo doch insbesondere die von ihm angeregten dialektalen Variablen nicht systematisch erhoben wurden, verwundert nicht. Ihre Bedeutung verharrt letztlich im Musealen, denn die Sammlung der berühmten Stimmen hat kaum mehr als anekdotischen Charakter.

3.2. Zur Bedeutung der ethnologischen Sammlung

Trebitsch verstand sich aufgrund seines Studiums und seiner vorhergehenden Aktivitäten bei anderen Völkern, wie aufgrund seiner früheren Veröffentlichungen sicher in erster Linie als Ethnologe. Das Reisetagebuch[55] gibt einen recht guten Einblick in sein ethnologisches Verständnis, denn er hält darin jeden Tag die wichtigeren Beobachtungen und Schritte fest.[56] Mit Sicherheit hat sich Trebitsch mithilfe seiner ortskundigen Führer innerhalb eines Monats einen Überblick über das Baskenland verschaffen können, der ohne diese intellektuelle wie infrastrukturelle Unterstützung undenkbar gewesen wäre. Auch war das erledigte Arbeitspensum enorm. Und dennoch überrascht die offenbar geringe Vorbereitung auf die Reise. Letztere spricht aus dem Referat von zahlreichen Begebenheiten, Erzählungen und volkstümlichen Geschichten, deren historische Wirklichkeit unhinterfragt bleibt. Auch lässt er wichtige Aspekte des Baskenlandes vollkommen aus.[57]

55 Trebitsch (wie Anm. 16).

56 Man kann auch zahlreiche Gegenstände der Sammlung des Museums sehr schön den einzelnen Reiseschritten bzw. den bereisten Orten zuordnen.

57 Es ist hier nocheinmal auf Humboldt zurückzukommen, der immerhin 110 Jahre vor Trebitsch, und kaum länger als dieser, das Land bereist, allerdings mit einer wissenschaftlichen Vorbereitung, die unvergleichlich ist. Auch die Auseinandersetzung vor Ort (man kann einzelne Episoden hernehmen, etwa die Beschäftigung mit der Eisenverarbeitung in und um Bilbao) war bei Humboldt wesentlich tiefgehender, auch sein historisches und kulturelles Vorwissen, seine Kenntnis von politischen Zusammenhängen, etc. Aber letztlich war offenbar auch die Beziehung Humboldts

Auch für die ethnologischen Ziele der Reise, das Anlegen einer Sammlung für das Wiener Volkskundemuseum, nahmen Julio de Urquijo und die von ihm eröffneten Kontakte eine Schlüsselrolle ein. Dieser veröffentlichte in der »Gaceta del Norte« schon kurz nach Trebitschs Ankunft im Baskenland einen kurzen Artikel, der einer breiten Öffentlichkeit die Sammlertätigkeit von Trebitsch als Ethnologen erklärt und damit seine Arbeit in den Dörfern erleichtern sollte[58]. Insbesondere klärt er die Leute darüber auf, dass Trebitsch keine künstlerischen oder kunsthandwerklichen Gegenstände sucht, sondern vielmehr Objekte des alltäglichen Gebrauchs. Urquijo war auch nach Trebitschs Abreise weiter damit beschäftigt, ethnologisch interessante Gegenstände zu beschaffen und er übernahm es, diesem die im Baskenland angekauften Stücke nach Wien zu senden.[59] Davon zeugt ausführlich auch der Briefwechsel: Die ganze Zeit über schreibt Trebitsch an Urquijo seine Wünsche und man kann aus deren Erfüllung bzw. Nichterfüllung, aufgrund der Insistenz von Trebitsch und aufgrund des manchmal nahezu fordernden, ja gelegentlich ungeduldig klingenden Tones von Trebitsch schließen, dass Urquijo zunehmend unwilliger wurde, Trebitschs Wünsche zu erfüllen.[60] Der Kontakt zwischen den beiden bricht ungefähr zu dem Zeitpunkt ab,

zu den Menschen des Landes eine intensivere, zu seinen Gesprächspartnern und zu den ethnographisch interessanten Gegenständen und Beobachtungen (man vergleiche die Behandlung des Ackerinstrumentes »laya« bei beiden Autoren). Im Gegensatz zu Humboldt hat man bei Trebitsch den Eindruck, er würde seine Ethnologie durch teilnehmende Beobachtung wachsen und entstehen lassen, wohingegen Humboldt nicht nur eine eigene Theorie der Anthropologie entwickelt hatte, sondern das Land bereits mit enormem Vorwissen betreten hat. Trebitsch muss man demnach ankreiden, dass er sich mit der vorhandenen baskologischen Literatur des 19. Jahrhunderts nicht beschäftigt hat.

58 Urquijo (wie Anm. 37).

59 Urquijo (wie Anm. 32). Es ist davon auszugehen, dass auch Georges Lacombe, ebenfalls von Schuchardt im Vorfeld kontaktiert, im Rahmen seiner Möglichkeiten Trebitsch hilfreich war, so jedenfalls geht es auch aus einem Brief von HS and JdU vom 3. August 1913 hervor. Doch ist der Briefwechsel Schuchardt – Lacombe erst in Ausarbeitung.

60 Es ist ein Detail am Rande, dass Trebitsch Urquijo in einem Brief vom Oktober 1913 eine Ehrung durch das Wiener Ministerium in Aussicht stellt. Es dürfte dies etwa mit der Verleihung der Franz-Josephs-Medaille an Trebitsch zusammenfallen. Jedenfalls scheint er Urquijo hier über dessen persönliche Eitelkeit motivieren zu wollen. Ob Trebitsch diesen Punkt gezielt erfand, oder ob tatsächlich ein derartiges Ansinnen im Raume stand, wissen wir nicht. Es kam jedenfalls nie zu einer solchen Verleihung.

als Trebitsch von Lacombe die kritische Besprechung durch Urquijo in der »Revista«[61] erhält.

Ob dieser Tätigkeit von Trebitsch ein echter Plan zum Aufbau der Sammlung zugrundelag, wissen wir nicht. Aufgrund der Kenntnis der Arbeit von Stoll[62] könnte es einen solchen Plan durchaus gegeben haben, doch nach den bekannten Listen dürfte auch hier ziemlich unsystematisch vorgegangen worden sein. In mancher Hinsicht wurde Trebitsch auch zum verlängerten Arm von Michael Haberlandt, dem damaligen Direktor des Wiener Volkskundemuseums, denn des öfteren beruft er sich in den Briefen bei der Begründung seiner Wünsche auf diesen.[63] Laut »Zeitschrift für österreichische Volkskunde« (Bd. 19 aus 1913 und Bd. 20 aus 1914) hat es in den Jahren 1913/1914 am Volkskundemuseum in Wien eine Sonderausstellung der baskischen Sammlung gegeben, über die aber keine Details bekannt sind. Die baskische Sammlung des Museums scheint damals[64] aus 412 Stücken bestanden zu haben; dazu gehörten auch Fotografien und Abbildungen, von denen heute offenbar jede Spur fehlt (pers. Mitt. M. Beitl und H. Justnik).

Was wir an Systematik jedenfalls kennen, ist das Typoskript eines Vortrags mit dem Titel »Ethnographisches aus dem Baskenlande«[65], den er (wahrscheinlich 1913) im Volkskundeverein gehalten hat[66]: Auch in diesem hält er sich mit wissenschaftlichen Beobachtungen und Generalisierungen sehr zurück und geht über eine recht positivistisch anmutende Objektpräsentation kaum hinaus.[67] An nur wenigen Stellen gibt es darin Anmerkungen zu Überlappungen von Gegenständen innerhalb eines gesamt- oder alteuropäischen Verbreitungsraumes, doch klebt Trebitschs sehr deskriptiver Ansatz insgesamt stark am Gegenstand, an dessen Funktion, Form und Ornamentik. Er scheint sich so gut wie gar nicht für etablierte Zusammenhänge und Besonderheiten sonstiger analytischer Natur zu interessieren. An jenem kulturellen und intellektuellen Leben,

61 Urquijo (wie Anm. 32).

62 Stoll (wie Anm. 53).

63 Es ist allerdings durchaus denkbar, dass Trebitsch den Namen Haberlandt in diesen Briefen vorschiebt, um damit die Verantwortung für die umfangreichen Aufträge etwas abzuwälzen.

64 Zeitschrift für österreichische Volkskunde, 20, 1914, S. 76.

65 Trebitsch (wie Anm. 45).

66 Wir sind über den Vortrag aus dem Brief Nr. 12 vom 25. November 1913 an JdU unterrichtet.

67 Offenbar hat Trebitsch auch einige Stücke Volksmusik in seinen Vortrag eingebaut. Seine ethnomusikalischen Anmerkungen sind aber relativ kurz.

welches das Wien dieser Jahre späterhin im 20. Jahrhundert so nachhaltig berühmt machen sollte, scheint Trebitsch nicht partizipiert zu haben. Jedenfalls sind in seinem schmalen Œuvre von interpretatorischen und analytischen Ansätzen dieser Art keinerlei Spuren zu bemerken.[68]

In den meisten Briefen ist nach der Reise immer wieder von einem größeren Manuskript unter dem Titel »Zur Volkskunde der Basken« die Rede. Trebitsch stellt dessen Erscheinen mehrfach als Supplementheft der »Zeitschrift für österreichische Volkskunde« in Aussicht, doch ist vom Verbleib einer solchen Arbeit nichts weiter bekannt. Es deutet einiges darauf hin, dass die »Beiträge zur baskischen Volkskunde«, eine 21-seitige Handschrift[69], der Beginn zu dieser Studie sein könnten und dass die eigentliche Arbeit zu keinem Zeitpunkt weiter gediehen war.[70] Dieses Arbeitsfragment trägt den Untertitel »Erläuterungen zur baskischen Sammlung des k.k. Museums für österreichische Volkskunde in Wien«. Eine genuine Fragestellung ist den »Beiträgen« nicht zu entnehmen. Die Aufstellung der »Einflüsse in den Culturgütern des Baskenlandes« auf Seite 2 lässt eine Ausrichtung erwarten, die dann nicht eingelöst wird: Es handelt sich um eine nach Sachgebieten geordnete Beschreibung ausgewählter Gegenstände, aus der kaum mehr das anfangs skizzierte Skelett zu erkennen ist.

Die ethnologische Baskensammlung von Trebitsch wird jetzt erst im Detail von wissenschaftlichen Mitarbeitern des Museums gesichtet, neu katalogisiert und bewertet (pers. Mitt. M. Beitl).[71] Dem Ergebnis kann hier mangels Information nicht vorgegriffen werden. Die Stimmen der Zeitgenossen von Trebitsch waren der Sammlung gegenüber allerdings sehr kritisch. Kadlec[72] schreibt: »Hugo Schuchardt aus Graz riet Haberlandt ab, die Sammlung Trebitsch zu erwerben.« Die Quelle dieser Behauptung wird zwar von Kadlec nicht genannt, auch ist im Volkskunde-

68 Das traditionelle Kunstverständnis von Trebitsch dürfte nicht sehr entwickelt gewesen sein. Man vergegenwärtige sich den fast begeisterten Ton, in dem er einige Kunstwerke in Loyola beschreibt, die uns heute eher geschmacklos anmuten, aber auch die häufige Verwechslung von spanischem Kirchenbarock mit Renaissance im selben Manuskript. Solche Aspekte kongruieren mit dem Kunstgeschmack in der Auswahl von aquarellierten Postkarten mit Wienansichten für seine Korrespondenzen.

69 Rudolf Trebitsch: Beiträge zur baskischen Volkskunde. Museum für Volkskunde, Wien. Ms, 21 S, 1914.

70 In dem Manuskript fehlt leider aus dem allgemeinen Einleitungsteil ein Blatt (zwei Seiten). Vielleicht hätte dieses mehr über die geplante Ausrichtung aussagen können.

71 Eine frühere Liste der Bestände in Erich Kadlec: Dr. Rudolf Trebitsch. 1876–1918. Seine Sammlung im österr. Volkskundemuseum. Abschlußarbeit zu einer Vorlesung, Universität Wien s.d., ist meines Erachtens fehlerhaft.

museum der Verbleib der Briefe Schuchardts an Haberlandt unbekannt (pers. Mitt. M. Beitl), doch besteht aufgrund eines Schreibens Haberlandts an Schuchardt kein Zweifel, dass Schuchardt (wie eben auch Haberlandt selbst) dieser Meinung war[73].

Brief 4305; Postkarte, Handschrift MH an HS;
Ort: Wien; Datum: 20. November 1920

20/IX
Hochverehrter Herr Hofrat!
Vielen herzlichen Dank für Ihren freundl. ausführlichen Brief in Sachen der Baskensammlung unseres verstorb. Freundes R. Trebitsch. Ich bin bei der Analyse der Sammlung schon bald nach ihrem Einlangen zu der gleichen Ansicht gekommen, daß sich im bask. materiellen Kulturbesitz kaum ein Stück findet, das sich nicht auch sonst unter der europäischen Gebirgsbevölkerung, namentlich unter solcher romanischer Zunge nachweisen liesse. Näheres mitzuteilen behalte ich mir vor, ich wollte Ihnen nur zuerst für Ihr gütiges Interesse und Ihre freundlichen Zeilen danken.
In größter Verehrung
Ihr
M. Haberlandt

Es besteht Grund, auch Trebitschs fachliche Qualifikation in seiner eigentlichen Disziplin der Volkskunde zu hinterfragen. Die Schwierigkeiten rund um seine akademische Ausbildung wurden schon erwähnt. Dazu kommt eine sich in der folgenden Korrespondenz offenbarende, im Grunde verblüffende Unkenntnis der klassischen europäischen Literatur über Fischerei, die gerade bei jemandem, der über Boote promoviert hat, umso erstaunlicher wirkt: Trebitsch erkundigt sich bei Schuchardt einige Male nach einschlägigen Autoren.[74]

72 Ebd.; die Seminararbeit von Erich Kadlec wurde mir von F. Grieshofer zur Verfügung gestellt. Sie enthält einige sehr brauchbare Informationen und Zusammenstellungen, an deren Korrektheit nicht gezweifelt werden soll, deren Quellen aber nicht ganz nachvollziehbar sind. Sie scheint sich u.a. auf Unterlagen zu beziehen, deren Verbleib heute nicht klar ist.

73 Vgl. Hugo-Schuchardt-Archiv, http://schuchardt.uni-graz.at.

74 Vgl. unten die Briefe 14 und 15 RT an HS vom 7. bzw. 10. Dezember 1914.

Trebitsch wurde als ein Gönner des Vereins und des Wiener Museums für Volkskunde gesehen, als Stifter, seine Munifizenz wurde gelobt, er wurde Ausschussrat im Verein, und für ihn wurde eine Auszeichnung beantragt, die er 1914 auch erhielt: das Ritterkreuz des Franz-Josephs-Ordens. Aus diesen Gründen wurde ihm auch eine (wegen seiner jüdischen Abstammung) 1940 wieder entfernte Gedenktafel gesetzt. Ob ihm aber tatsächlich Wertschätzung entgegengebracht wurde, wissen wir nicht. Es ist zu bezweifeln.

4. Trebitsch an Schuchardt: Editorisches

Die Korrespondenz mit Trebitsch gehört sicher nicht zu den wissenschaftlich interessanteren Briefwechseln aus dem Nachlass Schuchardts.[75] Es wird darin kein inhaltliches Thema wirklich problematisiert oder diskutiert, es geht vielmehr um Organisatorisches und Mitteilungen. Offenbar hat Trebitsch Schuchardt ein paar Mal in dessen Villa in Graz besucht, und es ist zu hoffen, dass bei dieser Gelegenheit stärker inhaltlich bezogene Gespräche stattgefunden haben.

Der Briefwechsel beginnt, weil Trebitsch im Phonogrammarchiv darauf hingewiesen wurde, dass Schuchardt unter anderem Spezialist für keltische Sprachen war. In der Tat hatte Schuchardt bereits 1875 eine Reise nach Wales unternommen und in den Folgejahren, insbesondere bis zu seinem Sammelband »Romanisches und Keltisches«[76] immer wieder zum Thema publiziert. Darauf gründet auch sein einschlägiger Ruf in der Wiener Akademie der Wissenschaften. Trebitsch berichtet über diese Reise in einer Veröffentlichung der Akademie aus dem Jahre 1908. Der erste Brief an Schuchardt stammt aus 1907 und steht isoliert, denn erst fünf Jahre später, mit Beginn der baskischen Interessen, hat Trebitsch Ende 1912 den brieflichen Kontakt wiederaufgenommen.

Schuchardt spielt für Trebitschs Baskenreise insofern eine wichtige Rolle, als er ihn wärmstens an Julio de Urquijo und Georges Lacombe empfiehlt, wahrscheinlich aber auch an Telesforo de Aranzadi, damals

75 Zu den Rahmenbedingungen der Aufarbeitung des epistolarischen Nachlasses von Hugo Schuchardt und deren wissenschafts- und geistesgeschichtliche Einordnung vgl. Hurch (Bernhard Hurch: Ein Netzwerk des Wissens. Einige Voraussetzungen zur Profilierung der Philologie. In: Christoph König (Hg.): Das Potential europäischer Philologien. Göttingen, im Druck). Innerhalb dieses Projektes spielt der Briefwechsel mit Trebitsch natürlich eine randständige Rolle.

76 Hugo Schuchardt: Romanisches und Keltisches. Berlin 1886 (Brevier/Archiv 185).

Inhaber des Lehrstuhls für Anthropologie in Barcelona. Insbesondere ersterer ebnet ihm im Prinzip nicht nur die Reise durchs Baskenland, sondern leistet auch allerlei praktische Hilfestellung.[77]

Insgesamt bekommt der briefliche Kontakt zwischen Trebitsch und Schuchardt aber nie eine persönliche Note. Man erahnt, dass Schuchardt, der gerade in diesem Jahrzehnt sehr stark den epistolarischen Kontakt zu der ihm folgenden Forschergeneration sucht,[78] Trebitsch gegenüber doch relativ distanziert bleibt. Schuchardt erwähnt zwar in späteren Publikationen noch die Existenz der Phonogramme, etwa in der Rezension von Urtel (Brief 22[79]), aber es ist nicht davon auszugehen, dass er sich für diese nachhaltig interessiert hat.

Immerhin gut die Hälfte der Korrespondenzstücke stammt aus der Zeit des Ersten Weltkriegs. Sehr klar stellt sich dabei heraus, dass keiner der beiden Briefpartner in die Reihe der Kriegsgegner zu zählen ist. Trebitsch wünscht sich bei seiner Einberufung zum Kriegseinsatz eine *zahme* Verwendung (Brief Nr. 14, vgl. auch 18 und 19) möglichst im Heimatland, um seinen Studien nachgehen zu können. Diese Hoffnung wird ihm auch erfüllt, doch kommen die baskischen Studien trotzdem nicht zu ihrem Abschluss.

77 Der Briefwechsel Schuchardt – Urquijo (Hurch, Kerejeta [wie Anm. 17]) referiert an zahlreichen Stellen auf Trebitsch, auch während dessen Reise. Zum Briefwechsel mit Lacombe schreibt bislang nur Brettschneider (Günter Brettschneider: Towards a history of Basque linguistics. The correspondence between Hugo Schuchardt and Georges Lacombe, in: J.L. Melena, ed., Symbolae Ludovico Mitxelena Septuagenario Oblatae. Vitoria 1985, S. 1111–1118), für den die Episode Trebitsch allerdings viel zu marginal ist. Im Rahmen des Grazer Schuchardt-Archiv-Projektes steht die publizistische Aufarbeitung der Lacombe-Korrespondenz (inklusive der Gegenbriefe aus der Bibliothek von Euskaltzaindia) noch bevor, doch bestätigt sich dieses gleiche Bild aufgrund einer Erstlektüre.

78 Vgl. eben die ausführlichen, jeweils einige hundert Stücke umfassenden epistolarischen Beziehungen zu Urquijo und Lacombe, aber auch zu Leo Spitzer, Jakob Jud und anderen. Gemeinsam ist diesen Briefwechseln, dass sie von Schuchardts Seite als eine Art Lebensgespräch mit der wissenschaftlichen Folgegeneration geführt wurden, mit zahlreichen Rückblicken und auch wissenschaftshistorischen Details.

79 Vgl. Hugo Schuchardt: Hermann Urtel. Zum Iberischen in Südfrankreich, in: Literaturblatt für germanische und romanische Philologie, 39, 1918, S. 44.

Editorische Anmerkungen

Die Originale der Briefe Trebitschs an Schuchardt liegen im Nachlass Hugo Schuchardt der Universitätsbibliothek Graz. Es sind insgesamt 22 von Trebitsch an Schuchardt gerichtete Schriftstücke vorhanden. Scankopien der Originale werden im Hugo-Schuchardt-Archiv angeboten.[80] Die Gegenbriefe von Schuchardt an Trebitsch scheinen nicht erhalten zu sein.

Die Handschrift wechselt zwischen deutschen und lateinischen Zeichen und hält sich dabei an die damals üblichen Konventionen. Bemerkenswerterweise variiert Trebitsch aber auch seine Orthographie je nach Schrifttypus: so handschriftlich »Hofrath« (latein), maschinschriftlich »Hofrat«.

Zur Transkription:

- Die laufende Nummer zählt die Briefe in chronologischer Abfolge, die Inventarnummer der Universität Graz bezieht sich auf die nach Wolf[81] vergebene Nummer, nach der ein jeweiliges Schriftstück in der dortigen Nachlass-Sammlung im Nachlass Hugo Schuchardt geordnet ist.
- Kursivschrift gibt den Wechsel von deutscher zu lateinischer Schreibschrift an, Hervorhebungen sind in Fettdruck gesetzt.

Trebitsch verwendet einige Male Postkarten für kürzere Mitteilungen. Diese entstammen alle der gleichen Serie aquarellierter Ansichten Wiens und lassen auf einen äußerst konservativen Kunstgeschmack des Schreibers schließen.

5. Trebitsch an Schuchardt: Briefe

Lfd.Nr.-UBG Inv.Nr. 1-11759
Brief, Handschrift RT

Wien, 23/IV. 07
Sehr geehrter Herr *Hofrath*!
Im Auftrage der *Kais. Akademie der Wissenschaften* soll ich in diesem Sommer *Wales* und *Irland* bereisen um dort *phonographische* Aufnahmen der

80 http://schuchardt.uni-graz.at.
81 Michaela Wolf: Hugo Schuchardt Nachlaß. Graz 1993.

cymrischen (*Keltischen*) Sprache zu machen.[82] Das *Phonogrammarchiv* hat mich beauftragt, mich an Sie geehrter Herr Hofrath wegen Einholung entsprechender *Informationen* zu wenden. (Ich habe, nebenbei bemerkt im Sommer 1906 eine *Forschungsreise* nach *Westgrönland* gewagt und dort unter anderm 70 wohlgelungene *phonographische Platten mit Eskimogesängen und -Erzählungen* versehen und glücklich nach *Wien* gebracht.)[83]
Ich möchte Sie nun bitten, mir folgende Fragen zu beantworten:
1.) Welche Orte wären in *Wales* zu diesem Zwecke aufzusuchen
2.) Welche *Lieder* oder Erzählungen gibt es, die sich für diesen Zweck eignen
3.) Wie verschafft man sich einen *Dolmetsch* und wer sollte das am besten sein, vielleicht ein Lehrer, da ich des Cymrischen nicht mächtig bin, ebenso wie ich des *Grönländischen* nicht mächtig war?
4.) Was gibt es an Literatur die sich auf dieses Thema bezieht und die ich durchlesen müßte.
5.) Vielleicht könnten mir Herr *Hofrath* die betreffenden Fragen auch in bezug auf *Irland* beantworten?
Ich habe bereits Ihre *Essay-Sammlung Keltisches und Romanisches* mit großem Vergnügen gelesen.[84] Ich sollte bei der Gelegenheit in diesen Gegenden auch für das *naturhist. Hofmuseum* ethnographisch sammeln. Und bitte, gibt es jetzt auch diese festlichen Veranstaltungen in *Wales,* bei denen getanzt wird, die ich übrigens gerne mit einem *Kinematographen,* den ich mitnehmen würde, festhalten könnte?[85]
Bitte die Belästigung zu entschuldigen, aber Herr *Hofrath* wurden mir als der beste Fachmann in dieser Sache empfohlen.
Im vorhinein bestens dankend
Ihr ganz ergebener
Dr Rudolf Trebitsch
Wien VIII. Trautsohngasse 2.

82 Resultat dieser Reise wird sein: Trebitsch (wie Anm. 8).
83 Diese Aufnahmen sind im Phonogrammarchiv der Österreichischen Akademie der Wissenschaften inventarisiert und wurden neuerdings in digitalisierter Form ediert. Der Reisebericht ist als Rudolf Trebitsch: Bei den Eskimos in Westgrönland, Berlin 1910, erschienen.
84 Der Titel lautet umgekehrt: Romanisches und Keltisches, Schuchardt (wie Anm. 76).
85 Kinematographische Aufzeichnungen sind nicht bekannt.

Lfd.Nr.-UBG Inv.Nr. 2-11760
Brief, Handschrift RT
Ort Judendorf

---

den 28 Nov. 12
Sehr geehrter Herr *Hofrath*!
Von Ihrer freundlichen Erlaubnis Gebrauch machend, bitte ich Sie, mich morgen (Freitag) gütigst gegen 6^{h} abends empfangen zu wollen. In der Hofnung, daß Herr Hofrat einverstanden sind,
Ihr ganz ergebener
D^r Rudolf Trebitsch
dz. Judendorf b. Dr. Feiler.
Im Falle es convenieren sollte, bedarf es keiner Antwort.

Lfd.Nr.-UBG Inv.Nr. 3-11761
Brief, Maschinschrift

Wien, 31. Mai 1913.
Sehr geehrter Herr Hofrat!
Auf meinen seinerzeitigen Besuch bei Ihnen Bezug nehmend, erlaube ich mir, Sie Folgendes zu fragen:
Welche Orte sind im Baskenlande aufzusuchen, damit es mir sicher gelinge, die vier oder fünf dort bestehenden Dialekte phonographisch aufzunehmen?
Ist es Herrn Hofrat vielleicht bekannt, welche Leute mir dabei als Dolmetsche zur Seite stehen könnten, da ich nur des Französischen und Spanischen, nicht aber des Baskischen mächtig bin? Ist es dabei am besten, irgendwelche Texte zu wählen und welche wären es?
Auf eine baldige Antwort hoffend, im voraus bestens dankend,
Ihr ganz ergebener
D^r Rudolf Trebitsch
D^r med et phil.

Lfd.Nr.-UBG Inv.Nr. 4-11762
Brief, Maschinschrift

Wien, 26. Juni 1913.
Sehr geehrter Herr Hofrat!
Der Vorstand des Phonogramm-Archivs, Herr Hofrat Exner, sowie auch ich, wir würden uns sehr freuen, wenn Sie gütigst die philologische Bearbeitung meiner baskischen Phonogramme übernehmen wollten. Die phonographischen Platten aus dem Baskenlande werden voraussichtlich in Wien, im Phonogramm-Archiv, anfangs, oder spätestens Mitte Oktober dieses Jahres zur Verfügung stehen. Da Herr Hofrat einer der wenigen Linguisten sind, die sich auf das Baskische verstehen, so wäre es wohl sehr erwünscht, wenn Sie auf dieses Ansuchen eingehen wollten.
In der Hoffnung, auf eine baldige Antwort, mit bester Empfehlung
Ihr ganz ergebener
Dr Rudolf Trebitsch

Lfd.Nr.-UBG Inv.Nr. 5-11763
Ansichtskarte, Sara (Vue générale), Handschrift RT
Ort Sara

19. Juli 13
Lieber Herr Hofrath!
Besten Dank für den ausgezeichneten Führer *Julio de Urquijo*, den Sie mir da empfohlen haben. Er hat mich heute bereits in mein Arbeitsgebiet geführt. Beste Empfehlung
Dr Rudolf Trebitsch

Lfd.Nr.-UBG Inv.Nr. 6-11764
Ansichtskarte, Bilbao (Estación de Achuri), Handschrift RT
Ort Bilbao

18 Aug 13
Sehr geehrter Herr *Hofrath*!
Wir sind mitten in der *phonographischen* Arbeit und so fleißig, daß wir nicht einmal die hier stattfindenden *Stierkämpfe* besuchen. Empfehlungen
Dr Rudolf Trebitsch

[S.P. Por las razones arriba dichas no le escribo ahora largamente. Dispénseme. Suyo affmo a. J. de U.]

Lfd.Nr.-UBG Inv.Nr. 7-11765
Ansichtskarte, Cambo (»Arnaga«, Maison d'Edmond Rostand), Handschrift RT
Ort Cambo les Bains

---

6 Sept. 13
Sehr geehrter Herr Hofrath!
In angestrengter Arbeit haben wir gestern unsere phonographische Aufgabe zu Ende geführt. Infolge dessen harren ca 60 phonogr. Platten Ihrer. Mit besten Empfehlungen
Dr Rudolf Trebitsch
[Julio de Urquijo][86]

Lfd.Nr.-UBG Inv.Nr. 8-11766
Ansichtskarte Wien (Panorama), Handschrift RT
Ort Wien
Datum 2710.1913

Montag
Sehr geehrter Herr *Hofrath*!
Mittwoch treffe ich in Graz *Hotel Elefant* für ca eine Woche ein. Bitte einen Tag u. Stunde zu bestimmen, wann ich mit Herrn *Hofr.* auf 1–2 Stunden über meine bask. Reise sprechen könnte. Mit besten Empfehlungen
Dr Rudolf Trebitsch

86 Bezeichnenderweise schreibt RT drei Mal aus dem Baskenland an HS, jeweils im Beisein von JdU.

Lfd.Nr.-UBG Inv.Nr. 9-11767
Brief, Maschinschrift

Wien, 29. Dezember 1913.
Sehr geehrter Herr Hofrat!
Von der Lera[87] habe ich ein kleines hölzernes Modell mitgebracht. Eine vollkommen befriedigende Photographie oder Skizze dieses Objektes ist mir jedoch auch nicht bekannt, aber es wird sich eine solche nahezu sicher in meiner bevorstehenden Abhandlung »Zur Volkskunde der Basken« finden. Ihrem Züricher Freunde kann ich also einstweilen auch noch nicht helfen; vielleicht kann er sich bis zum Erscheinen meiner Abhandlung gedulden.
Mit bester Empfehlung und innigen Glückwünschen zum neuen Jahre, bin ich
Ihr ganz ergebener
Dr Rudolf Trebitsch

Lfd.Nr.-UBG Inv.Nr. 10-11768
Brief, Maschinschrift

Wien, 5. Mai 1914.
Sehr geehrter Herr Hofrat!
Während meiner spanischen Reise, die ich vom 15. März bis zum 30. April dieses Jahres gemacht habe, ist etwas furchtbares geschehen. Herr Hofrat Professor Exner hat mir am 23. März mein Schreibmaschinen-Manuskript über die phonographische Ausbeute im Baskenlande[88] nach Granada nachgeschickt ---- und bis zum heutigen Tage ist dieses unglückselige Schriftstück nicht in meine Hände gelangt. Auf dem Postamt in Wien, wo mein Werk aufgegeben wurde, versicherte man mir, dass es mindestens 2 Monate dauern würde, bevor es von Spanien aus wieder in meinen Besitz gelangen könnte. Nun wage ich es, im Verein mit Herrn Hofrat Exner, Sie, sehr geehrter Herr Hofrat, vielmals zu bitten, ein zweites Exemplar, welches ich Gott sei Dank besitze, gütigst durchzusehen und mit denselben Bemerkungen auszustatten, wie das erste

87 Es handelt sich dabei wahrscheinlich um einen der drei in den Beständen des Volkskundemuseums unter 33.377 – 33.379 inventarisierten Gegenstände, also das Modell eines Karrens oder Schlittens.

88 Dieses erscheint als Trebitsch (wie Anm. 10).

seinerzeit. Ich bitte vielmals um Entschuldigung, wegen dieser grossen Belästigung, aber in unserer Verzweiflung wissen wir uns keinen andern Rat.
In der Hoffnung, keine Fehlbitte zu tun, wo es sich doch um eine gute Sache Ihrer Wissenschaft handelt, bleibe ich
Ihr ganz ergebener
Dr Rudolf Trebitsch

P.S. Bitte um baldigste Antwort, damit ich dann sofort mein Manuskript einsenden könne. Das Warten auf die eventuelle Rücksendung des Manuskripts aus Spanien hätte auch den grossen Nachteil, dass man damit in die Sommerferien hineinkäme und sich die ganze Affäre dadurch ungeheuer in die Länge ziehen würde.

Lfd.Nr.-UBG Inv.Nr. 11-11769
Brief, Maschinschrift

Wien, 23. Mai 1914.
Sehr geehrter Herr Hofrat!
Vor allem meinen herzlichsten Glückwunsch anlässlich Ihres 50jährigen Doktorjubiläums.[89]
Anbei erlaube ich mir, die Korrekturen meiner phonographischen Abhandlung zu übersenden und bitte Sie, sehr geehrter Herr Hofrat, noch einmal eine Durchsicht dieses Schriftchens gütigst vorzunehmen. Aber außerdem ersuche ich Sie inständigst, davon Abstand zu nehmen, dass Herr Lacombe oder Herr v. Urquijo die Abhandlung durchschauen soll, weil das eine enorme Verzögerung der Drucklegung zur Folge hätte und ich überdies für die Richtigkeit der Eigennamen nahezu garantieren kann. Im schlimmsten Falle wäre es glaube ich kein grosses Malheur, wenn einmal in irgend einem Eigennamen beispielsweise ein a statt eines o angewendet wäre und um gröbere Verstösse könnte es sich kaum handeln. Bitte, mir dann freundlichst diese Druckbogen wieder zurückzusenden, damit ich sie dann der Druckerei zukommen lassen kann.
Mit ausgezeichneter Hochachtung und bestem Dank im voraus
Ihr ganz ergebener
Dr Rudolf Trebitsch

89 HS hatte 1864 an der Universität Bonn mit einer berühmten Dissertation »Über den Vokalismus des Vulgärlateins« promoviert.

Lfd.Nr.-UBG Inv.Nr. 12-11770
Ansichtskarte, Wien (Praterbaum, A. Filkuka pinx.)
Ort Wien

---

26. Mai 14.
Sehr geehrter Herr *Hofrath!*
Die Namen *Policarpo Iturribi* u.s.w. wurden mir thatsächlich so angegeben. Heute schicke ich die Druckbogen an Herrn Lacombe.[90]
Mit Grüßen
Dr Rudolf Trebitsch

Lfd.Nr.-UBG Inv.Nr. 13-11771
Ansichtskarte, Wien (Cobenzl, Schloßhotel), Handschrift RT
Ort Wien

---

10. Juni 14
Sehr geehrter Herr *Hofrath*!
Am 25. *Mai* habe ich Herrn *Lacombe* die Druckbögen der phon. Abhandlung geschickt u. heute erst zurückbekommen.
Mit bester Empfehlung
Dr Rudolf Trebitsch

Lfd.Nr.-UBG Inv.Nr. 14-11772
Brief, Maschinschrift (Papier geprägt K.u.K. Kriegsministerium • 10 Heller • Kriegs-Fürsorgeamt)

Wien, 7. Dezember 1914.
Sehr geehrter Herr Hofrat!
Die aus dem Baskenlande heimgebrachte Sammlung hat nun dazu geführt, dass ich an einer grösseren Abhandlung »Zur Volkskunde der Basken« arbeite. Diese Monographie wird als Supplement-Heft der Zeitschrift für österr. Volkskunde erscheinen.[91]

90 HS war für die Genauigkeit im Detail bekannt und hat sich in diesem Punkte doch durchgesetzt: Fehler in Kauf zu nehmen, wie RT dies im vorangegangenen Brief vorgeschlagen hat, lag HS fern. Die fachliche Autorität Lacombes in baskologischen Fragen war für HS unzweifelhaft.

Ich möchte Sie nun in zwei Punkten um Ihre bewährte Hilfe bitten:
1.) Was kennen Sie an Literatur über Fischereigeräte (Netze, Reusen, Angelhaken und Hummerfangkörbe). Ich wäre sehr froh, wenn es mir vergönnt wäre, Ihre Fischereigerätsammlung zu sehen, bevor ich diesen Abschnitt in Angriff nehme.[92]
2.) Ich will, um der Richtung »Wörter und Sachen« gerecht zu werden, bei der Besprechung der Objekte deren baskische Namen anführen.[93] Deshalb wäre ich Ihnen sehr verbunden, wenn Sie mir das jetzt eingeführte baskische Alphabet gütigst mitteilen wollten; denn ich weiss, dass in letzter Zeit die Schreibweise der einzelnen Laute, so des sch, des tsch, des ch und dgl. mehr, eine Reform erfahren hat.[94] Ich werde natürlich nicht ermangeln, in der Abhandlung auf Ihre gütige Unterstützung hinzuweisen. Hoffentlich gelingt es mir, diese Studie interessant und lehrreich zu gestalten, umsomehr als die bereits vorliegenden Illustrationen in der Wissenschaft bisher ganz unbekannte Dinge darstellen.
Ferner erlaube ich mir die Anfrage, ob Herr Hofrat geneigt wären, jetzt endlich an die philologische Bearbeitung meiner baskischen Phonogramme heranzutreten.[95]

91 Diese Veröffentlichung, von der in der Folge auch noch die Rede sein wird, ist nicht erschienen.

92 Schuchardt hat über viele Jahre hinweg Geräte des Fischfangs gesammelt und für sich ausgestellt. Diese Sammlung, einschließlich seiner Sammlung von Spindeln, Dreschflegeln etc., alles Gegenstände, zu denen HS auch publiziert hat, wurde von der UB Graz dem Volkskundemuseum in Wien übergeben, wo sie unter den Nummern ÖMV/63391–63535 inventarisiert ist. Zum Thema Fischerei, Gerätschaften und Techniken hat Schuchardt auch verschiedentlich publiziert bzw. sein Wissen in die Etymologieforschung eingebracht. Vgl. dazu auch seine exemplarische, wenngleich nicht unumstrittene Etymologie zu frz. trouver, das er aus dem lat. turbare herleitet; die Erklärung verläuft über das Trüben des Wassers als Technik für den Fischfang; aber auch zahlreiche andere Aufsätze aus dem linguistisch-ethnologischen Grenzbereich wie über Sachwortforschung (Dreschflegel, Fischnetzknoten, Kreisel, Tier- und Pflanzennamen u.v.m.), Volkstänze etc.

93 Die »Wörter und Sachen-Diskussion« hatte ja innerhalb der Grazer Sprachwissenschaft zu einem unüberbrückbaren Zerwürfnis zwischen Meringer und Schuchardt geführt. Interessanterweise ist der Meringersche Ansatz in der österreichischen Volkskunde der wesentlich folgenreichere geworden, insbesondere auch durch seine eigenen volkskundlichen Arbeiten und durch die Edition der gleichnamigen Zeitschrift, während Schuchardt andere Teile der Dialektologie (vgl. den »Sach- und Sprachatlas Italiens und der Südschweiz«) und ihrer Schulen mitgeprägt hat.

94 Die Vereinheitlichung der Orthographie sollte erst durch die Baskische Akademie Euskaltzaindia vorgenommen werden; zu den damals gängigen Reformvorschlägen hat HS allerdings an verschiedener Stelle Dissens geäußert (vgl. auch den Briefwechsel mit Urquijo, in: Hurch, Kerejeta [wie Anm. 17]).

Für Ihre Bemühungen im voraus bestens dankend und auf eine baldige Antwort hoffend, mit bester Empfehlung
Ihr ganz ergebener
Dr Rudolf Trebitsch
[Stempel: Dr. Rudolf Trebitsch Wien III, Reisnerstrasse 6]
P.S. Da die Militärbehörde mich zwar als **Arzt** zu Kriegsdiensten heranzuziehen gedenkt, aber gleichzeitig zur Kenntnis genommen hat, dass ich mich seit 8 Jahren von jeder praktischen medizinischen Betätigung zurückgezogen habe, so hoffe ich selbst im Falle einer Einberufung in so zahmer Weise verwendet zu werden, dass es mir möglich sein wird, mich weiterhin der »Volkskunde der Basken« zu widmen. Es ist in diesem Falle sicherlich mein Glück, dass ich nie gedient habe.

Lfd.Nr.-UBG Inv.Nr. 15-11773
Ansichtskarte, Wien (Lilienthalerkirche. Marktgasse), Handschrift RT
Ort Wien

---

10. Dec. 14
III. Reisnerstr. 6
Sehr geehrter Herr *Hofrath*!
Besten Dank für Ihren langen Brief. Bitte mir nur noch genau die Titel der Werke »*Duhamel*«[96] des *historischen Wörterbuchs der span. Fischereigeräthe*[97] u. des Prachtwerkes über *französische Flussfischerei*[98] bekanntzugeben.
Im voraus für Ihre Bemühungen bestens dankend
Ihr ganz ergebener
Dr R Trebitsch

95 HS wird sich der Bearbeitung der Aufnahmen nicht widmen. Die Formulierung dieses Satzes scheint etwas verwunderlich. HSs spätere materialbezogene Veröffentlichungen, vgl. etwa Schuchardt (wie Anm. 44), nehmen ebenfalls nicht auf die Aufnahmen von Trebitsch Bezug, sondern stützen sich auf seine eigenen Notizen von der Baskenreise im Jahre 1887.

96 Henri-Louis Duhamel de Monceau: Traité des peches. (4 Bde.) Paris 1769 ff. Eine dreibändige deutsche Übersetzung erschien bereits 1772–73 in Berlin: Abhandlung von den Fischereyen und Geschichte der Fische.

97 Antonio Sañez Reguart: Diccionario histórico de los artes de la pesca nacional. Madrid 1795.

98 Dieses Werk konnte nicht ausfindig gemacht werden.

Zur gefälligen Kenntnisnahme möchte ich noch mitteilen, daß zu jedem meiner baskischen Phonogramme eine exacte Übersetzung ins Französische oder Spanische vorliegt.[99]

Lfd.Nr.-UBG Inv.Nr. 16-11774
Brief, Maschinschrift

Wien, 12. Dezember 1914
Sehr geehrter Herr Hofrat!
Vielen Dank für die ausführlichen Literaturangaben. Von Ihrem freundlichen Anerbieten hinsichtlich der Korrekturen und Illustrationen werde ich jedenfalls seinerzeit Gebrauch machen.
Was die Couvade betrifft, so geht mein Eindruck, den ich aus der Literatur, bei gründlichster Kritik und aus Besprechungen an Ort und Stelle empfangen habe, dahin, dass es eine solche bei den Basken nie gegeben hat und auch jetzt nicht gibt;[100] vielmehr glaube ich, handelt es sich da um ein Missverständnis und es scheint mir, dass diese Sitte in der nahegelegenen Provinz Béarn existiert habe. Ich dürfte übrigens in meiner bevorstehenden Monographie auf dieses Thema ausführlich zurückkommen.
Mit den besten Empfehlungen und nachmals heissem Dank
Ihr ganz ergebener
Dr Rudolf Trebitsch

99 Die Transkriptionen wurden von den baskischen Gewährsleuten gemacht, ebenso die Übersetzungen. Somit hatte Trebitsch äußerst renommierte »Mitarbeiter«, allen voran Julio de Urquijo, George Lacombe, Pierre Broussain, Resurrección María de Azkue, Gregorio de Múgica, Gabriel Roby. Mit Ausnahme von Roby waren alle namhaft philologisch tätig und mit HS in Kontakt.

100 HS hatte sich bereits 1912 sehr skeptisch zum Thema der Couvade bei den Basken ausgesprochen: »La Couvade chez les Basques ne cesse pas de se couver elle-même«, in Hugo Schuchardt: La »Couvade« chez les Basques, in: RIEV, 6, S. 284 (Brevier/Archiv Nr. 638).

101 Datum in Briefkopf und auf Karte stimmen nicht überein.

102 Es muss sich hierbei um das Blatt Hugo Schuchardt: An die Portugiesen, 1915 (Brevier/Archiv Nr. 674), handeln.

Lfd.Nr.-UBG Inv.Nr. 17-11775
Ansichtskarte, Wien (Heiligenkreuzerhof), Handschrift RT
Ort Wien
Datum 11. Jänner 1915[101]

15/I. 15.
Sehr geehrter Herr *Hofrath*!
Besten Dank für Ihr reizendes Gedicht, das mir ganz aus der Seele geschrieben ist.[102]
Mit bester Empfehlung
Ihr
Dr Rudolf Trebitsch

Lfd.Nr.-UBG Inv.Nr. 18-11776
Postkarte, Handschrift RT

Wien, 26/IV. 15.
Sehr geehrter Herr *Hofrath*!
Besten Dank für Ihr hochinteressantes Separatum, das ich soeben gelesen habe.[103]
Ich bin nun nach Wien transferiert u. werde hoffentlich auf Kriegsdauer hier bleiben können. So könnte ich auch in meiner Wissenschaft weiter arbeiten.
Bitte eine Frage: Hängt der Name *»Eibar«* (d.i. eine Stadt im *Baskenland*) mit dem *Volk der »Iberer«* zusammen?[104]
Beste Empfehlungen
Dr R Trebitsch

103 Wahrscheinlich hat ihm HS ein Separatum seines »Baskisch = Iberisch oder = Ligurisch?« aus den Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien zugeschickt; HS verteidigt hier wieder die Vasko-iberische Hypothese (Hugo Schuchardt, Baskisch = Iberisch oder =Ligurisch?, in: Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, 45, S. 109–124, Brevier/Archiv 679).

104 Die Antwort Schuchardts kennen wir leider nicht. Den Namen der Stadt Eibar mit den Iberern in Verbindung zu bringen, fällt unter Volksetymologie. Der Ort wurde 1346 von Alfons XI als Villanueva de San Andrés gegründet und erhielt immer wieder einen Zusatz, der wohl älter ist und nach Gregorio de Múgica variieren kann zwischen Ehibar, Heybar, Heibar, Eybar, Heivar. Der zweite Teil des Wortes Eibar ist wohl auf bask. »ibar« (»Tal«) zurückzuführen, das ganze Wort eventuell auf »Ego – ibar« (»Tal des Ego«).

Lfd.Nr.-UBG Inv.Nr. 19-11777
Brief, Maschinschrift

Wien, 22. Juni 1915
Sehr geehrter Herr Hofrat!
Glücklicherweise lässt mir meine kriegsdienstliche Verwendung in Wien auch einigermassen Zeit übrig, mich mit meiner Wissenschaft zu beschäftigen. Da habe ich nun in letzter Zeit mich unter anderm auch meinem Lieblingsthema, dem Aberglauben gewidmet. Zu diesem Behufe musste ich einige Werke durchstudieren, wobei mir das »Hakenkreuz« aufgestossen ist. Ich wäre Ihnen sehr verpflichtet, sehr geehrter Herr Hofrat, wenn Sie die Güte hätten, mir den Ausdruck »Svastika« philologisch zu erklären und mich auf etwaige diesbezügliche Quellen zu verweisen.
Im voraus für Ihre Bemühungen bestens dankend, mit besten Empfehlungen
Ihr ganz ergebner
D[r] Rudolf Trebitsch

Lfd.Nr.-UBG Inv.Nr. 20-11778
Ansichtskarte, Semmering (Meierei des Südbahnhotels), Handschrift RT
Ort Semmering

29/VII. 15.
Sehr geehrter Herr *Hofrath*!
Heute habe ich in der NFrPr. von Ihrem **herrlichen** Entschluß gelesen, Ihr neuestes Buch der Kriegsfürsorge zu widmen.[105] Bitte mir gütigst den Verlag zu nennen, damit ich es kaufen kann.
Beste Empfehlungen
D[r] R. Trebitsch
dz:
Hotel Panhans, Semmering

105 Schuchardt setzt auf die Titelseite seiner kleinen Schrift »Aus dem Herzen eines Romanisten« (Graz 1915, Brevier/Archiv Nr. 675) den Zusatz »Der Vollertrag für die Südarmee«. Kriegsfürsorgeorganisationen und Militär waren ja eng miteinander verflochten (Sauermann [wie Anm. 12]), die Schuchardtsche Widmung ist jedenfalls eindeutig. Die Passage, dass Trebitsch diese Zueignung als »herrlichen Entschluß« (Hervorhebung im Original) wertet, steht nicht in Einklang mit der von seinem Bruder Siegfried überbrachten Geschichte, er hätte sich im Herbst 1918 unter dem Eindruck des Kriegselends das Leben genommen (vgl. oben, Kapitel 2.).

Lfd.Nr.-UBG Inv.Nr. 21-11779
Ansichtskarte, An der Burg Persen (Train), Rotes Kreuz Kriegsfürsorgeamt, Handschrift RT
Ort Wien

7/IV. 17
Sehr geehrter Herr *Hofrath*!
Besten Dank für Ihre »*romanischen Benennungen der Milz*«,[106] die ich mit Interesse gelesen habe, trotzdem mir die ganze Sache doch einigermaßen fernliegt.
Beste Empfehlungen
Ihr
D^r R. Trebitsch

Lfd.Nr.-UBG Inv.Nr. 22-11780
Ansichtskarte, Wien (Stephansplatz), Handschrift RT
Ort Wien

4/II. 18
Sehr geehrter Herr *Hofrath*!
Besten Dank für die freundliche Übersendung des *Separatum* (*Hermann Urtel, Zum Iberischen in Südfrankreich*)[107] u. der liebenswürdigen Erwähnung meiner bask. Phonogramme.
Ihr ganz ergebener
D^r R Trebitsch

106 Hugo Schuchardt: Zu den romanischen Benennungen der Milz, in: Sitzungsberichte der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften, 7, 1917, S. 156–170 (Brevier/Archiv Nr. 694).

107 Schuchardt (wie Anm. 79). In Spalte 44 erwähnt HS Trebitschs Baskenveröffentlichung, allerdings ohne weiteren Kommentar.

6. Trebitsch an Urquijo: Editorisches

Julio de Urquijo schied schon in relativ jungem Alter, in seinen frühen 30ern, aus der Politik aus und beschloss, sich den baskischen Studien zu widmen.[108] Da ihm das familiäre Vermögen ein Leben im Wohlstand garantierte, gründete er unter anderem und leitete über Jahrzehnte die »Revista Internacional de Estudios Vascos«. Er gehörte zu den glühenden Verehrern Schuchardts. Die Empfehlung aus Graz war für ihn Grund genug, sich Trebitschens anzunehmen und ihn bestmöglich zu unterstützen. In der Fortdauer der Korrespondenz merkt man aber, dass Urquijos Bereitschaft, die Wünsche von Trebitsch zu erfüllen, immer stärker abnahm. Der Ton, den Trebitsch gegenüber Urquijo verwendet, scheint auch nicht immer adäquat, aber offenbar war Urquijo großmütig genug, sich davon nicht weiter irritieren zu lassen. Trebitsch übermittelt Urquijo gelegentlich nahezu Bestelllisten. Übrigens kümmerte sich Urquijo auch um zahlreiche praktische Organisationsfragen, insbesondere um die Versendung der Objekte nach Wien. Seitenbemerkungen entnehmen wir allerdings (vgl. etwa Brief 15 vom 29. Dezember 1913), dass Urquijo diese Aufträge nicht selbst erledigte, sondern seine Verwalter und Angestellten damit beauftragte.

Die vorhandenen Korrespondenzstücke zeigen klar, dass das Interesse an dieser Beziehung unidirektional war: Es ist immer Trebitsch, der sich mit Anliegen an Urquijo wendet. Zum Zeitpunkt der Veröffentlichung von Urquijo[109] dürfte aber bereits ein gewisser Sättigungspunkt erreicht gewesen sein, denn Urquijos Stil grenzt gelegentlich an Ironie. Danach bricht die Korrespondenz ab.

108 Später (in den 1930er Jahren) wird er auf klerikal-konservativer Seite wieder als Abgeordneter ins politische Leben zurückkehren.

109 Urquijo (wie Anm. 32).

Hier sei ein Absatz aus einem Brief von Urquijo an Schuchardt (Brief 344 vom 9. November 1916[110]) zitiert, eine typische Passage, die einerseits den Stil illustriert, andererseits in bezeichnend freier und wohl nicht unbewusster Assoziation zu Trebitsch überleitet[111]: »*izioqui dugu*, que parece traducir el latín ›incolumes inveniri meruimur‹ y *guec ajutu ezdugu*, que parece traducir ›non vobis [recte: nobis] sufficit‹ ó ›non convenit a nobis‹. No he vuelto a tener noticias, naturalmente, del Dr. Trebitsch. Si volviera por aquí se quedaría asombrado al encontrarse en el Museo Municipal de San Sebastián con una rica colección etnográfica vasca.«

Die sekundäre Prädikation »naturalmente« besitzt nicht nur stilistischen Hintergrund.

Als Schuchardt Urquijo im Jahre 1919 mit einigen Monaten Verspätung den Tod von Trebitsch mitteilt, reagiert dieser recht ungerührt, und dann will er vor allem die oben genannte Geschichte mit der Dialektkarte von Bonaparte[112] geregelt haben.

Der ganze Briefwechsel zwischen Trebitsch und Urquijo stammt nur aus den beiden Jahren 1913 und 1914. Er beginnt kurz vor der Reise. Trebitsch hatte auch Telesforo de Aranzadi kontaktiert, der ihm die Dialektsituation erklärt hat. Es ist anzunehmen, dass auch diese Kontaktnahme auf Anraten Schuchardts erfolgte. Auf jeden Fall (Brief Nr. 2 vom 12. Juni 1913) hat ihm Aranzadi auch die Liste der Orte, in denen er aufnehmen soll, vorgeschlagen.

Im Prinzip löchert Trebitsch Urquijo ohne Unterlass. Es ist anzunehmen, dass dieser ihm aus einer gewissen Höflichkeit, aus Liebe zur Sache und Loyalität gegenüber Schuchardt so sehr geholfen hat.

Eine ebenfalls bemerkenswerte Episode erzählt der Brief Nr. 9: Trebitsch schreibt Urquijo, es wäre für ihn von Trebitsch mit Unterstützung von Haberlandt und Exner eine Auszeichnung durch das Wiener Ministerium beantragt und die Sache stünde gut. Diese Mitteilung leitet eine lange Wunschliste ein. Danach ist von dieser Sache nie mehr die Rede. Man kann eigentlich nur annehmen, dass Trebitsch sich den bas-

110 Hurch, Kerejeta (wie Anm. 17), S. 225.

111 Diese beiden baskischen Phrasen sind die ältesten Texte des Baskischen. Sie stammen aus den Emilianischen Glossen, Urquijo teilt Schuchardt in diesem Schreiben deren Erstbearbeitung durch Menendez Pidal mit. Die vermeintlichen Äquivalenzen mit dem Lateinischen haben in der baskischen Philologie viel Diskussion ausgelöst. Von der baskologisch-philologischen Diskussion, die erst in den 60er Jahren bei Michelena (Michelena [wie Anm. 17], S. 41–44) in Abweichung von Menendez Pidal thematisiert wird, konnte Urquijo nichts wissen.

112 Bonaparte (wie Anm. 20).

kischen Freund weiterhin gewogen halten wollte; ob die Angelegenheit nun einen wahren Hintergrund hat oder nicht, können wir nicht mehr eruieren. Man merkt den zunehmend genervten Ton in den Briefen von Trebitsch, und es ist anzunehmen, dass Urquijos Lust, Trebitsch weiterhin zu helfen, wohl geringer geworden ist.

Aus dem Brief 22 (vom 2. Mai 1914) resultiert, dass Urquijo sich nicht einmal die Mühe gemacht hat, Trebitsch jene Nummer der »Revista Internacional de Estudios Vascos« zu schicken, in der er über dessen Reise, seine Aufnahmen und seine Sammlung berichtet. Diese Nummer, merkt Trebitsch gegenüber Urquijo etwas pikiert an, habe ihm Lacombe zukommen lassen. Interessanterweise enthält sich Urquijo in diesem Beitrag in der »RIEV« auch jeglichen Kommentars über Trebitsch. Der Ton dieses Briefes 22 ist eher kühl. Trebitsch weiß aber wohl, dass er Urquijo braucht.

Immer wieder berichtet Trebitsch über die wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Verpflichtungen, was immer zweiteres bedeutet. Offenbar wollte er damit auf ein solidarisches Verständnis bei Urquijo zählen. Zur tatsächlichen Rolle von Wissenschaft im Leben von Trebitsch ist das auch nur eine Äußerung der Selbstdarstellung und -wahrnehmung. Es ist wohl angebracht, diese heute und insbesondere nach Sichtung der veröffentlichten und der hinterlassenen Schriften kritischer zu beurteilen. So schreibt Trebitsch in vielen Briefen über sein Werk zur Volkskunde der Basken, auch über dessen Fortgang und programmierte Fertigstellung, aber die *gesellschaftlichen Verpflichtungen* scheinen doch mehr gewesen zu sein, so kommt er mit der Arbeit nicht weiter. Denn was davon erhalten ist, entspricht dem Angekündigten in keiner Weise. Auch schreibt er im Brief Nr. 19, »es geht aber nur langsam vorwärts, weil ich sehr eingehende, vergleichende Studien mache, und auf diese Weise viel bisher mir Unbekanntes zu bringen hoffe«. Daraus ist wohl nichts geworden.

Editorische Anmerkungen

Die Briefe Trebitschs an Urquijo liegen im Fondo Urquijo des Koldo Mitxelena Kulturunea in Donostia – San Sebastián.[113] Die Briefe sind hier ebenfalls mit einer laufenden Zahl versehen, sowie mit den Inventarnummern der Bibliothek. Die laufende Nummerierung wurde nur einmal geändert, ansonsten stimmt diese mit der Abfolge der Bibliothek überein. Die Bibliothekssignaturen sind nach Jahr vergeben, daher können sie identisch sein, und aus diesem Grund wurde hier das Jahr angefügt. C bezieht sich darin auf »Carta« (=Brief), P auf »Postal« (=Postkarte). Auch die Kuverts sind mit der Bezeichnung S (=»Sobre«) gescannt, wurden aber hier ignoriert.

Sofern in der Korrespondenz einzelne Sammlungsobjekte Gegenstand sind und diese in der Liste bei Kadlec aufscheinen, habe ich sie in der jeweils entsprechenden Fußnote zu den Briefen mit ihrer Inventarnummer angegeben. Dies soll eine gewünschte Lokalisierung erleichtern.

Den Namen Schuchardt schreibt er auch zweimal falsch, was zumindest auf schlechte Vertrautheit mit diesem und dessen Schriften zu schließen erlaubt. Das Entrée macht er auch gleich mit »Schuchhardt« und unangebrachterweise schreibt er diesen Brief in Kurrentschrift und auf Deutsch, was gegenüber einem Ausländer ja zumindest auf mangelnde Sensibilität schließen lässt, zumindest aber eine grobe Unachtsamkeit ist. Eindeutige Verschreiber wurden korrigiert, in der Zeit übliche Varianten, Eigenheiten Trebitschs oder sonstige Fehler, die in irgendeiner Form etwas aussagen können, wurden beibehalten.

Sowohl Schuchardt als auch Urquijo waren selbst sehr genaue Archivare und Bibliothekare ihrer eigenen Bestände. So nimmt es nicht wunder, dass die Schreiben Trebitschs an die beiden erhalten sind. Umgekehrt dürfte dies nicht der Fall gewesen sein, jedenfalls sind keine Briefbestände aus den nachgelassenen Papieren Trebitschs bekannt.[114]

113 Für die freundliche, rasche und kostenlose Überlassung von Scans dieser Briefe bin ich der Leiterin der Bibliothek Karmen Bilbao zu herzlichstem Dank verpflichtet. Die kontinuierlich erfreuliche Zusammenarbeit mit K. Bilbao und dieser exemplarisch geführten Institution verdienen besonders hervorgehoben zu werden.

114 Bezeichnenderweise wissen Schuchardt und Urquijo um die wissenschaftliche Bedeutung von Korrespondenzen in dieser Zeit Bescheid.

7. Trebitsch an Urquijo: Briefe

Nr. 1 – 001C0101-002C0102 aus 1913
Brief, Handschrift RT
Ort Wien

---

den 3. Juni 1913
Sehr geehrter Herr!
In der Absicht, an Sie mit unseren Fragen bezüglich phonographischer Aufnahmen der *baskischen Dialecte* heranzutreten, übersende ich Ihnen beifolgend meine Abhandlungen[115] über die *phonographischen* Aufnahmen sämmtlicher Keltischen *Dialecte* u. bitte Sie, diese *Berichte* durchzulesen, damit Sie über meine Arbeitsweise orientiert seien. Mit bester Empfehlung mit Berufung auf *Hofrath Prof. Schuchhardt in Graz*
Ihr ganz ergebener
Dr. Rudolf Trebitsch

Nr. 2 – 003C0201-006C0204 aus 1913
Brief, Handschrift RT

Vienne, le 12. Juin 1913.
Cher monsieur,
je veux faire une collection de tous le 8 dialectes basques.[116] Je viendrai en ce but à peu près le 15. Juillet dans votre pays.
1) Je prendrai des morceaux chantés et parlés. Le morceaux parlés seront très interessant pour l'étude de la langue basque, tandis que les morceaux chantés auront plutot une valeur pur l'étude de la musique basque.
2) Je me sers de disques en général, mais en quelques cas seulement pour la musique je me servirai de rouleaux.
3) Moi, je préfère de tous les phonographes le système que nous avons à Vienne et qui appartient a l'archive phonographiques de l'académie des sciences.

115 Trebitsch (wie Anm. 8 und 9).

116 Normalerweise spricht man von sieben baskischen Dialekten, dem Bizkaischen, Alavesischen, Gipuzkoanischen und Obernavarrischen im Hegoalde (dem südlichen Baskenland in Spanien) und dem Labourdinischen (Labortanischen), dem Niedernavarrischen und dem Souletinischen (Xuberroa) im Iparralde (der Nordseite in Frankreich). In der Tradition von Bonaparte wird das Niedernavarrische noch in Ost- und Westniedernavarrisch geteilt.

Il sera d'importance pour moi, de me procurer des gens **illetrés sachant uniquement la langue Basque** pour pouvoir enregistrer le language populaire tout à fait pur. Les chansons inédites et la musique instrumentale seront d'un grand intéret.
Malheureusement il n'existe pas de brochure explicative, mais le but de notre collection à Vienne est de faire des études comparatives des langues de l'univers et aussi de fixer le langues mourantes, ce qui est un peu le cas pour la langue Basque. Pour la langue Basque il sera d'interest que nous avons à Vienne des phonogrammes de la langue des Berbers d'Afrique, ce qui nous donnera une comparaison intéressante.[117]
M. Aranzadi m'a nommé les endroits qu'il faut visiter pour enrégistrer les 8 dialectes de la langue Basque. Mais il me faudra travailler avec des interprètes, soit français, soit espagnols que vous aurez, j'éspère la bonté de m'indiquer.
Tout à vous et au plaisir de vous voir
Dr. R. Trebitsch
Vienne
III, Marokkanerg. 11

Nr. 3 – 009C0401-011C0403 aus 1913
Brief, Maschinschrift

Vienne, le 18 juin 1913.
Cher Monsieur,
J'espère d'arriver chez vous le 17 ou 18 juillet.
La difficulté des textes parlés ne sera pas aussi grande, que vous vous imaginez; il sera possible, de **lire** les mots devant mon appareil. Je serai enchanté de pouvoir voyager avec vous, dans votre automobil.
Tous les phonogrammes, que je pourrai prendre avec mon appareil, auront une durée d'a peu près 2 minutes.

117 Trebitsch spielt hier darauf an, dass HS sich seit 1893 in mehreren Publikationen mit dem Berberischen und auch mit der Frage der baskisch-berberischen Sprachverwandtschaft beschäftigt hat.

Malheureusement nous n'avons pas à Vienne des phonogrammes de la langue nubienne;[118] mais je suis presque certain, que nous les aurons une fois. Maintenant je vous envoie la liste des endroits, où je ferais mon travail phonographique d'après les indications de Mr. d'Aranzadi: Elorrio, Vergara, Mungia, Marquina, Azpeitia, Tolosa, Cegama, Ataun, Baztau,[119] Goizueta, Uztarroz, Sare, Hazparren, Mauléon. Si vous auriez l'obligeance, d'informer des personnes dans tous ces endroits de mon arrivée, et de mes intentions, (je veux dire, des gens, qui pourraient me servir d'interprètes) vous me rendriez un grand service et vous pourriez faciliter mon travail enormément.
Du reste, tout à vous, en vous remerciant d'avance et en espérant de vous voir au mois de juillet
D^r Rudolf Trebitsch

Nr. 4 – 014C0601-015C0602 aus 1913
Brief, Maschinschrift

Vienne, le 3 juillet 1913.
Cher Monsieur,
Mon voyage dans le pays Basque serait beaucoup facilité, si j'avais uns carte géographique des dialectes de ce peuple. Malheureusement, il m'est impossible de m'en procurer une ici. Je vous serais très reconnaissant, si vous auriez la bonté de m'envoyer une telle carte à mes propres frais.
J'aurais aussi un grand plaisir, si vous pourriez m'indiquer les caves préhistoriques au pays Basque, ou il y a à voir des peintures neolithiques, parce que j'aimerais bien les visiter.
Je serais très content d'avoir ces renseignements prochainement, pour fixer mon plan de voyage exactement.
Avec mille remerciments d'avance,
tout à vous
votre
D^r Rudolf Trebitsch

118 Offenbar fragt JdU nach Aufnahmen zum Nubischen. Das ist insofern nicht verwunderlich, als HS in JdUs »Revista Internacional de Estudios Vascos« im vorangegangenen Jahr einen Artikel zur nubisch-baskischen Sprachverwandtschaft veröffentlicht hatte (Hugo Schuchardt: Zur methodischen Erforschung der Sprachverwandtschaft (Nubisch und Baskisch), in: RIEV, 6, S. 167–281 (Brevier/Archiv Nr. 634).

119 Recte: Baztan.

Nr. 5 – 018C0801-020C0803 aus 1913
Brief, Maschinschrift

Vienne, le 5 juillet 1913.
Cher Monsieur,
Il m'est impossible, de partir de Vienne avant le 15 juillet. J'arriverai donc à Paris le 16. Il me faudra encore le 17 pour Paris, pour y faire diverses emplettes; le 18, j'ai l'intention de voyager directement avec le train, le plus rapide à St. Jean de Luz. J'espère, qu'il vous sera possible, de voir vous-même dans l'horaire français, à quelle heure je pourrai arriver à St. Jean de Luz.
Heureusement, je sais l'Espagnole, et il me serait très agréable, si vous auriez la bonté, de me procurer aussi pour le pays Basque espagnole des Mrs. qui pourront me servir d'interprètes pour mes travaux.
En espèrant d'avoir comme ça répondu à toutes vos questions, je reste avec bien des saluts
votre devoué
D^r Rudolf Trebitsch

P.S. J'espère, que vous êtes encore en possession de ma lettre, dans laquelle je vous ai indiqué les endroits que je veux visiter en Espagne. Heureusement, il m'est possible de répondre à une de vos questions: Il y a quelques semaines, que nous avons reçu des phonogrammes de la langue nubienne, qui sont déposés au »Phonogrammarchiv der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften«

Nr. 6 – 023C1001-026C1004 aus 1913
Brief, Handschrift RT
Ort Biarritz

[Carlton Hôtel]
16 Sept 13
Sehr geehrter Herr!
heute schreibe ich Ihnen Deutsch, weil es doch so viel leichter geht. Ich habe bezüglich des Korbes nachgesehen. Er wird von Stoll im »Ausland« 1890 erwähnt. Der Artikel heißt »Zur heutigen Baskenkunde«.[120] Darin wird behauptet, dass dieser Korb zum Tragen gewaschener Wäsche dient und von allen Küstenbewohnern des Baskenlandes benützt wird. Das Object besteht aus einem Geflecht von Weiden- und Holzstücken. Die Handhaben entstehen dadurch, dass ein Stab von einem Ende des Korbes zum andern durchgezogen ist. Das Geflecht ist in der Mitte des Korbes weniger dicht, damit das überflüssige Wasser aus der feuchten Wäsche leichter abtropfen könne. Der Artikel findet sich in der erwähnten Zeitschrift auf S. 695. Bitte, thun Sie Ihr Möglichstes, mir das Object zu verschaffen. Sicherlich hat es aber gar nichts mit dem Korb in Dax zu thun, der zum Transport der Steine benützt wird.
Ausserdem habe ich leider noch ein Object zu kaufen vergessen: Das ist der lange Stab, mit dem die Basken die vor den Karren gespannten Ochsen dirigieren. Das könnte Mugica besorgen.
Mit besten Grüßen und der Bitte, die neuerliche Belästigung zu verzeihen
Ihr ewig dankbarer
D[r] Rudolf Trebitsch
Beste Gesundheit! <gestrichen: Handkuss> Empfehlung an die gnädige Frau.

120 Der Artikel von Stoll heißt »Zur Kenntnis der heutigen Basken« und ist in sechs Folgen im »Ausland« erschienen (Stoll [wie Anm. 53]).

Nr. 7 – 027C1101 aus 1913
Brief, Handschrift RT
Ort Biarritz

[Carlton Hôtel]
22 Septembre 1913
Cher Monsieur.
Enfin il m'est possible de vous envoyer mon traité que je vous avais promis. Et ce moment il me vient en idée que j'avais encore oublié un objet dans la liste des objets de la course des taureaux. C'est la »pica« du picador qu'il faudrait aussi.
Bien des compliments,
tout à vous
Dr Rudolf Trebitsch

Nr. 8 – 028P1201 aus 1913
Ansichtskarte (Biarritz – Le Sémaphore), Handschrift RT
Ort Biarritz
Datum 9. Oktober 1913

Cher Monsieur,
Demain je pars pour Paris, ou je reste deux jours à l'Hotel Mirabeau. Je vous espère de retour et en bonne santé. Avez vous des nouvelles de Lareta. Le photographe de St Jean de Luz ne m'a rien envoyé.
Saluts cordiales
Dr R. Trebitsch

Compliments à Mme.

Nr. 9 – 030C1301-037C1308 aus 1913
Brief, Maschinschrift

Wien, 22. Okt. 1913.
Lieber Herr v. Urquijo!
Glücklicherweise kann ich Ihnen eine erfreuliche Mitteilung machen, die Angelegenheit Ihrer Auszeichnung ist bereits in bestem Gange. 2 Herren, die sich dafür im Unterrichtsministerium verwenden werden, nämlich der Vorstand des Phonogramm-Archivs und der Direktor des Museums, haben mir gesagt, dass wir es beinahe sicher durchsetzen werden und dass sie selbst die Angelegenheit aufs eifrigste betreiben werden.
Nun kommen noch einige Wünsche, bezüglich mehrerer Objekte, die noch für das Museum zu erwerben wären:
1. Ein Fladenbrot und alle zu dessen Herstellung nötigen Utensilien, falls es derartiges im Baskenland gibt.
2. Ein Stein und die dazugehörige Walze für die Schokoladebereitung. Beide Dinge habe ich in Ormaisteghi selbst gesehen.
3. Einen Bienenstock, wie er im Baskenlande üblich ist.
4. Eine Chaufferette, wie ich eine solche in Barcus bei Mauléon in der Soule gesehen habe. Es ist dies ein kleines Hausgerät, welches wie ein Fussschemel aussieht und in das glühende Kohlen hineingegeben werden. Es dient zum Erwärmen der Füsse.
5. Sämtliche Kegel des Kegelspieles, dessen Kugel, wie Sie wissen, in meinem Besitze ist.[121]
6. Aus dem Roncal: einen Ziegenfellmantel, den die Hirten benützen, ausserdem Spitzen, (womöglich von jeder Art ein Muster von einem halben Meter Länge), die bei der Spitzenerzeugung verwendeten Klöppel und Kissen und ausserdem mehrere Vorlagen verschiedener Art, die bei der Spitzenerzeugung benützt werden. Schliesslich noch ein Bauernhut aus dem Roncal. Auf die Volkstracht selbst, will Herr Professor Haberlandt aus verschiedenen Gründen verzichten.
7. Einen Hut aus dem Arratiatal; wie Sie sich erinnern werden, gibt es ja altertümliche Kopfbedeckungen für Männer in Yurre.
Es tut mir furchtbar leid, Sie mit diesen Dingen wieder belästigen zu müssen, aber Herr Professor Haberlandt wäre sehr froh, sie für sein Museum zu erhalten und ich sehe leider keinen anderen Weg, sie ihm zu verschaffen. Selbstverständlich bitte ich Sie, sich von mir dann alle Ausla-

121 Die Inv.Nrn. 33.451–33.455 beziehen sich auf das Kegelspiel.

gen vergüten zu lassen. Hoffentlich gelingt es Ihnen, diese Objekte durch Ihre Freunde aufzutreiben.
Es wird Sie vielleicht interessieren, zu hören, dass im Phonogramm-Archiv in meiner Gegenwart bereits die Hälfte der phonographischen Platten nachgeprüft und für **ausgezeichnet** befunden wurde.
Bei unserem seinerzeitigen Beisammensein habe ich erwähnt, dass sich ein Freund von mir für baskische Rätsel interessiert. Sie haben mir damals gesagt, dass es ein Buch von Vinson und eines von Cerquaud gibt, worin Rätsel erwähnt werden. Bitte, mir beide auf meine Kosten zu besorgen.[122]
Als ich mit Herrn Gabriel Roby in Alos bei Tardets war, (Soule) hat ein dortiger Tischler mir versprochen, Ihnen für mich Ende September oder anfangs Oktober eine Schlagzither zu übersenden. Ich wüsste nun gerne ob dies schon geschehen ist. Wenn ich nicht irre, ist damals ausgemacht worden, dass Sie für mich, für dieses Instrument, nach Uebernahme durch die Post, 30fcs zu zahlen hätten.
Am 29. Oktober fahre ich auf einige Tage nach Graz und werde dort hoffentlich Herrn Hofrat Schuchhardt ausführlich über unsere Reise berichten können.
Mir geht es ziemlich gut, nur gibt das Ordnen der ethnographischen Sammlung, über die Herr Professor Haberlandt ganz entzückt ist, sehr viel Arbeit. Hoffentlich haben Sie sich auch von Ihren Magenbeschwerden, die unsere Reise verursacht hat, gänzlich erholt.
Um Antwort bittend, bleibe ich mit besten Grüssen und in aufrichtigster Dankbarkeit
Ihr ganz ergebener
D[r] Rudolf Trebitsch

P.S. Der Einfachheit halber, bitte ich Sie, etwa bei Ihnen oder in Irun vorliegende Kisten per Eilgut (grande vitesse) an das »Museum für österreichische Volkskunde, Wien, I. Wipplingerstrasse 34« zu senden, und zwar so, dass erst in Wien das Porto zu bezahlen ist. Es ist so viel einfacher, weil furchtbar viel Zeit damit verloren ginge, wenn Sie mich erst von dem Eintreffen der betreffenden Kisten in Irun und St. Jean de Luz verständigen wollten und ich dann wiederum erst in Wien meiner Speditionsfirma den Auftrag erteilen sollte, die Kisten zu übernehmen.

122 Julien Vinson: Le folk-lore du Pays Basque. Paris 1883; Cerquaud recte: Cerquand. Hier: Jean François Cerquand: Légendes et récits populaires du Pays Basque. 4 vols. in 1. Pau: 1875–1882.

Nr. 10 – 038P1401 aus 1913
Ansichtskarte (Kärntnerstrasse), Handschrift RT
Ort Wien

10 Nov. 13
Cher Monsieur,
Hier (dimanche) j'ai fait une conférence au musée au sujet de ma collection qui a duré une heure et a eu un grand succès, que je dois certainement à vous. On avait invité la societé fondatrice du musée. En quinze jours je ferai la même conférence pour la Société de Géographie et plus tard pour la societé d'Anthropologie.[123]
Tout à vous
Dr R. Trebitsch

Nr. 11 – 040C1501-045C1506 aus 1913
Brief, Maschinschrift

Wien, 24. November 1913.
Lieber Herr v. Urquijo!
Entschuldigen Sie die lange Pause, während welcher ich nichts von mir hören liess, aber ich bin momentan wissenschaftlich und gesellschaftlich ziemlich in Anspruch genommen. Hauptsächlich arbeite ich jetzt an einer Abhandlung über die baskische Sammlung.
Bei Herrn Hofrat Schuchardt war ich in den ersten Novembertagen in Graz. Ich habe mit ihm damals auch eine gemeinsame Ansichtskarte an Sie abgeschickt. Infolge der vielen Freunde, die ich in Graz besitze, war es mir nicht möglich, länger als eine Stunde mit Herrn Hofrat Schuchardt zu verbringen. Es war aber nicht so angenehm, als es hätte sein können, da leider zu Anfang unserer Unterredung ein Universitätsprofessor namens Murko[124] anwesend war, welchen Schuchardt erst nach zirka 20 Minuten expedieren konnte. Der Hofrat ließ sich von mir vieles über

123 In den Papieren Trebitschs des Volkskundemuseums liegt ein längeres Vortragstyposkript mit dem Titel »Ethnographisches aus dem Baskenlande«. Es handelt sich mit Sicherheit um den Vortrag, der auch in den Briefen an Schuchardt erwähnt ist. Die hier genannte Vortragstätigkeit kommt auch in den folgenden Briefen wieder.

124 Mathias (Matija) Murko, 1861–1952, Schüler von Miklosich, war damals Professor für Slawistik an der Universität Graz, danach in Leipzig und in Prag. Literaturwissenschaftler, der unter anderem zu oraler Tradition, Ethnologie und Kulturgeschichte gearbeitet hat.

unsere Reise erzählen und erkundigte sich angelegentlich nach Ihnen. Dabei jammerte er auch über seine Gesundheit, hatte aber dennoch ein sehr temperamentvolles und jugendliches Auftreten. Mit dem Versprechen, die phonographische Sammlung zu bearbeiten, entliess mich Ihr Freund. Nur versicherte er mir noch zum Schluss, dass er keine Ahnung habe, wie er meine Aufnahmen wissenschaftlich verwerten solle, worauf ich ihm – gewiss auch in Ihrem Sinne, – erklärte, dass es uns nur darauf ankomme, dass er überhaupt diese Arbeit auf sich nehme.
Leider kann ich Ihnen keine Liste der von Lareta gewünschten Gegenstände übersenden, da ich das einzige Exemplar dieser Aufzählung dem erwähnten Herrn gegeben habe.
Herrn Gregorio de Mugica danke ich bestens für die Zusendung des »Euskalerriaren alde«, mit Ihrem, für mich so schmeichelhaften Artikel.[125]
Ich möchte nur hinzufügend bemerken, dass meine baskische Sammlung im K.K. Museum f. öst. Volkskunde, das mit der kaiserl. Akademie der Wissenschaften ganz und gar nichts zu tun hat, ausgestellt ist. Hingegen werden meine baskischen Phonogramme im Phonogramm-Archiv besagter Akademie aufbewahrt.
Für die Bearbeitung der Erzeugnisse der Keramik, wäre es für mich sehr wünschenswert zu wissen, wo sich im spanischen und französischen Baskenland Tonlager befinden, die für diese Zwecke verwertet werden können. Bitte, mir ausserdem mitzuteilen, was »Chipirones«[126] auf spanisch oder französisch heisst, da dies offenbar ein Dialektausdruck ist, den ich in keinem Wörterbuch finden konnte. Ich besitze aber in meiner Sammlung einen Angelhaken für diese Tiere.
Von Herrn d'Azkue habe ich leider gar keine Nachricht.
Auch wüsste ich gern, ob Sie schon endlich die Schlagzither aus Alos bei Tardets, für mich, bekommen haben.
Bitte, mir auch mitzuteilen, ob der Apotheker aus Elizondo Ihnen die Objekte, die er uns zu beschaffen versprochen hat, bereits geschickt hat.
Im voraus für Ihre Bemühungen bestens dankend, mit innigsten Grüssen
Ihr ganz ergebener
D[r] Rudolf Trebitsch

125 Julio de Urquijo: El viaje del Dr. Trebitsch, in: Euskalerriaren Alde, 3, 1913, S. 631.
126 Sehr intensiv kann Trebitschs Wörterbuchsuche nicht gewesen sein: »chipirones« heißt »Tintenfische«; es ist dies keineswegs ein Dialektausdruck.

P.S. Bezüglich der »Totentücher«, (draps mortuaires) bittet Sie Herr Regierungsrat Haberlandt, womöglich festzustellen, wo sich dieser Gebrauch findet, das heisst, wenn es angeht, das ganze Gebiet zu ermitteln, in dem diese Objekte vorkommen. Den Gegenstand selbst, benötigen wir nicht, umsomehr als sich ein Exemplar davon in meiner Sammlung befindet.[127]
Ferner bittet Sie Herr Regierungsrat Haberlandt, dem Museum für öst. Volkskunde, Wien, I. Wipplingerstrasse, Börsengebäude, noch eine gezähnte Sichel[128] zu übersenden.

Nr. 12 – 048C1701-050C1703 aus 1913
Brief, Maschinschrift

Wien, 25. November 1913.
Lieber Herr v. Urquijo!
Im Anschluss an mein gestriges Schreiben muss ich noch einiges hinzufügen. Ich werde trachten, Ihnen die Fortsetzung des Artikels von M. Mielert[129], der mich ja übrigens selbst interessiert, nach seinem Erscheinen sofort zu übersenden.
Einstweilen habe ich an der Hand der Sammlung im Museum f. öst. Volkskunde zwei Vorträge gehalten, gedruckt ist aber noch nichts darüber erschienen, doch können Sie versichert sein, dass ich Ihnen derartiges sofort zukommen lassen werde. Herr Prof. Haberlandt hat übrigens die Absicht, eine ausführliche Notiz über die Kollektion in die Wiener Tagesblätter einzurücken.

127 Inv.Nr. 33.535.
128 Inv.Nr. 33.351.
129 Fritz Mielert (nicht »M.«, RT übernimmt dieses M. offenbar aus JdUs Brief, wo es Monsieur geheißen haben mag; er dürfte Mielert also nicht gekannt haben). Mielert (1879–1947) war westfälischer Heimatdichter, Landschafts- und Reisephotograph. Später war er aktives NSDAP-Mitglied und Leiter der Dortmunder Reichsschrifttumskammer. Ab Anfang des Jahrhunderts unternimmt er zahlreiche Reisen nach Südeuropa, Afrika und in den Orient. Im Jahre 1913 veröffentlicht er in der »Deutschen Rundschau für Geographie« einen Beitrag über »Das Baskenland und seine Bewohner« in zwei Teilen. Dabei handelt es sich um einige kurze Reisenotizen und -beobachtungen, nebst ein paar Photos. Der Beitrag geht an keinem Punkt in die Tiefe, auch besucht Mielert nur wenige Orte. JdU kann sich dafür nur interessiert haben, weil er wörtlich alles gesammelt hat, was im Ausland über das Baskenland erschienen ist.

Das Museum f. öst. Volkskunde bedarf dringend auch eines typischen baskischen »Chenet«[130], welchen ich auf meine Rechnung zu besorgen bitte.
Verzeihen Sie mir, dass ich Sie mit zwei Briefen belästige, aber Sie sind ja der einzige Mensch, der mir in dieser Richtung helfen kann.
Mit vielen Grüssen und Dank im voraus
Ihr ganz ergebener
D[r] Rudolf Trebitsch

P.S. Meine beiden Vorträge waren für den Museumsverein und die K.K. geographische Gesellschaft.

Nr. 13 – 053C1901-055C1903 aus 1913
Brief, Maschinschrift, handschriftliche Ergänzung RT

Wien, 26. November 1913.
Lieber Herr v. Urquijo!
Hoffentlich haben Sie die in meinen zwei letzten Briefen ausgedrückten Wünsche noch nicht berücksichtigt: Ich komme nämlich wieder mit neuen, die sich dann in einem mit den früheren erledigen liessen.
Ich habe anlässlich meines Besuches in Ormaïsteghi, in einer nahegelegenen Mühle (auf dem Wege zwischen Ormaïsteghi und Beasain) einen eigentümlichen Stock mit mehreren darauf geschnitzten Köpfen und eingelegten Münzen gesehen. Er wurde mir damals zum Kauf angeboten, wenn ich nicht irre, um 12 Pesetas. Damals schien er mir nicht in meine Sammlung zu passen, und ich habe ihn nicht genommen. Als ich Herrn Prof. Haberlandt dieses Objekt schilderte, sprach er das lebhafte Verlangen aus, es im Museum zu haben. Es dürfte dies für Sie nicht so schwer gehen, da damals der Pfarrer von Ormaïsteghi mit mir und dem jungen Mugica[131] die Leute in der Mühle besuchte. Ich hoffe, dass dieser Geistliche so gut sein wird, Ihnen den Stock für meine Rechnung zu besorgen. Ich möchte ihn um den erwähnten Preis bekommen, aber schliesslich, wenn es nicht anders geht, zahle ich auch mehr dafür.
Es ist meines Wissens in Pau ein Buch von O'Shea erschienen, mit dem

130 Feuerbock.
131 RT hatte über die Vermittlung von JdU nicht nur den »jungen« Gregorio de Múgica (s.o.) kennengelernt, sondern, wie aus dem Reisetagebuch (Trebitsch [wie Anm. 16]) hervorgeht, auch dessen berühmten Vater Serapio de Múgica.

Titel »La maison basque«[132]; dieses bitte ich Sie, mir auch ehestens zu besorgen, damit ich es bei der Abfassung meiner ethnographischen Abhandlung berücksichtigen könne.
Im voraus für Ihre Bemühungen bestens dankend,
Ihr aufrichtig ergebener
Dr Rudolf Trebitsch

Was sagen Sie zu dem Unsinn über die Laya u. die Übertreibung der Häufigkeit des Pelotaspiels im Schluss des Aufsatzes von Mielert?[133]

Nr. 14 – 058C2101-060C2103 aus 1913
Brief, Handschrift RT
Ort Wien

---

den 27. Dec. 13
Lieber Herr v. Urquijo!
Denken Sie, heute habe ich von Ihnen geträumt. Ich denke sehr oft an Sie und an die schönen Stunden, die wir miteinander verbracht haben.
Heute kann ich Ihnen endlich einen Ausschnitt aus einer unserer gelesensten Tageszeitungen schicken, worin von der Sammlung die Rede ist.
Heute geht es über eineinhalb Tage auf den Semmering zu einem Skiausflug.
Ich wünsche Ihnen ein sehr glückliches Neues Jahr in aufrichtiger Dankbarkeit
Ihr ganz ergebener
Dr Rudolf Trebitsch

Bitte, mich auch der verehrten gnädigen Frau zu empfehlen.

132 Henry George O'Shea: La maison basque: notes et impressions. Pau 1887.

133 In der Tat beschreibt Mielert (Fritz Mielert: Das Baskenland und seine Bewohner, in: Deutsche Rundschau für Geographie, 36, 1913, S. 119f.) unter dem Namen »laya« ein gänzlich anderes Ackergerät. An der Darstellung des Pelotaspiels bzw. dessen Verbreitung und Häufigkeit besteht dagegen nichts auszusetzen. Was Trebitsch damit meint, ist nicht klar.

Nr. 15 – 063C2301-066C2304 aus 1913
Brief, Maschinschrift

Wien, 29. Dezember 1913.
Lieber Herr v. Urquijo!
Besten Dank für die in Aussicht gestellten ethnographischen Objekte. Wann wird endlich Herr Lareta in Andoain die von mir gewünschten Sachen schicken? Wann werde ich die Objekte, die wir beim Apotheker in Elizondo bestellt haben (unter anderem die grosse Laya) erhalten? Einige Gegenstände sollen ja auch von Ihrem Verwalter in Ormaïsteghi geliefert werden. Was die Schlagzither betrifft, so hat mir Herr Gabriel Roby geschrieben, dass er sich der Sache annehmen will, aber bis jetzt ist noch kein Erfolg zu verzeichnen. Der Mann, der dieses Instrument liefern soll, heisst Bernhard Harrichelar und ist Tischler in Alos bei Tardets. Vielleicht können Sie es durch den Dr. Constantin durchsetzen, dass dieser Mann Ihnen das Instrument, für das ich bereits eine Angabe von einigen Frcs. bezahlt habe, übermittelt. Für die Schlagzither wurde zwischen mir und Harrichelar der Preis von 30 frcs vereinbart. Vielleicht geht es übrigens auch, wenn Sie dem Tischler direkt schreiben. Diese Sache ist sogar ziemlich dringend, da die Musikinstrumente in meiner im Entstehen begriffenen Publikation besprochen werden. Es tut mir furchtbar leid, dass Ihnen die Beschaffung des von Ihnen in Ihrem Brief erwähnten Buches, solche Schwierigkeiten macht.
Falls Sie, wie ich hoffe, meine letzten 3 Briefe noch besitzen, so wird es Ihnen, glaube ich, möglich sein, in dem Moment wo Sie über etwas freie Zeit verfügen, meine darin geäusserten Wünsche alle auf einmal zu befriedigen.
Sehr gerne hätte ich auch endlich den Korb mit den 2 Griffen, den Stoll im »Ausland« erwähnt.
Ich komme mir immer sehr schuldbewusst vor, wenn ich Sie mit so vielen Dingen belästige, aber ich hoffe, dass Sie auch der Ueberzeugung sind, dass wir da beide im Dienste einer guten Sache stehen und dass die Männer der Wissenschaft sich gegenseitig helfen müssen.
Gerne wüsste ich auch, wie Sie sich zu meiner »Psychologie der Volksmedizin und des Aberglaubens«[134] stellen, falls Sie sie schon gelesen haben.

134 Rudolf Trebitsch: Versuch einer Psychologie der Volksmedizin und des Aberglaubens. Eine ethnologische Studie, in: Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, 43, 1913.

Hiermit schliesse ich mit den aufrichtigsten Neujahrswünschen als Ihr ganz ergebener, ewig dankbarer
Dr Rudolf Trebitsch

Nr. 16 – 001C0101-002C0102 aus 1914
Brief, Maschinschrift

Wien, 23. Jänner 1914.
Lieber Herr v. Urquijo!
Wenn ich mich recht erinnere, haben Sie mir in Ihrem letzten Briefe, den ich gegen Weihnachten erhielt, mitgeteilt, dass Sie mir eine Reihe von Objekten zugeschickt haben. Bitte, mir ehestens bekanntzugeben, ob dies wirklich der Fall war; denn bis zum heutigen Tage ist in Wien nichts von Ihnen eingetroffen.
Ich bin schon sehr mit den Resultaten meiner baskischen Reise beschäftigt. Momentan verfasse ich den Bericht über die phonographischen Arbeiten und ausserdem werden jetzt Zeichnungen und Photographien für meine Abhandlung über die ethnographische Sammlung hergestellt.
Um baldige Antwort bittend, mit besten Grüssen an Sie und die gnädige Frau
Ihr ganz ergebener

Nr. 17 – 005C0301-006C0302 aus 1914
Brief, Maschinschrift

Wien, 26. Jänner 1914.
Lieber Herr v. Urquijo!
Leider muss ich Sie wieder mit einer Bitte belästigen. Ich habe vor einigen Wochen der Firma Veuve Ribis, 11 Rue Mazagran, Biarritz, geschrieben, sie möge mir 3 Gefässe aus Kupfer schicken, die Nachahmungen alter Objekte aus dem französischen Baskenlande darstellen.[135] Sollte jenes Geschäft, wie ich vermute, diese Gegenstände noch nicht an das Museum für öst. Volkskunde abgeschickt haben, so bitte ich Sie, die erwähnten Dinge in meinem Namen dort zu kaufen und dann unserem Museum zukommen zu lassen. Es handelt sich um

135 Es gibt darüber in den Unterlagen der Sammlung Trebitsch keinen Eintrag.

1 Fereta, zu 15,– frcs,
1 Brazero , zu 15,– frcs, und
1 Cachepot, zu 10,– frcs.

Die Inhaberin des Geschäftes besitzt einen französischen Brief von mir, worin ich ihr genau geschrieben habe, was ich wünsche, also ist jedes Missverständnis ausgeschlossen. Es würde mich sehr freuen, wenn Sie diesen meinen Auftrag ehestens ausführen möchten. Im übrigen danke ich Ihnen bestens für alles und auch für Ihren lieben Brief vom 23. Jänner. Die 44 Pesetas werde ich ehestens an Sie abgehen lassen.
Mit vielen Grüssen
Ihr ganz ergebener
Dr Rudolf Trebitsch

Nr. 18 – 009C0501-010C0502 aus 1914
Brief, Maschinschrift

Wien, am 13. Februar 1914.
Lieber Herr v. Urquijo!
Infolge vielfacher Arbeiten und gesellschaftlicher Verpflichtungen komme ich erst heute dazu, Ihren Brief vom 6.d.M. zu beantworten. Es wird mich riesig freuen, wenn Sie imstande wären, mir die zwei Körbe (Stoll) zu verschaffen, bitte aber nur unter der Bedingung um 2 Exemplare, falls sie wirklich von einander verschieden sind. Der »pellejo de vino«, den mir Mugica verschaffen will, wird mich auch sehr freuen, obwohl ich 25 Pesetas dafür etwas viel finde[136]; dessen ungeachtet bin ich gerne bereit, diesen Preis zu zahlen, wenn dafür das Objekt in meinen Besitz gelangt. Meine Schulden, Ihnen gegenüber, werde ich auch ehestens begleichen.
Mit besten Grüssen und Dank im voraus, in treuer Freundschaft
Ihr
Dr Rudolf Trebitsch

136 In der Sammlung Trebitsch gibt es darüber keinen Eintrag.

Nr. 19 – 013C0701-016C0704 aus 1914
Brief, Maschinschrift

Wien, 5. März 1914.
Lieber Herr v. Urquijo!
Am 14. März werde ich auf 4 bis 6 Wochen nach Spanien reisen, – diesmal Gott sei Dank nur zum Vergnügen, – und werde daher in Wien erst gegen Ende April wieder eintreffen. Sollten Sie mir während dieser Zeit irgendwelche Gegenstände für das Museum schicken, so bitte ich Sie, sich mit den Zahlungen eben bis Ende April oder Anfang Mai zu gedulden. Besonders der Reibstein für Schokolade, mit der dazugehörigen steinernen Walze wäre Herrn Prof. Haberlandt und mir sehr erwünscht. Ich hoffe, dass Sie meine sämtlichen Briefe noch besitzen, so dass Sie wissen, welche Objekte mir noch fehlen. Meine Abhandlung über die phonographische Ausbeute im Baskenlande wird jetzt von der Akademie der Wissenschaften gedruckt und ich hoffe, dass ich die erste Korrektur davon noch vor meiner Abreise werde erhalten können. Ich selbst bin jetzt mit einer Abhandlung: »Zur Volkskunde der Basken« beschäftigt, es geht aber nur langsam vorwärts, weil ich sehr eingehende, vergleichende Studien mache, und auf diese Weise viel bisher Unbekanntes zu bringen hoffe. Es würde mich ungemein freuen, wenn wir uns, ohne dass es Sie stört, irgendwo in Spanien treffen könnten. Vielleicht haben Sie selbst zwischen 14. März und Ende April in Madrid etwas zu tun. Ich könnte dann jetzt schon mit einiger Wahrscheinlichkeit den Zeitpunkt bestimmen, wann wir uns eben dort sehen könnten.
Ich hoffe, dass Sie meine kleine Abhandlung »W.Wundts Elemente der Völkerpsychologie ------«[137] bereits erhalten haben.
Herr Lareta[138] könnte jetzt nun doch endlich darangehen, mir meine Desiderata zu verschaffen, umsomehr als dies im Frühjahr doch leichter sein dürfte als im Winter.
Mit besten Grüssen und in der Hoffnung auf ein fröhliches Wiedersehen,
Ihr ewig dankbarer, in Freundschaft ergebener
Dr Rudolf Trebitsch

137 Rudolf Trebitsch: Wilhelm Wundts »Elemente der Völkerpsychologie« und die moderne Ethnologie, in: Zeitschrift für angewandte Psychologie, 8, 1914.

138 Ein gewisser Herr Lareta war, wie aus dem Tagebuch der Reise (Trebitsch [wie Anm. 16]) hervorgeht, Gutsbesitzer in Andoain, offenbar ein Bekannter von JdU.

P.S. Ich reise diesmal mit meinem besten Freund und einem sehr netten Ehepaar; infolgedessen bin ich in der eventuellen Zeitbestimmung doch ein wenig an unseren gemeinsamen Reiseplan gebunden.

Nr. 20 – 021P1001 aus 1914
Ansichtskarte (Tanger, La Alcazaba. La Casbah), Handschrift RT
Ort Tanger
Datum [7. April 1914]

Lieber Herr v. Urquijo!
In der Charwoche (ab Dienstag) bin ich in Sevilla, Hotel Inglaterra, am Donnerstag 16. einige Tage in Madrid, Ritz Hotel.
Grüße
D[r] R Trebitsch

Nr. 21 – 020P0902 aus 1914
Ansichtskarte (Sevilla, Vista general), Handschrift RT
Ort Sevilla

9. April 14
Lieber Herr von Urquijo!
Besten Dank für Ihren Brief. Bitte, wenn es nicht anders geht, das Musik-Instrument für 40 Francs zu nehmen. Meine phonog. Brochure ist ganz fertig, nur die Drucklegung wird noch einige Zeit dauern.
Grüsse D[r] R Trebitsch
Hier ist es herrlich.

Nr. 22 – 023C1101-024C1102 aus 1914
Brief, Maschinschrift

Wien, 2. Mai 1914.
Lieber Herr v. Urquijo!
Herr Georges Lacombe war so freundlich, mir die Nummer der »Revue« zukommen zu lassen, in der Sie ausführlich über meine Expedition berichten. Ich entnehme daraus, dass es ein Werk gibt, welches ich für meine ethnographische Abhandlung noch nicht berücksichtigt habe. Es ist dies: »La tradiciòn del Pueblo Vasco« (San Sebastian, Imprenta de la

Provincia 1906)[139]. Ich bitte, mir dieses Buch so bald wie möglich für meine Rechnung zukommen zu lassen.
Gestern abends bin ich von meiner spanischen Reise, die hochinteressant und lohnend war, zurückgekehrt. Nun dürfte ich bis Mitte Juli in Wien bleiben und hoffe bis dahin mit meiner Abhandlung über meine ethnographische Sammlung fertig zu werden.
Mit besten Grüssen und dank im voraus
Ihr ganz ergebener
Dr Rudolf Trebitsch

Nr. 23 – 027C1301-029C1303 aus 1914
Brief, Maschinschrift

Wien, 18. Mai 1914.
Lieber Herr v. Urquijo!
Jetzt fange ich an, schon ein wenig ungeduldig zu werden, da leider von den versprochenen Objekten aus dem Baskenlande (der Schlagzither, dem Weinschlauch, etz.) noch gar nichts an unser Museum gelangt ist. Ich habe Ihnen vor vielen Wochen noch aus Spanien geschrieben, dass ich für die Schlagzither, wenn es sein muss, auch den höheren Preis zu bezahlen bereit bin.
Vielleicht wird es Sie freuen, mein Mai-Avancement zur Kenntnis zu nehmen, deshalb lege ich Ihnen meine neue Visitkarte bei.[140] Die Verleihung erfolgte wegen meiner 5 dem Phonogramm-Archiv im Laufe der Jahre mitgebrachten Sammlungen aussterbender Sprachen, wegen meiner ethnographischen Grönlandsammlung im Hofmuseum und schliesslich wegen meiner ethnographischen Sammlung aus der Bretagne und aus dem Baskenlande, welche beide dem Museum für öst. Volkskunde einverleibt sind.
Hoffentlich können Sie mir bald das Buch aus San Sebastian schicken und vielleicht ist es Ihnen möglich, mir das Werk von Cerquand[141] für meinen Wiener Freund zu besorgen.

139 Diputación Provincial de Guipúzcoa: La tradición del pueblo vasco: etnografía, protohistoria, lengua y literatura, folk-lore, arte popular, estudios religiosos y sociales, hagiografía, artes retrospectivas. San Sebastián 1906.
140 Trebitsch erhielt 1914 das Ritterkreuz des Franz-Joseph-Ordens verliehen.
141 Cerquand (wie Anm. 122).

In der Hoffnung von Ihnen bald etwas zu hören, mit besten Grüssen an Sie und Handküssen an die gnädige Frau
in treuer Freundschaft und Dankbarkeit,
Ihr ganz ergebener
Dr Rudolf Trebitsch

P.S. Inliegend ein Zeitungsausschnitt über die Leistungen des Phonogramm-Archivs im vergangenen Jahre, wo auch meiner gedacht wird.[142]

Nr. 24 – 031P1402 aus 1914
Postkarte, Handschrift RT aus 1914
Ort Wien

30 Mai 14
Lieber Herr von Urquijo!
Es wäre mir sehr erwünscht, wenn Sie auch den Chocoladestein[143] ehestens an das Museum f. österr. Volkskunde übersenden könnten, da ich darüber in meiner Abhandlung ausführlicher schreiben werde. Mit vielen Grüssen
Ihr
Dr Rudolf Trebitsch

Nr. 25 – 032C1501-034C1503 aus 1914
Brief, Maschinschrift

Wien, 2. Juli 1914.
Lieber Herr v. Urquijo!
Am 15. Juli werde ich Wien verlassen. Ich werde in Tirol herumreisen und im September am Lido sein und endlich nach langer Zeit vollständige Ferien haben. Hoffentlich gönnen Sie sich auch einige Wochen der Ruhe, die man ja wirklich braucht, wenn man das ganze Jahr brav gearbeitet hat.[144]

142 In »Die Zeit« vom 9. Mai 1914 gibt es einen einspaltigen Bericht über die Arbeit des Phonogrammarchivs, worin auch die Baskenarbeit von Trebitsch mit einem Satz erwähnt wird.

143 In den Unterlagen der Sammlung Trebitsch gibt es darüber keinen Eintrag.

Da ich kaum vor 20. September wieder in Wien sein werde, so würde es mich sehr freuen, wenn der heiss ersehnte Schokolade-Reibstein samt dazugehöriger Walze, der Weinschlauch aus Tierfellen und die Laya aus Ribera[145], die uns der Apotheker aus Elizondo versprochen hat, noch vor dem 15. Juli hier eintreffen könnten. Meine übrigen Desiderata weiss ich nicht mehr auswendig; in den vielen an Sie gerichteten Briefen sind ja wohl alle enthalten. Es würde mich auch sehr freuen, wenn es Ihnen gelingen könnte, dem Herrn Arrieta[146] meinen Wunschzettel zu entreissen. Es wäre mir sehr lieb, weil wir dann wohl im Laufe des Sommers auch in den Besitz dieser Objekte gelangen könnten. Ferner bitte ich Sie, mir auch die Rechnung der bis jetzt aufgelaufenen, noch nicht von mir bezahlten Spesen gütigst einzusenden. Herr Professor Haberlandt und ich haben uns sehr über das endliche Eintreffen der Schlagzither[147] gefreut.
Heute oder morgen werde ich Ihnen den Akademie-Bericht über meine phonographische Arbeit im Baskenland, der nun endlich vorliegt, einsenden.[148]
Ihnen und der verehrten gnädigen Frau einen schönen Sommer und angenehme Ferien wünschend
Ihr stets dankbarer treu ergebener
D[r] Rudolf Trebitsch

144 In den Monaten März/April war Trebitsch allerdings schon an die sechs Wochen in Spanien.
145 Inv.Nr. 33.360–33.361.
146 Wahrscheinlich recte: Lareta. Vgl. Brief 19.
147 Über den Verbleib dieses Instrumentes ist nichts bekannt. In der Liste des Museums scheint sie nicht auf.
148 Trebitsch (wie Anm. 10).

8. Trebitsch an Azkue: Editorisches und Postkarte

Der Kontakt von Trebitsch mit Azkue scheint nicht sehr intensiv gewesen zu sein. Urquijo begleitet auf diesem Teil der Reise Trebitsch bei den Aufnahmen in Bizkaia wieder mit seinem Auto und bringt ihn zu Azkue nach Lekeitio. Azkue, Priester, Autor, Opernkomponist, Volkskundler, Sammler und Herausgeber mehrerer Bände von Volksliedern und -erzählungen war auch Sprachwissenschaftler, Lexikograph und erster Präsident der Baskischen Akademie Euskaltzaindia.

Diese Karte liegt in der Azkue Liburutegi der Euskaltzaindia, Bilbao.[149]

Postkarte, Handschrift RT
Ort Biarritz

---

16. Sept 13
Sehr geehrter Herr Doctor!
Bitte, mir zu schreiben, was das Modell des Schlittens kostet, damit ich es Ihnen vergüten könne.[150] Außerdem warte ich auf den versprochenen Brief über Ihre Angelegenheit mit Hornbostel.[151] Gerne wüßte ich auch, wozu das Loch an diesem Hafenschlitten dient. Beste Empfehlungen
Dr. Rudolf Trebitsch
Carlton Hotel, Biarritz, Frankreich

149 Mein besonderer Dank für die unbürokratische Hilfe geht an Pruden Garcia. Nach seiner Auskunft ist dies das einzige Schriftstück von Trebitsch in den Beständen.

150 Inv.Nr. 33.380, Hafenschlitten aus Lequeitio.

151 Erich von Hornbostel, ein gebürtiger Wiener, war Leiter des Berliner Phonogrammarchivs. Trebitsch hatte auch für die Berliner Schwesterinstitution aufgenommen. Trebitsch informiert sich bei Hornbostel gelegentlich über methodologische Probleme.

9. Literatur

Azkue, Resurrección María de: Del acento tónico vasco en algunos de sus dialectos. Bilbao 1931.

Aranzadi y Unamuno, Telesforo: El pueblo euskalduna: estudio de antropología. San Sebastián 1889.

— Setas y hongos del País Vasco. Madrid 1897.

Beitl, Matthias, Herbert Justnik: Relics – Trebitsch's collecting trips and what remains of them today. Vortrag gehalten bei »Regional Culture as Reflected by Museum Collections«, Österreichisches Museum für Volkskunde, Wien, 18. April 2008.

Bonaparte, Luis-Lucien: Carte des Sept Provinces Basque montrant la délimitation actuelle de l'Euscara et sa division en dialectes, sous-dialectes et varietés. London 1863.

Brettschneider, Günter: Towards a history of Basque linguistics. The correspondence between Hugo Schuchardt and Georges Lacombe, in: J.L. Melena, ed., Symbolae Ludovico Mitxelena Septuagenario Oblatae. Vitoria 1985, S. 1111–1118.

Cerquand, Jean François: Légendes et récits populaires du Pays Basque. 4 vols. in 1. Pau: L. Ribaut. (Extr. von: Bulletin de la Société des Sciences, lettres et arts de Pau, 1875–1882, 2e sér. t. 4, 5, 6, 11).

Diputación Provincial de Guipúzcoa: La tradición del pueblo vasco: etnografía, protohistoria, lengua y literatura, folk-lore, arte popular, estudios religiosos y sociales, hagiografía, artes retrospectivas. San Sebastián 1906.

Duhamel de Monceau, Henri-Louis: Traité des peches. (4 Bde.) Paris 1769ff.

Etxebarría, José M.: Las grabaciones en euskera de la fonoteca de Viena. II. Grabaciones en dialecto labortano, in : Anuario de Eusko Folklore, 36, 1990, S. 59–64.

— 1913-ko Vienako euskal grabaketak, III. Erronkariera, in: IKER, 6, 1992, S. 161–176.

Humboldt, Wilhelm von: Berichtigungen und Zusätze zum ersten Abschnitte des zweiten Bandes des Mithridates über die Cantabrische oder Baskische Sprache, in: Johann Christoph Adelung, Johann Severin Vater (Hg.): Mithridates oder die allgemeine Sprachenkunde mit dem Vater Unser als Sprachprobe in bey nahe fünfhundert Sprachen und Mundarten. Berlin 1817, Bd. 4, S. 275–360.

— Prüfung der Untersuchungen über die Urbewohner Hispaniens vermittelst der Vaskischen Sprache. Berlin 1821.

Hurch, Bernhard: Rudolf Trebitsch and linguistics: his phonographic legacy, in: Gerda Lechleitner (Hg.): The collections of Rudolf Trebitsch. Basque Recordings 1913. (Beiheft zu Tondokumente aus dem Phonogrammarchiv der ÖAW Series 5/3). Wien 2003, S. 13–16.

— Ein Netzwerk des Wissens. Einige Voraussetzungen zur Profilierung der Philologie, in: Christoph König (Hg.): Das Potential europäischer Philologien. Göttingen (im Druck).

— zus. mit Maria Jose Kerejeta (Hg.): Hugo Schuchardt – Julio de Urquijo. Correspondencia (1906–1927). Bilbao: EHU-UPV (=Anejos del Anuario de Filología Vasca 'Julio de Urquijo' – International Journal of Basque Linguistics and Philology, vol. 41) 1997.

Kadlec, Erich: Dr. Rudolf Trebitsch. 1876–1918. Seine Sammlung im österr. Volkskundemuseum. Abschlußarbeit zu einer Vorlesung, Universität Wien, s.d.

Liebl, Christian: The collections of Rudolf Trebitsch (1906–1913) – Recordings from Greenland, Celtic and Basque Recordings. Vortrag gehalten bei »Regional Culture as Reflected by Museum Collections«, Österreichisches Museum für Volkskunde, Wien, 18. April 2008.

Michelena, Luis: D. Julio de Urquijo y los estudios vascos, in: Homenaje a la memoria de D. Julio de Urquijo e Ibarra al cumplirse el centenario de su nacimiento, 1973, S. 11–21.
Mielert, Fritz: Das Baskenland und seine Bewohner, in: Deutsche Rundschau für Geographie, 36, 1913, S. 75–82, S. 112–124.
M[ujica] G[regorio de]: Anzeige von: Trebitsch 1914a, in: Euskalerriaren Alde, 4, 1914, S. 552.
Nikitsch, Herbert: Moser, Schmidl,Trebitsch & Co, in: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, LIX/108, 2005, S. 275–294.
— Some biographical remarks on Rudolf Trebitsch. Vortrag gehalten bei »Regional Culture as Reflected by Museum Collections«, Österreichisches Museum für Volkskunde, Wien, 18. April 2008.
O'Shea, Henry George: La maison basque: notes et impressions. Pau 1887.
Sañez Reguart, Antonio: Diccionario histórico de los [sic] artes de la pesca nacional. Madrid 1795.
Sauermann, Eberhard: Literarische Kriegsfürsorge. Österreichische Dichter und Publizisten im Ersten Weltkrieg. (=Literaturgeschichte in Studien und Quellen, Bd. 4). Wien 2000.
Schuchardt, Hugo: Romanisches und Keltisches. Berlin 1886 (Brevier/Archiv Nr. 185).
— Zur methodischen Erforschung der Sprachverwandtschaft (Nubisch und Baskisch), in: RIEV, 6, 1912, S. 167–281 (Brevier/Archiv Nr. 634).
— La »Couvade« chez les Basques, in: RIEV, 6, 1912, S. 284 (Brevier/Archiv Nr. 638)
— Baskisch-hamitische Wortvergleichungen, in: RIEV, 7, 1913, S. 289–340 (Brevier/Archiv Nr. 648).
— Aus dem Herzen eines Romanisten. Graz 1915 (Brevier/Archiv Nr. 675).
— An die Portugiesen. Deutscher Neujahrsgruß 1915. Loses Blatt. Graz 1915 (Brevier/Archiv Nr. 674).
— Baskisch = Iberisch oder = Ligurisch?, in: Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, 45, 1915, S. 109–124 (Brevier/Archiv Nr. 679).
— Zu den romanischen Benennungen der Milz, in: Sitzungsberichte der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften, 7, 1917, S. 156–170 (Brevier/Archiv Nr. 694).
— [Rez.] Hermann Urtel. Zum Iberischen in Südfrankreich, in: Literaturblatt für germanische und romanische Philologie, 39, 1918, S. 39–44 (Brevier/Archiv Nr. 706).
— Zur Kenntnis des Baskischen von Sara (Labourd), in: Abhandlungen der Preußischen Akademie der Wissenschaften, 1922, Phil.-hist. Kl. Nr.1, S. 1–39 (Brevier/Archiv Nr. 748).
Spitzer, Leo: Anti-Chamberlain. Betrachtungen eines Linguisten über Houston Stewart Chamberlains »Kriegsaufsätze« und die Sprachbewertung im allgemeinen. Leipzig 1918.
Staudacher, Anna L.: Jüdisch-protestantische Konvertiten in Wien 1782–1914. 2 Bände. Frankfurt 2004.
Stoll, Otto: Zur Kenntnis der heutigen Basken, in: Das Ausland. Wochenschrift für Erd- und Völkerkunde, 63, 1890, S. 695–698, 701–704, 734–737, 751–754, 775–779, 796–798.
Trebitsch, Rudolf: Die »blauen Geburtsflecke« bei den Eskimos in Westgrönland, in: Archiv für Anthropologie, Neue Folge Bd. VI, Heft 4, 1907.
— Phonographische Aufnahmen der irischen Sprache in Irland und einiger Musikinstrumente in Irland und Wales, ausgeführt von Dr. Rudolf Trebitsch im Sommer 1907, in: Anzeiger der phil.-hist. Kl. der kaiserl. Akademie der Wissenschaften, 5, 1908 (=Berichte der Phonogramm-Archivs-Kommission der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien XII), S. 1–17.
— Phonographische Aufnahmen der welschen Sprache in Wales, der Manxschen Sprache auf der Insel Man, der gaelischen Sprache in Schottland und eines Musikinstrumentes in Schottland, ausgeführt im Sommer 1909, in: Anzeiger der phil.-hist. Kl. der kaiserl.

Akademie der Wissenschaften, 27, 1909 (=Berichte der Phonogramm-Archivs-Kommission der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien XVIII), S. 1–27.
— Bei den Eskimos in Westgrönland. Ergebnisse einer Sommerreise im Jahre 1906, nebst einem ethnologischen Anhang von Michael Haberlandt. Berlin 1910.
— Fellboote und Felle als Schiffsfahrzeuge und ihre Verwendung in der Vergangenheit und Gegenwart. Diss.phil., Universität Wien 1911.
— Meine Basken-Reise. Tagebuch Sommer 1913. Museum für Volkskunde, Wien 1913, Ms, 69 S.
— Versuch einer Psychologie der Volksmedizin und des Aberglaubens. Eine ethnologische Studie, in: Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, 43, 1913.
— Baskische Sprach- und Musikaufnahmen ausgeführt im Sommer 1913, in: Anzeiger der phil.-hist. Kl. der kaiserl. Akademie der Wissenschaften, 11, 1914 (= 34. Mitteilung der Phonogramm-Archivs-Kommission der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien), S. 1–31.
— Beiträge zur baskischen Volkskunde. Museum für Volkskunde, Wien 1914, Ms, 21 S.
— Wilhelm Wundts »Elemente der Völkerpsychologie« und die moderne Ethnologie, in: Zeitschrift für angewandte Psychologie, 8, 1914.
— Rasse, Kultur und Sprache, in: Die Umschau. Wochenschrift über die Fortschritte in Wissenschaft und Technik, 21/37, 1917, S. 1–5.
— Ethnographisches aus dem Baskenlande (Vortrag). Museum für Volkskunde, Wien s.d., Typoskript, 17 S.
Trebitsch, Siegfried: Chronik des Lebens. Zürich 1951.
Universitätsarchiv Wien, Personalakt Rudolf Trebitsch.
Urquijo, Julio de: Estudios vascos en Austria. El doctor Trebitsch llega al País Vasco, in: La Gaceta del Norte, 28. Juli 1913.
— De lingüística y etnografía vascas. A propósito del viaje del Dr. Rodolfo Trebitsch, in: RIEV, 7, 1913, S. 575–583.
— El viaje del Dr. Trebitsch, in: Euskalerriaren Alde, 3, 1913, S. 631.
Vinson, Julien: Le folk-lore du Pays Basque. Paris 1883.
Wolf, Michaela: Hugo Schuchardt Nachlaß. Graz 1993.

Bernhard Hurch, On Comprehension and Incomprehension in the work of Rudolf Trebitsch. An Ethnologist's Contribution to Basque Studies

Rudolf Trebitsch (1876–1918) is well known for his important work in establishing ethnology as an institution during the final years of Imperial Austria. One major field of interest concerned the Basque collection of the Austrian Museum of Folk Life and Folk Art in Vienna. This paper critically evaluates the intellectual background of how this collection was gathered, based in particular on the annotated edition of the correspondences between Trebitsch and J. de Urquijo (a Basque politician, scholar and wealthy promoter of Basque studies) and H. Schuchardt (a leading figure among the general, Romance and Basque linguists of his time).

Mitteilung

Bemerkungen zu St. Engelbert

Herbert Nikitsch

Dass ein Denkmal, dieser Versuch, von Beständigem und Dauerndem zu künden, »in unserem Zeitalter des Lärms und der Bewegung« gewöhnlich nicht bemerkt wird[1], hat wohl nicht nur mit seiner Einbettung in den Alltagsblick zu tun, sondern oft auch damit, dass wir keinen Sinn mehr mit ihm verbinden und uns des Kontextes nicht mehr bewusst sind, in dem das als beständig und dauerhaft Prätendierte und Propagierte gestanden ist. So übersehen sicher Viele die Statue an der Wohnhausanlage in der Tautenhayngasse / Ecke Minciostraße (Wien 15) oder nehmen sie höchstens als eine Heiligenfigur wahr, die mangels eindeutiger Attribute nicht näher zu definieren ist – und keineswegs etwa als ein Beispiel politisch-katholizistischer Manifestation.

Diese in Steinguss gefertigte Statue – im »Dehio« als »Hl. Nikolaus« angesprochen[2] – ist eine Darstellung des Hl. Engelbert, wie bei aller ikonographischen Unbestimmtheit aus der ehemaligen Bezeichnung des 1936 errichteten Gebäudekomplexes als »Familienasyl St. Engelbert« deutlich wird. Und wenn der mit den für ihn üblichen bischöflichen Insignien dargestellte Heilige hier von einem schutzsuchenden Kind flankiert wird (Abb. 1), ist das zwar keines seiner gängigen Attribute[3], entspricht jedoch der ehemaligen Funktion seines Standorts: In den »Familienasylen« sollten im Rahmen ständestaatlicher Fürsorge desolate Familienverhältnisse konsolidiert und in der Pflegschaft der Stadt Wien stehende Kinder mit ihren obdachlosen Eltern unter geordneten Wohnverhältnissen wieder zusammengeführt werden.[4] Dass bei diesen – in Zeiten der Dominanz

1 Robert Musil: Denkmale, in: Ders.: Nachlaß zu Lebzeiten. Reinbek bei Hamburg 1978, S. 62–66 [1936].

2 Wolfgang Czerny u. a. (Bearb.): Wien X.-XIX. und XXI. bis XXIII. Bezirk (= Dehio-Handbuch – Die Kunstdenkmäler Österreichs). Wien 1996, S. 370.

3 Neben dem obligaten Krummstab ist das Attribut des Engelbert (Tag: 7. November) gewöhnlich recht unspezifisch ein Buch, s. u. a. Wolfgang Braunfels (Hg.): Lexikon der christlichen Ikonographie. 6. Bd., Rom, Freiburg, Basel u.a. 1974, Sp. 149; Otto Wimmer, Hartmann Melzer: Lexikon der Namen und Heiligen. Bearb. u. erg. von Josef Gelmi. Innsbruck, Wien 1988, S. 249f.

Abb. 1 Statue des Hl. Engelbert an einer Wohnhausanlage, Wien 15
Foto: Herbert Nikitsch

eines programmatisch staatstragenden politischen Katholizismus[5] errichteten – Asylen jeweils auf einen »Amtsraum für Fürsorgerinnen und Seelsorger«[6] nicht vergessen wurde, verwundert nicht – und auch nicht, dass diese Institutionen großteils nach Heiligen benannt worden sind,[7] wobei die Wahl auf Leopold, Josef, Anna, Elisabeth, Brigitta, Richard und Engelbert fiel.

Als Patrone dieser ständestaatlichen Fürsorgeeinrichtungen finden wir also vor allem einige klassische »alte Heilige«[8], wie sie auch noch in den 30er Jahren in Wien durchaus populär waren[9]: Leopold, Josef und Anna genossen hier »durchlaufende Verehrung«[10], und die Hl. Elisabeth von Thüringen wurde als »Patronin der Kaiserin« spätestens seit den

4 So wurden in dem von Bürgermeister Richard Schmitz initiierten Sozialprogramm zwischen 1935 und 1937 insgesamt rund Tausend bedürftigen kinderreichen Familien ein meist aus Zimmer und Küche bestehender Wohnraum und gemeinsame Einrichtungen wie Waschküche und sanitäre Anlagen zur Verfügung gestellt; Franz Baltzarek: Wien 1934–1938. Die Geschichte der Bundeshauptstadt im autoritären Österreich (= Wiener Geschichtsblätter 29, 1974, Sonderheft 2), S. 79 f; Barbara Feller: Für die, die noch zu retten sind. Familienasyle und Nebenerwerbssiedlungen in Wien 1934–1938, in: Jan Tabor (Hg.): Kunst und Diktatur. Architektur, Bildhauerei und Malerei in Österreich, Deutschland, Italien und der Sowjetunion 1922–1956. Bd. 1, Baden 1994, S. 212-215.

5 Ernst Hanisch: Der politische Katholizismus als ideologischer Träger des »Austrofaschismus«, in: Emmerich Tálos, Wolfgang Neugebauer (Hg.): Austrofaschismus. Politik – Ökonomie – Kultur 1933–1938 (= Politik und Zeitgeschichte, 1). Wien ^{5}2005, S. 68–86.

6 Baltzarek (wie Anm. 4), S. 80.

7 Und auch einschlägige Hauszeichen aufwiesen (bzw. aufweisen), alle abgebildet in: Die Familien-Asyle der Stadt Wien. Übersicht über die unter Bürgermeister Richard Schmitz von der Wiener Bürgerschaft in den Jahren 1934–1936 beschlossenen baulichen Maßnahmen zum Schutze obdachlos gewordener Familien (= Wien im Aufbau). Wien 1937. Die den genannten Heiligen gewidmeten ehemaligen Familienasyle bestehen als städtische Wohnanlagen der Gemeinde Wien großteils bis heute. Abbildungen des jeweiligen Lageplans und der Gestaltung der Häuserfronten zum Errichtungszeitpunkt ebenfalls in: Familien-Asyle der Stadt Wien. Czeike erwähnt noch zwei unbenannt gebliebene Anlagen in Wien 14 und 10; Felix Czeike: Historisches Lexikon Wien, Bd. 2, Wien 1993, S. 252 f.

8 Franz Ortner: Heiligenverehrung zwischen Romantik und Moderne in Wien (= Veröffentlichungen des kirchenhistorischen Instituts der katholisch-theologischen Fakultät der Universität Wien 12). Wien 1972, S. 43.

9 Es sei hier nur an die zeitgenössischen Bestandsaufnahmen des Wiener Kulturhistorikers Gustav Gugitz erinnert: Gustav Gugitz: Das Jahr und seine Feste im Volksbrauch Österreichs. Studien zur Volkskunde. 2. Bde., Wien 1949/1950. (Die darin versammelten Beiträge sind erstmals in den Jahren 1934 bis 1938 in verschiedenen Wiener Zeitungsfeuilletons erschienen.)

10 Ortner (wie Anm. 8), S. 43.

50er Jahren des 19. Jahrhunderts in mehreren Kapellen gewürdigt.[11] Und auch der Hl. Brigitta, wenngleich »von nur lokaler Bedeutung«, wurde zumindest in der nach ihr benannten Brigittenau »seit dem 17. Jahrhundert große Verehrung zuteil«[12] – was sicher auch bei der Wahl ihres Patronats über das erste, 1935 im 20. Wiener Gemeindebezirk errichtete Familienasyl eine Rolle gespielt hat.[13]

Von einem solchen topographischen Bezug kann bei St. Engelbert und St. Richard allerdings ebenso wenig die Rede sein wie von deren Popularität als »religiös Eingelebtes«[14]: Wie der letztgenannte, hierorts völlig ungebräuchliche Heilige[15] wohl als Reverenz an den Initiator des Familienasylprogramms, den ab 1934 amtierenden Wiener Bürgermeister Richard Schmitz, gedacht war, ist auch St. Engelbert der Versuch, eine der »Volksfrömmigkeit« bislang fremde Heiligengestalt ins hiesige Kultrepertoire einzubringen. Und beides geschah in durchaus säkularer Intention. Denn das Spektrum des traditionellen Heiligenkults zu erweitern, neue religiöse Vertrauensgestalten einzuführen, war ja nicht nur ein Anliegen der Kirche, die etwa in einschlägigen Publikationen »Österreichische Märtyrer-Missionare«[16] zu propagieren und »als Leitstern unseres Denkens und Handelns wieder vor uns aufleuchten zu lassen«[17] suchte. Es war auch im Interesse des mit dieser Kirche in enger Symbiose[18] stehenden Staates, bislang nicht geläufige Devotionsangebote in zeitpolitischer Funktionalisierung von Religion zu popularisieren. Und

11 Als erste die 1854 anlässlich der Hochzeit Franz Josefs und Elisabeths errichtete Kapelle Am Himmel, Ortner (wie Anm. 8), S. 117 f. Und für den hier betrachteten Zeitabschnitt vermeldet die Reichspost vom 18. November 1931: »Tausende pilgern in diesen Tagen zur Kirche der Elisabethinerinnen auf der Landstraße, in der das Haupt der hl. Elisabeth zur Verehrung ausgestellt ist«, zit. nach Christine Klusacek, Kurt Stimmer (Hg.): Dokumentation zur österreichischen Zeitgeschichte 1928–1938. Wien, München 1982, S. 157.

12 Ortner (wie Anm. 8), S. 126.

13 Das nicht mehr existierende »Familienasyl St. Brigitta« (Wien 20, Adalbert Stifter-Straße, Ecke Laygasse) war mit 216 Wohneinheiten der größte Asylbau, s. Familien-Asyle (wie Anm. 7), S. 11–14.

14 Gottfried Korff: Kulturkampf und Volksfrömmigkeit, in: Wolfgang Schieder (Hg.): Volksreligiosität in der modernen Sozialgeschichte (= Geschichte und Gesellschaft, Sonderheft 11). Göttingen 1986, S. 137–151, S. 139.

15 Richard von Chichester (Tag: 3. April), dargestellt als Bischof, oft mit Kirchenmodell und umgestürztem Kelch zu Füßen, s. Wolfgang Braunfels (Hg.): Lexikon der christlichen Ikonographie. 8. Bd., Rom, Freiburg, Basel, Wien 1976, Sp. 267.

16 Franz Österreicher: Vergeßt Eure Helden nicht! Österreichische Märtyrer-Missionare (= Veröffentlichungen des Kath. Akademischen Missionsvereins). Wien 1934.

17 Josef Minichthaler: Heilige in Österreich. Innsbruck, Wien, München 1935, S. 5.

so ist auch der Hl. Engelbert, dieser kaum bekannte Heilige, der selbst in manchen einschlägigen Übersichten nicht genannt wurde[19] und wird[20], hier als Ausdruck solcher politisch verfügbar gemachter Religion zu sehen – und so seine 1936 von Anton Endstorfer geschaffene Statue in der Minciostraße als ein Memorial für den zwei Jahre davor beim Juli-Putsch ermordeten »Heldenkanzler«[21] Engelbert Dollfuß.

Wir haben es also mit einem jener Denkmale zu tun, wie sie der gleich nach dem Tod dieses Politikers einsetzende Dollfußkult hervorgebracht hat – und das nicht nur in sehr großer Zahl, sondern auch in sehr unterschiedlicher Art. Einige öffentliche Verkehrsflächen trugen ja schon zu seinen Lebzeiten seinen Namen[22], doch kurz nach dem 25. Juli 1934 erließ »die Bundesleitung der VF. [...] an alle Landesleitungen die Weisung, dafür Sorge zu tragen, daß in allen Orten des Bundesgebietes [...] ehestens eine Straße oder ein Platz nach dem verewigten Bundeskanzler und Führer Dr. Dollfuß benannt wird.«[23] Und neben solchen immateriellen Zeichen der Erinnerung[24] gab es natürlich auch unzählige Denkmäler im konkreten Sinn des Wortes, die dem Gedenken österreichweit Ausdruck verleihen sollten: Allein für die Bundeshauptstadt werden in einer Meldung des Landeskulturreferenten der Vaterländischen Front für Wien vom 26. Juni 1936 rund 60 »Dollfuss-Denkmäler« aufgezählt

18 Allgemein dazu Maximilian Liebmann: Von der Dominanz der katholischen Kirche zu freien Kirchen im freien Staat. Vom Wiener Kongreß 1815 bis zur Gegenwart, in: Rudolf Leeb u.a.: Geschichte des Christentums in Österreich. Von der Spätantike bis zur Gegenwart. Wien 2003, S. 361–456, v. a. S. 406–417.

19 So etwa in dem weitverbreiteten und vielgebrauchten, erstmals 1886 von dem Priester Mathias Eisterer herausgegebenen und in den folgenden Jahrzehnten immer wieder neu aufgelegten Vorbetbuch »Katholische Volksandachten«, das einen guten Einblick in die damalige Vielfalt des gottesdienstlichen Lebens der Erzdiözese Wien gibt und als Indikator seinerzeitiger populärer Frömmigkeit gelten kann; s. Johann Weissensteiner: Welt- und Ordenspriester der Erzdiözese Wien als Verfasser von Gebetbüchern im 19. Jahrhundert, in: Anna Coreth, Ildefons Fux OSB (Hg.): Servitium Pietatis. Festschrift für Hans Hermann Kardinal Groer zum 70. Geburtstag. Maria Roggendorf 1989, S. 365–401, S. 381 f.

20 Beispielsweise in Otto Wimmer: Kennzeichen und Attribute der Heiligen. Innsbruck, Wien 2000.

21 Ein seinerzeit gängiges Epitheton; ein Beispiel unter vielen: A[ttilio] R[enato] Bleibtreu: Der Heldenkanzler. Ein Lied von der Scholle (= Bücher des Vaterlands, II. Bd.). Wien 1934.

22 Etwa in Klosterneuburg, s. Karin Liebhart: Österreichischer Patriot und »wahrer deutscher Mann« – Zur Mythisierung des Politikers Engelbert Dollfuß, in: Michael Achenbach, Karin Moser (Hg.): Österreich in Bild und Ton. Die Filmwochenschau des austrofaschistischen Ständestaates. Wien 2002, S. 237–258, S. 241.

23 Reichspost vom 9. August 1934, zit. nach Klusacek/Stimmer (wie Anm. 11), S. 428.

– von Büsten, Reliefs oder »Dollfuß-Plaketten« (etwa in verschiedenen Postämtern) bis zu »Dollfußkerzen (mit Leuchter)« und ganzen Kirchenbauten, konkret die »Dollfuß-Gedächtniskirche« in Wien 18 und der »Seipel-Dollfuß-Gedächtnis-Bau« in Wien 15.[25]

Die zuletzt genannten Objekte machen deutlich, dass es neben einem profanen Denkmalkult[26] auch noch jene andere Dimension des inszenierten Erinnerns gegeben hat, in die der Patron des »Familienasyls St. Engelbert« sich fügt. Schon der damals gängige Ausdruck »Märtyrerkanzler«[27] weist ja in seiner sakralen Konnotation bereits auf eine mitunter geradezu apotheotische »Mythisierung« des Kanzlers, wie sie analog zur Stilisierung des von diesem errichteten Ständestaats »zum legitimen Erben des altösterreichischen katholischen Reiches als Gegenentwurf zum nationalsozialistischen Deutschland« betrieben worden ist.[28] So wurde offiziellerseits »ein Einbinden des Gedenkens des ermordeten ›Heldenkanzlers‹ in die Zeremonien der katholischen Kirche« durch die Errichtung von »Dollfuß-Gedächtniskirchen und -kapellen, Dollfuß-Kreuzen, Dollfuß-Gedächtniskerzen und nicht zuletzt Standbildern des hl. Engelbert« ver-

24 Denkmäler im weiteren Sinne wurden vom patriotischen Fußvolk in großer Zahl und Variation vorgeschlagen, so z. B. ein »katholischer internationaler österr. Lehrlings-Dollfußbau«, der »ein schönes Friedensdenkmal ganz im Sinne des verstorbenen Kanzlers« wäre; OeStA/AdR, Vaterländische Front, Dollfuß-Denkmäler, Karton Nr. 5, Schreiben von Karl Weber, »Leiter des kath. Lehrlingsheimes in Wien 7, Kaiserstraße 92«, an das Generalsekretariat der V.F. vom 30. November 1934.

25 OeStA/AdR, Vaterländische Front, Dollfuß-Denkmäler, Karton Nr. 5. Die Meldung folgte einem Aufruf des Generalsekretariats der Vaterländischen Front vom 4. Juni 1936.

26 Dessen Formen zum Teil recht unspektakulärer Natur waren und von denen auch oft keine Abbildungen überliefert sind; einiges an optischer Erinnerung findet sich in einschlägigen Zeitschriften, beispielsweise in den »Österreichischen Schriften. Die Bilder-Woche« (hier etwa im 2. Jg, Nr. 48 vom 28. XI. 1935, S. 10, die Photographie einer »in der Arbeiterkrankenkasse des Gremiums der Wiener Kaufmannschaft zum dankbaren Gedenken an den großen Sozialpolitiker« enthüllten kleinformatigen Dollfuß-Büste).

27 So in den unzähligen Pressemeldungen anlässlich des »Volkstrauertages« am 25. Juli 1936; viele von ihnen gesammelt in OeStA/AVA Inneres MR-Präsidium TKB/ANSt A 209, Dollfuss-Gedenktag, 1936, Faszikel »Zeitungsstimmen«.

28 Liebhart (wie Anm. 22), S. 238.

29 Friedrich Grassegger: »Ein Toter führt uns an«. Totengedenken und dessen Denkmäler im autoritären Ständestaat in der Steiermark (1934–1938), in: Stefan Riesenfellner, Heidemarie Uhl (Hg.): Todeszeichen. Zeitgeschichtliche Denkmalkultur in Graz und in der Steiermark vom Ende des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart (= Kulturstudien, Sb 19). Wien, Köln, Weimar 1994, S. 77–90, S. 83.

sucht[29] – wobei in der oben zitierten Aufzählung anno 1936[30] übrigens nur eine solche Heiligenplastik genannt wird, nämlich die an der Stelle des ersten Spatenstichs für den Bau der Höhenstraße errichtete Engelbertstatue[31] als ungleich größer dimensioniertes, allerdings (wie ja die meisten Dollfußdenkmäler) später zerstörtes Pendant zu unserem Engelbert in der Minciostraße.

In dessen näherer Umgebung liegt auch eines der imposantesten Beispiele der Sakralisierung des Dollfußmythos, die 1933 bis 1934 von Clemens Holzmeister erbaute ehemalige Seipel-Dollfuß-Gedächtniskirche (die heutige Pfarrkirche Neufünfhaus) auf dem Krimhildplatz im 15. Wiener Gemeindebezirk. Dieses »Staatsmonument von kurzer Dauer«[32] war von Hildegard Burjan, Gründerin der Schwesternschaft »Caritas Socialis« und 1919/20 erste christlich-soziale Abgeordnete zur Konstituierenden Nationalversammlung, initiiert worden – zunächst als letzte Ruhestätte des 1932 verstorbenen Prälaten und Politikers Ignaz Seipel, zugleich aber wohl als eine Art Bollwerk im auch und gerade in diesem »not- und elendvollen Bezirk«[33] ausgetragenen Wiener Kulturkampf, wie er in demonstrativem Einsatz vehement popularisierter populärer Frömmigkeit[34] in diesem Stadtteil voller Gemeindebauten des Roten Wien[35] auch auf architektonischem Gebiet ausgetragen wurde. Bereits die am 30. Juli 1933, dem ersten Todestag Seipels, erfolgte Grundsteinlegung war – knapp fünf Monate nach der so genannten Selbstausschaltung des Parlaments am 4. März 1933 und damit dem Beginn des autoritären Kurses in Österreich – als Staatsakt inszeniert. Doch die eigentliche Wandlung

30 Wie Anm. 25.

31 Abbildungen beispielsweise bei Erich Bernhard: Das leuchtende Band im Wienerwald. Die Prestigebauten Wiener Höhenstraße und Kahlenberger Restaurant, in: Tabor (wie Anm. 4), S. 230–235, S. 232, oder Georg Rigele: Die Wiener Höhenstraße. Autos, Landschaft und Politik in den dreißiger Jahren. Wien 1993, S. 101 (Abb. 26).

32 Das Folgende nach Verena Pawlowsky: Staatsmonument von kurzer Dauer. Zu den Bedeutungszusammenhängen einer Wiener Vorstadtkirche der 1930er Jahre, in: zeitgeschichte, 29, 2002, S. 3–24.

33 Womit seitens des Vorstands der »Caritas Socialis« wohl vor allem die massive, in einigen Bezirken besonders deutliche Kirchenaustrittsbewegung im Wien der Zwischenkriegszeit angesprochen war, zit. ebda., S. 4.

34 Korff (wie Anm. 14), S. 139.

35 Hans Hautmann, Rudolf Hautmann: Die Gemeindebauten des Roten Wien 1919–1934. Wien 1980.

dieses in privater Initiative[36] geschaffenen katholischen Gedächtnisortes zu einem »Staatsmonument« erfolgte erst mit der Schlusssteinlegung und Einweihung der Kirche im September 1934. Denn damals wurden zwei Sarkophage in der Krypta der Kirche bestattet, wurde aus der Seipel-Gedächtniskirche die Seipel-Dollfuß-Gedächtniskirche: »Die gemeinsame Bestattung in der Kirche schuf eine Kontinuität zwischen dem 1932 verstorbenen Seipel und dem 1934 ermordeten Dollfuß. Obwohl (oder gerade weil) die beiden Politiker sehr verschieden waren, wurde die Berufung auf den langjährigen Obmann der Christlich-Sozialen und Kirchenmann im Amt des Kanzlers zu einem wesentlichen Teil des von staatlicher Seite propagierten Dollfuß-Mythos«.[37] Ungeachtet solcher Zusammenhänge im ständestaatlichen Symbolhaushalt wird in diesem Beispiel eine Funktion des »politischen Heiligenkults«[38], mit dem wir es hier zu tun haben, deutlich: das jeweilige Devotionsobjekt in die emotionale Sphäre einer traditionellen kirchlichen Organisationsform – diesfalls in die Aura des Andächtigen, wie sie Begräbnisstätten eignet – einzubeziehen und zugleich in eine säkulare Symbol- und Identifikationsfigur zu transformieren.

Die Kirche auf dem Krimhildplatz[39] war aber nicht die einzige, die seinerzeit in Wien expressis verbis Engelbert Dollfuß gewidmet war. Das Rektorat der anno 1934 um ein neues Langhaus erweiterten Kirche St. Gertrud in Wien-Währing hatte bereits »am Tag nach der Ermordung [Dollfuß'] um die Beisetzung in der Unterkirche unseres Neubaues« an-

36 Burjan, aufgrund ihrer langjährigen karitativen Tätigkeit organisatorisch versiert, war gewissermaßen ein Spendensammelgenie und hatte zudem Kontakte zu einflussreichen Kreisen – das von ihr gegründete Baukomitee stand immerhin unter dem Ehrenschutz von Bundespräsident Wilhelm Miklas und Bundeskanzler Dollfuß. Burjan starb am 11. Juni 1933, sollte also die Grundsteinlegung »ihrer« Kirche nicht mehr erleben; Pawlowsky (wie Anm. 31), S. 4.

37 Pawlowsky (wie Anm. 32), S. 5. Eine zeitgenössische Abbildung der Krypta etwa bei Liebhart (wie Anm. 22), S. 245.

38 Gottfried Korff: Bemerkungen zum politischen Heiligenkult im 19. und 20. Jahrhundert, in: Gunther Stephenson (Hg.): Der Religionswandel unserer Zeit im Spiegel der Religionswissenschaft. Darmstadt 1976, S. 216–230, S. 217 f.

39 Ihre weitere Symbolgeschichte ist von Verena Pawlowsky ausführlich dargestellt: Anfang 1939 wurden in einer Art Nacht- und Nebelaktion (nämlich tatsächlich in der Nacht vom 23. auf den 24. Jänner) die Sarkophage Dollfuß' und Seipels dorthin gebracht, wo sie kurzfristig vor 1934 waren – auf den Hietzinger bzw. Zentralfriedhof. Damit wurde allerdings auch »in einem Akt des Vergessenmachens ein Weg gewählt, der die Symbolik nicht durch eine neue ersetzte, sondern sie auf unauffällige – und vielleicht deshalb umso nachhaltigere – Weise demolierte«, Pawlowsky (wie Anm. 32), S. 5.

gesucht[40] – musste sich aber schließlich mit dem Namen einer »Dollfuß-Gedächtniskirche« begnügen. Immerhin hatten sich die Währinger erfolgreich »um eine Reliquie S. Engelberti in Köln beworben«[41] und besaßen somit ein liturgisch hochkarätiges Objekt, dem man auch in der Gestaltung der Fenster des neuen Altarraumes durch Darstellungen der Heiligen Engelbert und Theodor – letzterer der Namenspatron des damaligen Kardinals Innitzer – gerecht wurde.[42] Und so verfügt diese Kirche, im Gegensatz zum ehemaligen »Kanzlergedächtnisbau«[43], bis heute über ein Dollfußdenkmal – als ein ständestaatliches Relikt, das praktisch unverändert existiert.[44] (Abb. 2)

Damit haben wir, neben unserer Engelbert-Statue[45], einen weiteren Beleg dafür, dass sich einige dieser politisch-ideologischen Manifestationen – die sich ja ansonsten, soweit nicht bereits im Jahr 1938 zerstört, nur noch in musealem Umfeld finden[46] – in sakral-kirchlicher Camouflage gewissermaßen »in situ«[47] erhalten haben. Und das wieder könnte

40 Auszüge aus den Berichten der Pfarre von St. Gertrud Wien-Währing 1884–1984. Zusammengestellt von Pfarrer Hubert Schachinger. Wien 1984, S. 66.

41 Ebda. S. auch die Abbildung in: Österreichische Volksschriften. Die Bilder-Woche, Blatt Nr. 3, 1935, Nr. 4: »Kardinal Innitzer übergibt Pfarrer Schubert eine Reliquie des hl. Engelbert für die Dr. Dollfuß-Gedächtniskirche in Wien (Währing)«; http://aeiou.iicm.tugraz.at/aeiou.history.docs/40036.htm (Zugriff 15. 2. 09).

42 Alfred Missong: Heiliges Wien. Ein Führer durch Wiens Kirchen und Kapellen. 3., neu bearb. Aufl., Wien 1970, S. 235.

43 Schachinger (wie Anm. 40).

44 Das im Fensterbogen angeführte Herrenwort (»Vergib ihnen, denn sie wissen nicht...«) bezieht sich auf den legendären Topos, dass Dollfuß sterbend »großmütig seinen Mördern verziehen hat«, s. Grassegger (wie Anm. 29), S. 85 (Zitat aus der Einweihungsansprache des Dollfuß-Denkmals in St. Peter bei Graz, vgl. Anm. 47).

45 Beim Familienasyl in der Minciogasse wurde (wie bei allen anderen ehemaligen Einrichtungen dieser Art) einzig die Bezeichnung geändert, diesfalls durch die Ersetzung des Schriftzuges »Familienasyl St. Engelbert« durch »Erbaut von der Gemeinde Wien im Jahre 1936«.

46 So lagert etwa der Torso des von Gustinus Ambrosi 1937 geschaffenen Dollfußdenkmals im Ambrosi-Museum Stallhofen, Grassegger (wie Anm. 29), S. 88.

47 Auch in den Bundesländern finden sich dafür einige (und bei genauerer Suche wohl mehrere) Beispiele. So etwa das »den hl. Engelbert mit Krummstab« darstellende »Dollfußdenkmal« an der Nordseite der Pfarrkirche in St. Peter bei Graz, bei dem nur eine »ursprünglich unter dem Hochrelief befindliche Gedenktafel für Engelbert Dollfuß vermutlich 1938 entfernt [wurde]«, Grassegger (wie Anm. 29), S. 85; oder die Glasmalerei in der Pfarrkirche Rekawinkel (1934 als Engelbert-Dollfuß-Gedächtniskirche errichtet), die den Hl. Engelbert zusammen mit einigen anderen (bekannten) Heiligen (Josef, Leopold, Florian etc.) zeigt, dat. 1937; Peter Aichinger u. a. (Bearb.): Niederösterreich südlich der Donau, Teil 2, M bis Z (= Dehio-Handbuch – Die Kunstdenkmäler Österreichs). Horn, Wien 2003, S. 1746. Natürlich ist auch zu nen-

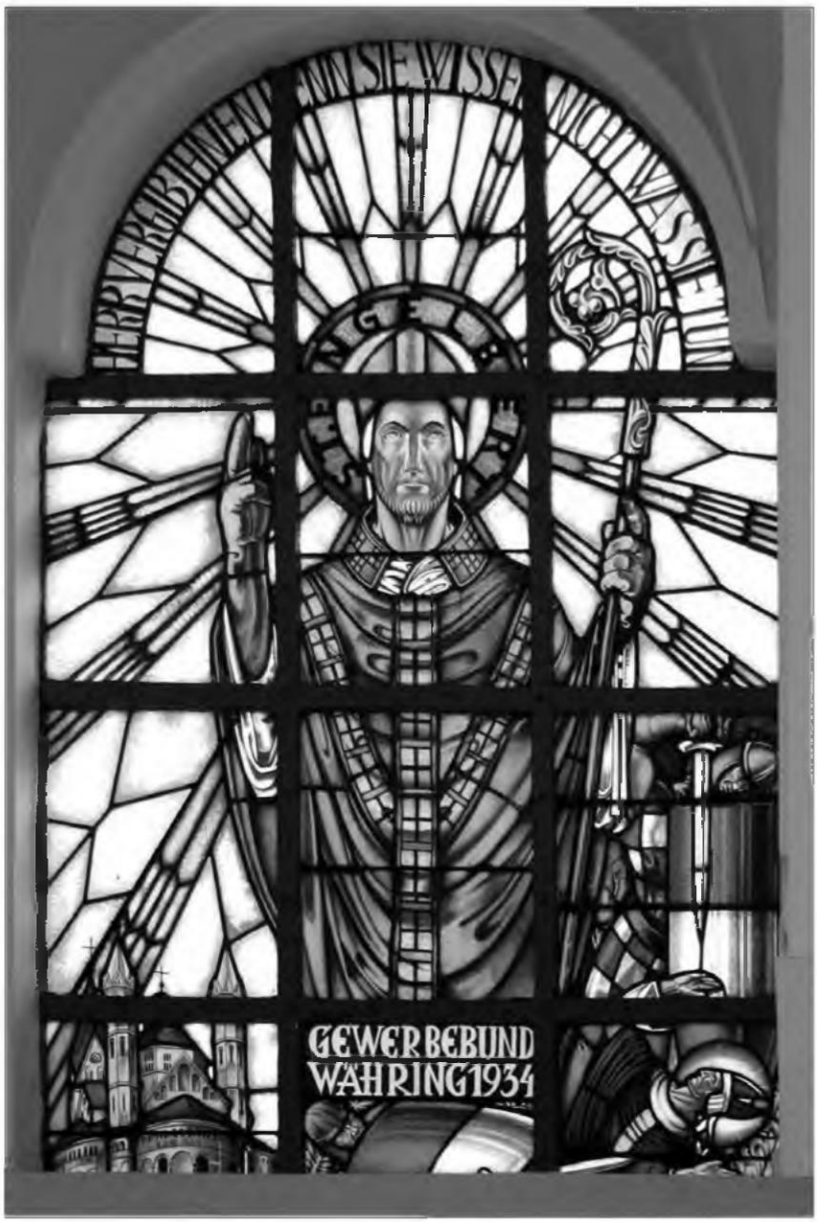

Abb. 2 Kirchenfenster in St. Gertrud, Wien 18
Foto: Pfarre St. Gertrud

verstanden werden als Indiz für die Nachhaltigkeit, mit der der »religiöse Traditionsbestand [...] als Manipulations- und Indoktrinationsinstrument eingesetzt« worden ist.[48] Allerdings würde eine solche Interpretation des Überdauerns sakral konnotierter Überreste des Dollfußkultes nur den offiziellen Aspekt seiner Propagierung berücksichtigen. Für diesen gibt es natürlich ungezählte Beispiele, die Palette reicht bis zur Ausrufung des 25. Juli als »österreichischen Nationaltrauertag«, der Publikation diverser Jahreskalender[49] und detaillierten Anweisungen für die Gestaltung von Gedenkfeiern in Schulen.[50] Doch sollte die Virulenz der politisch-ideologischen Überlagerung und »manipulative[n] Umbiegung des katholischen Kults«[51] nicht überbewertet werden. Es sollte auch gefragt sein, ob diese bis heute bestehenden Zeugnisse ständestaatlichen Personenkultes nicht schlicht »übersehen« wurden und werden – übersehen unter den Vorzeichen zunehmender Unkenntnis der Heiligenattribute wie insgesamt der Formen und Gestalten traditioneller »Volksfrömmigkeit«. Und wenn mit diesem Begriff der Aspekt einer individuellen Religiosität und Glaubenspraxis jenseits kirchenhierarchischer Kanalisierung oder auch säkularer Steuerungsversuche, also jenseits üblicher »Domestizierung von Transzendenzerfahrung«[52] angesprochen ist, stellt sich zudem die Frage, wieweit ein offiziell dekretiertes Gedenken diese »lebensweltlich organisierte religiöse Tradition«[53] beeinflusst oder gar zu individuellen Verehrungsformen geführt hat.

Tatsächlich finden sich ja neben den offiziellen, dem Kanzler Dollfuß gewidmeten Ehrenbezeigungen und Gedenkformen auch so manche

nen die bekannte »Dr.-Dollfuß-Gedächtnisstätte« auf der Hohen Wand (1934/35) mit Engelbert-Statue sowie – besonders hervorzuheben – einer Wandmalerei in der Unterkirche, auf der Dollfuß gemeinsam mit Jesus und Märtyrern dargestellt wird; ebda, S. 1259.

48 Korff (wie Anm. 38), S. 216.

49 Beispielsweise: Kanzler Dollfuß im Bild. Kalender auf das Jahr 1935 mit 61 Bildern. Innsbruck 1934 – der nach dem Vorwort Bundeskanzler Schuschniggs »ein wahrhaftes Hausbuch der österreichischen Familie« sein sollte.

50 So die »mit Erlaß des Bundesministeriums für Unterricht vom 21. September 1934« empfohlene »Anleitung zur Gedenkstunde für Bundeskanzler Dr. Engelbert Dollfuß«; vgl. Grassegger (wie Anm. 29), S. 83.

51 Korff (wie Anm. 38), S. 221.

52 Michael N. Ebertz: Von der »Religion des Pöbels« zur »popularen Religiosität«, in: Jahrbuch für Volkskunde, 1996, S. 169–183, S. 170.

53 Um eine schöne und nach wie vor höchst brauchbare Umschreibung des volkskundlich-kanonischen Begriffs »Volksfrömmigkeit« zu zitieren; Korff (wie Anm. 14), S. 139.

privater Natur[54], und diese sind allerdings zuweilen von einer Rhetorik, die an religiöser Metaphorik nichts zu wünschen übrig lässt – »Der Parkettboden in seinem Arbeitszimmer wurde sein Kreuz, das historische Ballhaus sein Golgatha«[55] – bzw. durchaus Gebetscharakter hat: »Kanzler Dollfuß, blick vom Himmel / auf dein liebes Vaterland, / Bitt für uns am Gottesthrone / um die segensvolle Hand, / die uns alle sicher führe [...]«.[56] Doch bleibt die Frage, wieweit sich in solchen Bekenntnissen auch die Einstellungen der Menschen spiegelt bzw. wieweit diese Einstellungen mit der bekannten und in vielen Bereichen erfolgreichen Rekatholisierungsstrategie der Kirche im neuerrichteten Ständestaat[57] in Einklang gestanden sind. Auf den ersten Blick scheint das ja über die zitierten emphatischen literarischen Ergüsse hinaus der Fall gewesen so sein: »In manchen Kirchen entstanden Dollfußaltäre, fromme Bauernfamilien hängten sein Bild in den Herrgottswinkel«.[58] Und von einigen Menschen ist Dollfuß wohl tatsächlich »auch ohne kirchliche Formalität zum Heiligen gemacht«[59] worden – immerhin soll ja bei seinem Begräbnis »das Volk Spalier vom Rathausplatz bis zur Stephanskirche und von da bis zum Hietzinger Friedhof« gestanden sein: »Es war ein großes Klagen und Rufen. ›Heiliger Dollfuß‹ hörte man wiederholt aus der Menge.«[60]

Eine andere Sprache aber spricht, wie oft, die Statistik – diesfalls die Auflistung der in den Jahren 1934 und 1937 in Österreich vorrangig gewählten Taufnamen.[61] Lange Zeit war ja im katholischen Milieu die »starke Verbreitung der Heiligennachbenennung« mit den daraus resultierenden Namenspatronaten tief verwurzelt – wobei primär die »interzesso-

54 Teils gedruckt für eine breitere Öffentlichkeit gedacht (wie die nachfolgend zitierten Beispiele), teils in bescheidenerer Aufmachung wohl nur für einen kleineren Bekanntenkreis, so etwa August Krnawek-Burger: 6 Lieder um Kanzler Dollfuß. Typoskript, Wien o. J. [ÖNB 730890-C].

55 Bleibtreu (wie Anm. 21), S. 34.

56 Dollfuß-Gedenken. Dem österreichischen Volke und seiner Jugend zugeeignet [von] Lugmayer Franz, Oberlehrer, Wolfern. Linz o. J., S. 9.

57 Hanisch (wie Anm. 5), S. 78.

58 Ebda.

59 Gerhard Jagschitz: Bundeskanzler Engelbert Dollfuß, in: Ludwig Jedlicka, Rudolf Neck (Hg.): Vom Justizpalast zum Heldenplatz. Studien und Dokumentationen 1927 bis 1938. Wien 1975, S. 233–239, S. 239.

60 So die Erinnerung seiner Frau Alwine Dollfuß, wiedergegeben von Eva Dollfuß: Mein Vater. Hitlers erstes Opfer. Wien, München 1994, S. 337; vgl. auch Liebhart (wie Anm. 22), S. 242.

61 Vgl. Alois List: Vornamen 1918–1972 in Wien, in: Mitteilungen aus Statistik und Verwaltung der Stadt Wien, 1974, Nr. 1, S. 8–10.

rische Funktion der Heiligen« im Vordergrund gestanden ist.[62] Doch der Glaube an die Kraft solcher himmlischen Fürbitte ist nicht nur allgemein zurückgegangen – was sich etwa in der auch in katholischem Umfeld immer weniger berücksichtigten Begehung des Namenstages gespiegelt hat[63] –, sondern scheint im Falle des ab 1934/35 neu eingeführten und propagierten Heiligen überhaupt nicht gegriffen zu haben. Die während der Jahre 1934/35 bis 1937 favorisierten Vornamen spiegeln in ihrer Wahl eher die »Aufnahmen neuer Sinngehalte [in] der Weiterentwicklung von Namengebung«[64]: So können etwa die »alten« Namen Franz, Johann(es), Josef, Karl »als Ausdruck der Verbindung zu den Vorfahren«, aber auch einer »patriotische[n] Gesinnung«[65], vielleicht gar als Hommage an frühere »Regenten und Mitglieder des herrschenden Hauses«[66] verstanden werden und die damals neu hinzugekommenen »deutschen Namen«[67] wie Walter, Erich, Kurt oder Helmut »als politisch-weltanschauliches Bekenntnis«[68]. Unser Engelbert jedenfalls findet sich unter den damals gängigen Vornamen nicht.[69]

Diese Absenz in der Liste der beliebtesten Vornamen zur Zeit des grassierenden Dollfußkultes mag kein sehr starkes Argument gegen den nachhaltigen Einfluss der Sakralisierungsversuche von Engelbert sein. Doch könnte sie immerhin auf eine gewisse Zurückhaltung zumindest im traditionellen, »religiös eingelebten« Milieu schließen lassen, vielleicht gar auf dessen Renitenz gegenüber jener ideologischen Instrumentalisierung populärer Frömmigkeit, wie sie sich in den »übersehenen« Dollfußdenkmälern dokumentiert, zu denen dieser Exkurs geführt hat.

62 Michael Mitterauer: Ahnen und Heilige. Namengebung in der europäischen Geschichte. München 1993, S. 347.

63 Herbert Nikitsch: Konfession und Religiosität, in: Oliver Kühschelm, Ernst Langthaler, Stefan Eminger (Hg.): Niederösterreich im 20. Jahrhundert. Bd. 3: Kultur. Wien, Köln, Weimar 2008, S. 111–145, S. 138.

64 Mitterauer (wie Anm. 62), S. 367.

65 Ebda.

66 List (wie Anm. 61), S. 9.

67 Mitterauer (wie Anm. 62), S. 410.

68 Ebda., S. 367.

69 List (wie Anm. 61), S. 9.

neuerDings

Ich mache dir ein Bilderbuch
Bilderbuchunikate im ÖMV

In der graphischen Sammlung des Österreichischen Museums für Volkskunde finden sich neben handschriftlich verfassten, nicht gedruckten Gebets- und Kochbüchern auch illustrierte Reisetagebücher und Kinderbücher. Es handelt sich dabei um Einzelanfertigungen für den Privatgebrauch, die nie für den Markt gedacht waren, sondern als Geschenke angefertigt wurden.

Solche selbstgestalteten Bilderbücher haben Vorbilder unter später international bekannten Autoren. Als der Frankfurter Arzt Heinrich Hoffmann 1844 kein passendes Weihnachtsgeschenk für seinen dreijährigen Sohn fand – die vorhandenen Kinderbücher entsprachen nicht seinen Vorstellungen – kaufte er ein leeres Heft und machte selbst ein Bilderbuch für ihn. Unter den Illustrationen war auch der »Struwwelpeter«. Erst nach langem Zögern gab er dem Drängen des Verlegers Zacharias Löwenthal nach und veröffentlichte sein Werk unter einem Pseudonym. So wurde aus dem persönlichen Weihnachtsgeschenk ein Welterfolg.[1]

Die Engländerin Beatrix Potter besaß künstlerisches Talent und die Liebe zur Natur sowie zu ihren zahlreichen Haustieren, die sie für ihre Studien heranzog. Ihr größter Wunsch als Künstlerin zu arbeiten blieb ihr als wohlerzogener Frau aus gutem Hause im Zeitalter Königin Victorias allerdings verwehrt. 1893 schrieb sie einem kranken Jungen einen Brief mit einer bebilderten Geschichte eines ihrer zahmen Kaninchens. Der kleine Noël war von der Geschichte so begeistert, dass Beatrix Potter den Versuch wagte und das Buch auf eigene Kosten drucken ließ. Heute sind die Geschichten von »Peter Hase« weltweit bekannt.[2]

Andere selbstverfasste Bücher für Kinder blieben liebevolle Einzelanfertigungen und persönliche Erinnerungen an die eigene Kindheit, aufgehoben, manchmal an die Enkel vererbt. Wurden sie auch nie publiziert, so fanden manche den Weg in Museen und Bibliotheken und somit den Weg zu einem größeren Publikum. So war es auch bei den vorliegenden Objekten. Der Autor des 2008 als Schenkung in das Österreichsche Mu-

1 150 Jahre Struwwelpeter. Katalog zur Sonderausstellung im NÖ Museum für Volkskultur Groß Schweinbarth (= Katalog des NÖ Landesmuseums, NF 375). Wien 1995.

2 Beatrix Potter und Peter Hase. Die Geschichte der Autorin und Künstlerin. Sonderausgabe zum 100-jährigen Jubiläum von Peter Hase. Düsseldorf 2002.

seum für Volkskunde gekommenen Büchleins ist darin namentlich nicht genannt. Er hat das Buch seinem Enkel zur Erinnerung gewidmet. Es handelt sich dabei um eine lexikonartige Zusammenstellung aus den Bereichen Musik, Sport und Hobby sowie Verkehrsmittel, die vom zeichnerischen Talent des Herstellers zeugt.

Das Bilderbuch[3] trägt den Titel »... Allerlei für Franzi Grübl«[4] und besteht aus 37 unpaginierten, gebundenen Seiten. Aus den Herkunftsakten ist bekannt, dass es 1935 von Richard Emmerich[5], dem Großvater von Franz Grübl[6] in Wien hergestellt wurde. Die durchgehend mit Buntstift kolorierten Tuschzeichnungen mit namentlich bezeichneten Darstellungen sind in drei große Themenbereiche gegliedert: Musikinstrumente (8 Seiten), Turngeräte (3 Seiten), Sportgeräte und Verkehrsmittel (26 Seiten). Darunter finden sich auch Gustostücke wie das Rhön-Rad, ein aus zwei Reifen und sechs Verbindungssprossen bestehendes Turngerät, das um 1920 von Otto Feick erfunden worden war, eine Weltraum-Rakete oder ein Elektromobil.

Diese naturgetreuen Darstellungen des Zuckerbäckers Emmerich zeigen einerseits, wie weit Erfindungen verschiedenster Art, aber auch Zukunftsträume, bis zu den 30er Jahren des 20. Jahrhunderts vorangeschritten waren und auch Eingang gefunden haben in das allgemeine Bewusstsein. Die wohl für damaliges Verständnis recht futuristisch anmutende Weltraumrakete war 40 Jahre vor dem ersten bemannten Raumflug zum Mond aber andererseits doch noch Utopie. Inspirierend für die Zeichnung könnte die Rakete in Fritz Langs Stummfilm »Frau im Mond« (1929) gewesen sein. Visionär erscheint auch das Elektroauto, allerdings war dessen große Zeit um 1936 fast schon wieder vorüber und es wartet seither auf seine revolutionäre Wiederentdeckung. Interessant ist weiters ein Autobus, welcher mit der Werbeaufschrift der erst 1928 in Wien gegründeten Miag (Milchproduktions AG) versehen ist und in ein Raucher- und ein Nichtraucherabteil getrennt ist. Die daneben gezeichnete Verkehrsampel war zu dieser Zeit in Wien noch eine Neuigkeit.

Die einzelnen Blätter sind von unterschiedlicher Papierqualität. Die einstmals mit einem Faden gebundenen Blätter liegen teilweise nur mehr

3 Inventarnummer ÖMV/83.729, Maße: H = 14 cm, B = 22 cm, T = 1 cm

4 Ein Teil des Etiketts fehlt.

5 Richard Emmerich wurde 1874 in Hollabrunn geboren und starb 1945 in Wien. Er war gelernter Zuckerbäcker, später aber in Wien als Straßenbahnfahrer tätig.

6 Franz Grübl wurde 1929 geboren. Seine Mutter verstarb mit 32 Jahren, daher haben sich die Großeltern vermehrt um ihn und seine Geschwister gekümmert.

Abb. 1 Lexikonartiges Bilderbuch für Franzi Grübl (Inv.-Nr. 83.729)

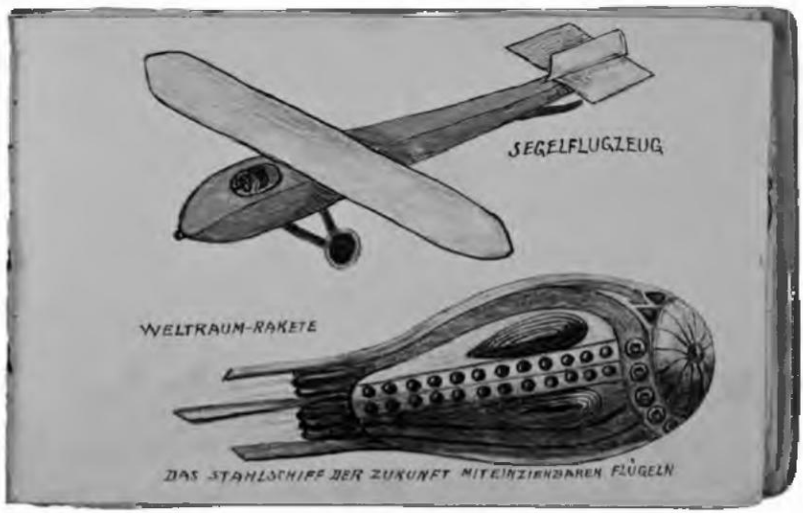

Abb. 2 Seite mit Flugobjekten aus dem Bilderbuch für Franzi Grübl (Inv.-Nr. 83.729)

lose im Buch. Als Bucheinband wurde ein in Braun- und Goldtönen bedrucktes Papier mit floral stilisiertem Muster verwendet. Der Einband zeigt jedoch größere Fehlstellen. Anhand der dadurch freiliegenden Aufdruckreste wird ersichtlich, dass der starke braune Karton von einem Meccano Baukastendeckel (Nr. 1, vermutlich italienischer Herkunft) stammt. Auf dem Buchdeckel ist ein vorgefertigtes Etikett für den Titel aufgeklebt, die Rückseite weist ein selbstgestaltetes oranges Etikett auf: »Zur Erinnerung an Deinen Grossvater Mai 1935«. Auf der Rückseite von Seite 1 ist ein Mondgesicht mit der Bezeichnung: »das bin ich: Grübl Franz« gezeichnet.

Einerseits ist es oft der Wunsch, ein ganz persönliches Bilderbuch zu verfassen, andererseits wurden Menschen vor allem in Krisenzeiten erfinderisch. 2005 kamen vier Kinderbücher als Schenkung in das Volkskundemuseum. Diese Bücher wurden 1946 von Franz Walter Wilfer[7] während seiner britischen Internierungshaft im Lager Weissenstein (Kärnten) für seine Kinder angefertigt. Alle sind mit Texten in Reimform versehen und der Autor ist darin namentlich genannt. Wiederum finden sich persönliche Widmungen in den einzelnen Büchern.

Für das größte der Bücher ist ein Querformat gewählt worden. Es trägt den Titel: »Ein buntes ABC-Bilderbuch für meinen Sohn – Herbert von Walter Wilfer« und besteht aus 13 unpaginierten, gebundenen Seiten.[8] Jede Seite zeigt einen Buchstaben des Alphabets, dem ein illustrierter, handschriftlicher Text in Reimform zugeordnet ist. Um den Text gibt es meist mehrere thematische Darstellungen, nämlich durchgehend mit Wasserfarben kolorierte Tuschzeichnungen. Die Anfangsbuchstaben der zum Buchstaben passenden Wörter sind rot geschrieben. Der Buchrücken ist aus Leinen. Auf den braun bemalten Kartondeckel wurde das Titelblatt geklebt: links ein Haus und eine Kirche zwischen Blüten und einer Sonne darüber, in der Mitte der Titel in einer Raute, rechts Schüler, aus der Volksschule kommend. Im Inneren finden sich keine weiteren Widmungen.

Ein weiteres Buch ist als Märchenbuch mit dem Titel: »Es war einmal ein König« gestaltet.[9] Es beinhaltet 20 paginierte[10], gebundene Sei-

7 Geboren am 14.11.1907 in Linz, gestorben am 30.4.1980. Bevor er 1933 in den Justizdienst eintrat, erlernte er in Linz das Handelsgewerbe.

8 Inventarnummer ÖMV/83.414, Maße: H = 19 cm, B = 28,5 cm, T = 0,7 cm

9 Inventarnummer ÖMV/83.415, Maße: H = 22 cm, B = 15,5 cm, T = 0,5 cm

10 Mit Bleistift geschriebene Zahlen, wobei die Seitennummer 18 zweimal vergeben wurde.

Abb. 3 Bilderbücher von Walter Wilfer (Inv.-Nr. 83.414-417)

Abb. 4 Seite aus dem ABC-Buch von Walter Wilfer (Inv.-Nr. 83.414)

ten, auf der Rückseite des Titelblattes findet sich die Verfasserangabe »Verse: Walter Wilfer, Bilder: Otto Laimgruber«, darunter »Im P.O.W. Verlag Weissenstein 203«. P.O.W., »Prisoners of War«, war ein von den Autoren erfundener Verlagsname, benannt nach dem britischen Internierungslager POW Camp Weissenstein. Das Märchenbuch ist durchgehend mit Aquarellen illustriert, und handschriftlich in Reimform verfasst. Der Buchrücken ist aus Leinen, für den Kartondeckel wurde eine grüne Bemalung gewählt, in die der Titel in nassem Zustand eingeschrieben wurde. Im Inneren findet sich eine beigelegte Postkarte mit dem sich auf das Buch beziehenden Text: »Ich wünsche Euch schöne Weihnachten! Das Bilderbücherl hat Dein Vater gemacht, als er in Gefangenschaft war, liebe Susi, u. die Königstöchter seid Ihr, Du u. Inge.«

Das dritte Buch trägt den Titel: »Prater – Ein lustiges Bilderbuch«[11] und besteht aus 16 unpaginierten, gebundenen Seiten, die jedoch vom Buchdeckel abgerissen sind. Zu den durchgehend mit Wasserfarben kolorierten Tuschzeichnungen mit Darstellungen aus dem Wiener Prater gesellt sich auf jeder Seite ein handschriftlicher Reim. Die Geschichte erzählt vom Ausflug mit dem Firmpaten, dem Göd, nach der Firmung in den Prater. Der Buchrücken ist aus Leinen, der Kartondeckel weist eine rote Bemalung auf. Im Inneren ist eine Widmung mit blauer Tinte geschrieben: »Zur Weihnacht 1946, Vati.«

Das letzte ist wieder ein Märchenbuch mit autobiographischen Zügen und trägt den Titel: »Es war einmal zur Maienzeit. Ein Märchen das fast wahr sein könnte.«[12] Es besteht aus 24 paginierten, gebundenen Seiten. Die Texte in Reimform sind durchgehend mit Aquarellen illustriert. Der Buchrücken ist aus Leinen, auf dem Kartondeckel mit blauer Bemalung ist der Titel in roter Schrift geschrieben und ein Stern sowie ein Halbmond gemalt. Im Inneren ist eine Widmung mit blauer Tinte geschrieben: »für meine Susel zur Weihnacht 1946, dein Vater.«

Selbst die heute angebotenen personalisierten Kinderbücher, bei welchen die Figuren die gewünschten Namen der beschenkten Kinder und nahestehender Personen tragen, können wohl kaum ein so persönliches Geschenk ersetzen. Phantasie in Bild- und Schriftform zu Papier zu bringen verlangt allerdings ein gewisses künstlerisches Talent und einen großen Zeitaufwand. Daher bleiben viele Geschichten nur erzählt.

Nora Witzmann

11 Inventarnummer ÖMV/83.416, Maße: H = 20 cm, B = 15 cm, T = 0,7 cm
12 Inventarnummer ÖMV/83.417, Maße: H = 21,3 cm, B = 15,5 cm, T = 0,5 cm

Chronik der Volkskunde

Grenzgebiet als Forschungsfeld. Aspekte der ethnografischen und kulturhistorischen Erforschung des Grenzlandes.
Internationale Tagung des Instituts für Sächsische Geschichte und Volkskunde e. V. Dresden in Zusammenarbeit mit dem Lehrstuhl für Geschichte der Technischen Universität in Liberec, 9. bis 11. November 2007

Die auf verschiedene Weise betrachtete Grenzlandproblematik gehört seit Jahrzehnten zu den traditionellen Forschungsfeldern ethnografisch angelegter Untersuchungen. Unter dieser Prämisse werden am Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde e.V. (ISGV) in Dresden bereits seit Längerem verschiedene Projekte zur Erforschung des Grenzgebietes und zu Migrationsprozessen realisiert. Daher widmete sich die vom ISGV in Zusammenarbeit mit dem Lehrstuhl für Geschichte der Technischen Universität Liberec organisierte Tagung der historischen und gegenwartsbezogenen Untersuchung des spezifischen Alltagslebens in Grenzregionen. An der sowohl interdisziplinär als auch international konzipierten Veranstaltung nahmen etwa 50 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler der Fachgebiete Europäische Ethnologie, Soziologie, Geografie und Geschichte aus Ostmitteleuropa teil. Dabei wurden Fragen der kulturwissenschaftlichen Analyse des Grenzlandes und dessen Bewohnerinnen und Bewohnern thematisiert, um auf weiterführende Forschungsdesiderate und methodische Zugänge aufmerksam machen zu können. Die in deutscher Sprache durchgeführte Konferenz wurde von der Krajská vědecká knihovna in Liberec, in deren Räumlichkeiten auch die Tagung stattfand, und dem Sonderfonds Östliches Europa – Erkundungen und Annäherungen (München) unterstützt.

Petr Lozoviuk (Dresden) führte in die Thematik ein, wobei er auf die verschiedenen denotativen und konnotativen Bedeutungsrelationen dieser vermeintlich a priori räumlich determinierten Markierung verwies. Der Referent baute seine Argumentation auf der These auf, auch in Europa gäbe es eigenständige Forschungskonzepte, die sich zum Ziel setzten, das Problem der Grenze auf unterschiedlichen Ebenen ethnografisch zu behandeln. Die volkskundliche Betrachtung der Grenze und Grenzgesellschaft in Mitteleuropa wurde dann kurz anhand des böhmischen Beispieles historisch skizziert. Lozoviuk betonte, dass die deutschböhmischen und tschechischen Volkskundler sich insbesondere drei Formen der räumlichen Grenzziehung zugewandt haben – nämlich der politischen Grenze, der so genannten Sprachgrenze sowie den kulturell feststellbaren Grenzziehungen. Anschließend wurden einige Ansätze der

heutigen analytischen Wahrnehmung der Grenze und des Grenzgebietes in Ostmitteleuropa durch die Ethno- und Sozialwissenschaften skizzenhaft dargestellt.

Zum Verhältnis von Raum und Grenze in den Kulturwissenschaften und zur Rolle des geografischen Raumes als Kategorie bei der Konzeptionalisierung von Kultur sprach Manfred Seifert (Dresden). Die Theorie, dass territorial fixierte Grenzen homogene Kulturkreise und ethnische Territorien gliedern und differenzieren und dadurch kulturelle Ordnungen konfigurieren, brachte er kritisch zum Ausdruck, indem er dieses Argumentationsmuster erörterte und die ersten Brüche dieses Denkens im Kontext der Atlasunternehmungen aus den 1930er bis 1950er Jahren in Ansätzen nachzeichnete. Retrospektiv verwies Seifert auf die sich nach dem Zweiten Weltkrieg etablierende, moderne Interpretation geografischer Demarkationslinien als externer und autonomer Faktor gegenüber den Kulturtypen. Die Grenze sei demnach, so wurde durch seinen Vortrag deutlich, eine dialogisch mit Kultur operierende Größe.

Róbert Keményfi (Debrecen) setzte sich mit der Anschauung der deutschen Volkskunde in der Zwischenkriegszeit auseinander, wonach das geopolitische Zentrum bzw. das »Keimgebiet« über eine Kultur mit erobernder Kraft verfüge und folglich eine kulturelle »Verschlechterung« an der Peripherie der »Keimkultur« festzustellen sei. Mit Hilfe von Parallelismen zwischen den deutschen und ungarischen Kulturraumkonzepten versuchte er, die irrtümlichen philosophischen Grundlagen dieser gedanklichen Konstruktion herauszustellen, da sich in Ungarn nach dem Ersten Weltkrieg die Vorstellung entwickelt hatte, eine »Keimkultur« »Inner-Ungarns« müsse existieren, um die abgetretenen ungarischen und gleichfalls nicht-ungarischen Gebiete kulturell am Leben zu erhalten.

Kinderaustausch als Methode des Fremdsprachenerwerbs nuancierte am zweiten Kongresstag József Liszka (Komárno/Komárom), der selbst im Austausch mit einer slowakischen Familie diese Form der interkulturellen Kommunikation praktiziert hatte, neben seiner bisher positiven Wertung auch aus der Perspektive einer modernen Form von Sklaverei. Zunächst skizzierte Liszka die historische Entwicklung dieses ursprünglich aristokratischen Spezifikums, um danach diverse bereits bekannte – und zum Teil anders interpretierte – wie auch neue Angaben vorzutragen, damit eine objektive Beurteilung dieses Phänomens möglich sei. In diesem Zusammenhang erwähnte er auch den Einsatz der partizipierenden Kinder und Jugendlichen als Arbeitskräfte in der bäuerlichen und gewerblichen Sphäre.

Jana Nosková (Brno) stellte das 2006 durchgeführte Projekt des Instituts für Ethnologie an der Akademie der Wissenschaften der Tschechischen Republik vor, das im Auftrag und in Zusammenarbeit mit der Österreichischen Gesellschaft für Europapolitik zu den nachbarschaftlichen Beziehungen zwischen Österreich und der Tschechischen Republik realisiert wurde. Für ihre Forschungsarbeit analysierte sie die Interviews mit Bürgermeistern aus dem südmährisch-niederösterreichischen Grenzgebiet hinsichtlich der darin geäußerten Konstruktion und Instrumentalisierung der Grenze. Insgesamt zeigte sich, dass neben sprachlichen Barrieren menschliches Desinteresse als größtes Problem der Beziehungen zwischen den Bewohnerinnen und Bewohnern der binationalen Grenzgemeinden bezeichnet werden kann.

Adrian von Arburg (Ústí nad Labem) präsentierte die Ergebnisse seiner Untersuchung zur strategischen Funktion der ehemals überwiegend deutsch besiedelten Peripherien des heutigen Tschechiens aus kommunistischer Perspektive in den Jahren 1945 bis 1951. Der Referent attestierte dem Bevölkerungsaustausch die Signifikanz, der größte zivilisatorische Bruch seit dem Dreißigjährigen Krieg zu sein. Gegenstand seiner Ausführungen waren die verschiedenen konträren Konzeptionen zur Umstrukturierung dieses Raumes, die sich zwischen »Experimentierfeld« zur Erprobung neuer Strukturen für das gesamte Staatsgebiet, »Abschubregion« für soziale Randgruppen und »Schutzwall« für das traditionell besiedelte Innerböhmen und -mähren bewegten.

Asymmetrien im sächsisch-böhmischen Grenzland exemplifizierte Ilona Scherm (Chemnitz) anhand von Bärenstein und Veyprty als eine von sechs Grenzregionen im Rahmen des Forschungsprojektes »EU Border Identities«. Ziel der Studie war es gewesen, Identitäten, Auto- und Heterostereotype sowie Tabuthemen zu identifizieren. In ihrem Vortrag legte Scherm diverse Aspekte der Dimensionen, der Wahrnehmung und des Umgangs mit diesen Ungleichheiten dar. Die Grundlage für diese Erkenntnisse bildeten biografische Interviews, deren Narration durch ein Set von 25 Fotos aus den vergangenen 100 Jahren stimuliert wurde, mit jeweils sechs, drei Generationen umfassenden, deutschen und tschechischen Familien. Analog zu Nosková konnte sie feststellen, dass der Großteil der Bevölkerung des Grenzgebietes sich wenig dafür interessiert, was jenseits der Grenze passiert.

Tobias Weger (Oldenburg) problematisierte die Substitution des staatlichen Nationalismus durch einen ethnisch fundierten Nationalismus am Beispiel der interethnischen, auf stammesgemeinschaftlichen Vorstellungen beruhenden Vereinigungen. Der Referent führte seine

These anhand einer kontrastiven Analyse zwischen der »Gesamtschlesischen Bewegung« und dem »Friesenrat« aus. Weger hob hervor, dass die »Gesamtschlesische Bewegung«, deren Zentren Breslau/Wrocław, Oberschlesien und Reichenberg/Liberec waren, in der Zwischenkriegszeit das schlesische Regionalbewusstsein mit der sudetendeutschen völkischen Bewegung verknüpfte, während der »Friesenrat« unter Berufung auf die mittelalterliche »friesische Freiheit« vor allem niederländische und deutsche Friesen verband.

Die alltägliche Rezeption der Lokalgeschichte im deutsch-polnischen Grenzgebiet – genauer: Ideologisierung, Idealisierung, Fälschung, Negation und Wiederentdeckung des Kulturerbes – erörterte Mateusz Hartwich (Berlin) mittels Phänomenen wie Tourismus oder dem national umkämpften Symbol »Rübezahl«, das sich im politischen Spannungsfeld zwischen polnischem Narrativ und Stilisierung als sudetendeutschem Revanchismus befindet. Dazu erläuterte er Fragen der Aneignung des »fremden« Erbes, der Materialität der Vergangenheit, des Aushandelns von Geschichte in grenzüberschreitenden Kontakten und gesellschaftliche Strategien in diesem Kontext. Hartwich konstatierte, dass Geschichte und Kultur eine den Bedürfnissen der Zeit und der Nutzergruppen angepasste Verhandlungsmasse sei, wobei der daraus resultierende Übereinkommensprozess ergebnisoffen und wandelbar ist.

Von Sandra Kreisslová (Prag) wurde die Veränderung der ethnischen Identität der in der Tschechoslowakei nach 1945 verbliebenen Deutschen dargestellt. Im Rahmen ihrer Forschungsarbeit hatte sie sich dafür interessiert, wie die Befragten ihre ethnische Identität bilden, erhalten, revitalisieren und ob es zur »Tradierung« der deutschen Identität zwischen den Generationen kommt. Die von ihr durchgeführten biografischen Interviews mit 31 Befragten aus der erzgebirgischen Grenzregion Chomutov zeigten unter anderem, dass die vor dem Zweiten Weltkrieg geborene Generation sich noch deutlich zur deutschen Nationalität bekennt, während die nachfolgende, im kommunistischen Regime aufgewachsene Generation bereits größtenteils die deutsche Identität ablehnt. Die Angehörigen der jüngsten, nach 1980 geborenen Generation, die aus gemischten Ehen stammen, identifizieren sich in erster Linie als Tschechen, wobei einige aber auch eine doppelte ethnische Eigenzuschreibung aufweisen. Kreisslová konkludierte, dass die Assimilationserscheinungen dieses ethnischen Bewusstseins zukünftig zunehmen werden.

Am letzten Konferenztag referierte Kateřina Lozoviuková (Liberec) über die Sanktionierung des illegalen Grenzübertritts durch die tschechoslowakische Justiz sowie die Wahrnehmung dieser staatspolitischen

Demarkationslinie in den Gerichtsakten. Diesbezüglich diskutierte sie die »Außerordentlichen Volksgerichte« der Nachkriegsjustiz, die sich mit Fällen der »staatswidrigen« Grenzüberschreitung des Jahres 1938 befassten. Weiterhin führte Lozoviuková die Ahndung der als Vaterlandsverrat betrachteten »illegalen« Grenzüberschreitung vieler Personen, unter ihnen auch Sudetendeutsche, an, nachdem die Kommunisten im Februar 1948 die Macht in der ČSR übernommen hatten.

Abschließend beschäftigte sich Milan Svoboda (Liberec) mit den im so genannten Grenzland angesiedelten Forschungsinteressen Erich Gierachs (1881–1943), der zu den wichtigsten Vertretern der sudetendeutschen Heimatforschung gehörte, in deren Rahmen auch die zeitgenössische Grenzlandforschung betrieben wurde. Die Quellenbasis für Svobodas Ausführungen bildeten die bisher unbekannten Materialien, die sich im Bezirksarchiv Liberec befinden. Nachfolgend resümierte Daniel Drascek (Regensburg) in seinem Kommentar den gesamten Ablauf der Tagung. Er stellte dabei fest, dass die gerade abgehaltene Konferenz auf anschauliche Weise verdeutlichte, dass die Europäische Ethnologie als empirische Wissenschaft vom Alltagsleben für die Erforschung der für das Grenzgebiet spezifischen Problematik besonders gut geeignet sei.

Die Tagung ermöglichte es, während der anregenden Diskussionen und im weiteren wissenschaftlichen Dialog, Forschungsdesiderate bezüglich sowohl ethnologischer als auch historischer Fragestellungen aufzuzeigen. Darüber hinaus wurde deutlich, dass sich nicht ausschließlich Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler mit der Erforschung des Grenzgebietes beschäftigen, sondern dass all diejenigen als Wahrnehmungsträger der interethnischen Prozesse fungieren, die die staatspolitische Grenze überschreiten. Diese Sensibilität für die Thematik nahm und nimmt nach der EU-Osterweiterung im Jahre 2004 sowie nach der Extension des Schengen-Raumes per 21. Dezember 2007 aufgrund des zunehmenden Verschwindens der räumlich feststellbaren Demarkationslinien zu, so der Tenor der Konferenz. Die Tagungsbeiträge sowie drei weitere Aufsätze werden 2009 in Form eines Sammelbandes in der Reihe »Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde« publiziert.

Anja Großmann

25. Österreichische Volkskundetagung 2007 und Hauptversammlung des Österreichischen Fachverbandes für Volkskunde

Eine Verkettung von unglücklichen Umständen hat dazu geführt, dass der für die Österreichische Zeitschrift für Volkskunde vorgesehene Bericht über die 25. Österreichische Volkskundetagung nicht erschienen ist. Da noch 2009 ein in der Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde in Innsbruck vorbereiteter und sämtliche Referate enthaltender Sammelband erscheinen soll und überdies ein Heft mit Programm und Abstracts vorliegt, so mag an dieser Stelle ein kurzer Rückblick genügen.

Unter dem Titel »Erb.gut? Kulturelles Erbe in Wissenschaft und Gesellschaft« fand die mehrfach angekündigte Veranstaltung vom 14.–17. November 2007 in Räumen der Universität Innsbruck statt. Die vom Österreichischen Fachverband für Volkskunde (ÖFV) vorbereitete und in Kooperation mit einer Reihe von Institutionen (Verein für Volkskunde, Österreichische UNESCO-Kommission: Nationalagentur für das Immaterielle Kulturerbe, Fach Europäische Ethnologie/Volkskunde des Instituts für Geschichte und Ethnologie der Universität Innsbruck, Tiroler Volkskunstmuseum) durchgeführte Jubiläumstagung hatte schon im Vorfeld zu einer Überfülle an Vortragsanmeldungen und letztlich erstmals zur Notwendigkeit geführt, Referate ablehnen und Sektionen (Vom Nutzen und Nachteil des Erbes, Constructing Heritage, Tourismus, Umgang mit kulturellem Erbe, Wiederkehr der Traditionen, Natur-Kultur-Diskurse, Erbfabrik UNESCO) vorsehen zu müssen.

Den jeweils zwei bzw. drei parallel angesetzten Sektionen waren einführende Plenarvorträge vorausgegangen, für die als Vortragende Reinhard Johler (Tübingen), Mike Robinson (Leeds), Verena Winiwarter (Klagenfurt/Wien/Graz) und Dieter Kramer (Dörscheid/Wien) gewonnen worden waren. Den Eröffnungsvortrag hielt Martin Scharfe (Marburg/Lahn), den Schlussvortag Konrad Köstlin (Wien), den öffentlichen Abendvortrag im Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum Karlheinz Töchterle, Rektor der Universität Innsbruck. Die Tagung war mit weit über zweihundert Teilnehmenden und gut fünfzig Referierenden aus elf Staaten sowie kultur-, sozial- und auch naturwissenschaftlichen Fachrichtungen im besten Sinne international und interdisziplinär; sie hatte mit Empfängen des Landeshauptmanns von Tirol Herwig van Staa und der

Bürgermeisterin der Landeshauptstadt Innsbruck Hilde Zach auch zwei gesellschaftliche (und kulinarisch bemerkenswerte) Höhepunkte.

Ermöglicht wurde die Abhaltung der Veranstaltung durch die finanzielle und ideelle Unterstützung des Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung, des Bundesministeriums für Land- und Forstwirtschaft, Umwelt und Wasserwirtschaft und die dort angesiedelte Alpenkonvention, der Kulturabteilung der Tiroler Landesregierung, der Stadt Innsbruck, des Tourismusverbandes Innsbruck sowie der Universität Innsbruck. Besonderer Dank gilt Leitung, MitarbeiterInnen und Studierenden des Faches Europäische Ethnologie/Volkskunde für die Vorbereitungen vor Ort, das klaglos funktionierende Tagungsbüro und die Versorgung mit Speis und Trank in den Pausen.

Die Tagung war am frühen Abend des 14.11. mit Begrüßung, Einführung und Martin Scharfes Festvortrag eröffnet worden und am Nachmittag des 17.11. mit Konrad Köstlins Abschlussvortrag und einer – ob des vollen Programms von leichter Erschöpfung der Anwesenden geprägten – Schlussdiskussion offiziell zu Ende gegangen; inoffiziell schloss am 18.11. noch eine von Oliver Haid (Innsbruck) organisierte und von ihm und Editha Hörandner (Graz) geleitete Exkursion mit Studierenden aus Graz und Innsbruck nach Südtirol an.

Bereits am Nachmittag des 14.11.2007 hatte für interessierte TagungsbesucherInnen eine Altstadtführung und für die Mitglieder des Österreichischen Fachverbandes für Volkskunde im Tiroler Volkskundemuseum die Hauptversammlung des ÖFV stattgefunden. In ihrem Rahmen erfolgte auch die (einstimmige) Neuwahl von Vorstand und Beirat für die Funktionsperiode 2007 bis 2010. Den Vorstand bilden nunmehr ao. Univ.-Prof. Dr. Ingo Schneider (Vorsitzender, Innsbruck), wHR Dir. Dr. Margot Schindler (stellvertretende Vorsitzende, Wien), Mag. Karl C. Berger (Schriftführer, Innsbruck) und Dr. Herlinde Menardi (Kassierin, Innsbruck). Durch den neuen Vorsitzenden wanderte nach mehr als zwanzig Jahren der Vereinssitz statutengemäß wieder nach Innsbruck. Als (dem Vorstand gleichfalls angehörende) Beiräte wurden Univ.-Prof. (ao. Univ.-Prof. i. R.) Dr. Olaf Bockhorn (Wien), ao. Univ.-Prof. Dr. Helmut Eberhart (Graz), Dr. Ulrike Kammerhofer (Salzburg), Mag. Kathrin Knaß (Graz) und Mag. Dr. Veronika Plöckinger-Walenta (Eisenstadt/Wien) bestellt. Als neue Rechnungsprüfer des ÖFV fungieren Ass.-Prof. Dr. Burkhard Pöttler (Graz) und Ass.-Prof. Dr. Thomas Nußbaumer (Innsbruck). Die vom Vorstand beschlossene Entsendung von Olaf Bockhorn (bereits Mitglied) und Ingo Schneider (neu) in die Wis-

senschaftliche Kommission des Salzburger Landesinstituts für Volkskunde wurde zustimmend zur Kenntnis genommen.

Ingo Schneider dankte nach der Wahl den langjährigen Kassenprüferinnen OStR Dr. Martha Sammer und Dr. Monika Habersohn, die gebeten hatten, von einer Wiederwahl abzusehen, sowie den scheidenden Vorstands- und Beiratsmitgliedern Hon.-Prof. wHR Dr. Franz Grieshofer, o. Univ.-Prof. Dr. Gerlinde Haid, Mag. Dr. Nikola Langreiter und Mag. Christian Stadelmann. Sein besonderer Dank galt emer. o. Univ.-Prof. Dr. Editha Hörandner (Graz), die von 1986 bis 2001 als Vorsitzende den ÖFV geführt, weiterhin seinem Beirat angehört und ihn auch für mehr als zwei Jahrzehnte in besagter wissenschaftlicher Kommission des Salzburger Landesinstituts für Volkskunde vertreten hatte. Frau Hörandner konnte zwar bei der Jahreshauptversammlung nicht anwesend sein, nahm aber trotz leider nicht zu übersehenden gesundheitlichen Problemen an der gesamten Tagung teil, die Programmpunkt einer von ihr geleiteten Exkursion mit Grazer Studierenden war. E. Hörandner ist nach schwerer Krankheit am 20. Juni 2008 in Graz verstorben (vgl. den Nachruf von H. Eberhart in ÖZV LXII/111, 2008, H. 3); der ÖFV wird seine langjährige Vorsitzende, die u. a. für fünf Volkskundetagungen und zwei innovative Museumskurse verantwortlich zeichnete, in ehrendem Gedächtnis bewahren.

Olaf Bockhorn

Symposium »Traditionelle Heilmethoden. Kulturelles Erbe als Auftrag im österreichischen und internationalen Kontext«, Bundesministerium für Gesundheit, Familie und Jugend, Wien, 17. September 2008

Das Symposium mit dem allgemein gehaltenen Übertitel »Traditionelle Heilmethoden« und dem sperrigen Untertitel »Kulturelles Erbe als Auftrag im österreichischen und internationalen Kontext«, das am 17. September 2008 im Bundesministerium für Gesundheit, Familie und Jugend stattfand, erwies sich als ungemein gelungen und anregend, indem es einen Überblick über Erkenntnisse der verschiedensten Disziplinen bot, Probleme und offene Fragen aufzeigte und klar machte, in welche Richtung die Forschungen in Zukunft gehen werden. Darüber hinaus hat die Tagung bestätigt, dass das Österreichische Museum für Volkskunde mit

seinem Plan, rund um die Alte Klosterapotheke der Ursulinen in der Johannesgasse im Ersten Wiener Gemeindebezirk ein Kompetenzzentrum für traditionelle Medizin (Volksmedizin, Ethnomedizin), Heilwissen und Heilsvorstellungen in spiritueller und körperlicher Hinsicht entstehen zu lassen, nicht nur im Trend liegt, sondern mit der Vernetzung des Wissens und der Einrichtung einer Kommunikationsplattform wichtige Aufgaben zu erfüllen und Lücken zu schließen hätte.

Organisiert wurde das Symposium von der Nationalagentur für das Immaterielle Kulturerbe, deren Aufgabe es ist, die UNESCO-Konvention zur Erhaltung des immateriellen Kulturerbes aus dem Jahre 2003 mit ihrem Ziel der Sichtbarmachung und Erfassung überlieferten Wissens in Österreich umzusetzen – mit der traditionellen Medizin als dem ersten großen Sachthema, dem bereits im Jahre 2006 eine Tagung gewidmet war. Die Leiterin der Nationalagentur, Maria Walcher, zog in ihrer einleitenden Rede positive Bilanz über die Vernetzungsarbeit, die seit damals geleistet wurde, sowie die initiierten Projekte und wünschte sich als dringenden weiteren Schritt die institutionelle Verankerung im wissenschaftlichen Raum.

Der erste Vortrag des Tages hatte die Intention, streng (natur)wissenschaftliche Sichtweisen zu hinterfragen und das Denken für andere methodische Zugänge zu öffnen. In seinem wie gewohnt kurzweiligen Vortrag »Drei Grenzen naturwissenschaftlicher Erkenntnis« beschäftigte sich der renommierte Physiker Herbert Pietschmann neben der technologischen und der methodologischen Grenze insbesondere mit der ontologischen, also mit der durch den Denkrahmen der Naturwissenschaften vorgegebenen, wobei Pietschmann davon ausging, dass Grenze nicht mit Ende gleichzusetzen ist. Der unbestreitbare Erfolg der Naturwissenschaften sei darauf zurückzuführen, dass sie bestimmte Fragen nicht zuließen, nämlich jene, die durch naturwissenschaftliche Methoden (Messbarkeit, Reproduzierbarkeit etc.) nicht zu beantworten sind. Dieses aristotelische Denken, das inzwischen Alltagsdenken in der westlichen Welt ist, biete ein großes Maß an Sicherheit. Der Nachteil sei jedoch, dass die Welt nie so erfasst werden könne, wie sie tatsächlich ist, mit ihren Widersprüchen, Einmaligkeiten, Sprunghaftigkeiten und vielem mehr. Pietschmann plädierte dafür, diese Seite der Welt wieder wahrzunehmen ohne jedoch die Vorteile der naturwissenschaftlichen Arbeitsweise aufzugeben, das heißt »offen« zu sein, ohne »leichtgläubig« zu werden, »kritisch« zu sein, ohne »borniert« zu werden, »unterscheiden« ohne zu »trennen«, »vereinen« ohne zu »egalisieren«. Das wahre Problem liege darin, dass die VertreterInnen der beiden Seiten deren Vereinbarkeit (noch) nicht

erkennen, daher Konflikte unvermeidbar seien – diese wurden auch im Laufe der Tagung immer wieder in den Vorträgen und Diskussionsbeiträgen sichtbar.

Der auf Englisch vorgetragene und leider auch aufgrund technischer Probleme schwer verständliche Vortrag von Xiaorui Zhang, Koordinatorin für Traditionelle Medizin der WHO, unterstrich die große Bedeutung traditioneller Medizin weltweit und das wachsende Interesse von Seiten der Schulmedizin. Der WHO geht es um die Erfassung der angewendeten Praktiken, um deren wissenschaftliche Auswertung, um Qualitätskontrolle, die Erarbeitung von Ausbildungsrichtlinien und darum, Bewährtes auch in anderen Regionen zugänglich zu machen, wobei das Hauptaugenmerk derzeit auf der Kräuterheilkunde liegt.

Mit der Frage nach der uneinheitlichen Benennung der »traditionellen Medizin«, ebenso als »Komplementärmedizin«, »Ganzheitsmedizin«, »Naturmedizin«, »Erfahrungsmedizin« oder »Alternativmedizin« bezeichnet, eröffnete der Inhaber des Lehrstuhls für Naturheilkunde an der Universität Zürich, Reinhard Saller, seinen Beitrag über »Aktuelle Aspekte von Naturheilkunde und Komplementärmedizin in der Schweiz«. Diese habe in der Schweiz einen sehr hohen Stellenwert und meine immer ärztliche und nicht-ärztliche Leistungen gemeinsam. Die Schweizer PatientInnen erwarten eine Vielfalt an medizinischen Angeboten, Mitsprachemöglichkeiten, eigenständige Therapiegestaltungen und eine ganzheitliche Krankheitssicht. Entsprechend umstritten war daher die Entscheidung im Jahre 1996, als die Pflichtversicherung eingeführt wurde, nur die Akupunktur aufzunehmen, nicht jedoch Homöopathie, Anthroposophische Medizin, Chinesische Medizin, Neuraltherapie und Phytotherapie. Wie über Diskussionen, Evaluierungen und eine Volksinitiative die Aufnahme dieser fünf Praktiken doch noch erreicht werden soll, schilderte Saller im Verlauf des Vortrags, wobei er betonte, dass sie ebenso wie andere Heilmethoden, zum Beispiel Ayurveda, von den Schweizer Privatkrankenkassen ganz selbstverständlich finanziert würden.

Über traditionelle Verfahren zur Stärkung der Selbstheilungskräfte und deren medizinwissenschaftliche Evaluierung berichtete Gustav Dobos, Inhaber des Lehrstuhls für Naturheilkunde, Kliniken Essen-Mitte, der von »Integrativer Medizin« sprach, also von Schulmedizin, die zusätzlich wissenschaftlich geprüfte Naturheilkunde und so genannte Mind/Body-Medizin anwendet, welche den PatientInnen Eigenverantwortung zubilligt. Dobos betonte, dass nur 23 Prozent der schulmedizinischen Methoden nach jenen Standards evaluiert sind, die sie selbst fordern. So fehlen etwa Studien für die Bereiche Pädiatrie und Geriatrie völlig,

weshalb hier ausschließlich von Erfahrungsmedizin zu sprechen ist. Zusätzlich werden Nebenwirkungen – sogar mit tödlichem Ausgang – wie selbstverständlich akzeptiert. Auf einen Einwurf aus dem Auditorium hin bestätigte Dobos, dass natürlich auch Naturheilverfahren Nebenwirkungen haben können, diesen aber immer mehr Aufmerksamkeit geschenkt werde als in der Schulmedizin. Als Beispiele für Evaluierungsverfahren berichtete er in der Folge ausführlich über Studien zu kalten Füßen, Fasten, Blutegeltherapie, Yoga und der Methode »70-Prozent-satt-essen«.

Ebenfalls mit dem Thema Evaluierung beschäftigte sich der nächste Vortrag: Reinhard Länger, Mitarbeiter der Österreichischen Agentur für Gesundheit und Ernährungssicherheit AGES, klärte über »Das regulatorische Umfeld für traditionelle pflanzliche Arzneimittel« in Österreich auf. Seit dem Jahr 2006 gelten neue EU-Regelungen für die Zulassung eines Produkts als traditionell pflanzliches Heilmittel, die bisher gültige Zulassungen aufhoben. Da die Analyse pflanzlicher Heilmittel sehr schwierig, in vielen Fällen nach dem heutigen Wissensstand überhaupt nicht möglich ist, besteht die Sorge, dass viele Produkte durch das Fehlen einer Zulassung in den Bereich der Nahrungsergänzungsmittel abrutschen und damit überhaupt aus dem kontrollierten System heraus fallen. Um dem Abhilfe zu schaffen, müsste die österreichische Arzneibuchmonographie aktualisiert, Analysemethoden etabliert, neue Einzelanwendungen dokumentiert und letztendlich Standardzulassungen möglich gemacht werden. Dazu wurde im Rahmen der Nationalagentur für das Immaterielle Kulturerbe ein entsprechendes Forschungsprojekt initiiert.

Den zugehörigen Projektbericht lieferte Johannes Saukel vom Institut für Pharmakognosie in Wien, indem er über die »Sicherstellung der weiteren Nutzung traditioneller pflanzlicher Arzneimittel in Österreich« sprach. Neben einem nationalen Forschungsnetzwerk, das Untersuchungen zu traditionell erfolgreichen Heilpflanzen bündelt, ist die schon länger bestehende Volksmed-Datenbank ein wichtiges Instrument, um Informationen zu sammeln und Wissen zu erhalten. Vorläufig werden allerdings aufgrund personeller und finanzieller Ressourcen und aus den oben genannten Gründen nur Einzelpflanzen, keine Zubereitungen genauer untersucht.

Die Kulturanthropologin Michaela Noseck brachte mit ihrem letzten Vortrag des Tages eine naturwissenschaftlich wohl nicht belegbare, aber aus volkskundlicher Sicht und, um mit Herbert Pietschmann zu sprechen, überaus wichtige Komponente in die Überlegungen ein: die Spiritualität. In ihrem spannenden Bericht über die vom Gesundheitsministerium finanzierte und in der Nationalagentur verankerte bisher einjährige

Feldforschung in ganz Österreich mit dem verwirrenden Titel »Heil sein im traditionellen Kontext: Die Bedeutung von Spiritualität und lokalen Ressourcen als lebendige Kultur« (was wäre etwa »tote Kultur« im Gegensatz zu »lebendiger Kultur«?) präsentierte sie Anwendungen, die in Zusammenhang mit »göttlichen Kräften« oder »subtilen Energien« stehen, mit dem Glauben an die Möglichkeit des »Heilseins«. Nach einer pointierten Einführung zum Begriff der Spiritualität legte Noseck umsichtig dar, wie diese durch die Einbettung in eine religiöse Gemeinschaft, durch Ordnung stiftende Rituale und durch Sinnfindung gesundheitsfördernd wirken kann. Sie betonte, dass wieder »heil« zu werden nicht unbedingt Therapieerfolg bedeutet. Näher ging sie zunächst auf die Praxis des Wallfahrens ein. Während sie hier keine neuen Erkenntnisse lieferte, analysierte sie anschließend sehr umsichtig (Geist-)HeilerInnen in Tirol, so genannte AnheberInnen, mit denen sie Interviews geführt hatte. Leider blieb unerwähnt, wie es gerade zu dieser Beispielauswahl kam und was ihre weiteren Forschungsvorhaben sind.

Die Podiumsdiskussion mit Herbert Pietschmann, Gustav Dobos, Reinhard Saller sowie Robert Schlögel vom Gesundheitsministerium, Manfred Kremser vom Institut für Kultur- und Sozialanthropologie der Universität Wien und Bettina Reiter von der Wiener internationalen Akademie für Ganzheitsmedizin (Gamed), die den letzten Programmpunkt der Tagung bildete, kreiste vor allem um die Frage der Akzeptanz der traditionellen Medizin durch die Schulmedizin. Die Diskutierenden waren sich weitgehend einig, dass der Großteil der MedizinerInnen traditionelle Heilmethoden inzwischen zumindest toleriere. Während jedoch rund zwei Drittel der PatientInnen alternative Heilmethoden forderten, fehle die klinische Verankerung beziehungsweise die universitäre Ausbildung nahezu völlig. Mehrmals wurde am Podium und im Plenum das Fortschreiten der Evaluierung gefordert. So ist sich auch das österreichische Gesundheitsministerium mit der WHO einig, dass die traditionelle Medizin ins Gesundheitswesen eingebunden werden müsse. Dabei stünden PatientInnensicherheit und Qualitätssicherung an oberster Stelle, gewährleistet durch die Entwicklung von Standards und Normen. Dies bedeutet einerseits die weitere Erfassung der praktizierten Methoden und andererseits deren Bewertung nach eben jenen naturwissenschaftlichen Maßstäben, die Herbert Pietschmann eingangs einerseits als einschränkend, aber andererseits eben auch als verlässlich und sicher beschrieben hatte.

Kathrin Pallestrang

Nachruf auf Günter Wiegelmann (1928–2008)

Am 2. Oktober 2008 verstarb in Münster/Westfalen Professor Dr. Dr. h. c. Günter Wiegelmann im 81. Lebensjahr. Wiegelmann stammte aus Essen, seine Heimat war das Ruhrgebiet, jene westdeutsche Industrielandschaft, deren Charme und Faszination von Außenstehenden oft nur schwer wahrzunehmen sind. Wiegelmann war das dritte Kind eines Maurerpoliers und wuchs in bescheidenen Verhältnissen auf. Die Jahre seiner Kindheit und Jugend waren durch die Kriegs- und Nachkriegszeit geprägt. Der älteste Bruder fiel als Soldat, der zweite geriet in Gefangenschaft, der Vater kam bei einem Arbeitsunfall kurz nach dem Krieg ums Leben. Unter diesen Umständen lag eine akademische Ausbildung für den jungen Abiturienten 1948 kaum nahe. Allerdings hatte Wiegelmann schon früh den Entschluss gefasst, Gymnasiallehrer werden zu wollen. Um sein Studium finanzieren zu können, begann er nach dem Abitur eine Umschulzeit als Maurer, die er mit der Gesellenprüfung abschloss. Gleichzeitig nahm er an der Universität Köln ein Lehramtsstudium für die Fächer Geographie, Germanistik und Mathematik auf. Volkskunde habe er zunächst nur als Hobby betrieben, bekannte er 1992 in einem lebensgeschichtlichen Interview gegenüber seinen Studenten Michael Schimek und Arnold Beuke.[1]

Die Annäherung an seine spätere Disziplin ist sicherlich auf die Begegnung mit Matthias Zender zurückzuführen, der sich 1954 an der Universität Bonn habilitierte und in jenen Jahren überdies Lehraufträge an der Universität Köln wahrnahm. Der begabte Student muss Zender aufgefallen sein, denn als er als neu ernannter Leiter für die Weiterarbeit am Atlas der deutschen Volkskunde (ADV) 1954 einen Assistenten suchte, fiel seine Wahl auf Günter Wiegelmann. Dieser empfahl sich als frisch examinierter Geograph für die anstehenden Aufgaben, obwohl er seinen ursprünglichen Berufswunsch nur ungern aufgab. Nach kurzer Bedenkzeit nahm er 1955 seinen Dienst beim Atlas auf, dem er dann über ein halbes Jahrhundert lang – gegen alle kritischen Nachfragen und Anfeindungen in späteren Jahren – treu bleiben sollte. Die Promotion zum Dr. rer. nat. erfolgte 1957 an der Universität Köln im Fach Geographie mit

1 Das Interview wurde am 16. November 1992 im Rahmen eines Praktikums zu »Lebensgeschichten im Industriezeitalter« an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster im Wintersemester 1992/93 geführt. Eine Veröffentlichung des Textes ist für den 24. Jahrgang der Zeitschrift »Volkskunde in Rheinland-Pfalz« 2009 geplant.

einer Arbeit über die »Natürliche Gunst und Ungunst im Wandel rheinischer Agrarlandschaften, erörtert anhand von Untersuchungen in der nördlichen Eifel, im Bereich der unteren Saar (Saargau und Hochwald) und im Saarland«. Die Dissertation des Dreißigjährigen erschien 1958 im Selbstverlag des Geographischen Instituts der Universität Köln.

Die folgenden Jahre waren durch eine intensive Mitarbeit an den Atlasprojekten gekennzeichnet, die Wiegelmanns Selbstverständnis als Volkskundler prägten. Bestimmt wurde es durch sein Streben nach problemorientierten Zugängen auf der Basis breiter Materialerhebungen, die sich im interdisziplinären und internationalen Austausch zu bewähren hatten. Wie man damals in der Arbeitsstelle des ADV am »Institut für geschichtliche Landeskunde der Rheinlande an der Universität Bonn« forschte und diskutierte, bezeugen bis heute die Protokollbände der »Arbeitstagungen über Fragen des Atlas der deutschen Volkskunde«, die 1957, 1959 und 1961 von Günter Wiegelmann angefertigt wurden. Für die 4. Arbeitstagung 1964, bei der Josef Fellenberg, gen. Reinold, die Manuskripte zusammenstellte, weist die veröffentlichte Teilnehmerliste 116 Einträge aus. Allein 37 der Angereisten kamen aus dem Ausland, und zwar nicht nur aus Österreich und der Schweiz, sondern aus Ägypten, Belgien, Finnland, Frankreich, Griechenland, Großbritannien, Japan, Jugoslawien, den Niederlanden, Norwegen, Portugal, Schweden, Spanien, der Tschechoslowakei und Ungarn. Anders als manche heute meinen, war die deutsche Volkskunde in den frühen sechziger Jahren, also vor 1968/70, keine antiquierte und im Nationalen verhaftete Wissenschaft, sondern durchaus international und auch interdisziplinär ausgerichtet. In diesem Umfeld entwickelte Günter Wiegelmann seine wissenschaftlichen Ideen und Kontakte, die für sein weiteres Leben bestimmend wurden.

1967 erschien als 1. Beiheft zur Neuen Folge des ADV sein wissenschaftliches Hauptwerk »Alltags- und Festspeisen«, das auf einer sorgfältigen Auswertung der einschlägigen Atlasfragen in Verbindung mit ergänzendem Quellenmaterial beruhte. Diese Arbeit, mit der sich Wiegelmann im Jahr zuvor an der Universität Bonn habilitiert hatte, begründete seinen Ruf als Kulturraum- und Nahrungsforscher, und sie war in ihrer Zeit durchaus mutig, da es mancherorts noch große Vorbehalte gab, Untersuchungen wie etwa die zur alltäglichen Kost überhaupt als wissenschaftlich relevant zu akzeptieren. Die Beiträge von Günter Wiegelmann stehen somit am Anfang einer modernen konsum- und nahrungsgeschichtlichen Forschung und haben im Grunde bis heute ihre Bedeutung behalten, wie man in Brednichs »Grundriss der Volkskunde« von 2001

nachschlagen kann. Dort findet man im Literaturverzeichnis zum Beitrag über Nahrungsforschung den von Hans Jürgen Teuteberg und Günter Wiegelmann herausgegebenen Band »Unsere tägliche Kost« als einzigen mit einem Sternchen gekennzeichnet und damit als Standardwerk und für die weiterführende Lektüre empfohlen.

In schnellen Schritten vollzog sich ab Mitte der sechziger Jahre die akademische Karriere des Nachwuchswissenschaftlers. Bereits 1965 war er Mitherausgeber des ADV geworden, 1968 erfolgte der Ruf auf die Mainzer Volkskundeprofessur, ein Jahr später übernahm er den Vorsitz in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde (DGV), 1971 wechselte er als Nachfolger von Bruno Schier an die Universität Münster, wo er gleichzeitig Vorsitzender der Volkskundlichen Kommission für Westfalen und Mitherausgeber der Rheinisch-westfälischen Zeitschrift für Volkskunde wurde. Auf internationaler Ebene wurde ihm im selben Jahr die Aufgabe eines Managing Editors für die Zeitschrift »Ethnologia Europaea« anvertraut. Wollte man den Versuch unternehmen, für die ausgehenden sechziger und siebziger Jahre alle wissenschaftlichen Aktivitäten und Leistungen von Günter Wiegelmann aufzuzählen, besteht die große Gefahr, selbst wichtige Punkte zu übersehen. Er publizierte regelmäßig und viel, initiierte Tagungen und Kongresse, tat sich als Netzwerker hervor, der intensive Kontakte zu Kolleginnen und Kollegen im In- und Ausland unterhielt, scharte einen schnell wachsenden Kreis von Schülerinnen und Schülern um sich und warb mit der Beteiligung am Münsteraner Sonderforschungsbereich 164 »Vergleichende geschichtliche Städteforschung« in den Jahren 1975–86 erhebliche Drittmittel ein, die dem Fach und seinem Vertreter nicht zuletzt an der heimischen Universität ein hohes Ansehen einbrachten. Hinzu kamen die zeitspezifischen Herausforderungen am Ende der »wilden« sechziger und in den »unbequemen« siebziger Jahren, die Günter Wiegelmann besonders als DGV-Vorsitzenden betrafen. Das Fach und seine wissenschaftliche Vereinigung hatten sich in notwendige Grundsatzfragen verstrickt und bedurften in dieser schwierigen Übergangssituation einer Integrationsfigur, für die er sich zwei Wahlperioden lang bis 1977 zur Verfügung stellte. Seine eher konservative Lebenshaltung hat ihm diese Aufgabe bestimmt nicht leicht gemacht, aber seine Offenheit und Gesprächsbereitschaft ermöglichten letztlich doch den Zusammenhalt des Faches und den Anfang einer erfolgreichen Neuprofilierung.

Im Rückblick nötigen uns die angedeuteten Leistungen jener Jahre unbedingten Respekt und Bewunderung ab. Wenn man Günter Wiegelmann in späteren Jahren auf diese Zeit ansprach, verwies er wiederholt

auf die großen Belastungen, die für ihn mit diesen Aufgaben verbunden gewesen waren und in denen er eine Ursache für den Ausbruch seiner schweren Parkinson-Erkrankung in den frühen achtziger Jahren sah. Sie zwang ihn dazu, kürzer zu treten, Aufgaben sowie Projekte auf- oder abzugeben und sich aus Diskussionen herauszuhalten, in denen man seine Stimme gerne gehört hätte. Gleichwohl blieb er äußerst produktiv und konzentrierte sich mit bewundernswerter Selbstdisziplin auf ausgewählte Projekte. Mit der eigenen Erkrankung war bei ihm das Interesse an Fragen der »Volksmedizin« erwacht. Mit einer studentischen Arbeitsgruppe führte er umfangreiche Umfragen zu diesem Thema durch, lud Feuerläufer, Magnetiseure und Geistheiler in seine Lehrveranstaltungen ein und beschäftigte sich jenseits aller schulmedizinischen Vorverurteilungen mit alternativen Heilverfahren.[2] Seine Anstrengungen auf diesem Gebiet mündeten in den letzten Jahren vor der Emeritierung 1993 in die Durchführung einer groß angelegten kulturwissenschaftlichen Studie zur Parkinson-Erkrankung, deren Ergebnisse leider keine Veröffentlichung erfuhren.

Wichtig blieb ihm auch über alle Jahre hinweg die Beförderung theoretischer Diskussionen im Fach. Bereits 1977 hatte er zusammen mit seinem Lehrer Matthias Zender und Gerhard Heilfurth eine Einführung in die Volkskunde veröffentlicht und in einem längeren Theorien- und Methodenkapitel seine Positionen dargelegt, die im Wesentlichen auf einem stark geographisch geprägten, szientistischen Wissenschaftsverständnis beruhten. Eine Ergänzung bot er 1990 mit dem Band »Theoretische Konzepte der Europäischen Ethnologie«, der 1995 in zweiter Auflage erschien, nachdem die erste eine lebhafte Diskussion mit Helge Gerndt und Dieter Kramer ausgelöst hatte. Solche Auseinandersetzungen, die Günter Wiegelmann etwa auch als Reaktion auf seinen Beitrag zur Bedeutung von Wilhelm Heinrich Riehl für die Volkskunde erlebte (Jahrbuch für Volkskunde, Neue Folge 2, 1979), erfüllten ihn mit Stolz, da er nach einem oft zitierten Satz von Werner Heisenberg der festen Überzeugung war, dass Wissenschaft nur im Gespräch entstehen könne.

Integraler Bestandteil seines Fachverständnisses war nicht zuletzt die Ausrichtung volkskundlicher Lehre und Forschung auf den Bereich der materiellen Kultur. Viele seiner besonders geschätzten Gesprächspartner

2 Veröffentlicht findet man die Ergebnisse seiner Forschungen in zwei Bänden der Reihe »Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland«, Heft 57: Volksmedizin heute, Münster 1987; Heft 83: Volksmedizin in Nordwestdeutschland, Münster 1994.

kamen aus dem Museum, und viele seiner Studierenden entließ er an diesen Ort, nachdem er sie im Rahmen ihrer Abschlussarbeiten ermutigt hatte, sich Problemen der historischen Sachkulturforschung anzunehmen. Für keinen Bereich gilt das wahrscheinlich mehr als für den der Hausforschung, in dem er eine Vielzahl von Dissertationen anregte und betreute.

Günter Wiegelmanns hohes Engagement für die Wissenschaft fand national und international Anerkennung und wurde wiederholt mit Auszeichnungen bedacht. Unter anderem ehrte ihn die Humanistische Fakultät der Universität Lund in Schweden 1987 mit der Ehrendoktorwürde, die Volkskundliche Kommission für Westfalen 1993 mit dem Ehrenvorsitz und die Deutsche Gesellschaft für Volkskunde 1995 mit der Ehrenmitgliedschaft.

Bis kurz vor seinem Tod blieb Günter Wiegelmann wissenschaftlich aktiv und produktiv. Er hatte trotz Krankheit und fortgeschrittenem Alter verschiedene Projekte, an denen er emsig weiterarbeitete. Eine besondere Freude war für ihn 2006 das Erscheinen seiner Habilitationsschrift in zweiter Auflage unter dem Titel »Alltags- und Festspeisen in Mitteleuropa«. Die Neuauflage verband er mit einer kritischen Rückschau auf die Rezeption und Diskussion seines Werkes in den vergangenen 40 Jahren. Als Vorabdruck hielt er auch noch auszugsweise den 53. Jahrgang der Rheinisch-westfälischen Zeitschrift für Volkskunde in den Händen, der als Festschrift zu seinem 80. Geburtstag gedacht war, aber leider nicht mehr rechtzeitig erscheinen konnte. Dieser inzwischen veröffentlichte Band versammelt, neben den eigentlichen Aufsätzen, weitere biografische Informationen, die man zudem in Wiegelmanns Festschriften zum 60. und 70. Geburtstag finden kann.[3]

Mein Rückblick auf das Leben von Günter Wiegelmann löst Erinnerungen an eine enge, langjährige Zusammenarbeit aus, die für mich als studentische Hilfskraft im zweiten Studienjahr begann und als habilitierter Kollege auf seiner alten Mainzer Stelle endete. In über 30 Jahren hat

3 Die Festschrift zum 60. Geburtstag erschien in zwei Bänden unter dem Titel »Wandel der Volkskultur in Europa« (= Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland, Heft 60/1 und 2) und wurde von Nils-Arvid Bringéus, Uwe Meiners, Ruth-E. Mohrmann, Dietmar Sauermann und Hinrich Siuts herausgegeben. Zum 70. Geburtstag widmeten ihm die Herausgeber der Rheinisch-westfälischen Zeitschrift für Volkskunde Band 43, 1998. Der 24. Jahrgang der Zeitschrift »Volkskunde in Rheinland-Pfalz«, der in diesem Jahr erscheinen wird, ist als Gedenkschrift für Günter Wiegelmann geplant und wird besonders an seine kurze, aber wichtige Wirkungszeit an der Johannes Gutenberg-Universität in Mainz erinnern.

er mich, wie viele seiner Schülerinnen und Schüler, fördernd begleitet, wissenschaftlich angeregt und ermutigt, eigene Wege zu suchen und zu finden. Sein Umgang mit uns war geprägt durch eine väterliche Strenge, die in schwierigen Situationen aber immer auch Anteilnahme und Fürsorge kannte. Seine besondere Zuneigung galt allen ausländischen Studierenden. Sie bei ihren Arbeiten in Deutschland zu unterstützen, war für ihn eine Ehrensache. Aber sie war auch Ausdruck für sein ausgeprägtes Interesse am Anderen, am Fremden und Unbekannten, das für jeden Ethnologen mehr als eine Pflichtübung sein muss. Günter Wiegelmann sah das nicht anders. In dem schon erwähnten biografischen Gespräch von 1992 meinte er dazu, dass ihn von Jugend auf das Kennenlernen und das Erleben und Einleben in andere Lebensstile fasziniert habe und dass dies ja keine schlechte Vorbildung für ein Leben als Volkskundler gewesen sei. Dieses Leben hat uns am Ende ein reiches Erbe hinterlassen, das auch zukünftigen Generationen Erkenntnisse und Impulse vermitteln wird.

Michael Simon

Literatur der Volkskunde

Peter Altenberg: Ashantee. Afrika und Wien um 1900.
Hg. v. Kristin Kopp und Werner Michael Schwarz.
Wien: Löcker 2008. 207 Seiten, Abb.

Auf allen Ebenen ist das kulturelle Leben in (Mittel-)Europa, solange wir es zurückverfolgen können, verknüpft mit der übrigen (zunächst europäisch-asiatisch-afrikanischen) Welt. Seit dem Alexanderzug nach Indien sind die Bilder und Mythen der exotisch-fremden Welten in Epen, Liedern und Erzählungen Bestandteil auch der populären Überlieferung. Im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts erhalten diese Begegnungen neue Dimensionen: Gab es schon früher die Präsentation von Menschen aus fremden Gegenden vor allem für das Publikum der Eliten, so werden jetzt »Völkerschauen« (meist in zoologischen Gärten) ein Ereignis für Viele. Bis zu 30.000 Besucher soll 1896 die Ashanti-Schau an Wochenenden in den Wiener Tiergarten gezogen haben, und mit »Ashanti-Fieber« wird das außerordentliche Interesse benannt, das diese Schau gefunden hat.

Der »Kaffeehausliterat« Peter Altenberg (= Richard Engländer, 1859 – 1919) ließ sich von diesem Fieber anstecken und förderte es gleichzeitig: Er hat über diese »Völkerschau« mit Ashantis – vom damaligen Impresario als Afrikaner aus Ghana angekündigt, der »Häuptling« wurde allerdings als ein Kohlenhändler aus Kairo identifiziert (S. 128) – ein 1897 bei S. Fischer in Berlin erschienenes Büchlein geschrieben, das nun faksimiliert wieder publiziert wurde, ergänzt durch Essays zu seiner Wirkung und Interpretation und durch einige Briefe Altenbergs. Es ist sein bekanntestes Buch (S. 143), gewidmet »meinen schwarzen Freundinnen, den unvergesslischen ›Paradieses-Menschen' Akolé, Akóshia, Tioko, Djojô, Nâh-Badûh«. Fasziniert von einigen, hier namentlich genannten jungen Afrikanerinnen, verbringt Altenberg – mit Genehmigung der Propaganda witternden Tiergartenverwaltung – viele Stunden in den Hütten der Ashantis, führt seine Mädchen ins Kaffeehaus, führt sie in die Logen der Oper (S. 94), führt sie in die »Gesellschaft« ein – und möchte schließlich sogar (er klagt, wenngleich gerade 37-jährig, oft über seine Gesundheit) in Akkra (Accra) begraben werden.

Über die exotische Attraktivität seiner »Freundinnen« hinaus teilt Altenberg mit seiner Begeisterung das Interesse anderer Künstler seiner Zeit, die lange vor der Rede vom »Postkolonialismus« fremde Lebenswelten als Bereicherung und Relativierung eigener Selbstverständlichkeiten empfunden haben. So spricht Altenberg in einem Zeitungsartikel von einer »Regenerations-Cur [...] für die alte müde europäische Cultur-See-

le« (S. 113): »Ein solches Medikament für die überladenen, überfütterten und dennoch schlecht genährten Seelen war der Verkehr mit diesen noblen würdevollen Lüge-losen schwarzen Menschen. Man kann sagen, niemals störten sie unsere romantische Phantasie, welche sie zu ›Paradieses-Menschen' umdichtete, niemals enttäuschten sie dieselbe.« (S. 111) Und das, obwohl Altenberg genau weiß (und von den Mädchen erfahren hat), dass es hier um eine Vor-Führung, eine Zurschaustellung der »Anderen« ging: »Wilde müssen wir vorstellen« (S. 14).

Und er kombiniert seine Kritik an dieser Zurschaustellung mit Kulturkritik – und konterkariert sie zugleich durch seine Faszination. Entsprechend positionieren die erläuternden Essays diese Wiener »Völkerschau« als Ausdruck der Krise des Liberalismus im Wien dieser Zeit. Es ist ein »postliberales« Spektakel, das hier im kolonienfreien Österreich in skeptischer Distanz zum Entwicklungs- und Fortschrittsdenken wahrgenommen wird: »Elende Tiere der Cultur, ich verstehe es, dass Ihr diese ›Menschen‹ nicht als Euresgleichen anseht! Nein ein Abgrund trennt sie von Euch, ihr frechen dummen eitlen verlogenen feigen Bestien. [...] Die Natur, die ich in diesen geliebten Black men genieße, ist schöner als die des Salzkammergutes oder vielmehr, es ist dasselbe« (S. 91, in einem Brief an Ännie Holitscher 1896). Bei aller Entrüstung wird die Schau für Altenberg zum intellektuellen und persönlichen Erlebnis. Und in der kleinen Form des literarischen Impressionismus mit seinen Ellipsen, Gedankenstrichen und Auslassungen findet er die diesem Erlebnis angemessene literarische Gestalt: »Momentanes Aufnehmen des modernen Subjekterlebnisses« (S. 148).

Was mir in dem besprochenen Buch fehlt, ist, was ich bislang in jeder mir bekannten Literatur zu den Völkerschauen in Mitteleuropa vermisse: Bei allem kritischen Umgang mit dem behandelten Phänomen wird zu wenig über die Motive und das Interesse der Besucher, über den Eindruck des Wahrgenommen auf das – auch nicht intellektuell-elitäre – Publikum gesagt. Schließlich zeigen uns die Ausführungen Peter Altenbergs sehr deutlich, dass diese Völkerschauen nicht ohne Wirkung auf das Denken und Empfinden der meisten Menschen seiner Zeit, welchen Milieus auch immer, geblieben sind.

Dieter Kramer

Emil, Brix, Ernst Bruckmüller und Hannes Stekl (Hg.):
Memoria Austriae I-III, Wien: Oldenbourg-Verlag, 2004-2005.
Bd. I Menschen Mythen Zeiten, 584 Seiten, s/w Abb.
Bd. II Bauten Orte Regionen, 476 Seiten, s/w Abb.
Bd. III Unternehmer Firmen Produkte, 395 Seiten, s/w Abb.

Auch noch vier Jahre nach dem »Gedankenjahr« 2005 lohnt ein Blick auf die »Memoria Austriae«, jene in den österreichischen Rundfunk- und Printmedien weithin rezipierte Trilogie zum Gedächtnis Österreichs – oder zum Gedächtnis dessen, was als »österreichisch« im national-kulturell-wirtschaftlichen Sinne gedacht worden ist. Dabei stellt sich die Frage, ob die drei schwergewichtigen roten Bücher, erschienen im deutschen Oldenbourg-Verlag, nur einem jubiläumsorientierten Bedürfnis nationaler Selbstbefragung geschuldet sind oder ob sie mehr und vor allem auch nachhaltiger das »Gedächtnis Österreichs« oder das »Erinnern an Österreich« aufzeigen.

Die drei Bände sind nicht chronologisch, sondern inhaltlich konzipiert: von »Menschen Mythen Zeiten« über »Bauten Orte Regionen« bis schließlich zu »Unternehmer Firmen Produkte«. Und wie bei einem so breit angelegten Kompendium kaum anders denkbar, sind die Beiträge von unterschiedlicher Qualität und entwickeln sich auch aus unterschiedlichen theoretischen und methodischen Ansätzen. Auch was die inhaltliche Aktualität bzw. Nachhaltigkeit anlangt, ergibt sich ein divergierendes Bild: So hatte etwa die Geschichte den dritten Band schon bei seinem Erscheinen eingeholt, waren doch einige Texte bereits im Jahr 2000 abgeschlossen worden bzw. basierte die Einleitung auf einer 1998 durchgeführten Erhebung. Allerdings macht diese Historizität auch bereits deutlich, wie sehr kulturelles und überhaupt kollektives Gedächtnis – denn an diesen Parametern à la Halbwachs, Nora oder Assmann arbeitet sich das Unternehmen »Memoria Austriae« entlang (vgl. Bd. 1, Vorwort) – einem Wandel folgen, der sich rascher vollzieht als die Dauer jener drei Menschengenerationen, die laut Aleida Assmann vom Individuum erinnert werden kann. Insofern ist natürlich auch der Vorsatz, nationale Erinnerungs- und Identitätsbestände erfassen zu wollen, problematisch, wird doch eben dadurch dazu beigetragen, diese Bestände festzuschreiben und somit auch zu konstituieren.

Jedenfalls präsentiert sich das hier gezeigte Österreich ausgesprochen vielfältig und reflektiert und als europäischer Staat. Ausgangspunkt der Konzeption der drei Bände war ein gewissermaßen basisdemokratisches

Vorgehen, denn die Auswahl der Inhalte basiert auf einer repräsentativen Befragung von tausend Österreicherinnen und Österreichern durch das Fessel-GfK-Institut für Marktforschung (vgl. Bd. II, Einleitung). Das ist zweifellos ein neuer Weg im Beschreiten eines Memoria-Projektes, doch hätte man sich manchmal eine weiterführende Reflexion gewünscht – so die Antwort auf die Frage, weshalb breite Teile der Bevölkerung den Stephansdom oder verschiedene »reproduzierende Künstler in Österreich« wie die Wiener Sängerknaben oder Nikolaus Harnoncourt als typisch österreichisch sehen. Diesbezüglich helfen die theoretischen Standortbestimmungen der Herausgeber weiter, die von einer »Momentaufnahme« sprechen, zugleich aber auch davon, dass es Vorstellungen von einer nationalen Gemeinsamkeit gäbe, die auf Geschichte beruhen: »Nationen unterscheiden sich voneinander aber vor allem durch Divergenzen in den als verbindend empfundenen Traditionen der Gemeinsamkeit« (I, S. 9). Und in der Zusammenschau der Ergebnisse darüber, was als Memoria Austriae von der Bevölkerung verstanden wird, wird deutlich, dass es »keine genauen Erinnerungsfiguren« sind, sondern »die täglich erlebte Umwelt, die zugleich symbolisch überhöht scheint« – wobei vom »guten Land« und von der »landschaftlichen Schönheit« die Rede ist (I, S. 13).

Die Beiträge sind von einschlägig versierten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern verfasst worden und taugen als Einstiegslektüre in das jeweils abgehandelte Thema. Und wenn auch die Einleitungen zu den einzelnen Bänden klar machen, dass »Memoria Austriae« sich in der wissenschaftlichen Tradition der Geschichtsschreibung zum kollektiven Gedächtnis sieht – neben dem wegweisenden Projekt von Pierre Nora wird von Nachfolgeprojekten in Italien und Deutschland berichtet –, sind die Texte doch so angelegt, dass auch ein breiteres Lesepublikum angesprochen wird. Dabei wird zwischen essayistischer Geschichtsschreibung und Dokumentationsformen intensiver wissenschaftlicher Beschäftigung gewechselt – und diese Unterschiedlichkeit der Beiträge zeigt sich auch in Zugang und Darstellung der bearbeiteten Phänomene und ist insgesamt sicher auch der Vielzahl der Autoren geschuldet (die im übrigen großteils den historischen Disziplinen angehören). In dieser Hinsicht hebt sich wohltuend der 3. Band hervor, der, von nur zwei Autoren bestritten, der zwar schmalste, aber sicher homogenste Band der Trilogie ist.

Die Herausgeber halten sich mit Vorworten und Einleitungen sehr zurück, nicht alle Aspekte des Großunternehmens »Memoria Austriae« werden berührt, so dass sich die Rezensentin fragt, weshalb nicht Konrad Liessmanns theoretisch und philosophisch weit ausholender Beitrag zu den Topoi als Gedächtnisorten in einen weiter gefassten Einleitungs-

block aufgenommen wurde. Liessmann analysiert die österreichischen Topoi als »Kristallisationspunkte politischer Mythenbildung« (I, S. 199), berührt mit seinen Überlegungen zum Geist der Lagerstraße, zu »Opfermythos« oder »Insel der Seligen« (wie auch Gerhard Baumgartner, Bertrand Perz und Heidemarie Uhl) die Aspekte »böser Erinnerung« (I, S. 205), untersucht im Detail etwa den »Heldenplatz« in dessen Funktion als paradigmatischer Gedächtnisort und »Gedächtnisspeicher« und beschreibt, wie »politische Mythologeme [...] problemlos von Gedächtnisort zu Gedächtnisort wandern können« (I, S. 207). Für Liessmann existieren österreichische Gedächtnisorte und ihre Mythen »nur als ambivalente Figuren, ihre Behauptung hat stets ihr Dementi zur Folge und oft genügt ein Dementi, um eine Behauptung zu insinuieren, ungeachtet der Frage, ob diese je getätigt worden war« (I, S. 213).

Das Changieren zwischen Artikeln konkreten Inhalts (etwa Christian Stadelmann über Mariazell) und Beiträgen allgemeinerer Art etwa über Mythen und Topoi oder über »reproduzierende Künstler« (Manfred Wagner, Bd. I) kann irritieren oder als komplettierend verstanden werden. Jedenfalls fällt auf, dass manchmal erst langwierig in das eigentliche Thema eingeleitet und darüber zuweilen vergessen wird, dass es auch den direkten thematischen Einstieg über anschauliche Phänomene gibt. Und es sind auch gerade die dezidiert kulturwissenschaftlichen Beiträge (wie der Aufsatz von Susanne Breuss »Einverleibte Heimat«), die zeigen, dass die Herausgeber auch an den Aspekt des »doing memory« (I, S. 21) gedacht haben – doch dieser prozessuale Aspekt bei den zahlreichen vor allem diachron gedachten und vorgehenden Beiträgen in den Hintergrund tritt. Die an weniger konkreten Themen überblicksartig arbeitenden Autoren haben sicher auch schwierigeres Terrain zu beschreiten gehabt, und so kommt es, dass beispielsweise der Beitrag über den Tourismus (Gernot Heiss, Bd. I) eher blass erscheint, während jener über »Umwelt« (Gerhard Strohmeier, Bd. I) in seiner reflektierten Offenheit sehr gegenwärtig ist.

Zudem ist festzustellen, dass in erster Linie österreichische Quellen und Literatur verwendet werden, was wichtig ist und für eine Konzentration auf österreichische Phänomene spricht, manche Artikel aber auch ein wenig hermetisch macht, etwa jenen, trotz allem aufschlussreichen und kritischen zur »Gemütlichkeit«, in dem Peter Melichar eingangs Definitionsversuche unternimmt, deren es bei Gebrauch aktueller Literatur (auch aus der Europäischen Ethnologie, vgl. die Monographie von B. Schmidt-Lauber) nicht bedurft hätte – wobei etwa ein Blick in die Literatur zur Wiener Gemütlichkeit (z.B. E. Chvojka) das Verständnis

von Gemütlichkeit auch an Formen zeitlicher Verfasstheit in Österreich genauer zu messen ermöglicht hätte.

Unklar bleibt – die Herausgeber äußern sich dazu nicht –, wie das dreibändige Werk in der Rezeption durch ein Publikum gedacht war. Jeder Band soll wohl eigenständig gelesen und benützt werden können, bleiben doch Teile der Einleitungen in allen Bänden gleich. Dennoch wird unterschiedlich vorgegangen, sowohl die Inhalte auch die Formalien betreffend. Letztere sind uneinheitlich: In Band I finden sich wissenschaftliche Kurzbiographien, in Band II hingegen nur Namen und Funktionen, in Band III wieder Kurzbiographien. Es mögen Kleinigkeiten sein, doch sie irritieren, vor allem im Wissen, dass das Projekt ja offenbar seit 1998 geplant und durchgeführt worden ist. Zumindest im Lektorat hätte so etwas bemerkt werden können. Und auch das Schattendasein der Illustrationen kränkt ein wenig – es sind ja auch und vor allem »Bilder«, die eine »Memoria Austriae« konstitutieren. Zu den Illustrationen einzelner Texte fehlen zudem häufig erläuternde Hinweise im Text, und auch die Bildunterschriften sind karg und sparsam mit Informationen.

In der Gesamtschau auf das Unternehmen »Memoria Austriae« zeigt sich der bereits angesprochene Band III im positiven Sinne als besonders geschlossen und stringent in der Argumentation und in den Zugängen. Oliver Kühschelm und André Pfoertner argumentieren im besten Sinne kulturwissenschaftlich, indem sie – trotz historischer Firmengeschichten, die die Basis liefern – vom Mythos, vom Phänomen, das die Gesellschaft bewegte und bewegt, ausgehen. An sich wäre es möglich gewesen, die Bände I und III insofern miteinander zu verweben, als Beiträge zu Personen und Unternehmen nebeneinander hätten stehen können und so die Mannigfaltigkeit der Zugänge zu den Erinnerungs-Personen und -Unternehmen Österreichs noch sichtbarer geworden wäre: So etwa die kluge, an Konkurrenzen und Allzumenschlichkeiten gemahnende Darstellung der österreichischen Schiproduzenten (Bd. III, Oliver Kühschelm) oder der Beitrag über Sportlerikonen (Bd. I, Ottmar Weiß und Gilbert Norden), die ohne begeisterte Rezipienten nicht zu solchen hätten werden können. Die »Mythosgenese« aus Rezeption und der Wechselwirkung von Produzent, Sportheld/in und Fans wäre in der Konfrontation solcher »zusammengehörender« Untersuchungen in einem Band noch wesentlich augenfälliger geworden.

Das in der Einleitung zu Band I formulierte Ziel, nämlich die »Ermittlung zentraler Elemente des Selbstverständnisses einer österreichischen ›Kulturnation‹, sowie die Erforschung dieser Gedächtniskulturen im Hinblick auf ihre Genese, ihre Tradierung, die Grundlagen ihrer Ver-

ankerung« (I, S. 22) konnte in dieser Komplexität nicht immer erreicht werden. Manchmal macht es den Anschein, als seien einzelne Autoren einfach nicht flexibel genug gewesen für eine veränderte Perspektive und somit für einen neuen Blick auf österreichische Geschichte und Kultur. Insofern trifft das Zitat Thomas Bernhards zu, das die Herausgeber (zur Freude der Rezensentin) an das Ende ihrer Einleitung zu Band I setzen: »Das harte, an dem ich würge, Österreich« (I, S. 23).

Michaela Haibl

Petr Lozoviuk: Interethnik im Wissenschaftsprozess.
Deutschsprachige Volkskunde in Böhmen und ihre gesellschaftlichen Auswirkungen (= Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde, Bd. 26). Leipzig: Leipziger Universitätsverlag 2008, 424 Seiten, Abb.

Fachgeschichte als Beziehungsgeschichte: Petr Lozoviuk, selbst ein Grenzgänger zwischen tschechischer Ethnologie und deutscher Europäischer Ethnologie, hat sich in den letzten Jahren mit zahlreichen Veröffentlichungen zur tschechischen Fachgeschichte einen Namen gemacht, oft mit dem Fokus auf deutsch-tschechische Bezüge. Nun legt er erstmals eine umfangreiche Monographie zum Thema vor, die durch ihre Detailfreudigkeit besticht. Zwei Stränge strukturieren die Arbeit: zum einen die vielfältigen Anstrengungen von deutscher und tschechischer Seite, die der Disziplin in Böhmen zwischen den 1890er und den 1940er Jahren zur institutionellen Etablierung verhalfen, und zum anderen der Untersuchungsgegenstand der Volkskultur in Böhmen, Mähren und der Slowakei, dessen Konstruktion und Bedeutungszuschreibung als erfolgreiche Professionalisierungsstrategie gelesen werden kann. Als Quellen wurden neben einschlägigen Beständen in den Archiven der Universitäten und Akademien der Wissenschaften in Prag und Bratislava, der Gemeinden Třeboň, České Budějovice, Liberec und Žďár nad Sázavou auch zeitgenössische Publikationen aus dem Bereich der Volkskunde und der Kulturpolitik herangezogen. Als Methoden seiner Untersuchung nennt Lozoviuk Diskurs- und Inhaltsanalyse (S. 19-22).

Fünf Entwicklungslinien macht Lozoviuk aus: das unprofessionelle Sammeln von Phänomenen, die unter dem Begriff »Volkskultur« subsumiert werden konnten; die Volkskunde Altösterreichs; die akademisch betriebene deutsch-böhmische bzw. sudetendeutsche Volkskunde; die

nichtwissenschaftliche Heimat- und Volksforschung; und schließlich das volkskundliche Interesse deutschsprachiger Slawisten in Prag. Unter den Begriff einer »Proto-Volkskunde« bezieht Lozoviuk die Zeit von 1770 bis 1890 ein und streift unter anderem das Interesse Goethes an den slawischen Sprachen, die Bedeutung Herders für die Vertreter der Bewegung der nationalen Wiedergeburt und die für 1787 belegte Erstnennung der Bezeichnung »Volkskunde« in Böhmen: Josef Mader, in Prag Professor für deutsche Reichsgeschichte und Staatenkunde, benutzte diesen Begriff aus einer geografischen Perspektive, offensichtlich synonym mit den zeitgenössisch geläufigeren Bezeichnungen »Topographie« oder »Landeskunde« (S. 52). Bereits 1825 wurde die erste Sammlung böhmischer Volkslieder veröffentlicht, Ergebnis der Gubernialsammlungen von 1819 bis 1820. Von Wien aus wurde eine »Sammlung böhmischer Nationallieder geistlichen und weltlichen Inhalts, nebst Nationaltänzen mit und ohne Text« auf den Weg gebracht, ein staatliches Vorhaben der österreichischen Monarchie, über deren Hintergründe bislang noch wenig bekannt ist, wie Lozoviuk einräumt (S. 55).

Dieses Beispiel weckt Fragen nach der Intention und Initiierung volkskundlicher Aktivitäten in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts: Kann von einem Nebeneinander lokalen Engagements und Bestrebungen seitens der sich ausdifferenzierenden Verwaltung Österreich-Ungarns ausgegangen werden? Bedingte das eine das andere? Können die Grenzen zwischen den einzelnen Interessen und Akteuren scharf gezogen werden? Lozoviuk liefert anregende Indizien, eine eingehendere Betrachtung bleibt zukünftigen Studien überlassen – schließlich ist das eigentliche Thema der Arbeit die Institutionalisierung der Volkskunde im Zeitraum 1890 bis 1945.

Für diese Institutionalisierung ist laut Lozoviuk die Tschechoslowakische Volkskunde-Ausstellung 1895 in Prag eine Zäsur. Dieses Ereignis machte das seit den 1870er Jahren zunehmende Interesse an der so genannten materiellen Volkskultur (im Gegensatz zur so genannten geistigen Volkskultur) des »tschechoslawischen Stammes in Böhmen, Mähren, Schlesien und der Slowakei« (S. 79) für eine breite Öffentlichkeit sichtbar. Überzeugend interpretiert Lozoviuk diese Ausstellung und ihr Rahmenprogramm als ein effektvolles Plädoyer für eine tschechische ethnische Identität, eingebettet in eine übergreifende slawische Kultur und in Abgrenzung zur deutschen Kultur – eine Inszenierung mit nachhaltiger Wirkung, wie Besucherzahlen und die zeitgenössische Berichterstattung vermuten lassen. Deutlich wird der Zusammenhang mit Strömungen des Panslawismus und mit der allmählichen Ethnisierung kommunalpolitischer Belange sowie des Alltags überhaupt seit Mitte des 19. Jahrhun-

derts. Leider bleibt unklar, worin diese Ethnisierung en détail bestanden hat, angedeutet werden die Bestrebungen, das Tschechische als Amtssprache zu etablieren, die Erhöhung der Zahl tschechischer Angehöriger in »Landesinstitutionen« und tschechischer Industrieller (S. 75-77).

Jedenfalls war die Prager Ausstellung der Katalysator für umfangreiche volkskundliche Aktivitäten im Museumsbereich im In- und Ausland – und weckte auch den Neid im deutschsprachigen Milieu Böhmens und Mährens: 1896 veröffentlichte Adolf Hauffen seine »Einführung in die deutsch-böhmische Volkskunde«, beeindruckt von der gelungenen Popularisierung volkskundlicher Sammeltätigkeit und der »Befruchtung der Wissenschaft durch die nationale Gesinnung« (S. 85). Dieses Lob umfasste auch andere Arbeitsergebnisse der tschechischen Kollegen: Neben dem Fachorgan »Český Lid«, das bis heute die zentrale Publikation der tschechischen Volkskunde ist, und der Fachvereinigung »Národopisná společnost československá« mit ihrem Periodikum »Národopisný sborník/věstník československý« hatten sich tschechische Volkskundler auch am »Kronprinzenwerk« beteiligt: In 24 Bänden informierte diese mehrjährige Gemeinschaftsarbeit über die Regionen der »Österreichisch-Ungarische(n) Monarchie in Wort und Bild«, und Böhmen waren zwei Bände gewidmet. Und im übrigen bewegte die Frage, ob die Deutsch-Böhmen »germanisierte Czechen« oder die tschechisch- und deutschsprachige Bevölkerung dem gleichen »Mittelschädeltypus« zuzuordnen seien, Adolf Hauffen gleichermaßen wie etwa Lubomir Niederle.

Die deutsch-böhmische, seit 1918 sudetendeutsche Volkskunde begann sich zu konsolidieren, nach Lozoviuks Interpretation eindeutig in Reaktion auf die Erfolge der tschechischen Volkskunde. Ein zentraler Akteur, der die besondere Situation der Prager Deutschen Universität (S. 93-97) zu nutzen wusste, war der in Wien geborene Philologe August Sauer. In einflussreichen Positionen in und außerhalb der Universität tätig, konnte Sauer zwischen 1886 und 1926 das Profil nicht nur der deutsch-böhmischen Volkskunde maßgeblich prägen. Ziel seines beruflichen und privaten Engagements für die »stammheitliche und landschaftliche Charakterologie des deutschen Volkes« war die Behauptung der Stellung der Deutschen in Österreich in Wissenschaft, Kunst und Literatur über die »sorgsamste und liebevollste Pflege unseres angestammten Volkstums«, wie er 1907 in seiner Rektoratsrede formulierte (S. 104). Mit Gründung der Tschechoslowakei veränderte sich die Situation schlagartig: 1918 bis 1938 agierten die Volkskundler vor dem gesellschaftspolitischen Hintergrund der staatlichen Förderung des Tschechoslowakismus und der Autonomiebestrebungen der deutschen Minderheit. Zur Zeit der deut-

schen Besatzung und verwaltungsrechtlichen Eingliederung Böhmens und Mährens ins Deutsche Reich als »Reichsprotektorat« wurde die Sprachinsel- und Grenzlandforschung in den Dienst der NS-Bevölkerungspolitik gestellt: Die Integration der so genannten »Volksdeutschen« wurde wissenschaftlich vorbereitet und begleitet, die Gruppe der »Tschechen« als Teil der »Germanen« und somit als langfristig in die deutsche Volksgemeinschaft integrierbar eingestuft. Wie diese politischen Veränderungen auf die beruflichen Ambitionen der einzelnen Volkskundler durchschlugen und damit den wissenschaftlichen Wandel der Disziplin beeinflussten, zeigt Lozoviuk anschaulich unter anderem an den Beispielen Gustav Jungbauer, Josef Hanika und Bruno Schier.

Der Bogen der böhmischen Volkskunde spannt sich von der romantischen Sehnsucht nach ursprünglichen Gemeinschaften über die Ethnisierung von Sprachgemeinschaften zum »Volkstumskampf«. Lozoviuk arbeitet die Wechselwirkungen zwischen dem politischen Wandel und der Etablierung der Volkskunde als akademische Disziplin plastisch heraus. Bereits der Untersuchungszeitraum legt den engen Bezug der Entwicklung der Volkskunde zu Prozessen der Ethnisierung und Nationalisierung in den beteiligten Regionen nahe. Dabei werden die sich häufig widersprechenden Ansprüche einer politiknahen Disziplin deutlich: Einerseits die ideelle Unterstützung des technischen Fortschritts als Überwindung rückständiger und mühsamer Arbeits- und Lebensbedingungen in ländlichen Gebieten, andererseits eine kulturpessimistische Modernekritik vor dem Hintergrund negativer Begleiterscheinungen von Urbanisierung und Industrialisierung. Die Förderung interkultureller Kommunikation steht neben der Ethnisierung sozialer Konflikte und unterschiedlicher Lebenslagen. Lozoviuks Entscheidung, Wissenschaft als soziale Praxis zu konzipieren und damit diesen Bereich nicht losgelöst vom gesellschaftlichen Kontext, sondern als darin eingebettet zu untersuchen, verhilft zu einem besseren Verständnis der inneren Logik der Disziplin. Wissenschaft dient stets als Ressource für Politik und umgekehrt: Die Volkskunde in Böhmen, Mähren und der Slowakei diente in der Phase der Nationenbildung in Osteuropa den politischen Akteuren als schlagkräftiges Argument, und die Wissenschaftler wussten aus dem politischen Klima ihrerseits Nutzen zu ziehen. Lozoviuk schließt mit seiner Arbeit Forschungslücken und öffnet zugleich den Raum für weitere Studien zur Fachgeschichte der Volkskunde aus der bislang vernachlässigten transnationalen Perspektive.

Blanka Koffer

¡VIVA ESPANA! Von der Alhambra bis zum Ballermann.
Deutsche Reisen nach Spanien (= Volkskundliche Veröffentlichungen des Badischen Landesmuseums Karlsruhe, Bd. 8). Berarb. von Anne-Katrin Becker, Margarete Meggle-Freund. Mit Textbeiträgen von Anne-Katrin Becker u.a. Karlsruhe: Info Verlag 2007, 168 Seiten.

Der Katalog »VIVA ESPANA« ist im Kontext der gleichnamigen Ausstellung zu sehen, die von Mai bis Oktober 2007 im Badischen Landesmuseum gezeigt wurde. Auf rund 170 reich bebilderten Seiten kann man sich in südliche Gefilde träumen und sich mit spanischer Kultur auseinandersetzen. Spanien in seiner Geschichte und Aktualität, das muss gleich zu Beginn der weiteren Ausführungen betont werden, ist jedoch nicht das »eigentliche« Thema des anzuzeigenden Katalogs, vielmehr geht es um ausgewählte Berührungspunkte von Deutschen und Spaniern, um das Land, dessen Küsten den »boom turistico« verkraften müssen oder dessen maurische Geschichte im 19. Jahrhundert einen Hauch von »Orientzauber« auch nach Deutschland brachte (vgl. die Synagoge in Ingenheim, die Friedrich von Gärtner 1830 im maurisch-orientalischen Stil plante, oder die »Alhambra des Schwarzwaldes« (um 1900), das Eberhardsbad in Bad Wildbad, S. 64).

Grundlage und Ausgangspunkt des Katalogbandes sind deutsche »Spanienbilder«, also bildhafte Vorstellungen und Stereotype, die Deutsche mit Spanien verbinden. Harald Siebenmorgen befasst sich folgerichtig in seiner Einleitung mit den Deutschen und ihrem »Spanientraum« und Dietrich Briesemeister mit dem Thema »Spanienbilder im Wechselrahmen«. Wechselhaft, gar widersprüchlich – so das Ergebnis der Analysen – sei das Verhältnis zwischen Deutschland und Spanien, es weise »erhebliche Schwankungen und Wandlungen« auf, die Briesemeister in der »politischen, religiösen und kulturell-geistigen Geschichte beider Länder« (S. 17) begründet sieht. In der Mitte des 16. Jahrhunderts hatte sich in Europa ein Negativbild von Spanien verfestigt: »Den Spaniern werden maurischer oder jüdischer Einschlag, Prahlsucht, Stolz, herrisches Auftreten, trickreiche Rede- und Verhandlungskunst, Scheinheiligkeit, Grausamkeit und Unmoral nachgesagt« (S. 20). Von England über Frankreich und Italien fasste im Zuge sowohl politischer und kriegerischer Auseinandersetzungen als auch konfessioneller Gegensätze ein »Schreckbild des Spaniers« (S. 20) Fuß, ein Feindbild, das von den Spaniern als »leyenda negra«, als »Schwarze Legende«, empfunden wurde. Spanien, das zeigt auch Margarete Meggle-Freund in ihrem Beitrag »Das romantische Spa-

nienbild und die Entdeckung Spaniens als Reiseland der Deutschen im 19. Jahrhundert« auf, war noch zu Beginn des 18. Jahrhunderts weitgehend negativ besetzt. Das Spanien-Bild wandelte sich erst allmählich und wurde schließlich zu einem »Sehnsuchtsbild« (Brisemeister, S. 22), als sich u. a. Lessing und Herder mit Spanien beschäftigt, Bildungsreisen einsetzt (Wilhelm v. Humboldt, Christian August Fischer), Don Quijote ins Deutsche übersetzt wurde und, um einen weiteren Aspekt zu nennen, illustrierte Reisebeschreibungen und graphische Mappen weite Verbreitung fanden. »Im Wesentlichen auf Herder geht zurück, dass Spanien für die deutschen Literaten im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts zum ›Zauberland‹ der Romantik wurde« (Meggle-Freund, S. 54). Genredarstellungen in Form von Lithografien zeigten typisierte Spanienansichten, die uns heute noch vertraut sind: die Tänzerin, die lastentragenden Maultiere, den Stierkämpfer. Architektur- und Landschaftsmalerei lieferten weitere Einblicke. Exotisch, fremd und zugleich anziehend war der Löwenhof der Alhambra »das beliebteste Motiv« (Meggle-Freund, S. 62). Mit Spanien verbinden sich auch Bilder in Kunst und Literatur wie die Opern der »Barbier von Sevilla« und »Carmen« oder die »Jüdin von Toledo«; das mythisch aufgeladene Bild des Maurischen und der Zigeunerromantik wurde in Washington Irvings Band »Alhambra« begründet. Harald Siebenmorgen beschäftigt sich in seinem Aufsatz »Toledo, die ›tote Stadt‹, und die Vision des El Greco« mit dem Spanienbild um 1900, das sich zu einer »nationalen kulturellen Identität« verdichtet hatte (S. 73): »Toledo hatte um 1900 »das Image einer ›toten Stadt‹, deren Verfall einstiger Größe für ›Dekadenz‹ und ›Todessehnsucht‹ des Fin de Siècle standen«. Zu dieser Stimmung passten, wie Siebenmorgen darlegt, die Bilder von El Greco.

Heute ist Toledo unverzichtbarer Bestandteil in Reiseführern, die die mittelalterliche Stadt unweit von Madrid nicht zuletzt auch mit ihrer Handwerkskunst und der guten Küche anpreisen. Reiseführer und Reisebeschreibungen besonderer Art sind die vielen Veröffentlichungen zum Jakobsweg, den Margarete Meggle-Freund aus aktueller und Brigitte Herrbach-Schmidt aus historischer Perspektive beleuchten. Hape Kerkeling findet sich nicht nur zum Zeitpunkt der Spanien-Ausstellung im Jahr 2007, sondern auch noch knapp zwei Jahre später auf der Bestseller-Liste des Spiegel. Pilgern als Weg der Selbstfindung, als spirituelle Erfahrung, aber auch als Abenteuerurlaub in ein »überzeitliches ›Mittelalter‹« (Meggle-Freund, S. 47) und »Kennenlern-Urlaub« sowie als sportliche Betätigung und Herausforderung ist für viele reizvoll geworden. Die Suche nach dem individuellen Glück, die momentan nicht nur in der

Ratgeberliteratur die Seiten füllt, lässt sich mühelos in die Wallfahrt einpassen.

Reisen freilich ist für die Mehrzahl der Spanienurlauber nicht mit anstrengenden Fußmärschen, sondern mit »Sonne, Strand und Meer« verbunden, was Anne-Katrin Becker mit Blick auf die Entwicklung des Massentourismus nach dem Zweiten Weltkrieg ausführt. Bevorzugte Reiseziele der Mittelmeerküste und der Balearen-Inseln wurden touristisch aufbereitet, das »Angebot« Spanien als kostengünstiges Komplett(versorgungs)paket inszeniert. Im Jahr 1978 übertraf »die Besucherzahl sogar die Anzahl der spanischen Bevölkerung (37 Millionen im Gegensatz zu 36 Millionen spanischer Einwohner)« (Becker, S. 111) – und folgerichtig widmet Becker dem »Phänomen ›Ballermann‹« einen eigenen kleinen Beitrag. Erinnerungen an Partyerlebnisse reihen sich an materialisierte Erinnerungen in Form von Souvenirs, die spezielle Spanienbilder mit nach Hause nehmen lassen – »denn das Reiseerlebnis findet nicht nur vor Ort statt, sondern verlagert sich durch Souvenirs in ein Später, in dem das Erlebte mit wiederholter Betrachtung der Mitbringsel immer schöner wird« (S. 125), so Andreas Seim in seinem Überblick zu den Souvenirwelten, der auch die Materialität der Andenken behandelt.

Bilder und konkrete Reiseerfahrungen sind es auch, die Senioren dazu veranlassen, ihren »Traum vom Leben im Süden« (Schriewer, S. 155) zu verwirklichen. Klaus Schriewer bezieht qualitative Befragungen ein, wobei sich sein Interesse auf »Erzählungen, Berichte und Einschätzungen« seiner Informanten richtet, die er mit kulturgeschichtlichen und sozialen Fakten und Entwicklungen verbindet. So geraten der Siedlungsbau wie die Wohnanlage mit Golfplatz, die Netzwerke der Senioren und ihre Identifikation und Verortung »über ihre nationale Zugehörigkeit« (Schriewer, S. 159) ebenso in den Blick wie die Gesundheitsvorsorge. Die zum Teil sehr hohe Mobilität der Älteren, die Schriewer in seinen Untersuchungen festgestellt hat, ist ein Phänomen, das – auch über den Katalogzusammenhang hinaus – im Kontext der neuen Bilder von einer Gesellschaft stets aktiverer Älterer und Alter diskutiert werden könnte.

Abschließend bleibt noch die Thematik zweier wichtiger Beiträge zu nennen, die das Reise- und Traumziel »Spanien« zwar betreffen, aber häufig ausgeblendet werden: zum einen die Migration von Spaniern und Spanierinnen nach Deutschland (Becker, S. 141-151), zum anderen die historische und politische Frage nach der Beteiligung von Deutschen im Spanischen Bürgerkrieg (1936–1939). Walther L. Bernecker zeigt »Forschungskontroversen« zur Erklärung des Kriegsausbruchs auf und beschäftigt sich u. a. mit der Bombardierung von Guernica. »Eine Gesamt-

einschätzung der Monographien zu Guernica ergibt eine stark rechtslastige, die deutsche Verantwortung möglichst minimierende Tendenz. Erst 1997, zum 60. Jahrestag der Bombardierung, sprach [...] Bundespräsident Roman Herzog öffentlich von ›schuldhaften Verstrickungen deutscher Flieger‹« (Bernecker, S. 86). Deutsche kämpften in Spanien auf beiden Seiten, und die »Behandlung, Bewertung« von »Interbrigadisten« und »Condor-Legionären« ist nicht nur Teil der demokratischen, sondern auch der deutsch-deutschen Geschichte.

Ein fertiges »Spanien-Puzzle«, ein Souvenirpuzzle, findet sich als doppelseitiger Farbdruck auf den Seiten 14 und 15 des besprochenen Buches. Und auch das gesamte Buch »VIVA ESPANA« ist ein Puzzle: Die einzelnen Beiträge regen dazu an, über Spanienbilder, Traumvorstellungen und Reiseerfahrungen weitergehend nachzudenken. Eine ausführlichere Behandlung des Themas »Stierkampf« wäre sicherlich eine lohnenswerte Ergänzung für die Publikation gewesen (anzuknüpfen etwa bei Karl Braun: Der Tod des Stiers. München 1997). Insgesamt lässt sich sagen, dass das Spanien-Puzzle, das die engagierten Autorinnen und Autoren beschreiben, sicherlich nicht komplett ist. Aber es lohnt sich, mit ihm die »unterschiedlichen Facetten der Spanienlust«, die der Klappentext verspricht, zu entdecken.

Jutta Buchner-Fuhs

BUCHANZEIGE

Gertraud Liesenfeld: »...Vieles, was ich gebrauchen konnte«. Verbleibstudie 1962–2006 des Instituts für Volkskunde/Europäische Ethnologie der Universität Wien.
(= Mitteilungen des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien 17). Wien 2007, 61 Seiten, zahlreiche Graphiken.

Was heißt und zu welchem Ende studiert man Europäische Ethnologie? – diese Frage stellt sich nicht nur in selbstreflexiv-kritischem Appell an die Disziplin, sondern auch im Hinblick auf die individuellen Möglichkeiten nach absolviertem Curriculum. Und darum geht es in dieser Broschüre: Sie fokussiert den beruflichen Aspekt und fügt sich so in die Reihe jener Verbleibstudien, wie sie in den letzten Jahren etwa von den Instituten in Berlin, Würzburg oder München erstellt worden sind. So wurden die Absolventinnen und Absolventen des Wiener Instituts für Europäische Ethnologie (vormals Institut für Volkskunde) ab dem Zeitpunkt seiner Gründung (1962) erhoben – die Struktur des Samples von insgesamt 339 zugestellten und 172 beantworteten Fragebögen (Rücklauf 51 %) wird einleitend erläutert – und nach den Umständen ihrer beruflichen Karriere unter besonderer Berücksichtigung der im Laufe des Studiums erworbenen Kompetenzen befragt. Zudem waren die in Form eines (im Anhang wiedergegebenen) Fragebogens kontaktierten Gewährspersonen aufgefordert, über die Wahl und den Verlauf ihres Studiums Auskunft zu geben. Ihre Repliken über Studienentscheid, Studiendauer, Erwerbstätigkeit oder auch thematische Schwerpunktsetzungen während des Studiums sind im Detail und optisch unterstützt durch zahlreiche farbige Tortendiagramme analysiert und – wie auch die weiteren Ergebnisse der Studie – dankenswerterweise in einer konzisen Zusammenfassung am Ende der Broschüre (S. 47 ff.) überblicksartig skizziert. Hervorzuheben ist hier vielleicht, dass vier von fünf befragten Personen vor Beginn des Studiums der Volkskunde bzw. Europäischen Ethnologie keine oder doch nur vage Vorstellungen von diesem Fach und seinen beruflichen Möglichkeiten hatten und dass ein nicht geringer Prozentsatz während des Studiums einer Voll- oder Teilzeitbeschäftigung nachgegangen ist (wobei hier, wie auch in anderen Bereichen, die Antworten jeweils nach Alterszugehörigkeit differenziert dargestellt werden). Der Hauptteil der Studie beschäftigt sich mit der beruflichen Laufbahn der befragten Absolventinnen und Absolventen des Faches, gefragt wurde etwa nach

den Beschäftigungssektoren und der Art der Tätigkeitsbereiche, nach der Situation bei Berufseinstieg und den Umständen der Berufsfindung sowie vor allem nach der Rolle, die dabei die im Studium erworbenen Fähigkeiten gespielt haben. Von letzteren wurden bemerkenswerterweise oftmals solche genannt, die neben dem Studium oder doch nicht unmittelbar im Rahmen des Lehrbetriebs erworben worden waren, also etwa im Zuge von Praktika in fachnahen oder auch -ferneren Institutionen und Arbeitsfeldern – was auch mit den abschließend im Fragebogen erbetenen Ratschlägen an künftige Studierende zusammengeht, in denen vor allem dafür plädiert wurde, facheinschlägigen Teilzeitarbeiten oder doch wenigstens Ferialjobs nachzugehen. In summa waren von den Respondentinnen und Respondenten zum Zeitpunkt der Befragung 45 % erwerbstätig, weit über ein Drittel in Pension und eine doch nicht allzu kleine Zahl arbeitslos – wobei gerade aus der Gruppe der (vor allem facheinschlägig) erwerbstätigen »Jung-AkademikerInnen« (unter 30 Jahre bei Studienabschluss) nicht wenige im »glänzenden Elend des Freiberuflers« – wie Leopold Schmidt seinerzeit prekäre Arbeitsverhältnisse umschrieben hat – gelandet sind.

Herbert Nikitsch

Eingelangte Literatur

Verzeichnet finden sich hier volkskundliche Veröffentlichungen, die im Wege des Schriftentausches, durch Ankauf oder als Rezensionsexemplare bei der Redaktion der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde eingelangt und in die Bibliothek des Österreichischen Museums für Volkskunde aufgenommen worden sind. Die Schriftleitung behält sich vor, in den kommenden Heften die zur Rezension eingesandten Veröffentlichungen zu besprechen.

Aigner, Carl [Hrsg.]: Die Kunst der Jagd. Auf der Pirsch in den Sammlungen des NÖ Landesmuseums. 25. Juli 2008 bis 23. August 2009. – Weitra: Verlag Bibliothek der Provinz, 2008. – 151 S.: zahlr. Ill., Notenbeisp. Literaturangaben. ISBN 978-3-85252-960-8

Allgäuer, Hubert: Vorarlberger Mundartwörterbuch. – Feldkirch [u.a.]: Neugebauer, 2008. – 1820 S. in 2 Bd. – (Schriften der Vorarlberger Landesbibliothek; 016). Literaturverz. S. 13–68. ISBN 978-3-85376-209-7

Anderl, Gabriele u.v.a. [Hrsg.]: ... wesentlich mehr Fälle als angenommen. 10 Jahre Kommission für Provenienzforschung. – Wien [u.a.]: Böhlau, 2009. – 569 S.: zahlr. Ill. – (Schriftenreihe der Kommission für Provenienzforschung; 1). Literaturangaben. – Literaturverz. S. [524]–542. ISBN 978-3-205-78183-7

Asenbaum, Paul, Wolfgang Kos u. Eva-Maria Grosz [Hrsg.]: Glanzstücke. Emilie Flöge und der Schmuck der Wiener Werkstätte. Ausstellung im Wien Museum vom 13. November 2008– 22. Februar 2009; Ausstellung Pforzheim: Glanzstücke, der Schmuck der Wiener Werkstätte, Schmuckmuseum Pforzheim, 14. März – 5. Juli 2009. – Stuttgart: Arnoldsche, 2008. – 152 S.: zahlr. Ill. – (Sonderausstellung des Wien Museums; 351). Literaturangaben. ISBN 978-3-89790-298-5

Bausinger, Hermann: Ein Aufklärer des Alltags. Der Kulturwissenschaftler Hermann Bausinger im Gespräch mit Wolfgang Kaschuba, Gudrun M. König, Dieter Langewiesche und Bernhard Tschofen. Mit einem Vorwort von Bernd Jürgen Warneken. – Wien [u.a.]: Böhlau, 2006. – 227 S.: Ill. Literaturangaben. – Bibliogr. H. Bausinger S. 201–225. ISBN 978-3-205-77535-5

Bentlin, Mikko: Niederdeutsch-finnische Sprachkontakte. Der lexikalische Einfluß des Niederdeutschen auf die finnische Sprache während des Mittelalters und der frühen Neuzeit / Bentlin, Mikko. – Helsinki: Société Finno-Ougrienne, 2008. – 359 S.: Kt. – (Suomalais-ugrilaisen seuran toimituksia; 256) (Mémoires de la Société finno-ougrienne; 256). Literaturverz. S. 288 – 308. – Zugl.: Greifswald, Univ., Diss., 2007. – Text überw. dt., teilw. finn. – Zsfassung in engl. Sprache. ISBN 978-952-5667-02-8, ISSN 0355-0230

Benz, Nicola: Josef Wagner vulgo Fichtenbauer. Ein Volkstanzmusikant aus Leidenschaft. – Atzenbrugg: Volkskultur Niederösterreich, 2008. – 337 S.: Ill., Notenbeisp., + 1 DVD + 1 Audio-CD – (MusikErleben; 4). Literaturverz. S. 269–275. ISBN 3-901820-28-0

Berchtold, Simone Maria: Vinomna – Rankweil. Eine etymologische Untersuchung der beiden Ortsnamen. – Rankweil: Marktgemeinde Rankweil, 2008. – 31 S.: Ill., Kt. – (Dokumente Rankweil; 7). Literaturverz. S. 29–31. ISBN 978-3-901469-21-3

Bichler, Albert: Damals auf dem Lande. Altes Dorfleben in Bayern. Mit Fotografien von Erika Groth-Schmachtenberger. – München: J. Berg-Verl., 2007. – 143 S.: zahlr. Ill.: Notenbeisp. Literaturverz. S. 142–143. ISBN 3-7658-4187-3

Bucur, Corneliu Ioan [Hrsg.]: L'académie des arts traditionnels de Roumanie. Sibiu: Editura »ASTRA Museum«, 2007. – 52 S.: Ill. ISBN 978-973-8993-17-4

Cooper, Alix: Inventing the indigenous. Local knowledge and natural history in early modern Europe. – 1. Aufl. – Cambridge [u.a.]: Cambridge Univ. Press, 2007. – XIII, 218 S.: Ill. Literaturverz. S. 187–212. ISBN 978-0-521-87087-0

Czeike, Felix u.a. [Hrsg.]: Geschichte der Wiener Apotheken. Stadtgeschichte im Spiegel eines Berufsstandes. – Innsbruck [u.a.]: Studien-Verl. [u.a.], 2008. – 213 S.: Ill. – (Forschungen und Beiträge zur Wiener Stadtgeschichte; 049). Literaturverz. S. 202–203. ISBN 978-3-7065-4622-5

Doering-Manteuffel, Sabine: Das Okkulte. Eine Erfolgsgeschichte im Schatten der Aufklärung. Von Gutenberg bis zum World Wide Web. – 1. Aufl. – München: Siedler, 2008. – 352 S.: Ill. Literaturangaben. ISBN 978-3-88680-888-5 – ISSN 1435-2664

Eigmüller, Michaela u. Bärbel Kleindorfer-Marx [Hrsg.]: Grete von Zaborsky (1908 – 1998) und ihre Töpferei im Zellertal. Publikation zur gleichnamigen Ausstellung. – Cham: Landkreis Cham, 2008. – 107 S.: zahlr. Ill. – (Schriftenreihe Kreismuseum Walderbach; 14). Literaturangaben. ISBN 978-3-931210-08-3

Elsensohn, Franz: Sagenhaftes Feldkirch. – Feldkirch: Rheticus-Gesellschaft, 2008. – 220 S.: zahlr. Ill. – (Schriftenreihe der Rheticus-Gesellschaft; 49). Literaturverz. S. 207–213. ISBN 978-3-902601-07-0

Engel, Walter [Hrsg.]: Kulturraum Banat. Deutsche Kultur in einer europäischen Vielvölkerregion. Ein interdisziplinäres Symposion in Temeswar/Timisoara vom 23.–25. September 2004. – 1. Aufl. – Essen: Klartext, 2007. – 396 S.: Ill. Literaturangaben. ISBN 978-3-89861-722-2

Erhart, Renate u. Gerd Kaminski: Paizhao. Das alte China in der Linse österreichischer Fotografen. Begleitband zur gleichnamigen Ausstellung im Österreichischen Museum für Volkskunde, vom 15. Dezember 2008 bis 1. März 2009. – Wien: ÖGCF, 2008. – 190 S.: überw. Ill. – (Berichte des Österreichischen Instituts für China- und Südostasienforschung; 54). ISBN 978-3-9502606-0-1

Ernst, Eugen: Weihnachten im Wandel der Zeiten. Ein Hausbuch für die Zeit vom 1. Advent bis zum Dreikönigstag. – Stuttgart: Theiss, 2007. – 224 S.: zahlr. Ill. Literaturverz. S. 221–222. ISBN 978-3-8062-2127-5

Fayet, Roger [Hrsg.]: Die Anatomie des Bösen. Ein Schnitt durch Körper, Moral und Geschichte. Die Publikation erscheint anlässlich der gleichnamigen Ausstellung im Museum zu Allerheiligen Schaffhausen vom 2. November 2008 bis 10. Mai 2009. – Baden: hier + jetzt, 2008. – 222 S.: zahlr. Ill. – (Interdisziplinäre Schriftenreihe des Museums zu Allerheiligen Schaffhausen; 3). Literaturangaben. ISBN 978-3-03919-093-5

Fedoruk, Oleksandr Kas'janovyc: Andrij Bokotej. Maestro chudožn'oho skla. – Kyïv: Lybid', 2008. – 319 S.: zahlr. Ill. Literaturverz. S. 285–309. ISBN 978-966-06-0523-7

Fejõs, Zoltán [Hrsg.]: Legendás lények, varázslatos vírágok – a közkedvelt reneszánsz. Kiállítás a Néprajzi Múzeumban 2008. november 14.–2009. szeptember 27. = Legendary beings, enchanting flowers – the renaissance we all know and love. – Budapest: Néprajzi Múzeum, 2008. – 287 S.: zahlr. Ill. Literaturverz. S. 268– 278. – Ausführliche Engl. Zsfassung. ISBN 978-963-9540-44-6

Fejõs, Zoltán u. Zsófia Frazon [Hrsg.]: Pillanatképek a mából. A kortárs kultúra múzeumi feldolgozása. Készült »Kortárs és múzeumi gyüjtemények. Kiállítási dominó 2006« – tapasztalatok és tanulságok cimü, 2007. május 10 – 11 -én Zalaegerszegen tartott konferencia elõadásai alapján. – Budapest: Néprajzi Múzeum, 2007. – 115 S.: Ill. – (Madok-füzetek; 5). Engl. Zsfassungen u. d. Titel: Stills of the Present Day. One Museum's Interpretation of Contemporary Culture. ISBN 978-963-9540-38-5 – ISSN 1589-4932

Fejős, Zoltán u.a. [Hrsg.]: Az egzotikum. Tanulmányok. – Budapest [u.a.]: Néprajzi Múzeum [u.a.], 2008. – 253 S.: Ill., graf. Darst. – (Tabula könyvek; 9). Literaturangaben. ISBN 978-963-9540-39-2 – ISSN 1586-7986

Fields, Jill: An intimate affair. Women, lingerie, and sexuality. – 1. Aufl. – Berkeley, Calif. [u.a.]: University of California Press, 2007. – XVI, 375 S.: Ill. Literaturangaben. ISBN 978-0-520-22369-1

Fischer, Kathrin: Das Wiccatum. Volkskundliche Nachforschungen zu heidnischen Hexen im deutschsprachigen Raum. – Würzburg: Ergon, 2007. – 289 S.: Ill., graf. Darst. – (Grenzüberschreitungen; 5). Literaturverz. S. [255]–267. – Zugl.: Freiburg i. Br., Univ., Diss, 2007 u.d.T.: Die Hexen der Postmoderne. ISBN 978-3-89913-589-3 – ISSN 1863-933X

Flaßpöhler, Svenja: Der Wille zur Lust. Pornographie und das moderne Subjekt. – Frankfurt / Main [u.a.]: Campus, 2007. – 259 S. Literaturverz. S. [252]–259. – Zugl.: Münster, Univ., Diss., 2006. ISBN 978-3-593-38331-6

Fopp, Simone: Trauung – Spannungsfelder und Segensräume. Empirisch-theologischer Entwurf eines Rituals im Übergang. – Stuttgart: Kohlhammer, 2007. – 461, [1] S.: Ill. – (Praktische Theologie heute; 88). Literaturverz. S. [419]–439. – Zugl.: Bern, Univ., Diss., 2006. ISBN 978-3-17-019944-6

Friedl, Inge: Familienleben in alter Zeit. Fünf Kinder und mehr. – Wien [u.a.]: Böhlau, 2007. – 155 S.: Ill. ISBN 978-3-205-77670-3

Frlan, Damodar [Hrsg.]: Iz krckih dota. Etnografski muzej u Zagrebu, 13. prosinca 2008. – 1. ožujka 2009. – 300 Ex. – Zagreb: Etnografski Muzej, 2008. – 59 S.: zahlr. Ill. Literaturangaben. – Engl. Zsfassung. ISBN 978-953-6273-39-3

Fuchs, Guido: Wochenende und Gottesdienst: zwischen kirchlicher Tradition und heutigem Zeiterleben. – Regensburg: Pustet, 2008. – 160 S. – (Liturgie und Alltag). Literaturverz. S. 155–158. ISBN 978-3-7917-2149-1

Fugger, Dominik: Das Königreich am Dreikönigstag. Eine historisch-empirische Ritualstudie. – Paderborn [u.a.]: Schöningh, 2007. – 248, [28] S.: Ill. Quellen- u. Literaturverzeichnis S. [235]–244. – Zugl.: Mainz, Univ., Diss., 2006. ISBN 978-3-506-76404-1

Fuhr, Michael [Red.]: Ernestine Rotter-Peters (1899-1984). Katalog zur Ausstellung »Ernestine Rotter-Peters. Éva Nagy. Zwei Wiener Künstlerinnen des 20. Jahrhunderts«, 29.02.2008 – 27.04.2008. – Wien: Leopold Museum, [2008]. – 47 S.: überw. Ill. Literaturangaben

Gebhard, Gunther u.a. [Hrsg.]: Heimat. Konturen und Konjunkturen eines umstrittenen Konzepts. – Bielefeld: Transcript, 2007. – 198 S. – (Kultur- und Medientheorie). Literaturangaben. ISBN 978-3-89942-711-0

Gisberti, Domenico: Reise der durchlauchtigsten kurfürstlichen Familie von Bayern nach Salzburg anno 1670. Übersetzt, kommentiert und mit einer Einführung versehen von Irene Schrattenecker. – Salzburg: Salzburg Museum, 2008. – 126 S.: Ill., Kt. – (Schriftenreihe des Salzburg-Museum; 18). Literaturverz. S. 100–101. – Text dt. u. ital. – Einheitssacht.: Il viaggio dell'AA. SS. EE. di Baviera a Salzburgo in giornate diviso, e all'Altezza real di Savoia in lettere di Ragvaglio descritto <dt.>. – ISBN 978-3-900088-23-1

Glaser, Silvia: Historische Kunststoffe im Germanischen Nationalmuseum. – Nürnberg: Verl. des Germanischen Nationalmuseums, 2008. – 32 S.: zahlr Ill. Literaturverz. S. 32. ISBN 978-3-936688-37-5

Gotthard, Axel: In der Ferne. Die Wahrnehmung des Raums in der Vormoderne. – Frankfurt / Main [u.a.]: Campus, 2007. – 245 S. Quellen- u. Literaturverzeichnis S. [218] – 245. ISBN 978-3-593-38493-1

Gráfik, Imre: Céhemlékek = Guild relics. – Budapest: Néprajzi Múzeum, 2008. – 263 S.: zahlr. Ill., Kt. – (Catalogi Musei Ethnographieae; 12) (Néprajzi Múzeum tárgykatalógusai; 12). Literaturverz. S. 258–263. – Text ungar. u. engl. ISBN 978-963-9540-36-1 – ISSN 1218-2532

Greger, Michael J.: Brauch und Jahr. Neue und überlieferte Bräuche im Bezirk Liezen. – Trautenfels: Verein Schloss Trautenfels, 2008. – 264 S.: zahlr. Ill., Kt. + CD-Rom – (Schriftenreihe des Landschaftsmuseums im Schloss Trautenfels ...; 008). Literaturverz. S. 260–264. ISBN 3-900493-61-5

Grieshofer, Franz und Nora Witzmann: Weihnachtskrippen. Spiegelbilder vergangener Lebenswelten. Katalog zur gleichnamigen Ausstellung im Österreichischen Museum für Volkskunde, 30. November 2008 bis 1. Februar 2009. – Wien: Österreichisches Museum für Volkskunde, 2008. – 108 S.: zahlr. Ill. – (Kataloge des Österreichischen Museums für Volkskunde; 90). Literaturverz. S. 108. ISBN 978-3-902381-14-9

Grieshofer, Werner u.a.: Wunderwelt – Kinderwelt im Bezirksmuseum Alsergrund. Sonderausstellung: 60 Jahre Zeitschrift »Wunderwelt« vom Oktober 2008 bis Februar 2009. – Wien: Bezirksmuseum Alsergrund, 2008. – 62 S.: zahlr. Ill.

Griesser-Stermscheg, Martina und Gabriela Krist [Hrsg.]: Metallkonservierung, Metallrestaurierung. Geschichte, Methode, Praxis. Sammelband anlässlich der Fachtagung »Metallrestaurierung – Metallkonservierung« der Universität für Angewandte Kunst Wien 2007. – Wien [u.a.]: Böhlau, 2009. – 368 S.: zahlr. Ill.: graf. Darst. – (Konservierungswissenschaft, Restaurierung, Technologie; 4). Literaturangaben. ISBN 978-3-205-78196-7

Gulyás, Katalin [Hrsg.]: Kézmüvesség határok nélkül. Tü, cérna, olló. A szövés-varrás mesterei Jász-Nagykun-Szolnok megyében. Idõszaki kiállítás a Damjanich János Múzeumban 2007. március 29 – május 30. – Szolnok: Jász-Nagykun-Szolnok Megyei Múzeumok Igazgatósága, 2007. – 61 S.: zahlr. Ill. ISBN 978-963-9273-39-9

Haas, Heribert u. Bärbel Kerkhoff-Hader [Hrsg.]: Kleindenkmalforschung. Bewahren, forschen, dokumentieren, vermitteln. 16. Internationale Tagung für Kleindenkmalforschung vom 10. – 13. Juni 2004 an der Schule für Dorf- und Flurentwicklung im Klosterlangheim e.V. Tagungsband. – Bamberg: 2007. – 147 S.: zahlr. Ill., graf. Darst., Kt. – (Langheimer Schriften; 2). Literaturangaben

Haiden, René Alfons [Hrsg.]: Die Z – eine Wiener Erfolgsgeschichte. Von der Zentralsparkasse der Gemeinde Wien zur Bank Austria 1907 bis 1991. – Innsbruck [u.a.]: Studien-Verl. [u.a.], 2007. – 240 S.: Ill. – (Forschungen und Beiträge zur Wiener Stadtgeschichte; 48). Literaturverz. S. 227–231. ISBN 978-3-7065-4515-0

Halbrainer, Heimo, Elke Murlasits u. Sigrid Schönfelder: Kein Kernkraftwerk in Zwentendorf! 30 Jahre danach. Unter Mitarbeit von Maria Froihofer u.a. – Weitra: Publ. P No 1, Bibliothek der Provinz, [2008]. – 326 S.: zahlr. Ill. Literaturangaben. ISBN 978-3-85252-930-1

Hanf, Walter: Dörfliche Heiler. Gesundbeten und Laienmedizin in der Eiffel. – Köln: Greven-Verl., 2007. – 220 S. Literaturverz. S. 211 – 213. ISBN 978-3-7743-0386-7

Hasse, Jürgen: Übersehene Räume: zur Kulturgeschichte und Heterotopologie des Parkhauses. – Bielefeld: Transcript, 2007. – 216 S.: zahlr. Ill., graf. Darst. – (Kultur- und Medientheorie). Literaturverz. S. 207–215. ISBN 978-3-89942-775-2

Haupt, Herbert: Das Hof- und hofbefreite Handwerk im barocken Wien 1620 bis 1770: ein Handbuch. – Innsbruck [u.a.]: Studien-Verl. [u.a.], 2007. – 992 S.: Ill. – (Forschungen und Beiträge zur Wiener Stadtgeschichte; 46). Literaturverz. S. 977–983. ISBN 978-3-7065-4342-2

Heidbrink, Ludger u. Harald Welzer[Hrsg.]: Das Ende der Bescheidenheit. Zur Verbesserung der Geistes- und Kulturwissenschaften. – Orig.-Ausg. – München: Beck, 2007. – 190 S. – (Beck'sche Reihe; 1747). ISBN 978-3-406-55954-9

Helms, Dietrich u. Thomas Phleps [Hrsg.]: Sound and the city. Populäre Musik im urbanen Kontext. – Bielefeld: Transcript, 2007. – 163 S.: Ill., Notenbeisp. – (Beiträge zur Popularmusikforschung; 35). Literaturangaben. – Beitr. teilw. dt., teilw. engl. ISBN 978-3-89942-796-7

Hemetek, Ursula u. Hande Sağlam [Hrsg.]: Music from Turkey in the Diaspora. Proceedings of the international symposium held in Vienna in November 2007, organized by the UNESCO Working Group Vienna and the Institute of Folk Music Research at the University of Music and Performing Arts Vienna. – Wien: Institut für Volksmusikforschung u. Ethnomusikologie, 2008. – 200 S.: Ill., graf. Darst., Notenbeisp. + 1 Audio-CD – (klanglese; 005). Literaturangaben. – Zsfassungen i. dt. ISBN 978-3-902153-04-3

Heppner, Harald [Hrsg.]: Reisen und Geschichte verstehen. Leitfaden für eine neue Weltsicht. – Wien: Braumüller, 2007. – VI, 128 S.: Ill. ISBN 978-3-7003-1600-8

Hoffrath, Christiane: Bücherspuren. Das Schicksal von Elise und Helene Richter und ihrer Bibliothek im »Dritten Reich«. – Köln [u.a.]: Böhlau, 2009. – 224, [8] S.: Ill. – (Schriften der Universitäts- und Stadtbibliothek Köln; 19). Literaturverz. S. 215 – 221. ISBN 978-3-412-20284

Hutter, Ernestine: Blütenzier. Die Geschichte der Salzburger Firma Kunstblumen Königswieser 1919 – 2006. – Salzburg: Salzburg Museum, 2008. – 43 S.: zahlr. Ill. Literaturverz. S. 43. ISBN 978-3-900088-24-8

Jeans, Peter D.: Seafaring lore & legend. A miscellany of maritime myth, superstition, fable, and fact. – New York [u.a.]: McGraw-Hill, 2007. – XIII, 370 S.: zahlr. Ill. Literaturverz. S. 350–361. ISBN 978-0-07-148656-9

Johler, Reinhard, Ansgar Thiel, Josef Schmid u. Rainer Treptow [Hrsg.]: Europa und seine Fremden. Die Gestaltung kultureller Vielfalt als Herausforderung. – Bielefeld: Transcript, 2007. – 217 S. – (Kultur und soziale Praxis). Literaturangaben. ISBN 978-3-89942-368-6

Karm, Svetlana u.a.: Auasi. Eesti etnoloogide jälgedes ... (80 aastat hõimurahvaste osakonna avamisest Raadil) = A matter of honour. In the footsteps of Estonian ethnologists ... (80th anniversary of the opening of the Finno-Ugric department at the Estonian National Museum) = Delo česti – Tartu: Eesti Rahva Muuseum, 2008. – 71 S.: zahlr. Ill. Literaturangaben. – Text i. estn., engl. u. russ. ISBN 978-9949-417-43-8

Kastner, Jens und David Mayer [Hrsg.]: Weltwende 1968. Ein Jahr aus globalgeschichtlicher Perspektive. – Wien: Mandelbaum, 2008. – 207 S. – (Globalgeschichte und Entwicklungspolitik; 7). Literaturangaben. ISBN 978-3-85476-257-7

Kazeem, Belinda, Charlotte Martinz-Turek und Nora Sternfeld [Hrsg.]: Unbehagen im Museum. Postkoloniale Museologien. – 1. Aufl. – Wien: Turia & Kant, 2009. – 235 S. – (Ausstellungstheorie & Praxis; 3). Literaturangaben. ISBN 978-3-85132-548-5

Keller, Peter u. Johannes Neuhardt [Hrsg.]: Edelsteine, Himmelsschnüre. Rosenkränze & Gebetsketten. Katalog zur 33. Sonderschau des Dommuseums zu Salzburg, 9. Mai bis 26. Oktober 2008. – 1. Aufl. – Salzburg: Dommuseum, 2008. – 343 S.: zahlr. Ill. – (Sonderschau des Dommuseums zu Salzburg; 33) (Katalog des Bestandes der Edith-Haberland-Wagner-Stiftung im Dommuseum zu Salzburg; 1). Literaturverz. S. 338–342. – Literaturangaben. ISBN 978-3-901162-19-0

Knittler, Herbert: Bauen in der Kleinstadt II. Die Rechnungen über den Bau von Brau- und Schenkhaus (1577-80) sowie Zeughaus (1588-90) in Weitra. Mit einem Anhang über Weitraer Kommunalrechnungen 1485/89 bis 1524. – Krems: Medium Aevum

Quotidianum, 2008. – 184 S. – (Medium Aevum Quotidianum: Sonderband; 021). Literaturverz. S. 183–184. ISBN 978-3-901094-24-7

Krasny, Elke: Stadt und Frauen. Eine andere Topographie von Wien. Dieses Buch erscheint anlässlich der Ausstellung »Frauen und Stadt – eine andere Topographie von Wien«, 24.10.2008 bis 26.06.2009 in der Wienbibliothek im Rathaus. – Wien: Metroverlag, 2008. – 224 S.: zahlr. Ill. Literaturverz. S. 216 – 219. ISBN 978-3-902517-78-4

Kreis, Georg [Hrsg.]: Nachbarn in Europa. Länderbeziehungen im Laufe der Zeit. – Basel: Schwabe, 2008. – 126 S.: Ill., Kt. Literaturangaben. ISBN 978-3-7965-2440-0

Kühne, Hartmut, Lothar Lambacher u. Konrad Vanja [Hrsg.]: Das Zeichen am Hut im Mittelalter. Europäische Reisemarkierungen. Symposion in memoriam Kurt Köster (1912 – 1986) und Katalog der Pilgerzeichen im Kunstgewerbemuseum und im Museum für Byzantinische Kunst der Staatlichen Museen zu Berlin vom 24.-25.11.2006. – Frankfurt a. Main [u.a.]: Lang [u.a.], 2008. – 404 S.: zahlr. Ill., Kt. – (Schriftenreihe Museum Europäischer Kulturen; 5) (Europäische Wallfahrtsstudien; 4). Literaturangaben. – Text teilw. dt., teilw. engl. – Bibliogr. Kurt Köster S. 385 – 389. ISBN 978-3-88609-612-1 978-3-631-57408-9

Kulturreferat der Stadt Imst: Die Ursulinenkrippe in Imst. – Imst: Museum im Ballhaus, [2008]. – [36] S.: überw. Ill.

Lange, Justus: Die Wilkes. Eine Künstlerfamilie der Moderne aus Braunschweig. Städtisches Museum Braunschweig 14.11.2008 – 15.2.2009. – Braunschweig: Städtisches Museum, 2008. – 55 S.: zahlr. Ill. – (Arbeitsberichte / Veröffentlichungen aus dem Städtischen Museum; 073). Literaturangaben. ISBN 978-3-937664-91-0, ISSN 0934-6147

Laukötter, Anja: Von der »Kultur« zur »Rasse« – vom Objekt zum Körper? Völkerkundemuseen und ihre Wissenschaften zu Beginn des 20. Jahrhunderts. – Bielefeld: Transcript, 2007. – 385 S.: Ill., graf. Darst. – (Science Studies). Quellen- u. Literaturverzeichnis S. 327–381. – Zugl.: Berlin, Humboldt-Univ., Diss., 2006. ISBN 978-3-89942-792-9

Le Goff, Jacques: Wucherzins und Höllenqualen. Ökonomie und Religion im Mittelalter. – 2., völlig überarb. u. erw. Aufl. – Stuttgart: Klett-Cotta, 2008. – 205 S. Literaturverz. S. 200–205. – Einheitssacht.: La bourse et la vie <dt.>. ISBN 978-3-608-94468-6

Letcher, Andy: Shroom. A cultural history of the magic mushroom. – 1. Aufl. (USA). – New York: Ecco, 2007. – XIV, 360 S.: Ill. Literaturverz. S. 325–348. ISBN 978-0-06-082828-5

Macho, Thomas u. Kristin Marek[Hrsg.]: Die neue Sichtbarkeit des Todes. München: Fink, 2007. – 607 S.: zahlr. Ill. Literaturangaben. ISBN 978-3-7705-4414-1

Martinz-Turek, Charlotte u. Monika Sommer-Sieghart [Hrsg.]: Storyline. Narrationen im Museum. – Wien: Turia & Kant, 2009. – 252 S.: Ill. – (Ausstellungstheorie & Praxis; 2). Literaturangaben. ISBN 978-3-85132-547-8

Marx, Erich u. Peter Laub [Hrsg.]: Stadt Salzburg. Ansichten aus fünf Jahrhunderten. – Salzburg: Salzburg Museum, 2008. – 419 S.: überw. Ill. – (Jahresschrift des Salzburg Museums; 051). Literaturangaben. ISBN 978-3-900088-26-2

Mathez, Philippe u.a. [Hrsg.]: A másik. Útmutató a kiállításhoz. Néprajzi Múzeum, 2008. szeptember 26. – 2009. április 6. – Budapest: Nemzeti Tankönyvkiadó, 2008. – 73 S.: zahlr. Ill. Literaturverz. S. 72–73. ISBN 978-963-9540-43-9

Mayer, Norbert: Seanno. – Feldkirch [u.a.]: Neugebauer, 2008. – 109 S. + 1 Audio-CD – (Neue Texte) (Jahresgabe des Franz-Michael-Felder-Vereins; 2008). ISBN 978-85376-238-7

Mayer, Ulf: Weihnachtskrippen. – Graz: Eigenverlag, 2008. – 133 S.: überw. Ill. ISBN 978-3-200-01365-0

Mohrmann, Ruth-E., Britta Spies u. Lutz Volmer [Hrsg.]: »Mein 18. November«. Menschen schreiben Alltagsgeschichte(n). Das Projekt »Mein 18. November« wurde durchgeführt von der Volkskundlichen Kommission für Westfalen und dem Seminar für Volkskunde/Europäische Ethnologie der Universität Münster. – Münster [u.a.]: Waxmann, 2006. – 297 S.: Ill. – (Rückblick; 4). ISBN 978-3-8309-1800-4 – ISSN 1435-2664

Mühleisen, Hans-Otto, Hans Pörnbacher u. Karl Pörnbacher [Hrsg.]: Der heilige Josef. Theologie, Kunst, Volksfrömmigkeit. – 1. Auflage. – Lindenberg i. Allgäu: Fink, 2008. – 255 S.: zahlr. Ill. Literaturangaben. ISBN 978-3-89870-285-0

Müller, Paul Alfred: Atlantis steigt auf. Paul Alfred Müller. Science Fiction aus Murnau. Eine Sonderausstellung im Schloßmuseum Murnau, 5. Dezember 2008 bis 1. März 2009. Die Ausstellung und der Katalog entstanden in Kooperation mit dem Institut für Populäre Kulturen der Universiät Zürich und dem SSI-Verlag, Zürich. Bearbeitet von Brigitte Salmen. Mit Beiträgen von Ingrid Tomkowiak u.a. – Murnau: Schloßmuseum Murnau, [2008]. – 79 S.: zahlr. Ill. Literaturangaben. ISBN 978-3-932276-30-9

Museum Innviertler Volkskundehaus [Hrsg.]: Der Bundschuh. Schriftenreihe des Museums Innviertler Volkskundehaus. Ried im Innkreis: Moserbauer Druck & Verlag, 2008. – 180 S.: zahlr. Ill. Literaturangaben. ISBN 978-3-902121-95-0 (Aus dem Inhalt: *Irene und Christian Keller,* Die Ziegelroith. Das Rätsel um die geheimnisvollen Ziegelbrocken im Wald zwischen Geboltskirchen und Altenhof am Hausruck. 3-8; *Willibald Ernst,* Innviertler Spuren im sogenannten Stubenberger Gesängerbuch. 27-43; *Matthias Huber,* Das Schardenberger Waldschloss als »Ausländer-Pflegestätte» des Dritten Reiches. 79-86; *Karl Pointecker,* Die »Erste Innviertler Trachtenkapelle Solinger». Eine Musikkapelle mit einzigartiger Tradition. 95-102; *August Gründinger,* Das Bauernhaus im Sauwald vom 16. bis zum 20. Jahrhundert. 108-113; *Irmgard Maier,* Der Mühl- und Mehlsackdrucker. 114; *Roger Michael Allmannsberger,* A Gschnäizat und Brausat. Inn- und Hausruckviertel als Durchzugsgebiet der Wilden Jagd. 115-124; *Otto Frauscher,* Wilderei in einer Schärdinger Landgemeinde. 125-128; *Michael Hohla,* Mausloatan und Josefibleame. Volkstümliche Pflanzennamen des Innviertels. 132–148; *Register* zu den Bänden 1-10. 168-180)

Muttenthaler, Roswitha u.a. [Hrsg.]: Geschmacksache. Was Essen zum Genuss macht. Eine Ausstellung des Technischen Museums Wien, 22. Oktober 2008 bis 21. Juni 2009. – 1. Aufl. – Wien: Technisches Museum, 2008. – 199 S.: überw. Ill. Literaturangaben. ISBN 978-3-902183-16-3

Natter, Tobias [Hrsg.]: Ansichten. Frühe Fotografie aus Vorarlberg. Diese Publikation erscheint anlässlich der gleichnamigen Ausstellung im Vorarlberger Landesmuseum, Bregenz vom 26. Januar bis 1. Juni 2008. – Bregenz: Vorarlberger Landesmuseum, 2008. – 187 S.: überw. Ill. Literaturangaben. ISBN 978-3-901802-29-0

Natter, Tobias [Hrsg.]: Schappele, Chränsle & Co. 96 traditionelle Kopfbedeckungen der Sammlung Kinz. Diese Publikation erscheint anlässlich der gleichnamigen Ausstellung im Vorarlberger Landesmuseum, Bregenz vom 8. März bis 1. Juni 2008. – Bregenz: Vorarlberger Landesmuseum, 2008. – 91 S.: zahlr. Ill. Literaturangaben. ISBN 978-3-902612-46-5

Natter, Tobias G. [Hrsg.]: »Kanton Übrig«. Als Vorarlberg zur Schweiz gehören wollte. Diese Publikation erscheint anlässlich der gleichnamigen Ausstellung im Vorarlberger Landesmuseum, Bregenz vom 25. Oktober 2008 bis 25. Januar 2009. – Bregenz: Vorarlberger Landesmuseum, 2008. – 130 S.: zahlr. Ill. Kt. Literaturverz. S. 125–129. ISBN 3-901802-32-0

Natter, Tobias G. [Hrsg.]: Gold. Schatzkunst zwischen Bodensee und Chur. Diese Publikation erscheint anlässlich der gleichnamigen Ausstellung im Vorarlberger Landesmuse-

um, Bregenz und in der Johanniterkirche, Feldkirch vom 21. Juni bis 5. Oktober 2008. – Ostfildern [u.a.]: Cantz [u.a.], 2008. – 285 S.: überw. Ill. Literaturverz. S. 280–281. – Literaturangaben. ISBN 978-3-7757-2213-1

Nikocevic, Lidija: Iz »etnološkog mraka«. Austrijski etnografski tekstovi o Istri s kraja 19. i pocetka 20. stoljeca. – Pula: Zavicajna naklada »Žakan Juri«, 2008. – 317 S.: zahlr. Ill., Kt. – (Identiteti: Istra u transformaciji). Literaturverz. S. 245–252. – Zsfassungen i. dt., ital. u. engl. – Dt. Zsfassung u.d.Titel: Aus »ethnologischer Dunkelheit«. Österreichs Beiträge vom Ende des 19. und Beginn des 20. Jahrhunderts zur Ethnografie Istriens. ISBN 978-953-6487-40-0

Novák, László Ferenc [Hrsg.]: Tradicionális kereskedelem és migráció az Alföldön. – Nagykõrös [u.a.]: A Pest megyei Múzeumok Igazgatósága, 2008. – 688 S.: Ill., graf. Darst., Kt. – (Acta musei de János Arany nominati; 11). Literaturangaben. – Teilw. m. dt. Zsfassungen. ISBN 978-963-7134-37-1 – ISSN 0209-7184

Ostendorf, Thomas: Das Licht der Welt. Katalog der 68. Telgter Krippenausstellung vom 16. November 2008 bis zum 31. Januar 2009 im Museum Heimathaus Münsterland und Krippenmuseum mit dem besonderen Thema »Das Licht der Welt« (229. Sonderausstellung des Museum Heimathaus Münsterland. – Telgte: Museum Heimathaus Münsterland und Krippenmuseum, 2008. – 119 S.: zahlr. Ill. ISBN 978-3-927072-27-5

Pangerl, Irmgard, Martin Scheutz u. Thomas Winkelbauer [Hrsg.]: Der Wiener Hof im Spiegel der Zeremonialprotokolle (1652–1800). Eine Annäherung. – Innsbruck [u.a.]: Studien-Verl. [u.a.], 2007. – 672 S.: Ill. – (Forschungen und Beiträge zur Wiener Stadtgeschichte; 47) (Forschungen zur Landeskunde von Niederösterreich; 31). Literaturverz. S. 940–664. ISBN 978-3-7065-4471-9

Petschek-Sommer, Birgitta [Hrsg.]: Kloss, Knödel, Knedlik. Geschichte(n) zum Anbeissen. Ein schmackhaftes Lesebuch über ein rundes Leibgericht zur gleichnamigen Sonderausstellung im Stadtmuseum Deggendorf 1.5.–21.10.2007, im Haus der Fränkischen Geschichte 2008 und im Kreismuseum Cheb/Eger, Tschechien 2009. – Deggendorf: Museen der Stadt Deggendorf, 2007. – 156 S.: zahlr. Ill. – (Deggendorf – Archäologie und Stadtgeschichte; 14) (Kataloge der Museen der Stadt Deggendorf; 25). Literaturangaben. ISBN 3-929363-25-9

Petschek-Sommer, Birgitta [Hrsg.]: Körbe aus Winzer. Die Korbwarenfabrik Mosler. Begleitheft zur gleichnamigen Sonderausstellung im Handwerksmuseum Deggendorf 27.3.–26.8.2007. – Deggendorf: Museen der Stadt Deggendorf, 2007. – 72 S.: zahlr. Ill. – (Deggendorf – Archäologie und Stadtgeschichte; 13) (Kataloge der Museen der Stadt Deggendorf; 24). Literaturangaben. ISBN 3-929363-24-1

Piller, Gudrun: Private Körper. Spuren des Leibes in Selbstzeugnissen des 18. Jahrhunderts. – Wien [u.a.]: Böhlau, 2007. – IX, 354 S. – (Selbstzeugnisse der Neuzeit; 17). Quellen- u. Literaturverz. S. [285]–349. ISBN 978-3-412-05806-7

Poelt, Julia: Die Grazer Stadtrandsiedlungen der Randsiedlungsaktionen 1932–1937. – Graz: Grazer Univ.-Verl. [u.a.], 2008. – 335 S.: zahlr. Ill., graf. Darst., Kt. – (Reihe Habilitationen, Dissertationen und Diplomarbeiten / hrsg. von der Karl-Franzens-Universität Graz; 15). Literaturverz. S. [223]–240. – Teilw. zugl.: Graz, Univ., Diplomarbeit, 2002. ISBN 978-3-7011-0087-3

Prickler, Harald: Zur Frühgeschichte der Neufelder Industrie. – Eisenstadt: Amt d. Burgenl. Landesreg., Abt. 7, 2008. – 95 S.: Ill., Kt. – (Burgenländische Forschungen; 097). Literaturangaben

Pulz, Waltraud: Nüchternes Kalkül – verzehrende Leidenschaft. Nahrungsabstinenz im 16. Jahrhundert. – Köln [u.a.]: Böhlau, 2007. – X, 245, [24] S.: Ill. – (Beihefte zum Archiv für Kulturgeschichte; 64). Quellen- und Literaturverz. S. [193]–233. – Zugl.: Jena, Univ., Habil.-Schr., 2004. ISBN 978-3-412-18406-3

Radojičić, Dragana [Hrsg.]: Kulturne paralele = Svakodnevna kultura u postsocijalističkom periodu = Cultural parallels. – Beograd: Etnografski institut SANU, 2008. – 259 S.: graf. Darst. – (Zbornik/Srpska akademija nauka i umetnosti, Etnografski institut; 25). Literaturangaben. – Zsfassungen in Engl. ISBN 978-86-7587-047-0

Radojičić, Dragana [Hrsg.]: Slike kulture nekad i sad = Images of culture, then and now. – Beograd: Etnografski institut SANU, 2008. – 288 S.: Ill., graf. Darst. – (Zbornik/Srpska akademija nauka i umetnosti, Etnografski institut; 24). Literaturangaben. – Zsfassungen in Engl. ISBN 978-86-7587-045-6

Reber, Burkhard: »O! Freundschaft, du machst mich fast betrunken!« Tagebuch eines Bauernburschen aus dem Aargau 1867–1868. Hrsg. von Paul Hugger. – Zürich: Limmat, 2008. – 199 S.: Ill., Kt. – (volkskundliche Taschenbuch; 49). ISBN 978-3-85791-599-6 – ISSN 1660-7295

Reith, Reinhold [Hrsg.]: Das alte Handwerk. Von Bader bis Zinngießer. – Orig.-Ausg., 1., durchges. Aufl. dieser Ausg. – München: Beck, 2008. – 288: Ill. – (Beck'sche Reihe; 1841). Literaturverz. S. 273–[281]. – Frühere Ausg. u.d.T.: Lexikon des alten Handwerks. ISBN 978-3-406-56823-7

Rest, Elisabeth u. Heinz Kaiser [Red.]: Werte, Wandel und das Glück. Dieser Band enthält Vorträge der »27. Goldegger Dialoge«, die vom 21. bis 24. Mai 2008 im Schloss Goldegg vom Kulturverein Schloss Goldegg, der Ärztekammer für Salzburg, dem ORF-Landesstudio Salzburg und der Gemeinde Goldegg veranstaltet wurden; Tagungsband. – 1. Aufl. – Goldegg: Kulturverein Schloss Goldegg, Eigenverlag, 2008. – 158 S.: Ill. – (Goldegger Dialoge; 27: Gesundheit ist lernbar). ISBN 978-3-901152-27-6

Rössl, Joachim [Hrsg.]: Klangdenkmale. Glocken und Orgeln. – St. Pölten: Amt der NÖ Landesregierung, Abtlg. Kultur und Wissenschaft, 2008. – 64 S.: zahlr. Ill. + 1 Audio-CD – (Denkmalpflege in Niederösterreich; 40) (Mitteilungen aus Niederösterreich; 9/2008)

Roth, Hansjörg: Barthel und sein Most. Rotwelsch für Anfänger. – Frauenfeld [u.a.]: Huber, 2007. – 148 S.: Ill., Kt. Literaturverz. S. 122–126. ISBN 978-3-7193-1462-0

Schempf, Herbert: Paul Trogers Bildtafeln für das Salzburger Rathaus im europäischen Kontext. IN: Signa Juris. – 1(2008). – S. 63–76: Ill. Literaturangaben

Schempf, Herbert: Volksrecht – Rechtliche Volkskunde – Rechtsethnologie. IN: Signa Juris. – 1(2008). – S. 175–176. Literaturangaben

Schlumbohm, Jürgen: Soziale Praxis des Kredits. 16. – 20. Jahrhundert. – Hannover: Hahn, 2007. – 200 S.: Ill., graf. Darst. – (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen; 238). Literaturangaben. ISBN 978-3-7752-6038-1

Schondelmayer, Sanna: Stereotypisierung am Arbeitsplatz. Zur Handlungsrelevanz von Selbst- und Fremdbildern in der deutsch-polnischen Interaktion. – Münster [u.a.]: Waxmann, 2008. – 301 S. – (Münchener Beiträge zur Interkulturellen Kommunikation; 21). Literaturverz. S. [269] – 291. – Zugl.: Frankfurt/Oder, Europa-Univ. Viadrina, Diss., 2007 u.d.T.: Schondelmayer, Sanna: Variationen und Handlungsrelevanz kultureller Selbst- und Fremdbilder in der betrieblichen Interaktion zwischen Deutschen und Polen. ISBN 978-3-8309-1978-0 – ISSN 1430-8770

Segl, Maria-Luise [Hrsg.]: Wald, Baum, Holz. Aspekte von Kultur und Natur im Landkreis Cham. Dokumentation zum Festival »Faszination Wald – Baum – Holz« im Rahmen des Projektes »Kulturtourismus« 2004–2007. – Cham: Landkreis Cham, 2007. – 87 S.: zahlr. Ill. – (Schriftenreihe Kreismuseum Walderbach; 13). Literaturangaben. ISBN 978-3-931210-07-6

Segl, Maria-Luise, Bärbel Kleindorfer-Marx u. Günther Bauernfeind: Museen im Landkreis Cham. – Cham: Volkshochschule im Landkreis Cham, 2007. – 56 S.: zahlr. Ill., Kt.

Seifert, Manfred, Irene Götz u. Birgit Huber [Hrsg.]: Flexible Biografien? Horizonte und Brüche im Arbeitsleben der Gegenwart / Seifert, Manfred ... [Hrsg.]. – Frankfurt [u.a.]: Campus-Verl., 2007. – 241 S. Literaturangaben. ISBN 978-3-593-38486-3

Smerdel, Inja: Orala. Zbirka Slovenskega etnografskega muzeja = Ploughing implements: the collection of the slovene Ethnographic Museum. – Ljubljana: Slovenski etnografski muzej, 2008. – 234 S.: zahlr. Ill. – (Knjiznica Slovenskega etnografskega muzeja = Slovene Ethnographic Museum Library; 10). Literaturverz. S. 69–71. – Text i. slow. u. engl. ISBN 978-961-6388-14-6 – ISSN 1408-290X

Sowa, Johannes: Die Wiener Höhenstraße. – Erfurt: Sutton-Verl., 2008. – 95 S.: überw. Ill. Literaturverz. S. [6]. ISBN 978-3-86680-291-9

Spiegl, Leonhard: Kult und Glaube unserer Heimat Trieben und Umgebung im Wandel der Zeit. – Trieben: Eigenverlag, 2007. – 240 S.: zahlr. Ill. Literaturverz. S. 226

Stiewe, Heinrich: Fachwerkhäuser in Deutschland. Konstruktion, Gestalt und Nutzung vom Mittelalter bis heute. – Darmstadt: WBG, 2007. – 160 S.: zahlr. Ill. Literaturverz. S. 144–152. ISBN 978-3-534-18443-9

Storch, Ursula [Hrsg.]: Zauber der Ferne. Imaginäre Reisen im 19. Jahhundert. 352. Ausstellung des Wien Museums Karlsplatz, 4. Dezember 2008 – 29. März 2009. Wien Museum. – Weitra: Bibliothek der Provinz, [2008]. – 255 S.: überw. Ill. Literaturangaben. ISBN 978-3-85252-976-9

Szilágyi, István: Die mittelalterliche Kalvarie von Schemnitz und ihre Darstelllungen. Übersetzt von Imre Krisch. – Budapest: METEM, 2007. – 76 S.: zahlr. Ill. Literaturverz. S. 35–36. ISBN 978-963-9662-19-3

Tantner, Anton: Die Hausnummer. Eine Geschichte von Ordnung und Unordnung. – Marburg: Jonas, 2007. – 80 S.: zahlr. Ill. Literaturverz. S. 80. ISBN 978-3-89445-384-8

Tiedemann, Nicole: Haar-Kunst. Zur Geschichte und Bedeutung eines menschlichen Schmuckstücks. – Köln [u.a.]: Böhlau, 2007. – 367 S.: Ill. Literaturverz. S. 324–359. – Zugl.: Bremen, Univ., Diss., 2005. ISBN 978-3-412-05906-4

Tsypylma, Darieva u. Wolfgang Kaschuba [Hrsg.]: Representations on the margins of Europe. Politics and identities in the Baltic and South Caucasian States. – Frankfurt a. Main [u.a.]: Campus, 2007. – 354 S.: Ill., Kt. – (Eigene und fremde Welten; 3). Literaturangaben. ISBN 978-3-593-38241-8

Verein Dokumentation Lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen: Ledige Mütter erzählen. Von Liebe, Krieg, Armut und anderen Umständen. – Wien [u.a.]: Böhlau, 2008. – 302, [16] S.: Ill. – (Damit es nicht verloren geht ...; 059). ISBN 978-3-205-77989-6

Vietta, Silvio: Europäische Kulturgeschichte: eine Einführung. – Erw. Studienausg. – Paderborn: Fink, 2007. – 536 S.: graf. Darst. – (UTB; 8346). Literaturverz. S. [489]–522. ISBN 978-3-7705-4483-7

Weber, Wolfgang: Von Silbertal nach Sobibor. Über Josef Vallaster und den Nationalsozialismus im Montafon. – Feldkirch: Rheticus-Gesellschaft, 2008. – 84 S.: Ill., graf. Darst. – (Schriftenreihe der Rheticus-Gesellschaft; 48). Literaturverz. S. 67–68. ISBN 978-3-902601-07-021

Wendler, Joachim: Rituale des Abschieds. Eine Studie über das staatliche Begräbniszeremoniell in Deutschland. – Stuttgart: Ibidem-Verl., 2007. – 327 S. Literaturverz. S. 305–325. – Zugl.: München, Univ., Diss., 2006. ISBN 978-3-89821-725-5

Hermann Hummer

Internationale Zeitschriftenschau

Augsburger Volkskundliche Nachrichten. 14. Jahrgang, 2008, Heft 2. *Emilia Gerstel:* Die Heavy-Metal-Szene in Augsburg und Triest. Vielfältigkeit und Entwicklungslinien einer Subkultur. 4–29; *Simon Goebel:* Klassiker der Kulturanthropologie im 20. Jahrhundert. Essays eines Hauptseminars. 30–52; *Susanne Wendt:* Die Kulturgeschichte des Kaffees. Vom Lieblingsgetränk der Deutschen. 53–69; Berichte über Ausstellungen, Studienfahrten und Seminaren der Univ. Augsburg sowie div. Buchbesprechungen schließen den Band ab. ISSN 0948–4299

Berliner Blätter. Heft 48 (2008). Themenheft »zweitausend8undsechzig«. Hrsg. v. Falk Blask u. Thomas Friedrich. Hier nur eine Auswahl aus insges. 17 Beiträgen: *Michael Metzger:* Verspäteter Straßenkampf. 11–18; *Robert Claus:* Nationale Restauration und der Mythos 1968. Gedanken zur Karriere eines Begriffs. 19–23; *Susanne Hauer:* Die Mensafalle oder Bist du politisch? 24–29; *Anna Straube, Ulrike Hamann:* »Es lebe die Prager Kommune!« – von den Leerstellen der Geschichte_n um 68/Ost. 42–49; *Sandra Bieler:* Die 68er und ihre Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus. Erinnerungsbilder in fünf Berichten. 117–144; *Carmen Lind:* Gewalterfahrung. Der 2. Juni 1967 als Wendepunkt der 68er Bewegung. 145–159; *Melanie Held:* Vom Verstecken, Vergessen und Verdrängen. Der Verlust an Öffentlichkeit in der DDR nach den Prager Ereignissen 1968. 160–167. ISSN 1434-0542

BIOS. 21. Jahrgang, 2008, Heft 1 mit dem Schwerpunkt »Erinnerung und Medialität als Kategorien politischer Kulturgeschichte«. *Aleida Assmann:* Das Rahmen von Erinnerungen am Beispiel der Foto-Installationen von Christian Boltanski. 4–14; *Harald Welzer:* Die Medialität des menschlichen Gedächtnisses. 15–27; *Dorothee Wierling:* Zeitgeschichte ohne Zeitzeugen. Vom kommunikativen zum kulturellen Gedächtnis – drei Geschichten und zwölf Thesen. 28–36; *Eva Ochs:* »Warten auf Antwort«: Öffentliche Wahrnehmung und individuelle Verarbeitung am Beispiel der Speziallagerhäftlinge in der Bundesrepublik Deutschland. 37–48; *Bettina Mosbach* und *Nicolas Pethes:* Zugzwänge des Erzählens. Zur Relation von Oral History und Literatur am Beispiel von W.G. Sebalds Roman Austerlitz. 49–69; *Andrea Brockmann:* Historische Fernsehdokumentation und Geschichtswissenschaft – eine Deutungskonkurrenz? 70–78; *Alexander von Plato:* Medialität und Erinnerung. Darstellung und »Verwendung« von Zeitzeugen in Ton, Bild und Film. 79–92; *Arthur Schlegelmilch:* Der (politische) Spielfilm als historische Quelle. 93–103; *Bernd Faulenbach:* Flucht und Vertreibung in der individuellen, politischen und kulturellen Erinnerung. 104–113; weiters Beiträge von *Charlotte Heinritz:* Autobiographien als Medien lebensgeschichtlicher Erinnerungen. Zentrale Lebensthemen und autobiographische Schreibformen in Frauenautobiographien um 1900. 114–123 sowie *Dieter Nittel* und *Astrid Seltrecht:* Der Pfad der »individuellen Professionalisierung«. Ein Beitrag zur kritisch-konstruktiven erziehungswissenschaftlichen Berufsgruppenforschung. Fritz Schütze zum 65. Geburtstag. 124–145. ISSN 0933-5315

Folklore. Vol. 119, 2008, Number 3. *Ronald Hutton:* Modern Pagan Festivals: A Study in the Nature of Tradition. 251–273; *Stephen D. Corrsin:* »Spectral, Dancing Hosts of War«: German-language Research on Sword Dancing before World War I. 274–294; *Andrew J. Evans, John Nettleship and Steven Perry:* Linn Liuan/Llynn Llyw: The Wondrous Lake of the Historia Brittonum's de Mirabilibus Britanniae and Culhwch ac Olwen. 295–318; *David Hunt:* The Face of the Wolf is Blessed, or is It? Diverging

Perceptions of the Wolf. 319–334; im weiteren Berichte, darunter ein Nekrolog für Jennifer Westwood (1940–2008) von Marion Bowman. ISSN 0015-587X

Historische Anthropologie. 16. Jahrgang, 2008, Heft 3. *Lynn Hunt:* Kulturgeschichte ohne Paradigmen? 323–340; *Reinhard Blänkner:* Historische Kulturwissenschaften im Zeichen der Globalisierung. 341–372; *Vinayak Chaturvedi:* Peasants against Gandhi: Rethinking Criminality and Nationalism in Colonial India. 373–394; *Antje Linkenbach:* Das Erbe Ghandis? Umweltbewegungen in Indien heute. 395–419; *Nada Boškovska:* Die Entführung der Miss Stone: Der Balkan im Blickfeld der westlichen Welt. 420–442. In der Rubrik »Debatte« antwortet *Dorothee Brantz* auf den Aufsatz von Lynn Hunt. Im »Forum« ein Beitrag von *Daniel Jütte:* Disziplin, Ehre und Raum als Kategorien der Hoftheaterforschung. Eine Exploration des heuristischen Potentials von Hoftheaterquellen. ISSN 0942-8704

Kieler Blätter zur Volkskunde. Band 40 (2008). *Kai Detlev Sievers:* In memoriam Leopold Kretzenbacher (1912–2007). 7–11; *Kai Detlev Sievers:* Der »Dächerkrieg« vor dem Ersten Weltkrieg. Ein Konflikt um Deutungshoheit im sozialkonservativen Milieu. 13–58; *Anna Christine Sophia Buck:* »Düppel, 18. April 1864« – Repräsentation, Identifikation und Erinnerung. Zum Umgang mit Cultural Heritage. 59–92; *Jenni Boie:* Volkstumsarbeit und Grenzregion. Volkskundliches Wissen als Ressource regionaler Identitätspolitik um 1920. 93–117; *Nina Jebsen:* Leben in der Minderheit. Eine empirische Untersuchung zur Identitätskonstruktion der deutschen Minderheit in Dänemark. 119–153; *Kristiina Porila:* Die Rockgruppe Ruja – »Kreutzotterzeilen« in der estnischen Rockmusik der 1970er Jahre? 155–183. *Carsten Fleischhauer* und *Guntram Turkowski* berichten über »Schleswig-Holsteinische Erinnerungsorte« im Volkskunde Museum Schleswig. ISSN 0341-8030

Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaft. 19. Jahrgang, 2008, Heft 3. Passend zur aktuellen Lage der Banken-, Finanz- u. Wirtschaftskrise das Thema des Heftes: »Bankrott«. Hrsg. v. Peter Eigner, Erich Landsteiner u. Peter Melichar. *Mark Häberlein:* Firmenbankrotte, Sozialbeziehungen und Konfliktlösungsmechanismen in süddeutschen Städten um 1600. 10–35; *Thomas Max Savley:* Staatsmacht und geschäftliches Scheitern. Der Bankrott der Handelsgesellschaft Ambrosius und Hans, Gebrüder Höchstetter, und Mitverwandte im Jahr 1529. 36–55; *Peter Eigner u. Peter Melichar:* Das Ende der Boden-Credit-Anstalt 1929 und die Rolle Rudolf Siegharts. 56–114; Engl. Abstracts. Im »Forum« beschreibt *Dieter Stiefel* sehr anschaulich die Krise der Credit-Anstalt in den 1930er Jahren und ihre Folgen für das österreichische Bankensystem. ISSN 1016-765X

Schweizerisches Archiv für Volkskunde. 104. Jahrgang, 2008, Heft 2. *Rolf Lindner:* Die kulturelle Textur der Stadt. 137–147; *Waltraud Bellwald:* Sammeln – die kultivierte Habgier. 149–161; *Leon Schelbert:* Von den historischen Ursachen der schweizerischen Auswanderung: Vier Deutungsmodelle. 163–182; *Franziska Schürch:* Inventar des kulinarischen Erbes der Schweiz. 183–196; *Maria Schwert:* Vom transnationalen Habitus in deutsch-türkischen Wohnungen. 197–213; *Ueli Gyr:* Reisekultur und Urlaubsanalyse. Standorte und Forschungstrends in neueren Untersuchungen. 215–229. ISSN 0036-794X

Zeitschrift für Kulturwissenschaft. 2/2008. Ziel des vierten Heftes ist es, die derzeit gängigen Explorationen der Raumthematik zu hinterfragen. *Monika Ankele:* Begrenzter Raum. Das Bett in der Frauenpsychiatrie um 1900. 17–28; *Robert Sommer:* »Sonderbauten«. Raum der Sex-Zwangsarbeit in NS-Konzentrationslagern. 29–39; *Christoph Nübel:* Das Niemandsland als Grenze. Raumerfahrung an der Westfront im Ersten Weltkrieg. 41–52; *Anja Schwarz:* Linien im Sand. Der Südseestrand als Begegnungsraum bei James Cook und Georg Forster. 53–63; *Achim Prossek:* Visuelle Regions-

produktion. Ruhrgebiet im Blick. 65–75; *Manuel Schramm:* Vermessene der Räume. Zum Wandel von Raumkonzepten in der Vermessungstechnik des 20. Jahrhunderts. 77–88; *Wolfgang Kersten:* Der Blick des Bildes der Fotografie. Zur Kunst und Erkenntnis visueller Raumerfahrung. 89–100; *Pablo Schneider:* Raumbegrenzung als Tugendmotiv zu Zeiten Ludwigs XIV. 101–112; Den Abschluss des Bandes bilden ein Beitrag von *Geoffrey Winthrop-Young* zu Medienwissenschaften und Repliken div. Autoren auf diesen Aufsatz. ISSN 9783-9331

Zeitschrift für Volkskunde. 104. Jahrgang, 2008, 2. Halbjahresband. *Stefan Beck:* Natur | Kultur. Überlegungen zu einer relationalen Anthropologie. 161–199; *Ira Spieker:* Innenansichten. Zur Konzeptualisierung emotionaler Praxen in der historischen Forschung. 201–223; *Johannes Moser:* Volkskundliche Perspektiven. 225–243; Im informativen Teil des Bandes wird neben den Buchbesprechungen auch über die Museumspädagogiktagung im Freilichtmuseum am Kiekeberg 2008 berichtet. ISSN 0044-3700

Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde. Band 53 (2008). Hrsg. von Ruth-E. Mohrmann unter dem Titel: Kulturhistorische Nahrungsforschung in Europa. Festschrift für Günter Wiegelmann zum 80. Geburtstag. Die Aufsätze wurden in vier Kategorien eingeteilt. Zur Forschungsgeschichte schreibt *Hans Jürgen Teuteberg:* Kulturhistorische Ernährungsforschungen. Ziele, Theorien und Methoden seit dem 19. Jahrhundert. 17–45; im Bereich Länder-Regionen folgende Aufsätze: *Alexander Fenton:* The Transformation of Everyday Food on Special Occasions in Scotland. 47–67; *Nils-Arvid Bringéus:* Beutelgrütze. Eine traditionelle schwedische Festspeise mit internationaler Verwandtschaft. 69–74; *Bo Lönnqvist:* Östliches und Westliches, Traditionelles und Modernes in der finnischen Esskultur. 75–85; *Ruth-E. Mohrmann:* Bockbier, Grünkohl und Hochzeitssuppe – Kulinarische Markenzeichen Niedersachsens. 87–100; *Ernst Helmut Segschneider:* Iserkauken, Knedewaffeln und Speckendicken: Neujahrsgebäcke in Nordwestdeutschland. Eine Untersuchung auf der Grundlage des Atlas der deutschen Volkskunde. 101–137; *Barbara Krug-Richter:* Adlige Esskultur im frühneuzeitlichen Nordwestdeutschland. Anmerkungen zu einem Speiseplan der Lüneburger Ritterakademie aus dem Jahr 1656. 139–151; *Hanna Dose:* Sonnabend: Warmbier, Scholle und Butter. Kloster Ebstorfs Küchenregister aus dem 17. Jahrhundert. 153–170; *Wolfgang Kleinschmidt:* Aspekte pfälzischer Volksnahrung anhand der bayerischen Physikatsberichte von 1861. 171–209. Nächster Themenblock »Manipulation-Substitution industrielle Produktion«: *Peter Albrecht:* Kaffeebohnen. Gefärbt, gezuckert, lackiert und nachgemacht. 211–233; *Dörte Becker:* Vanillin – seit 150 Jahren ein Aroma der Zukunft in der Lebensmittelindustrie. 235–260; Zu den Themen »Haushalt-Küche-Mahlzeit«: *Konrad Köstlin:* Die gemeinsame Mahlzeit als Ikone familiärer Kommunion. 261–276; *Andreas Hartmann:* Mikrokosmologie der Mahlzeit. Ein Versuch mit Antonius Anthus. 277–288; *Gunther Hirschfelder, Anna Palm u. Lars Winterberg:* Kulinarische Weihnacht? Aspekte einer Ernährung zwischen Stereotyp und sozialer Realität. 289–313; *Thomas Schürmann:* Ländliche Haushalte zwischen Selbstversorgung und Zukauf. An Beispielen aus Lüneburger Heide und Elbmarsch. 315–327; *Wingolf Lehnemann:* Kochen und Heizen in Notzeiten. 329–341; *Fred Kaspar:* Ist das Haus das »ganze Haus«? Private Bereiche im öffentlichen Raum – Fragen im Grenzbereich zwischen Nahrungsgeschichte, Möbelkunde und Hausforschung. 343–356; *Uwe Meiners:* Von Tabakschildern, Herzen und Küchenmaschinen. Methodische Beispiele zur Objektforschung im Museum. 357–371; weiters ist ein bislang unveröffentlichter Fragebogen des Atlas der deutschen Volkskunde publiziert: Frageheft III: Wohnen, Transport, Viehzucht, Nahrung und anderes aus der alten bäuerlichen Welt um 1910. 373–380. Anschließend Berichte über folgenden Tagungen: Zehntes Arbeitstreffen des »Netzwerkes Gesundheit und Kultur in der volkskundli-

chen Forschung« in Würzburg 2007; Tagung des LWL-Instituts für Westfälische Regionalgeschichte, der Historischen Kommission für Westfalen und der Abteilung für Westfälische Landesgeschichte der Universität Münster in Soest 2007; Jahrestagung der Volkskundlichen Kommission für Westfalen in Cloppenburg 2007; Frühjahrstagung der Vereinigung Westfälischer Museen in Hamm 2008. Zu erwähnen ist noch ein Nekrolog für Gerda Grober-Glück(1912–2007) von den Herausgebern der Zeitschrift. Mit folgenden beiden Internetlinks erhält man Einblick in die vollständigen Inhaltsverzeichnisse dieser Zeitschrift und ihrer Vorgänger: <http://www.uni-muenster.de/RWZeitschriftVolkskunde/RWZ_Inh.htm#RWZinhalt>, <http://www.uni-muenster.de/RWZeitschriftVolkskunde/ZVRWV_Inhaltsverzeichnis.htm>.

Volkskunde in Rheinland-Pfalz. Band 23 (2008) mit dem Schwerpunktthema »Die Erfindung der Norm. *Mita Banerjee:* Neurotiker als Minorität ehrenhalber? Monk, »White Ethnics« und die neue Norm. 5–26; *Kristin Becker:* Das Unbehagen des Affen. Zum Normdiskurs des Menschlichen in der Moderne. 27–46; *Timo Heimerdinger:* Norm und Normalität im Alltag. Das Beispiel Ernährung. 47–66; *Christina Raab:* Leben in der Siedlung. Dargestellt am Beispiel der Heimatsiedlung in Frankfurt am Main. 67–88; *Sascha Seiler:* Die Erfindung des Juden. Konstruktionen jüdischer Identität in der nicht-jüdischen Literatur. 89–106; Weitere Beiträge: *Annabelle Liewig:* Der Supermarkt – Ort oder Nicht-Ort? 107–112; *Natalie Lochmann:* Deutsche Entsandte in Kasachstan zwischen Globalisierung und Diaspora. 113–123; *Reinhard Johler:* Glokalisierung. Ein Konzept für die kulturwissenschaftliche Zukunft? 124–138; *Christopher Scholtz:* Und täglich grüßt der Roboter – Analysen und Reflexionen des Alltags mit dem Roboterhund »Aibo«. 139–154. ISSN 0938-2964

Hermann Hummer

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren

ao. Univ.-Prof. i.R. Dr. Olaf Bockhorn
Anzbachgasse 63
A-1140 Wien

PD.in Dr.in Jutta Buchner-Fuhs
Kaufmännerstraße 9
D-99084 Erfurt

Anja Großmann
Birkenweg 11
D-01855 Sebnitz

Dr.in Michaela Haibl M.A.
Institut für Europäische Ethnologie
Historisch-Kulturwissenschaftliche
Fakultät der Universität Wien
Hanuschgasse 3
A-1010 Wien

o. Univ.-Prof. Dr. Bernhard Hurch
Institut für Sprachwissenschaft der
Universität Graz
Merangasse 70
A-8010 Graz

Blanka Koffer M.A.
Lehrstuhl für Zeitgeschichte
Humboldt-Universität zu Berlin
Unter den Linden 6
D-10099 Berlin

tit. Univ.-Prof. Dr. Dieter Kramer
Unterstrasse 8
D-56348 Dörscheid

Dr. Herbert Niktisch
Institut für Europäische Ethnologie
Historisch-Kulturwissenschaftliche
Fakultät der Universität Wien
Hanuschgasse 3
A-1010 Wien

Mag.a Kathrin Pallestrang
Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15-19
A-1080 Wien

Univ.-Prof. Dr. Michael Simon
Johannes Gutenberg-Universität Mainz
Deutsches Institut, Abteilung
Kulturanthropologie/Volkskunde
Jakob-Welder-Weg 18
D-55099 Mainz

Mag.a Nora Witzmann
Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15-19
A-1080 Wien

Editorial

Alle drei Lehrstühle des Fachs Volkskunde in Österreich (Volkskunde und Kulturanthropologie in Graz, Europäische Ethnologie in Innsbruck und Wien) sind fast zeitgleich in den letzten Jahren zur Neubesetzung ausgeschrieben worden. Das ist ein durchaus bemerkenswertes Zusammentreffen. Inzwischen haben an allen drei Orten die universitären Gremien mit Hilfe der zu diesem Zweck eingesetzten Kommissionen ihre Entscheidungen getroffen. Bisher sind jedoch nicht alle Neubesetzungen vollzogen worden.

Bereits früher hatte die ÖZV aus diesem Anlass gehaltene Vorträge publiziert. Auch dieses Mal hat sich die Redaktion bemüht, die Texte der Vorstellungsvorträge der eingeladenen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler zur Publikation zu erhalten; nicht alle mochten dieser Einladung Folge leisten. Die ÖZV sieht im Abdruck dieser Texte in ihren nächsten Ausgaben jedoch nicht nur eine Chronistenpflicht. Die in diesem Rahmen gehaltenen Vorträge bilden, auch unabhängig vom Anlass, zumal in so großer Zahl, einen Überblick über aktuelle Perspektiven, Themen und Zugänge des Fachs.

Die Auswahl der Personen und deren Vorträge sind einmal vom Kalkül der einladenden Fakultät bestimmt, die ihr Selbstergänzungsrecht wahrnimmt, indem sie ihre Wünsche und Anforderungen in der Ausschreibung präzisieren kann. Sie kann das Thema der Vorträge vorgeben, indem sie etwa konkret auffordert, eine Zukunftsvision des Fachs am Ort zu entwickeln, wie das in der Innsbrucker Ausschreibung geschehen ist. Doch auch, wo dies nicht der Fall ist, werden die Eingeladenen darauf zu sprechen kommen. Auf diese Weise kann die Fakultät Einblicke in das Potenzial des Faches für die Fakultät erhalten und gegebenenfalls ihre eigenen Perspektiven und Erwartungen schärfen.

Um eine besondere Gattung von Texten handelt es sich gewiss auch deshalb, weil sie eine Bewerbung befördern sollen. Die Eingeladenen haben die Möglichkeit, sich auf den Wissenschaftsstandort, seine Spezifik und die besondere Ausrichtung des Fachs einzulassen – oder ganz eigene Perspektiven für ihre Arbeit im Fach anzubieten. Sie können sich also anhand der Informationen, mit denen sich das Fach (etwa im Internet) präsentiert, mit Grundsätzlichem und den jeweiligen Forschungsschwerpunkten, der Liste der Lehrveranstaltungen etc. befassen und so als gut

vorbereitet erweisen. In ihren Ausführungen können sie sich auf den Text der Ausschreibung berufen und ihn mit ihren eigenen fachlichen Schwerpunktsetzungen zu verknüpfen suchen. Auf welche Weise die zum Vortrag Eingeladenen ihre Aufgabe gelöst haben, wie weit sie sich auf Ort und Fachspezifik eingelassen haben, wie sehr sie ihre eigenen Forschungen als Ausgangspunkt ihrer Vorstellung (und damit sowohl eine Betonung ihrer bisherigen Arbeit wie auch eine Ausrichtung ihrer zukünftigen Arbeit) vorgenommen haben, lässt sich an den publizierten Vorträgen erkennen.

Dass in diesen Jahren der Neubesetzungen aller Volkskunde-Lehrstühle zugleich auch im Bereich der traditionsreichen und großen Volkskundemuseen des Landes, in Graz, Innsbruck und Wien, wichtige inhaltliche und strukturelle Entscheidungen gefallen sind oder anstehen, sei angemerkt.

Abhandlungen

Extreme Wetterereignisse und Klimawandel als Perspektive kulturwissenschaftlicher Forschung

Gunther Hirschfelder

Extreme Wetterereignisse und Klimaschwankungen haben Kultur und Alltag vormoderner Gesellschaften maßgeblich geprägt. Innerhalb der Kulturwissenschaften wurde diesem Tatbestand bislang kaum gebührend Rechnung getragen. Der vorliegende Aufsatz weist zunächst auf das enorme Potenzial hin, das eine historisch argumentierende und gleichzeitig auf die Gegenwart gerichtete Kulturanthropologie/Volkskunde bei der Analyse kultureller Interpretationen extremer Wetterereignisse zu eröffnen vermag. Um diese Möglichkeiten nutzen zu können, bedarf es allerdings einer interdisziplinären Klimafolgenforschung. In historischer Perspektive begegnen einander höchst unterschiedliche Strategien der Bewältigung von Extremwetterereignissen, die von einer primär individuellen ökonomischen Herangehensweise bis zur Ausbildung von Superstitionspraxen als kollektive Verhaltensstrategien reichen.

Der Kölner Chronist Hermann Weinsberg konnte am Winter kaum Gutes finden. 1578 zog er im letzten Teil seines Tagebuchs, dem »liber senectutis«, Parallelen zwischen dem Charakter der Jahreszeiten und dem Leben des Menschen und kam zum Schluss, den harten Winter müsse man mit einem guten Pelz und einem guten Feuer lindern, wenn möglich in der warmen Stube. Dabei gebe es durchaus Genuss: Nun seien jene Dinge zu nutzen, die man in den drei ersten Jahreszeiten angesammelt habe.[1]

1 »Der harte winter kan auch rhait finden und linderung mit einem gutter warmen peltzs, bei eim gutten feur, in einer warmen stoben, und genoist oder nutzst der drier voriger theil des jars. Er erlustigt sich des groenenden blowenden frolings wan er dar an ge-

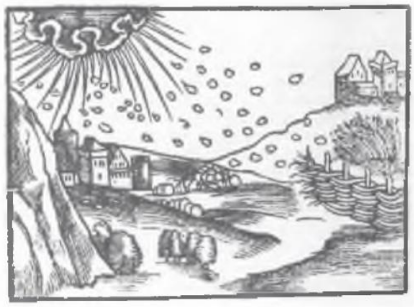

Abb. 1 Hagelschauer. Holzschnitt von Gregor Reisch, Margarita philosophica, Liber IX, 1504.

Sichtweisen auf das Wetter sind aber immer auch der eigenen Lebensperspektive geschuldet. Folglich begegnete der hier 60jährige Hermann der Kälte anders als noch im extrem kalten Spätherbst 1532: Der Rhein war schon am Sankt Andreastag, dem 30. November, derart gefroren – ein »wonder« und »spectakel«, so der junge Weinsberg –, dass die ausgelassenen Schüler auf dem Eis mit Bällen, Holzklötzen und Kegeln spielten.

Es ist eine breite Skala, auf der sich Wetter- und Naturereignisse zwischen Nutzorientierung und Bedrohung verorten lassen. Das zeigt sich etwa am Beispiel heißer Sommertage, die je nach Perspektive als willkommene Gelegenheiten zum Schwimmbadbesuch oder als angsteinflößende Indizien für klimawandelbedingte Vorboten globaler Dürren interpretiert werden. Diese Skala gilt auch für den winterlichen Schneefall: Am 2. Januar 2008 etwa fielen in Teilen Rumäniens innerhalb weniger Stunden 70 cm Neuschnee.[2] Wäre dieser Tatbestand in der Vormoderne je nach Epoche, Region und Sozialstatus des Betrachters als göttliche Strafe, himmlisches Wunder, Werk des Teufels oder auch prompte Reaktion auf individuelles oder kollektives menschliches Fehlverhalten gedeutet worden, ist die Bandbreite an Erklärungsmustern heute schmaler. Schneesicherheit, Frost und Bilderbuchwinter werden im Dienste des

denckt wie ich eitz dhoin, daß ich da vill gelitten hab.« Vgl. http://www.weinsberg.uni-bonn.de/Edition/Liber_Senectutis/Liber_Senectutis.htm (letzter Aufruf: 4.3.2009). Für die kritische Durchsicht des Manuskripts und hilfreiche Anmerkungen danke ich Lars Winterberg M.A., Bonn.

2 Vgl. http://www.sueddeutsche.de/panorama/artikel/310/150934 (letzter Aufruf: 7.1.2008).

Wintersportorts positiv konnotiert, während sie auf den Straßen urbaner Ballungsräume und wohl auch bei vielen Betroffenen in den Karpaten als Katastrophe interpretiert werden. Bei den Erklärungen wird einerseits schweres meteorologisches Terminologiegeschütz aufgefahren; andererseits schwingt Unbehagen mit – ist dies möglicherweise auch als Antwort auf den Fluorchlorkohlenwasserstoff in den Klimaanlagen von gestern zu sehen?

Es kann an dieser Stelle kaum darum gehen, lediglich illustre Wetterbeispiele aufzuzählen. Vielmehr soll ausgelotet werden, welche Perspektiven eine historisch argumentierende, aber stets auch auf die Gegenwart gerichtete Kulturanthropologie/Volkskunde bei der Analyse eines Forschungsgegenstandes zu eröffnen vermag, der sowohl bezüglich seines Erkenntniswertes und seiner Vernetzungsfähigkeit als auch seiner gesellschaftlichen Relevanz enormes Potenzial hat. Um diese Möglichkeiten nutzen zu können, bedarf es allerdings einer interdisziplinären Klimafolgenforschung, in die vor allem auch Ansätze der Historischen Geographie und der Meteorologie integriert werden müssen. Erst wenn historisch-geographische, kulturanthropologisch-volkskundliche und klimatologisch-meteorologische Perspektiven verknüpfen werden, können gesellschaftliche und natürliche Aspekte von Klima und Wetter als Beitrag zu einer am regionalen Paradigma arbeitenden Klimafolgenforschung vernetzt werden. Wegen der aktuellen und wohl anhaltenden Schnittmengen zu gegenwärtigen gesellschaftlichen und medialen Debatten gilt es dabei in besonderem Maße das zu vermeiden, was Niklas Luhmann *Aufregungsschäden* genannt hat.[3]

Wetterereignisse und Klimawandel sind hinsichtlich ihrer Genese und der möglichen Projektionen ein Gegenstand der Naturwissenschaften, aber hinsichtlich der Folgen ein Gegenstand der Kulturwissenschaften, denn ihre Folgen sind sozial und kulturell. »Der Beinaheuntergang von New Orleans«, so Ludger Heidebrink, Claus Leggewie und Harald Welzer 2007 in der der deutschen Wochenzeitung »Die Zeit«, »legte die Hinterbühne der Gesellschaft frei: Die Folgen von ›Extremwetter‹ decken nicht nur unzulänglichen Katastrophenschutz auf, sie zeichnen soziale Ungleichheiten und eine politische Anarchie vor, auf die auch

3 Der inzwischen vielfach zitierte Neologismus *Aufregungsschäden* begegnet erstmals in: Niklas Luhmann: Ökologische Kommunikation. Kann die moderne Gesellschaft sich auf ökologische Gefährdungen einstellen? Opladen 1986.

Abb. 2 Wolkenschießen durch Bogenschützen, aus: Olaus Magnus: Historia de Gentibus Septentrionalibus, Rom 1555; Bibliothèque National, Paris.

gelassene Akteure kaum eingestellt sind.«[4] Da Natur- und Kulturwissenschaften diesbezüglich bislang kaum kooperieren, soll im Folgenden zunächst der Stand der historischen Klimaforschung, anschließend jener der Kulturanthropologie skizziert werden.

Der Stand der Klimaforschung ist nicht zuletzt deshalb komplex, weil das wissenschaftliche Interesse an der Klimageschichte und an der historischen Klimageographie im deutschsprachigen Raum auf eine lange Tradition blicken kann, deren Anfänge bis zum Ende des 18. Jahrhunderts reichen. Am Ende des 19. Jahrhunderts intensivierten sich die Bemühungen, als etwa Eduard Brückner die Klimaschwankungen in Deutschland seit dem 17. Jahrhundert untersuchte und Albert Riggenbach eine Analyse 100jähriger Wetterbeobachtungen in der Schweiz vorlegte.[5] Um die Wende zum 20. Jahrhundert wurden die Bemühungen um die Erforschung der Klimageschichte intensiviert. Gustav Hellmann legte 1893 ein »Repertorium der deutschen Meteorologie« vor, das unter anderem eine Bibliographie der Quellen mit Wetter- und Klimabeobachtungen und die wissenschaftliche Literatur umfasste – bis heute eine unverzichtbare Grundlage für die Recherche historischer Wetteraufzeichnungen.[6] Schließlich geht auch der Ausbau des operationellen me-

4 Ludger Heidebrink, Claus Leggewie, Harald Welzer: Von der Natur- zur sozialen Katastrophe, in: Die Zeit, 45, 2007, S. 46.

5 Eduard Brückner: Klimaschwankungen seit 1700 nebst Bemerkungen über die Klimaschwankungen der Diluvialzeit. Wien, Olmütz 1890. Albert Riggenbach: Die Geschichte der meteorologischen Beobachtungen in Basel. Basel 1892.

6 Gustav Hellmann: Repertorium der deutschen Meteorologie. Leipzig 1883.

teorologischen Messnetzes in Deutschland auf Hellmann zurück. In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts waren für Mitteleuropa Hermann Flohns und für den angelsächsischen Raum Manleys Studien zur historischen Klimatologie wegweisend. [7] Jetzt arbeitete man verstärkt mit der Erhebung von Proxydaten, die auch heute noch die Basis für die Rekonstruktion von Klimareihen bilden. Während im Rahmen dieser Studien noch diskutiert wurde, ob eine neue Eiszeit oder eine Periode steigender Temperaturen bevorstünden, rückte die globale Erwärmung in den 1990er Jahren nicht zuletzt wegen der Entwicklung der Klimamodellierung zunehmend in den Fokus europäischer Forschungen und wurde zunehmend als Risikofaktor interpretiert. In diesem Zusammenhang sind vor allem die Arbeiten Christian Pfisters zu nennen, welcher bei seiner Analyse der Schweizer Klimageschichte historische Zugangsweisen mit jenen der Geographie und der Meteorologie verknüpfte und dabei den Begriff *Wetternachhersage* prägte.[8] Um diese Zeit begann die historische Klimaforschung auch, den Einfluss des Menschen auf die Klimageschichte zu untersuchen und damit eine Tendenz zu begründen, die sie einerseits enger an die Kulturwissenschaften rückt und die andererseits künftig zu engeren Kooperationen führen sollte, wobei sich die deutschsprachige Forschung erst mit einer gewissen Verzögerung in die internationalen Diskussionen einschaltete.[9] Seit dem Ende des 20. Jahrhunderts

7 Hermann Flohn: Eiszeit oder Warmzeit? Fakten und Überlegungen zur Klimaentwicklung, in: Naturwissenschaften, 66, 1979, S. 325–330. Gordon Manley: The mean temperature of central England, 1768–1952, in: Quarterly Journal of the Royal Meteorological Society, 79, 1953, S. 242–261.

8 Bereits in den 1980er Jahren hatte Christian Pfister seine auf die Schweiz konzentrierten bahnbrechenden Untersuchungen vorgelegt; Christian Pfister: Klimageschichte der Schweiz 1525–1860: Das Klima der Schweiz von 1525–1860 und seine Bedeutung in der Geschichte von Bevölkerung und Landwirtschaft, 2 Bde. Bern, Stuttgart 1984. Stefan Militzer: Klima, Umwelt, Mensch (1500–1800): Studien und Quellen zur Bedeutung von Klima und Witterung in der vorindustriellen Gesellschaft. Leipzig 1998. Vgl. Rüdiger Glaser: Klimageschichte Mitteleuropas. 1000 Jahre Wetter, Klima, Katastrophen. Darmstadt 2001.

9 T. M. L. Wigley, N. J. Huckstep, A. E. J. Ogilvie u.a.: Historical climate impact assessments, in: Robert W. Kates, Jesse H. Ausubel, Mimi Berberian (Hg.): Climate Impact Assessment. Studies of the Interaction of Climate and Society (= SCOPE 27). Chichester, New York, Brisbane u.a. 1985, S. 529–563; Christian Pfister, Rudolf Brázdil: Climatic variability in sixteenth-century Europe and its social dimension: A synthesis, in: Climatic Change, 43, 1999, S. 5–53; Christian Pfister, Rudolf Brázdil: Social vulnerability to climate in the »Little Ice Age«: an example from Central

ist im Rahmen der historischen Klimatologie ein erheblicher Zuwachs an Studien, welche die Klimaänderungen als einen der Einflussfaktoren auf den Menschen und seine Tätigkeit untersuchen, zu verzeichnen.[10] Inzwischen hat sich die Klimaforschung zumindest ansatzweise mit den sozialen Folgen und der Bewältigung von Naturkatastrophen und Naturrisiken auseinandergesetzt, wenngleich der im Sinne unserer Disziplin kulturwissenschaftliche Aspekt allenfalls ansatzweise Eingang in die Diskurse gefunden hat.[11]

Grundlegend anders gestalteten sich die kulturanthropologisch-volkskundlichen Sichtweisen auf Klima und Wetter. In der älteren Volkskunde spielte die Beschreibung von Umwelteinflüssen seit den Anfängen um die Wende zum 19. Jahrhundert eine wichtige Rolle: Zunächst die frühen Sammlungen oraler Traditionen sowie Statistiken und Topographien, in der Spätromantik die Arbeiten Wilhelm Mannhardts (1857–1877) und schließlich die originär volkskundlichen Großprojekte der 1920er und

Europe in the early 1770s, in: Climate of the Past, 2, 2006, S. 115–129, http://www.clim-past.net/2/115/2006 (letzter Aufruf: 4.3.2009). Wolfgang Behringer: Climatic change and witch-hunting: The impact of the Little Ice Age on mentalities, in: Climatic Change, 43, 1999, S. 335–351. Walter Bauernfeind, Ulrich Woitek: The influence of climatic change on price fluctuations in Germany during the 16th century price revolution, in: Climatic Change, 43, 1999, S. 303–321; Martin Gudd: Schwere Gewitter im 18. und 19. Jahrhundert und ihre Auswirkungen auf die Kulturlandschaft zwischen Taunus, Spessart, Vogelsberg und Rhön, in: Siedlungsforschung, 23, 2005, S. 153–170.

10 Vgl. etwa Rüdiger Glaser, Winfried Schenk: Grundzüge der Klimaentwicklung in Mitteleuropa seit dem Jahr 1000, in: Hartmut Hofrichter (Hg.): Fenster und Türen in historischen Wehr- und Wohnbauten. Kolloquium des Wissenschaftlichen Beirats der Deutschen Burgenvereinigung (= Veröffentlichung der Deutschen Burgenvereinigung, Reihe B, Schriften 4; zugleich Sonderheft der Zeitschrift »Burgen und Schlösser«). Marksburg, Braubach 1995, S. 13–25.

11 Gerd Tetzlaff, Thomas Trautmann, Kai S. Radtke: Extreme Naturereignisse – Folgen, Vorsorge, Werkzeuge. Leipzig 2001; Christian Pfister: Am Tag danach. Zur Bewältigung von Naturkatastrophen in der Schweiz 1500–2002. Bern 2002. Vgl. zur zunehmenden Akzeptanz kulturwissenschaftlicher Fragestellungen Winfried Schenk, Andreas Dix (Hg.): Naturkatastrophen und Naturrisiken (= Siedlungsforschung, 23). Bonn 2005; sowie Dieter Groh, Michael Kempe, Franz Mauelshagen (Hg.): Naturkatastrophen: Beiträge zu ihrer Deutung, Wahrnehmung und Darstellung in Text und Bild von der Antike bis ins 20. Jahrhundert. Tübingen 2003. Aus der Perspektive der österreichischen Geographie hat Herwig Wakonigg jüngst eine lesenswerte Zusammenschau vorgelegt; Herwig Wakonnig: Klima im Wandel (=Austria: Forschung und Wissenschaft. Geographie, Band 1). Wien, Berlin 2007.

1930er Jahre, vor allem der »Atlas der deutschen Volkskunde« und das »Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens«, widmeten der Deskription große Aufmerksamkeit, zumal sich das Fach bis weit ins 20. Jahrhundert hinein vorrangig mit bäuerlichen Lebenswelten beschäftigte.[12] Wahrnehmung und Deutung von Klimaphänomenen rückten aber erst mit dem sozialwissenschaftlich-anthropologischen Paradigmenwechsel der Volkskunde in das Blickfeld. Einem zunächst ideologisch gefärbten Zugang – 1981 bezeichnete Utz Jeggle den industrialisierten Umgang mit Umwelt als »Kolonialisierungsprozess der Natur«[13] – folgte eine systematische Auseinandersetzung, die 1999 im 32. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde gipfelte.[14] Natur wird seither entweder unter dem Aspekt der Schutzwürdigkeit[15] oder der Bedrohung betrachtet. Besondere Aufmerksamkeit hat in diesem Fall die Erforschung von Naturkatastrophen[16] erfahren, in Ansätzen auch die der Jahreszeiten als Ordnungskategorie und Bedeutungsträger[17]. Parallel zu den im Kontext der Mensch-Umwelt-Beziehung stehenden Herangehensweisen hat sich die in Deutschland von Günter Wiegelmann etablierte volkskundliche Nahrungsforschung intensiv mit der Abhängigkeit der Ernährungs-

12 Wilhelm Mannhardt: Wald- und Feldkulte. 2 Bde., 1875–1877. 3. Auflage, Darmstadt 1973.

13 Utz Jeggle: Vom Umgang mit Sachen, in: Konrad Köstlin, Hermann Bausinger (Hg): Vom Umgang mit Sachen. Zur Kulturgeschichte des Dinggebrauchs. 23. Deutscher Volkskundekongreß in Regensburg vom 6. bis 11. Oktober 1981, Regensburg 1983, S. 11–25.

14 Rolf Wilhelm Brednich, Annette Schneider, Ute Werner (Hg.): Natur – Kultur. Volkskundliche Perspektiven auf Mensch und Umwelt. 32. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Halle vom 27.9. bis 1.10. 1999. Münster, New York, München u.a. 2001, S. 91–106.

15 Friedemann Schmoll: Erinnerung an die Natur. Die Geschichte des Naturschutzes im deutschen Kaiserreich. Frankfurt a. M., New York 2004; Peter Genath: »Es geht fast täglich auf den Brocken ...« Der Arbeitsalltag der Ranger im Nationalpark Hochharz aus volkskundlicher Perspektive. Münster, New York, München u.a. 2005.

16 Andreas Schmidt: »Wolken krachen, Berge zittern, und die ganze Erde weint...« Zur kulturellen Vermittlung von Naturkatastrophen in Deutschland 1755–1855. Münster, New York, München u.a. 1999; Bernd Rieken: »Nordsee ist Mordsee«. Sturmfluten und ihre Bedeutung für die Mentalitätsgeschichte der Friesen. Münster, New York, München u.a. 2005.

17 Christoph Köck: Bilderbuch-Natur und verrückte Natur. Strategien und Konsequenzen der kulturellen Gestaltung von Jahreszeiten, in: Brednich, Schneider, Werner (wie Anm. 14), S. 91–106.

und damit auch der Alltagskultur von klimatischen Einflüssen befasst.[18] Die Studie Paul Huggers über die klimabedingten Katastrophen in der Schweiz zeigt, dass die auf die Analyse der Gegenwart gerichtete und stets historisch argumentierende Kulturanthropologie/Volkskunde eine Brücke zwischen der Erforschung vergangener und gegenwärtiger Lebenswelten zu schaffen vermag.[19] Immerhin zeigt das Beispiel des Tsunami, der am 26. Dezember 2004 weite Regionen an den Küsten des Indischen Ozeans verwüstete, dass sich unter Umständen auch aktuelle Bewältigungsstrategien an vormodernen Mustern orientieren.

Aus der Perspektive der Kulturanthropologie/Volkskunde ist besonders hervorzuheben, dass Natur- und damit auch Klimaphänomene als Teil der Kultur zu interpretieren sind, denn die menschliche Wahrnehmung und Deutung der Natur ist kulturell bestimmt. Dabei ist davon auszugehen, dass das menschliche Verhältnis zur Natur dem geschichtlichen Wandel, unterschiedlichen Wahrnehmungsmustern und divergierenden Verhaltensnormen in Bezug auf die Natur unterliegt. Wetter- und Klimavorstellungen sind daher immer auch Konstrukte, die durch soziale, kulturelle und regionale Faktoren beeinflusst sind. Wetter und Klima üben ihrerseits großen Einfluss auf Wirtschaft und Alltagskultur aus. Unstrittig ist, dass wesentliche historische Prozesse in enger Wechselwirkung mit Klimaveränderungen und als Reaktion auf extreme Wetterereignisse stattgefunden haben – Wolfgang Behringer hat dies in seiner 2007 vorgelegten »Kulturgeschichte des Klimas« anhand vieler Beispiele pointiert deutlich gemacht.[20] Gesellschaften entwickeln konträre und unterschiedlich erfolgreiche Strategien und Deutungsmuster, um auf die primär wirtschaftlichen Folgen von Erwärmung und Abkühlung oder auf veränderte Niederschlagsverhältnisse zu reagieren. Dies betrifft nicht nur Migration, Anbaumethoden und Siedlungsformen, sondern

18 Ruth-E. Mohrmann: Kulturhistorische Nahrungsforschung in Europa. Festschrift für Günter Wiegelmann zum 80. Geburtstag (=Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde, 53). Bonn, Münster 2008.

19 Paul Hugger: Elemente einer Ethnologie der Katastrophe in der Schweiz, in: Zeitschrift für Volkskunde, 86, 1990, S. 25–36.

20 Wolfgang Behringer: Kulturgeschichte des Klimas. Von der Eiszeit bis zur globalen Erwärmung, München 2007. Behringer liefert an dieser Stelle auch einen guten Überblick über jene Phasen, die aus der Perspektive der Kulturanthropologie relevant sind. Sein besonderes Augenmerk gilt der deutlich wahrnehmbaren Abkühlung des Klimas seit der Mitte des 16. Jahrhunderts, die dazu führte, dass jüngere Forschung für die Zeit zwischen 1566 und 1895 von einer *kleinen Eiszeit* spricht.

Abb. 3 Votivtafel, Altötting. »Zum Dank liebe Gnadenmuttergottes von Altötting das wir alle 19 Neumarkter Opf. die Katastrophe in Phuket (den Tsunami) am 26.12.2004 überleben durften, und unversehrt zurück gekommen sind.« Foto: Johann Pantzer, Bonn, 10. Juni 2006.

auch kulturelle Strategien, zu denen die kultisch-religiöse Gestaltung des Jahreslaufs ebenso zählt wie Superstitionsphänomene, Thematisierungen im mündlichen Erzählen, in Literatur und Musik oder der kulturell geprägte Umgang mit der Natur.

Wie die Menschen und ihre Alltagskultur auf den aktuell propagierten Klimawandel reagieren werden, ist kaum abzuschätzen. Ein Vergleich mit historischen Phasen des Wandels kann aber das Spektrum an Strategien und deren Strukturen aufzeigen, die mitteleuropäische Gesellschaften ausbildeten, um auf extreme Wetterereignisse und Klimaveränderungen zu reagieren. Zumindest einzelne Elemente dieser Strukturen werden auch in Zukunft von Bedeutung sein.

Verfolgt man die in den beteiligten Disziplinen geführten Diskussionen um die Klimaproblematik und spannt den Bogen bis in die Gegenwart, so zeigt sich, dass die meisten der im Raum stehenden Fragen kaum angesprochen sind und es nun gilt, die Forschungslücken zu schließen. Zwar wurde auch von der Kulturanthropologie/Volkskunde seit der Mitte der 1990er Jahre eine intensivere Klimafolgenforschung betrieben, aber diese hat sich vor allem auf die großen Naturkatastrophen wie Überschwemmungen und Stürme konzentriert. Dabei wurde übersehen, dass

auch lokale Ereignisse wie Gewitter, Hagelschlag oder Fröste von enormer Relevanz für bäuerliche Gesellschaften sein können. Zudem gibt es zwar zeitlich begrenzte Untersuchungen, aber Arbeiten, welche die Zeit vor der Vormoderne bis zur Gegenwart abdecken und damit die Periode vom Agrar- über das Industrie- bis in das Medienzeitalter beschreiben, fehlen. Zudem sind die maßgeblichen Quellen bislang noch nicht parallel und kooperativ geistes- und naturwissenschaftlich ausgewertet worden. Bisherige Forschungen haben das Potenzial einer multidisziplinären Herangehensweise also nicht einmal ansatzweise ausgeschöpft.

Was aber sind mögliche wissenschaftliche Arbeitsziele? Welche Fragen sollte eine kulturanthropologische Klimafolgenforschung zu beantworten versuchen? Das primäre Ziel muss darin bestehen, eine multidisziplinäre historisch argumentierende Basis für die Erforschung des gegenwärtigen und künftigen Beziehungsgeflechtes zwischen Kultur- und Klimageschichte zu schaffen. Im Rahmen eines integrierten Konzeptes der Wechselwirkungen zwischen Kultur und Wetter bzw. Klima sollten die Erkenntnisse der beteiligten Disziplinen synergetisch analysiert werden. Im Zentrum der kulturwissenschaftlich orientierten Klimafolgenforschung steht die Frage nach der Deutung und der Bewältigung des Klimas im Allgemeinen und extremer Wetterereignisse im Besonderen. Historische und gerade auch empirische Quellen sollten zunächst auf die Bezeichnung und Wahrnehmung von Wetterlagen untersucht werden, ferner auf die Bezeichnung und Wahrnehmung von extremen Wetterphänomenen wie Gewitter, Starkregen, Überschwemmungen, Hagel, Sturm, Dürre, extreme Kälte und Hitze, Fröste in der Vegetationszeit oder Eisgang auf Flüssen. Die Deutungen von Wetterereignissen etwa als Folge göttlicher Fügung/Gewalt, menschlichen Fehlverhaltens oder übernatürlicher Wirkkräfte sind ebenso von Relevanz wie Naturwahrnehmungen im Allgemeinen. So gibt es bislang keine Untersuchungen darüber, was überhaupt als »schönes Wetter« gilt. Darüber hinaus sind jene Wirkungen von besonderem Interesse, die extreme Wetterereignisse und der Klimawandel auf soziale Strukturen zeitigten, also auf Agrarkrisen, politische Unruhen, auf die Agrarproduktion, auf Siedlungsverhältnisse, Ernährung, Kleidung, Freizeitverhalten, orale Traditionen, literarische Überlieferungen, auf den gesellschaftlichen Umgang mit Devianz. Schließlich sollte die Forschung ihr Augenmerk auch auf die Jahreszeiten als kulturelle Setzung im Sinne von Ordnungskategorien und Bedeutungsträgern, auf den medialen Umgang und jüngst auch auf die mediale Inszenierung des Klimas richten.

Abb. 4 Das Boich Weinsberg. Historisches Archiv der Stadt Köln.

Wie sich eine kulturanthropologische Herangehensweise im Konkreten gestalten kann, sei im Folgenden an drei historischen Beispielen aufgezeigt.

Beispiel 1: Hermann Weinsberg (1518–1597), der eingangs bereits erwähnte Kölner Chronist. Weinsbergs Tagebuch gehört zu den wichtigsten populärkulturellen Quellen des 16. Jahrhunderts. Es ist seit seiner partiellen Edition – die Publikation erfolgte seit 1886 in fünf Bänden – zugänglich. Zudem entsteht derzeit eine netzbasierte digitale Neuedition.[21] Bei der Lektüre fällt zunächst auf, dass Weinsberg im Grunde

21 Das Buch Weinsberg. Kölner Denkwürdigkeiten aus dem 16. Jahrhundert. 5 Bde. Nachdruck der Ausgabe Leipzig und Bonn 1886–1926 (= Publikationen der Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde III, IV, XVI). Düsseldorf 2000. Vgl. zur digitalen Gesamtausgabe der autobiographischen Aufzeichnungen Hermann Weinsbergs durch die Abteilung für Rheinische Landesgeschichte des Instituts für Geschichtswissenschaft der Universität Bonn: http://www.weinsberg.uni-bonn.de (letzter Aufruf: 4.3.2009). Das Original des Buches Weinsberg lagert bzw. lagerte im historischen Archiv der Stadt Köln, das am 3. März 2009 eingestürzt ist. Manfred Groten (Hg.): Hermann Weinsberg (1518–1597). Kölner Bürger und Ratsherr. Studien zu Leben und Werk. Köln 2005; Wolfgang Schmid: Kölner Renaissancekultur im Spiegel der Aufzeichnungen des Hermann Weinsberg (1518–1597) (= Veröffentlichungen des Kölnischen Stadtmuseums, 8). Köln 1991.

ein Stubenhocker war. Wetterereignisse waren ihm nur dann wichtig, wenn sie Auswirkungen auf die Ernten und Erträge hatten. Bereits im Rahmen seiner generellen Überlegungen in der Vorrede zu seinem Tagebuch im »liber iuventutis« räumt Weinsberg dem Klima jedoch größeren Raum ein. Unmittelbar nach seinen Erörterungen über Politik und Pest gibt er an, auch über Dürre, Misswuchs, Hagel, Feuersbrünste, Zinserhöhungen sowie Wein- und Bierkonjunkturen reflektieren zu wollen. Hier wird deutlich, dass der Kölner Ratsherr sich der Zusammenhänge durchaus bewusst war.[22] Auffällig ist, dass der Chronist das Wetter mit bemerkenswerter Unaufgeregtheit beschreibt, obgleich seine Chronik genau den Beginn jener Epoche abdeckt, die ab 1566 eine deutliche und markante Abkühlung des Klimas und damit auch eine Ideologisierung der Wetterinterpretation brachte, die heute unter dem Stichwort *Kleine Eiszeit* firmiert.[23] Weinsberg, der sich an anderen Stellen ausführlich zu den Debatten seiner Zeit äußert, etwa auch zu den Hexenverfolgungen, schildert Wetterereignisse primär, wenn sie seine Mobilität behinderten, seine Konsumgewohnheiten bedrohten oder wenn sie ihn krank machten.[24] Pragmatisch waren auch seine Bewältigungsstrategien. Er ließ sich ein frostsicheres Esszimmer in sein Haus einbauen und pelzgefütterte

22 »Von der durer zeit, misswass, hagelsclacht, brande und verhohung der zinsen weins und beirs und anders hab ich mit angezagen.« Im Folgenden spezifiziert Weinsberg die Zusammenhänge: »Die veranderungen in religionssachen, von der Auspurgscher confession, von dem Luthero, Zwinglio, Oecolampadio, Calvino, Bucero, Melanthone, wie sich sulche widderwirdigen der romischer kirchen wonderlich geubt und Dutschlant, Engellant, Denmark, Prussen, Saxen und andere vil landen, herrn und stet sich irer leir anhengich gemacht etc., hab ich nit uberhupt. Der sterbden und krankheiten, waher die untstanden und wie man sich in den zeiten der pestilenz in Coln gehalten und wie ich mich domails samt anderen angestalt, ist auch heir angezagen. Von der durer zeit, misswass, hagelsclacht, brande und verhohung der zinsen weins und beirs und anders hab ich mit angezagen. Der gebeu in Coln an graben, kranen, heusern, tornen, platzen, auch der gebeu am haus Weinsberch und miner frunde hab ich nit stilswigend verbeigangen.« Vgl. das Buch Weinsberg (wie Anm. 21), zit. in: http://www.weinsberg.uni-bonn.de/Edition/Liber_Iuventutis/Liber_Iuventutis.htm (letzter Aufruf: 4.3.2009).

23 Christian Pfister: Wetternachhersage: 500 Jahre Klimavariationen und Naturkatastrophen (1496–1995). Bern 1999, bes. S. 53.

24 »Anno 1532 war ein uberaus kalter winter, dieweil ich das feber hatt, und der Rhein bestach sich glich oben Emerich und auch glich under der stat und uff s. Andreis tagfroir der Rhein vur der stat glich und glat zu, wan das man den tag stein uff das eis warf, der ein feil durch, der ander bleib uff dem [53] eis warf, der ein feil durch,

Schlafröcke anfertigen.[25] Wer für das Wetter verantwortlich war, brauchte nicht thematisiert zu werden. Ganz selbstverständlich ging Weinsberg davon aus, dass es Gott war, der das Wetter gab. Erstaunlich ist, dass er extreme Wetterereignisse nie als göttliche Strafe oder als Resultat des Wirkens finsterer Mächte interpretierte. Zudem gibt es bei ihm auch keine Schilderungen über Strategien, das Wetter in irgend einer Weise zu beeinflussen – was vor dem Hintergrund erstaunt, dass er göttlichen Beistand für so gut wie alle Lebensprobleme vom Zahnweh bis zum Erhalt von Jungfernschaft erbat. Ob Weinsberg mit seiner Sichtweise allerdings

der ander bleib uff dem [53] eis ligen. Man sag auch den nachmittag einen hont uber den Rhein laufen; den andern tag zu morgen frohe quamen arm leut uber den Rhein laufen, hatten holzgin gelesen, das sei in die stat trogen. Umb den mittach gab der rector den scholern urlob, das sei spilen sulten gain; hat an den Rhein nit gedacht ader verboden daruber zu gain. Do die scholer loss waren, leifen sei uber den Rhein, so mang jonge so manichen wech, der ein scloich die ban, der ander spilte ball, dop, klotz, boil, was ein jeder wolt, und die burger und burgerschen quamen zu wonder an den Rhein und sagen das spectakel, und war gewislich ein wonder ansehen.« [53] »Disser forst daurten, das das eis nit brach, bis in die christhillige tage, aber es war vurhin wol 6 tag doewidder gewest, das das wasser boven dem eis stunde, das man gein eis sach. Und uff christabent quam ein bode uber den Rhein uff dem eis gurtelsdeifte im wasser gangen nach der stat, hat groisse geschefte eilens, das stunde, als hett er im Rhein gangen; wie er nuhe vur die stat quam uff knechtspeis lengde, war es vur abgeduwet van dem warmen wasser uis der stat und da feil er vam eis under wasser, das man in mit haiken heruis moist trecken; nemans durft sich uff dem wasser mit schiffen wagen umb des uffbrechens willen.« Vgl. das Buch Weinsberg (wie Anm. 21), zit. in http://www.weinsberg.uni-bonn.de/Edition/Liber_Iuventutis/Liber_Iuventutis.htm (letzter Aufruf: 4.3.2009).

25 »Vom mentelen. Die mentel gebräuchtman nit zur staet. Ich hab auch keinen mit fellen gefoedert, andern haben sie mit wolfs, fuxen, swarz romaneischn und andern fellen. Ich hab einen gutten wullen mantel, swarz, bis an die knehe gainde, binnen mit zindel-detort und oben und vur mit flawil gefodert, sonder mauwen mit eim spegelii flawilen bortgin baussen umbher. Einen swarz wullen mit mauen sonder bortgin mit guttem zindel gefoedert. Ein wullen reisemantel color de roy, binnen mit worset, oben etwas flawils dran, brauch den baussen Coln im rene und dreck. Ein swarz dun wullen rein-mentelgin hange ich uber die gut kleider, wan es regent. Ein gutter swarzer wullen mantel, einletzich, seir lank, bis auf die schoin, dissen brauch ich uff dem rauwen, wan emantz van frunden gestorben ist; sunst wan ich in der universiteit reuwich gain, hange ich min swarze wullen koegel uber den langen swarzn rock hinden umb die scholtern und ruck, wie das bei den doctorn bruchlich, da die lange menteln nit breuchlich wie bei burgern und jonkern.« Vgl. das Buch Weinsberg (wie Anm. 21), zit. in: http://www.weinsberg.uni-bonn.de/Edition/Liber_Iuventutis/Liber_Iuventutis.htm (letzter Aufruf: 4.3.2009).

prototypisch für einen katholisch-humanistischen Stadtbürger der Renaissance ist, wird in weiteren Studien zu klären sein. Immerhin deutet Vieles darauf hin, dass er sich im Laufe seines Lebens immer intensiver mit der Thematik beschäftigte. Zu Beginn des »liber senectutis« reflektiert er über Parallelen zwischen dem Charakter der Jahreszeiten und dem Leben des Menschen: »Glich wie nuhe die menschen hinfallen so wehen auch die jaren umb. Wie fast vil kinder, vil jongelinghn, vill jungen und alter menner sich verbirgen also faren die veir theil des jarß auch da her, und wirt alles vergain uff dissen erdtrich, waß worden ist. Der glens oder frolinck gronet, blouwet, wegst, ist gar suberlich und lustich von gronen saftigen krutern und blettern, mancherlei farben und angenemen gerogs blomen, die schoin inß auge, und nasen sin. Eben so sin auch die menschen nach der gebort und in der waxsender kindtheit gar leiblich und schoin und werden noch mehe gezeirt, sin ohn galle einfeltich, spillen samen, sin jederman leidlich und angeneim. Sulcher froelinck ist lang mit mir umb gewesen.« Auch der Sommer sei voller angenehmer Begleiterscheinungen: »Der sommer ist auch frolich, lustich, rustich, uber auß suverlich, warm, und hitzich, dan schirt man die schaiff, beschawet den arn mit gellen helmen und aren durch das felt, samlet das abgemehet graß in die heuberme, smacht daß frohe gewegs erber wolber steinafs garten gekruder. Dan ist der menschs dem glich in der jugendt, ein jonglingh ein jonge jonfrawe und medtlin stehen uffrichtich wegen sich, springen wie hitzer und hinden, haben lust, reithen zu roß, jagen und bissen mit mit honden und falcken, fahen die foegel, wegst innen der bart, sehen umb und umb, greiffen zur ehe.« Und während der Herbst eine Zeit der Ernte sei, komme im Winter für die Natur und das Leben des Menschen die Zeit des »hinscheidenß«.[26]

Mit dem zweiten Beispiel schreiten wir auf der Zeitachse voran und bewegen uns vom Rheinland nach Südosten.

Exemplarisch ist die 1727 entstandene Votivtafel aus dem westlich von Passau gelegenen Marienwallfahrtsort Sammarai, die als volkskundliche Bildquelle anzusehen ist (Abb. 5).[27] Das Anfang des 18. Jahrhunderts

26 Vgl. das Buch Weinsberg (wie Anm. 21), zit. nach: http://www.weinsberg.uni-bonn.de/Edition/Liber_Iuventutis/Liber_Iuventutis.htm (letzter Aufruf: 4.3.2009).

27 Vgl. zu Motivtafeln in der volkskundlichen Forschung Dagmar Hänel: »Maria sei ewigen Dank«. Überlegungen zur Funktion von Votivtafeln, in: Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde, 35, 2003/2004, S. 155–169. Vgl. als Beispiele neuerer Wallfahrtsforschung etwa Dagmar Hänel: Grenzgänger. Auf der Suche nach Heil und

angefertigte so genannte Sammaraier Gnadenbild erscheint hier neben einer schwarzen Gewitterfront im wolkenumgrenzten Lichtloch. Inmitten des Unwetters werden ein in einer Bretterhütte liegender Mann und ein rechts davon auf dem Boden kauerndes Rind von zwei roten Blitzen getroffen. Dazwischen schwelt ein Holzkohlenmeiler. Unter dem Gnadenbild knien eine Frau und zwei Mädchen Rosenkränze haltend, von denen das größere mit einem roten Totenkreuz über dem Kopf gezeichnet ist. So weit eine knappe vorikonographische Beschreibung. Wie ist diese Szene zu interpretieren? Die schwarze Frau betet als Votantin zur über der Szene schwebenden Muttergottes von Sammarai. Die Zentralszene zeigt den Votationsanlass deutlich: Ein lokales Extremwetterereignis, in diesem Fall ein Gewitter, hat ihren Mann sowie zumindest ein Rind durch Blitzschlag getötet. Votivtafeln sind, so hat es Wolfgang Brückner unlängst formuliert, Bestandteil eines religiösen Kommunikationssystems mit der Überwelt.[28] Warum nutzen Menschen Votivtafeln wie diese, um ein Trauma öffentlich darzustellen und mit diesem Bilddokument auch noch eine religiöse Handlung zu verbinden? Eine Votivtafel steht für eine Erzählung, in diesem Fall für eine Erzählung über Krise und Tod, und letztlich über die Überwindung der Krise und die Wiederherstellung der Ordnung. Es wäre gewiss ein lohnendes Unterfangen, Votivtafeln systematisch auf Extremwetterereignisse hin auszuwerten; schließlich werden diese in jenem Kontext völlig anders interpretiert als in den Aufzeich-

Heilung – Wallfahrt zwischen Medizin und Glaube, in: Thomas Hengartner, Johannes Moser (Hg.): Grenzen und Differenzen. Zur Macht sozialer und kultureller Grenzziehungen. Leipzig 2006, S. 515–527; Dietrich Höllhuber, Wolfgang Kaul (Hg.): Wallfahrt und Volksfrömmigkeit in Bayern. Formen religiösen Brauchtums im heutigen Bayern. Nürnberg 1987; Robert Bauer: Bayerische Wallfahrt Altötting. Geschichte, Kunst, Volksbrauch. 4. Veränderte Auflage. München 1998; Rebekka Habermas: Wallfahrt und Aufruhr. Zur Geschichte des Wunderglaubens in der frühen Neuzeit. Historische Studien, Bd. 5. Frankfurt a. M. 1991; Lenz Kriss-Rettenbeck: Wallfahrt kennt keine Grenzen. Themen zu einer Ausstellung des Bayerischen Nationalmuseums und des Adalbert Stifter Vereins, München. München 1984; Albrecht A. Gribl: Altöttingen-Dorfen. Der Begriff der Mehrortswallfahrt anhand eines altbayerischen Beispiels, in: Lenz Kriss-Rettenbeck: Wallfahrt kennt keine Grenzen. Themen zu einer Ausstellung des Bayerischen Nationalmuseums und des Adalbert Stifter Vereins, München. München 1984, S. 193–202; Hubert Kalhammer: Wallfahrtskirche Sammarei. Bistum Passau, Gemeinde Ortenburg, Landkreis Passau. 3., Auflage. München 1987.

28 Wolfgang Brückner: Votive, in: Lexikon für Theologie und Kirche, Bd. 10. Freiburg, Basel, Rom u.a. 2001, Sp. 907–908.

Abb. 5 Votivtafel Sammarei, Muttergottes Typ Cranach (1727).

nungen des Kölner Chronisten Weinsberg. Dies liegt unter anderem daran, dass derartige Votivtafeln vor allem im ländlichen Raum verbreitet waren. Zudem handelt es sich um Quellen, die in höherem Maße von Frauen in Auftrag gegeben bzw. angefertigt wurden als die meisten anderen Quellengruppen, und sie sind in einem eher bildungsfernen und schriftarmen Umfeld angesiedelt.

Der Wert von Votivtafeln für unsere Fragestellung besteht zunächst darin, dass die dargestellten Extremwetterereignisse – hier wird der Muttergottes von Sammarai 1804 gedankt, weil sie einen Mann namens Peter Wimer aus »groser wasser gefahr ... befreut« hat (Abb. 6) – auf eine Interpretation des Wetters als Resultat höherer Mächte verweisen. Wer das Wetter macht, ist dabei letztlich nicht klar. Möglicherweise ist es ein strafender Gott, aber es ist plausibler, dass die Katastrophe finsteren Mächten zugeschrieben wurde und dass das Gebet am Gnadenort in Kombination mit dem Stiften der Votivtafel die Überwindung der Krise durch Gott bewirkte. Auf diese Weise interpretierte Votivtafeln erlauben

Abb. 6 Votivtafel Muttergottes von Sammarai (1804).

Rückschlüsse auf populärkulturelle Glaubenspraxen und damit letztlich auch auf Mentalitäten. Zudem sind Votivtafeln geeignet, lokale Extremwetterereignisse zu rekonstruieren, die in Proxydaten häufig keinen Niederschlag gefunden haben.

Das dritte Beispiel verweist auf eine Ebene mit einer spezifisch fachhistorischen Komponente. Es handelt sich um Superstitionsphänomene, die von Beginn an Gegenstand volkskundlicher Interessen gewesen sind.[29] 1927 bis 1942 kompilierten Eduard Hoffmann-Krayer und Hanns

29 Vgl. zur volkskundlichen Superstitionsforschung etwa Dieter Harmening: Wörterbuch des Aberglaubens. Stuttgart 2005; ders.: Superstitio. Überlieferungs- und theoriegeschichtliche Untersuchungen zur kirchlich-theologischen Aberglaubensliteratur des Mittelalters. Berlin 1979; Dietz-Rüdiger Moser (Hg.): Glaube im Abseits. Beiträge zur Erforschung des Aberglaubens. Darmstadt 1992; Gerda Grober-Glück: Motive und Motivationen in Redensarten und Meinungen. Aberglaube, Volks-Charakterologie, Umgangsformeln, Berufsspott in Verbreitung und Lebensformen.

Bächthold-Stäubli im zehnbändigen »Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens« eine fast erdrückende Materialfülle.[30] Aus heutiger Sicht eher unschätzbare Quelle denn Forschungsergebnis, hat die große Rolle, die das Handwörterbuch der Kontinuitätsprämisse einräumte, die Erforschung populärer Glaubensvorstellungen stark in Misskredit gebracht. Immerhin gelang es Christoph Daxelmüller und Dieter Harmening in den letzten Jahren deutlich zu machen, welches Potenzial derartige Forschungen haben; dieses Potenzial gilt es nun auszuschöpfen. Geht man etwa das Handwörterbuch durch oder schaut man in die großen Sammlungen von Sagen und Volkserzählungen[31], dann fällt auf, dass die Bannung von lokalen Extremwetterereignissen und die Wetterprognostik das neben der Angst vor dem Tod absolut dominierende Motiv ist. Vor allem Hagel, Blitz und Gewitter wurden überproportional thematisiert – als Hexenwerk, als Gottesstrafe oder als Götterwaffe. Hier offenbart sich ein ganzer Kosmos von zudem stets im Fluss befindlichen Interpretationen.[32] So liegen aus Österreich Nachrichten vor, dass man bei Blitzgefahr Männertreu oder Donnerblume nicht ins Haus bringen dürfe.[33] Daraus lassen sich über räumliche Verbreitungen nur bedingt Schlüsse ableiten. Weit zielführender sind jedoch Fragen nach Erklärungsmustern und Bewältigungsstrategien. Dabei ist insbesondere die Tatsache interessant, dass in den vormodernen Agrargesellschaften meist mehrere Deu-

1 Textband, 1 Kartenband (= Atlas der deutschen Volkskunde, Neue Folge, Beiheft 3, hg. v. Matthias Zender). Marburg 1974.

30 Hanns Bächtold-Stäubli, Eduard Hoffmann-Krayer (Hg.): Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, 10 Bde., Berlin, Leipzig 1927–1942. Nachdruck mit einem Vorwort von Christoph Daxelmüller. Berlin 1987.

31 Vgl. etwa Karl Haiding: Österreichischer Sagenschatz, Wien 1965; Johann Adolf Hegl: Volkssagen, Bräuche und Meinungen aus Tirol. Brixen 1897. Christine Shojaei Kawan: Contemporary Legend Research in German-Speaking Countries, in: Folklore, 106, 1995, S. 103–110; Leander Petzoldt: Einführung in die Sagenforschung. Konstanz 1999, sowie zu den modernen Stadtsagen Peter Genath: Moderne Stadtsagen, in: KulTour. Mitteilungsblatt des Volkskundlichen Seminars der Universität Bonn, 12, 2001, Heft 2, S. 5–38.

32 Rolf Wilhelm Brednich: Artikel *Blitz*, in: Enzyklopädie des Märchens, Bd. 2. Berlin, New York 1979, Sp. 476–479. Hans-Jörg Uther: Artikel *Donner*, in: Enzyklopädie des Märchens, Bd. 3. Berlin, New York 1981, Sp. 762–766.

33 Hanns Bächtold-Stäubli, Eduard Hoffmann-Krayer (Hg.): Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Bd. 1. Berlin, Leipzig 1927, Sp. 1399–1419, hier Sp. 1409; Robert Eder: Volkstümliche Überlieferungen aus Nordböhmen, in: Zeitschrift für österreichische Volkskunde, 13, 1907, S. 130–139, hier S. 134.

tungsstränge parallel existierten und auch umgesetzt wurden. Ein Blick zurück auf Weinsberg bestätigt diese These: Für sich selbst negierte er abergläubische Praxen, aber in seinem Umfeld beobachtete er sie wohl und schrieb mit Spott darüber.[34] Schließlich macht ein neuerlicher Blick auf das oben erwähnte Sammaraier Gnadenbild deutlich, dass Teufel oder Geister als Verursacher von Blitz und Unglück zumindest in diesem Fall keinesfalls auszuschließen sind. Schließlich sind auch Bauernpraktiken in diesem Kontext zu verorten, also kalenderartige Sammlungen populärkultureller, meist gereimter prognostischer Wetter-, Vegetations- und Agrarregeln, die oft auch als Bauernregeln bezeichnet werden.[35] Hinsichtlich der tatsächlichen Vorhersage haben Bauernregeln heute faktisch ausgedient. In der Vormoderne kam ihnen freilich eine weitere Funktion zu; folgende Beispiele machen nämlich deutlich, dass diese Regeln Bestandteil eines kulturellen Ordnungssystems waren, das dazu beitrug, Kalender- und Wirtschaftsjahr zu synchronisieren. So hieß es über den Tag des heiligen Antonius, in Tirol »Fackentoni« genannt, also den 17. Januar: »Wenn zu Antonius die Luft ist klar, gibt's ein trockenes Jahr.« Oder: »Große Kälte am Antoniustag, manchmal nicht lange halten mag.« Oder auch: »Antonius mit dem weißen Bart, regnet's nicht, er mit dem Schnee nicht spart.«[36]

Was bleibt als Fazit? Ein abschließender Blick auf die Quellenbeispiele zeigt, dass sie nicht nur für verschiedene Zeiten und Räume stehen, sondern auch für unterschiedliche Strategien der Bewältigung von Extremwetterereignissen. Hermann Weinsberg verfolgte im 16. Jahrhundert eine primär ökonomische Herangehensweise und eine bewusste individuelle Strategie der Katastrophenbewältigung, die immer auch als Teil einer meist unbewusst ausgeführten kollektiven Strategie anzusehen ist. Dagegen bauen Votivtafeln noch stärker eine Brücke vom Individuellen zum Gemeinschaftlichen. Ähnlich wie die vielen architekturalen Zeichen – dazu zählen Wegekreuze, Bildstöcke, Kapellen oder auch der Wetterturm im steirischen St. Radegund – dienen sie nicht zuletzt der

34 Gunther Hirschfelder: Anmerkungen zur Kulturgeschichte der pflanzlichen Drogen in Europa, in: Dietrich Ebeling, Volker Henn, Rudolf Holbach u.a. (Hg.): Landesgeschichte als multidisziplinäre Wissenschaft. Festgabe für Franz Irsigler zum 60. Geburtstag. Trier 2001, S. 523–539.

35 Harmening 2005 (wie Anm. 29), S. 61–62.

36 Horst Malberg: Bauernregeln: Aus meteorologischer Sicht. 2. erweiterte Auflage. Berlin, Heidelberg, New York u.a. 1993, hier S. 80.

Sicherung des heimatlichen Lebensraums. Den angeführten Superstitionsphänomenen schließlich liegt wiederum ein ganz anderes Muster zugrunde: das der Organisation gemeinsamer Verhaltensstrategien bei Extremwetterereignissen und ihrer Abwehr.[37] Was bleibt als Aufgabe für die Kulturanthropologie/Volkskunde? Sie besteht darin, im Verbund aller beteiligten Disziplinen unsere methodischen Instrumentarien einzusetzen, um die gegenwärtigen sozialen und kulturellen Folgen von Wetter und Klima zu beschreiben, auf der Zeitachse zu verorten und zu interpretieren. Denn, so formulierte es Konrad Köstlin in seinem Eröffnungsvortrag zum Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde 1999: »Unsere Formen der Begegnung mit Kultur sind nicht die Formen der Natur. Die Formen dieser Begegnung sind bereits Kultur.«[38] In jedem Fall schärfen die Analyse und Rekonstruktion historischer extremer Witterungsereignisse und des Klimawandels in Verbindung mit den historisch-kulturwissenschaftlichen Perspektiven von Wahrnehmung und Deutung dieser Phänomene sowie der Analyse von Bewältigungs- und Anpassungsstrategien den Blick für die zeitbedingte Verletzlichkeit von Gesellschaften gegenüber Wetter und Klima. Im Verbund aller beteiligten Disziplinen ist langfristig eine Präventionskultur zu entwickeln, die die aktuellen *cultures of disasters* zu ersetzen in der Lage ist.[39]

37 Vgl. Paul Hugger: Elemente einer Ethnologie der Katastrophe in der Schweiz, in: Zeitschrift für Volkskunde, 86, 1990, S. 25–36, bes. S. 26.

38 Konrad Köstlin: Kultur als Natur des Menschen, in: Brednich, Schneider, Werner (wie Anm. 14), S. 1–10, bes. S. 1.

39 Vgl. zu den *cultures of disasters* Richard Dikau, Jürgen Weichselgartner: Der unruhige Planet. Der Mensch und die Naturgewalten. Darmstadt 2005.

Gunther Hirschfelder, Extreme Weather Phenomena and Climate Change as a Perspective for Cultural Scientific Research

Extreme weather phenomena and climate change have decisively influenced the culture and everyday life of pre-modern societies. To date, this circumstance has received little attention in the cultural sciences. There is an enormous potential for the analysis of the cultural interpretation of extreme weather phenomena available to cultural anthropologists/ethnologists who consider both the past and the present in their work. However, interdisciplinary climate impact research is necessary in order to take advantage of these possibilities. From a historical perspective this paper points out the convergence of very different strategies for coping with extreme weather phenomena, strategies that range from a primary individual economic approach to the evolution of superstitious practices as collective behavioral strategies.

Der Imperativ, sich zu verbinden
Neue kulturanthropologische Forschungen zu Verwandtschaft in europäischen Gegenwartsgesellschaften

Michi Knecht

Einer bis in die 90er Jahre des 20. Jahrhunderts hinein verbreiteten Metaerzählung zu Folge haben Relevanz, Präsenz und Funktionen von Verwandtschaft jenseits der Kernfamilie in Europa kontinuierlich abgenommen. Der Beitrag rekonstruiert das Aufbrechen dieser Lehrmeinung und diskutiert neue Fragestellungen zu Verwandtschaft im Kontext von Wissenschaft, Technologie und Transnationalisierung. Ethnographische Beispiele für eine Ausweitung von Verwandtschaftsnetzwerken in Gegenwartsgesellschaften werden im Kontext einer Ethnologie des Kontemporären diskutiert.

Lange Zeit galt die Europäische Ethnologie in ihren beiden Spielarten, der volkskundlich-reformierten und der sozialanthropologisch orientierten, als ein in besonderer Weise dem gerade Vergangenen zugeneigtes Fach. Nicht nur die klassisch außereuropäische Ethnologie des 19. und 20. Jahrhunderts ließ sich in relevanten Teilgebieten als *salvage ethnography* beschreiben, als eine Forschungs- und Darstellungsweise, die auf die Bewahrung und Erinnerung gerade solcher Lebensweisen ausgerichtet ist, die durch beschleunigten Wandel, Kolonialisierung oder Globalisierung als bedroht erscheinen. Es gehörte – und gehört zum Teil – auch zum innerdisziplinären Common Sense der Europäischen Ethnologien, davon auszugehen, dass sich das Fach durch eine besondere Zuständigkeit für Unzeitgemäßes auszeichnet, für Nicht-Modernes und gerade nicht mit besonderen Neuigkeitswerten Behaftetes. Die Europäische Ethnolo-

gie thematisiert demnach vornehmlich solche kulturellen Tatsachen, die bereits im Verschwinden begriffen sind. Das jedoch ist eine entschieden melancholische Sichtweise auf die eigene Disziplin. Sie ist nicht falsch, aber einseitig. Genauso plausibel lässt sich ein Argument dafür führen, dass die Europäische Ethnologie da, wo sie ethnographisch über kulturelle und soziale Alltagspraktiken arbeitet, wie ein seismographisches Früherkennungsprogramm für gegenwärtige soziale und kulturelle Formen operiert. Für dieses Argument gibt es zwei Begründungen: Zur Entdeckung kontemporär sich entwickelnder Konstellationen[1] eignen sich die Ethnologien zum einen deshalb gut, weil ihre Epistemik und Methodik ethnographischer Offenheit absichert, dass die ethnographische Praxis der Begegnung sich in aller Regel nicht an a priori definierten Kategorien und Fragestellungen ausrichtet, sondern zunächst programmatisch breit Eindrücke sammelt und Wissen generiert. Durch diese Weitschweifigkeit werden – auch hinter dem Rücken der Ethnographinnen und Ethnographen – mehr Daten generiert, als die Forschenden überhaupt bewusst suchen können.[2] In diesen nicht einmal gesuchten Daten zeigen sich dann, häufig erst im Nachhinein, in der Analyse oder während des Schreibprozesses die Spuren kontemporärer Prozesse und Figurationen. *Anticipation by default* nennt Strathern diesen in die Logik der Feldforschung systematisch eingebauten Erkenntnismechanismus[3], der die fortgesetzte Produktion von zuvor nicht gewusstem und erwartetem Wissen sichert.[4]

1 Paul Rabinow setzt »das Kontemporäre« entschieden vom »Neuen an sich« ab. Es stehe auch nicht in einem Gegensatz zu Tradition. Entscheidend sei vielmehr die Unterscheidung von Moderne und Gegenwart. Eine Sozial- und Kulturanthropologie des Kontemporären ist dementsprechend durch eine Haltung gekennzeichnet, welche die »clustered elements and configurations of the modern [...] in the process of declusterings and reconfigurations« beobachtet. Paul Rabinow, George Marcus, in Zusammenarbeit mit James D. Faubion und Tobias Rees: Designs for an Anthropology of the Contemporary. Durham, London 2008, S. 58.

2 Marilyn Strathern: Commons & Borderlands. Working Papers on Interdisciplinarity, Accountability and the Flow of Knowledge. Wantage, Oxon 2004, S. 5.

3 Ebd., S. 7.

4 Ausgesprochen interessant ist es, die Produktion neuen Wissens in der ethnographischen und in der experimentellen Praxis zu vergleichen. Die beiden Versuchsanordnungen unterscheiden sich zwar in vielen Punkten deutlich, sie zeigen jedoch auch Konvergenzen. Hier wie dort tritt neues Wissen häufig in unkontrollierter und nicht intendierter Art und Weise auf den Plan. Nicht durch die «vorgesehene Pforte«, sondern durch den »unvorhergesehenen Riss in der Wand« erscheine Neues in Ex-

Als seismographisches Früherkennungsprogramm erweist sich die Europäische Ethnologie zum anderen bisweilen deshalb und da, wo sie an Themen und Zugängen festhält, die andere Sozial- und Kulturwissenschaften bereits unter der Diagnose eines fortschreitenden Bedeutungsverlustes im Prozess der (Spät)Modernisierung ad acta gelegt haben. Oft entpuppen sich solche Einschätzungen jedoch als sozial- und kulturwissenschaftliches Selbst-Missverständnis. Ethnologinnen und Ethnologen (nach konventionellem Verständnis in der disziplinären Aufteilung der Sozial- und Kulturwissenschaften zuständig für »traditionelle Gruppen und Gesellschaften«) gehörten auf Grund ihres Festhaltens an unzeitgemäßen Themen zu den ersten, die auf die anhaltende oder erneut zunehmende Bedeutung öffentlicher Religionen in spätmodernen Gesellschaften verwiesen, auf das Wiedererstarken von Region und den Bedeutungszugewinn des Lokalen in Zeiten akzelerierter Globalisierung sowie auf das unerwartete Auftauchen von Ethnizität als Identitäts- und Differenzkategorie in den 70er Jahren des letzten Jahrhunderts.[5] Wenn es dem Fach gelingt, seine Zuständigkeit für die banalen, unordentlichen Themen des Alltags, auch: für entwertete oder von anderen Wissenschaften wegen ihres geringen symbolischen Kapitalgehalts außer Acht gelassene, anachronistisch wirkende Fragestellungen mit kritischem und aktuellem Theoriebesteck und reflexiven Epistemologien zu verbinden, sind Einsichten in noch nicht fixierte, sich gegenwärtig entwickelnde soziale und kulturelle Formen möglich.

perimentalsystemen, schreibt Hans-Jörg Rheinberger. Die experimentelle Praxis als »Epigraphie der Materie« sei durch Unsicherheit und »tappende« Versuche gekennzeichnet. Hans-Jörg Rheinberger: Experimentalsysteme und epistemische Dinge. Eine Geschichte der Proteinsynthese im Reagenzglas. Göttingen 2002, S. 115.

5 Beispielhaft für eine frühe Thematisierung öffentlicher Religion und sich politisierender religiöser Bewegungen zunächst in islamischen Ländern vgl. Clifford Geertz: Islam Observed. Religious Developments in Morocco and Indonesia. New Haven, London 1968. Gerade die Volkskunde hat das 20. Jahrhundert bei nicht zu leugnender Säkularisierung immer auch als Jahrhundert neu entstehender und neu gedeuteter religiöser Formen, Weltbilder, »Ersatzreligionen« beschrieben, als Epoche eines »kaum glaublichen religiösen Aufbruchs.« Christoph Daxelmüller: Volksfrömmigkeit, in: Rolf Brednich (Hg.): Grundriss der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie. Berlin 1994, S. 401. Zur Wissensgeschichte der Ethnizität vgl. Marcus Banks: Ethnicity: Anthropological Concepts. London, New York 1996, Kap. 2; zu Region Rolf Lindner (Hg.): Die Wiederkehr des Regionalen. Über neue Formen kultureller Identität. Frankfurt a.M., New York 1994.

Ganz ähnlich ist es auch beim Thema Verwandtschaft, über deren anhaltende und trotz konventioneller Relevanz-Verlustthesen auch revitalisierte Bedeutung in westlich-spätmodernen Gesellschaften Europas es im Folgenden gehen soll. Verwandtschaft wurde in euro-amerikanischen Gegenwartsgesellschaften in ihrer Bedeutung als strukturierende und strukturierte Sozialform[6] lange unterschätzt. Trotz einiger konträrer Stimmen und in Richtung größerer Differenziertheit und Nicht-Linearität weisender Forschungsergebnisse war bis weit in die 90er Jahre in den Geschichts-, Sozial- und Kulturwissenschaften ein Interpretament maßgeblich, das eine kontinuierliche Abnahme des Einflusses, der Präsenz und der Bedeutung von Verwandtschaft jenseits der Kernfamilie in Europa postulierte. Nicht zu erwarten war vor diesem Hintergrund, dass sich etwa seit den 80er Jahren die Verwandtschaftsethnologie euro-amerikanischer Gegenwartsgesellschaften zu einem Forschungsfeld entwickeln würde, in dem für die Europäische Ethnologie zentrale und formative theoretische Debatten ausgetragen werden und dessen ethnographische Untersuchungen die Praktiken alltäglichen Verwandtschaft-Machens mit neuem analytischen Werkzeug einsichtsvoll und vielfältig dokumentieren. Dabei kommt es nicht nur zu Neueinschätzungen der Rolle von Verwandtschaft auch über die Kernfamilie hinaus, Neueinschätzungen, welche die Situativität verwandtschaftlicher Exklusions- und Inklusionsmechanismen in vertikaler (Deszendenz) oder horizontaler (Allianz, Geschwisterlichkeit, Patchwork) Dimension betonen. Auch die generelle These eines allgemeinen Niedergangs von Verwandtschaft wird zurückgewiesen, komplexisiert und in neue Fragestellungen überführt.

Ich beginne meine Überlegungen zum gestiegenen ethnologischen Interesse an Verwandtschaft in europäischen Gegenwartsgesellschaften mit einem kurzen Streifzug durch die neuere, also noch nicht sehr weit zurückliegende Wissenschaftsgeschichte. Dabei frage ich nach den Faktoren und Konstellationen, die dazu beigetragen haben, das Unterfach »Verwandtschaftsethnologie« aus einem Zustand deutlicher Verkrustung noch in den 80er Jahren herauszulösen, es praxistheoretisch zu dynamisieren und durch neue Fragestellungen zu technologisch unterstützter Verwandtschaft, zur Wissensbasierung von Verwandtschaft und zu

6 Vgl. Pierre Bourdieu: Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabylischen Gesellschaft. Frankfurt a.M. 1976; sowie Marilyn Strathern: After Nature. English Kinship in the Twentieth Century. Cambridge 1989.

Transnationalisierung wiederzubeleben. In einem zweiten Schritt begründe ich an Hand ethnographischer Daten aus einem seit 2004 im Rahmen des Sonderforschungsbereiches 640[7] am Institut für Europäische Ethnologie in Berlin durchgeführten, komparativen Forschungsprojektes zu Adoption und assistierenden Reproduktionstechnologien in Istanbul und Berlin[8], warum Verwandtschaftsforschung gegenwärtig auch mit wissens- und wissenschaftsanthropologischen Fragestellungen operiert. Im dritten und letzten Teil des Textes geht es um das Phänomen einer Erweiterung von Verwandtschaftsnetzwerken, um einen *Gegentrend* also zur modernisierungstheoretischen Erwartung einer progressiven Einschrumpfung europäischer Verwandtschaftskonstellationen auf immer kleinere Gruppen und schließlich nur noch auf die »Kleinfamilie« oder sogar noch kleiner, auf dyadische Eltern-Kind-Grundeinheiten. Am Beispiel dreier ethnographischer Vignetten berichte ich von sich ausweitenden verwandtschaftlichen Vernetzungsaktivitäten, die ich in Anlehnung an ein Konzept der britischen Sozialanthropologinnen Sarah Green, Penny Harvey und Hannah Knox als Facetten des »Imperatives, sich zu verbinden« beschreibe.[9] Diese Ausweitungen von Verwandtschaft stellen keineswegs einen verallgemeinerbaren Trend dar. Sie verweisen aber auf

7 Das gemeinsame Forschungsthema dieses Sonderforschungsbereiches, der durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) finanziert wird, lautet »Repräsentationen sozialer Ordnungen im Wandel: Intertemporäre und interkulturelle Vergleiche«. Die derzeitige Bewilligungsphase erstreckt sich bis 2012.

8 Im Team des Forschungsprojektes »Verwandtschaft als Repräsentation sozialer Ordnung und soziale Praxis« arbeiten Stefan Beck, Nurhak Polat, Maren Klotz und die Autorin zusammen; bis 2007 war auch Sabine Hess Teil der Forschergruppe. Ich danke meinen Kolleginnen und Kollegen sehr herzlich für ihre Kollegialität, gute Ethnographie und vielfältige theoretische Anregungen. Zahlreiche Einsichten auch in diesem Artikel sind der teamorientierten Zusammenarbeit in diesem Projekt entsprechend kollektiven Ursprungs; alle empirischen Daten stammen aus der Arbeit dieses Forschungsprojektes. Die Namen der Protagonistinnen und Protagonisten wurden anonymisiert.

9 Sarah Green, Penny Harvey, Hannah Knox: Scales of Place and Networks. An Ethnography of the Imperative to Connect through Information and Communications Technologies, in: Current Anthropology, 46, 5, 2005, S. 805–826. Ich danke Jeanette Edwards für den Hinweis auf diesen Text. Wichtige Überlegungen zur Macht des sich Verbindens und zu den Netzwerkoptionen von Verwandtschaft finden sich auch in Jeanette Edwards, Marilyn Strathern: Including our own, in: Janet Carsten (Hg.): Cultures of Relatedness. New Approaches to the Study of Kinship. Cambridge, New York 2000, S. 149–166.

kontemporäre Möglichkeiten des Verwandtschaft-Machens unter dem Signum intensivierter Globalisierung, die für emergente soziale Formen indikativ sein könnten.

Zur Revitalisierung von Verwandtschaft als Forschungsthema der Europäischen Ethnologie

Die klassische Kultur- und Sozialanthropologie außereuropäischer Kulturen verstand Verwandtschaft seit ihren disziplinären Anfängen im ausgehenden 19. Jahrhundert als primären Vergesellschaftungsmodus so genannter »Gesellschaften ohne Staat«[10]. Für die frühe Ethnologie konnte Verwandtschaft in ihren politischen und ökonomischen Bedeutungen kaum überschätzt werden. Gewöhnlich wurde sie in einem dualen Modus perspektiviert[11]: als Überbau *und* Infrastruktur, Organisationsform der Reproduktion *und* Ideologie, Praxis *und* Repräsentation, Natur *und* Kultur. Verwandtschaft schien darüber hinaus universell zu sein. Sie verwies auf soziale Beziehungen, die auf der Grundlage von kulturell je spezifischen und durchaus sehr heterogenen Vorstellungen darüber gebildet wurden, wie Menschen in die Welt kommen und im Laufe ihres Heranwachsens zu vollständigen sozialen Personen reifen. Verwandtschaftsbeziehungen können durch Geburt erworben, durch Heirat initiiert, durch Zeit, Biologie, Ähnlichkeit, geteilte Substanzen oder Rechtstitel gerechtfertigt und autorisiert werden. Die Dokumentation der Varianz verwandtschaftlicher Klassifikationssysteme und kultureller Konzepte gestaltete sich aufwendig und mühsam: akribisch wurden Verwandtschaftsbezeichnungen und Terminologien generiert und ein hochspezialisiertes Vokabular im Dienste interkulturellen Vergleiches entwickelt. Insbesondere nach der Durchsetzung empirisch-ethnographischer Forschungsmethoden im Fach und mit dem Aufstieg des Strukturfunktionalismus in den zehner und zwanziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts produzierte die Ethnologie meisterliche Beschreibungen verwandtschaftlich geprägter Gruppen und Gesellschaften, die die Dynamik

10 Fritz Kramer, Christian Sigrist: Gesellschaften ohne Staat. 2 Bde., Frankfurt a.M. 1978.

11 Michael Peletz: Kinship Studies in late Twentieth-Century Anthropology, in: Annual Review of Anthropology, 24, 1995, S. 343–372, hier S. 353.

und Politisierbarkeit von Verwandtschaft sowie ihre Verwobenheit mit ökonomischen, religiösen und ästhetischen Dimensionen im Sinne eines *fait social total* (Marcel Mauss) in bis heute gültigen Portraits festhielten. Diese Beschreibungen bilden bis heute die Grundlage für ein globales Wissensarchiv menschlicher Beziehungsformen.

Für Europa hingegen wurde schon bald von einem für den Prozess der Moderne konstitutiven Funktions- und Bedeutungsverlust ausgegangen, als dessen Resultat Verwandtschaft auf eine Residualkategorie zusammenschrumpfte, die nur noch kompensatorisch bestimmte Zumutungen des modernen Lebens auszugleichen hatte. Verkürzt ausgedrückt: Den außereuropäischen Anderen wurde Verwandtschaft als einzige Sozialstruktur zugeteilt, die wirklich wichtigen Aspekte in »unserer Gesellschaft« hingegen, so die Annahme, waren vom Prinzip des Vertrags, des Rechts, dem Primat individueller Autonomie und dem Staat strukturiert. Verwandtschaft wurde zu einem Mittel der großen Trennung, der kategorialen Differenzmarkierung: *the West and the rest.*

Mit dieser Einschätzung stand die komparative Sozial- und Kulturanthropologie keineswegs alleine. Eine »epistemologische Konstellation der kategorialen Vernachlässigung von Verwandtschaft«[12] herrschte im Prinzip bis in die 90er Jahre in allen Sozial- und Geschichtswissenschaften vor.[13] Spätestens seit dem Mittelalter wurde für Europa ein Niedergang von Verwandtschaft konstatiert, bei dem es zu einem Verlust extensiver Verwandtschaftsbande in der Breite wie in der Tiefe gekommen sei. Am Ende dieser Entwicklungen erschien die Kernfamilie als dominante Familienform und Verwandtschaft – im Sinne von Allianzen über Blutsverwandte hinaus, aber auch im Sinne von sozialen Reproduktionsformen jenseits der Kernfamilie – weitgehend irrelevant. Natürlich gab es seit den 60er Jahren auch ethnologische Autorinnen und Autoren, die diese polaren Sichtweisen vermieden oder aufbrachen. In London beispielsweise ethnographierte der britische Sozialanthropologe Raymond Firth zu Beginn der 50er Jahre die anhaltende Bedeutung sozialer Unterstützung weit über die Kernfamilie hinausgehender verwandtschaftlicher

12 Margareth Lanzinger, Edit Saurer: Politiken der Verwandtschaft. Einleitung, in: Margareth Lanzinger, Edit Saurer (Hg.): Politiken der Verwandtschaft: Beziehungsnetze, Geschlecht und Recht. Göttingen 2007, S. 7–22, hier S. 12.

13 Vgl. Carola Lipp: Verwandtschaft – ein negiertes Element in der politischen Kultur des 19. Jahrhunderts, in: Historische Zeitschrift, 283, 1, 2006, S. 31–77.

Bindungen in unterschiedlichen urbanen, sozialen Milieus.[14] Für schwarze, innerstädtische Unterschichten in den USA unterstrich Carol Stack die Kreativität ausgedehnter Familien- und Verwandtschaftsnetzwerke im Umgang mit ökonomischer Marginalisierung und struktureller Benachteiligung.[15] Besonders relevant für die europäische Ethnologie waren die Untersuchungen Eric R. Wolfs, der Verwandtschaft im Kontext europäischer Modernen niemals bloß als Relikt oder Kompensationsraum begriff, sondern stets als notwendige Parallelstruktur und *interstitial domain* (eine Art Zwischenraum der Verbindungen und Fugen).[16]

Doch trotz solcher Arbeiten und Gegentendenzen blieben über die Kernfamilie hinaus reichende verwandtschaftliche Netzwerke in den Gegenwartskulturen Europas durch die Sozial- und Kulturanthropologie Europas weitgehend unteruntersucht. Als systematisch soziale Differenzen und Ungleichheiten hervorbringende soziale Kategorie war Verwandtschaft im Vergleich zu Ethnizität, Geschlecht und Klasse massiv unterbewertet.[17]

Gegen Ende der 60er Jahre des zwanzigsten Jahrhunderts geriet die Verwandtschaftsethnologie als bis dahin vielleicht wichtigste Bindestrich-Subdisziplin der kulturvergleichenden Sozial- und Kulturanthropologie in eine Krise. Die hohe Welle des Strukturalismus war abgeflacht, und die Verwandtschaftsethnologie verlor ihre Stimme als analytisches Zentrum und theoretischer Impulsgeber der Disziplin. Sie stagnierte. Als ich in der Mitte der 80er Jahre in Köln Ethnologie studierte, konnte man uns Studierende mit Verwandtschaftsethnologie jagen. Wir fanden sie formalistisch, begriffshubernd, steril und in hohem Maße irrelevant für die Fragestellungen, die uns ins Fach getrieben hatten. Wichtige Problemstellungen der Verwandtschaftsethnologie, Fragen nach der Entstehung sozialer Ordnung, nach der sozialen Konstitution von Person-Konzepten, Zusammengehörigkeit und Reziprozität, nach Grenzen und Differenzen, waren in andere Themenbereiche ausgewandert oder wurden unter ande-

14 Raymond Firth: Two Studies of Kinship in London. London: University of London/ The Athlone Press 1956.

15 Carol B. Stack: All Our Kin: Strategies for Survival in a Black Community. New York 1974.

16 Eric R. Wolf: Kinship, Friendship, and Patron-Client Relations in Complex Societies, in: Eric Wolf: Pathways of Power. Building an Anthropology of the Modern World. Berkeley, Los Angeles & London 2001 (zuerst 1966), S. 166–183.

17 Lanzinger, Saurer (wie Anm. 12), S. 11.

ren Überschriften weiterverhandelt: Geschlechterforschung, Nation als imaginäre Gemeinschaft, Identitätspolitik, Transnationalismus.[18] Trotz des enormen Wissens, das Ethnologen über Verwandtschaft in außereuropäischen Kulturen angehäuft hatten, trug ethnologisches Verwandtschaftswissen kaum noch etwas zur Theoriebildung und zur Arbeit an den Grundbegriffen »Gesellschaft« und »Kultur« bei. Immer deutlicher wurde zudem, dass da, wo die Verwandtschaftsethnologie Universalismen behauptet hatte, häufig eher Ethnozentrismen im Spiel waren. Als einflussreicher Kritiker der konventionellen ethnologischen Verwandtschaftsforschung machte sich vor allem der amerikanische Kultur- und Symbolanthropologe David Schneider[19] einen Namen. Schneider negierte die universelle Existenz von »Verwandtschaft« als einen in der Biologie der Reproduktion verwurzelten Tatbestand. Die Verwandtschaftsethnologie habe, wo sie eine »genealogical unity of mankind« behauptete, letztlich lediglich indigen-europäische Verwandtschaftsvorstellungen global exportiert. Die Annahme, dass Biologie immer und überall Verwandtschaft konstituiere und lediglich je kulturell überformt sei, wurde als Biologismus westlicher Kulturen denkbar.[20] Dass Verwandtschaft zwar immer einen Rekurs oder Verweis auf biologische Verbundenheit beinhalte, dass Vorstellungen über die Beschaffenheit dieser »natürlichen« Verbindungen kulturell jedoch höchst variabel ausfallen, hatte Ernest Gellner bereits früher überzeugend herausgearbeitet.[21]

Parallel zu den ethnologischen Verwandtschaftsforschungen untersuchte die Volkskunde Formen und Typen, Feste und Biographien der europäischen Familie. Ihre Einschätzungen zur historischen Entwicklung fielen da vergleichsweise realistischer aus, wo sie sich mit Demographen und Sozialhistorikern zusammentat, um durch die Auswertung mas-

18 Vgl. hierzu auch Kath Weston: Kinship, Controversy, and the Sharing of Substance: The Race / Class Politics of Blood Transfusion, in: Sarah Franklin, Susan McKinnon (Hg.): Relative Values. Reconfiguring Kinship Studies. Durham, London 2001, S. 147–174, hier S. 149.

19 David Schneider: American Kinship: A Cultural Account. Englewood Cliffs, NJ 1968, sowie Ders.: A Critique of the Study of Kinship. Ann Arbor 1984.

20 Vgl. Janet Carsten: After Kinship. Cambridge (UK) und New York 2004, S. 18 ff.; Sarah Franklin, Susan McKinnon: Introduction: Relative Values – Reconfiguring Kinship Studies, in: Dies. (Hg.). Relative Values. Reconfiguring Kinship Studies. Durham, London 2001, S. 1–25, hier S. 2 f.

21 Ernest Gellner: The concept of kinship: With special reference to Mr. Needham's 'Descent Systems and ideal language', in: Philosophy of Science, 27, 2, S. 187–204.

senhafter historischer Quellen etliche Annahmen über Verwandtschaft und Familienformen in der geschichtlichen Entwicklung Europas als alte Zöpfe abzuschneiden. So relativierte die historisch-anthropologisch-volkskundliche Familien- und Verwandtschaftsforschung weitverbreitete Mythen über die Spezifik europäischer Familien- und Verwandtschaftsmodelle durch neues Wissen über alte Familien- und Verwandtschaftsverhältnisse. Ungewöhnlich erfolgreich war die historisch-anthropologische Familien- und Verwandtschaftsforschung in den letzten Jahrzehnten insbesondere in der Zurückweisung gängiger Vorstellungen über den mehr oder weniger kontinuierlichen Funktions- und Bedeutungsverlust von Familie und Verwandtschaft in Europa seit dem Mittelalter. Neue Forschungen zeigen andere, zum Teil sogar gegensätzliche Trends. Die historische Familienforschung konnte vor allem die Heterogenität familien- und haushaltsbezogener Lebensformen rekonstruieren und zeigen, dass die spezifisch europäische Form der Gattenfamilie keineswegs eindeutig ein Produkt der Industrialisierung war, sondern in ihren konstitutiven Elementen sehr viel älteren Datums ist, beziehungsweise in vielen Epochen ein übliches oder mindestens nicht seltenes Familienmodell darstellte.[22] Dies ermöglichte neue Fragen nach dem Verhältnis von Verwandtschaft, Familie und Religion[23], nach der Rolle von Verwandtschaft in der Formation und Transformation von Klassenstrukturen[24] und nach dem Zusammenhang von Verwandtschaft und Individualisierung.[25] Neueste Untersuchungen thematisieren unter anderem, wie sich im Übergang zur Moderne und parallel zum Aufstieg des Staates engmaschige verwandtschaftliche Kooperations- und Tauschnetze in der horizontalen, auf Alli-

22 Vgl. Peter Laslett: The World We Have Lost. London 1965; Hans Medick, David Sabean (Hg.): Emotionen und materielle Interessen. Sozialanthropologische und historische Beiträge zur Familienforschung. Göttingen 1984; Heide Rosenbaum, Elisabeth Timm: Private Netzwerke im Wohlfahrtsstaat. Familie, Verwandtschaft und soziale Sicherheit im Deutschland des 20. Jahrhunderts. Konstanz 2008.

23 Exemplarisch Jack Goody: Die Entwicklung von Ehe und Familie in Europa. Frankfurt a.M. 1989; Michael Mitterauer: Historisch-Anthropologische Familienforschung. Fragestellungen und Zugangsweisen. Wien, Köln 1990.

24 Carola Lipp: Kinship Networks, Local Government and Elections in a Town in Southwest Germany 1800–1850, in: Journal of Family History, 30, 4, 2005, S. 347–365; David Warren Sabean: Kinship in Neckarhausen, 1700–1870. Cambridge, New York 1997.

25 Martine Segalen: Die Familie. Geschichte, Soziologie, Anthropologie. Frankfurt a.M., New York 1990 (Originalausgabe Paris 1981).

anzen und Heiraten gründenden Verwandtschaft etablierten[26], während sich parallel zur Klassengesellschaft des 19. Jahrhunderts Linearität und Deszendenz betonende Vorstellungen von Verwandtschaft verstärkten.[27] Die Einschätzungen zur historischen Entwicklung wurden vor allem während der letzten zwei Jahrzehnte insgesamt differenzierter und argumentieren entlang unterschiedlicher, auch widersprüchlicher Pfade. Verwandtschaft wurde als dynamisches Element in der Entwicklung europäischer Gesellschaften *und* als zentraler – mikro- und makrohistorische Fragestellungen verbindender – Gegenstand der Geschichtswissenschaften rehabilitiert. Gleichzeitig wurde aber im Rahmen volkskundlicher Familienforschung nie in Frage gestellt, was Verwandtschaft eigentlich sei. Das blieb vorausgesetzt. Gegenwartsorientierte Forschungen sind meist weiter auf Familien beschränkt und fokussieren stark auf Einzelphänomene – Kindheit, Alter, Hochzeitsformen, Arbeiterfamilien usw. – oder lokale Besonderheiten, häufig auch ohne diese im Kontext breiterer Entwicklungen zu theoretisieren.

Bei der Revitalisierung der Verwandtschaftsethnologie seit den ausgehenden 80er und den frühen 90er Jahren des 20. Jahrhunderts waren wissenschaftliche Innovationen und gesellschaftliche Veränderungen eng miteinander verbunden. Die amerikanische Ethnologin Kath Weston hat darauf hingewiesen, dass das Konzept der Verwandtschaft eine ähnliche soziale und mediale Flugbahn durchlaufen hat wie der Begriff der »Rasse«: Beide wurden als theoretische Optionen und analytische Begriffe von der Ethnologie zwischenzeitlich aufgegeben, führten aber in der Öffentlichkeit, in den sozialen Alltagswelten und in den Mediendiskursen ein markantes, ambivalentes und häufig umkämpftes Weiterleben.[28] Das war in den gesellschaftlichen Transformationsprozessen und Debatten seit Ende der 80er Jahre offensichtlich: Die dynamische Entwicklung so genannter assistierender Reproduktionstechnologien und ihre umstrittene gesellschaftliche Aneignung, die neue Genetik und ihre diagnostischen Instrumente (Vaterschaftstests), die soziale Ausdifferenzierung familiärer Lebensgemeinschaften, Fragen zum Heirats-, Adoptions- und Reproduktionsrecht homosexueller Frauen und Männer, all das brachte

26 Jon Mathieu, Simon Teuscher, David Warren Sabean (Hg.): Kinship in Europe. Approaches to the Long-Term Development (1300–1900). Oxford 2007.

27 David Warren Sabean, Simon Teuscher: Kinship in Europe: A New Approach to Long Term Development, in: Mathieu, Teuscher, Simon (wie Anm. 26), S. 1–32.

28 Weston (wie Anm. 18), S. 150.

Familie, Verwandtschaft, Abstammung, Obligation und Zusammenhalt in den Fokus gesellschaftlicher Aufmerksamkeit. Parallel dazu ging die innerwissenschaftliche Erneuerung vor allem von feministischen, historischen und politischen Anthropologen aus: Strukturalistische und strukturfunktionalistische Thematisierungen von Verwandtschaft als System wurden von praxisanthropologischen Fragestellungen abgelöst. Das dichotome Modell, das in staatenlosen Gesellschaften Verwandtschaft als exklusives Strukturprinzip sozialer Ordnungen beschrieb, den Einfluss überregionaler Märkte, kolonialer Strukturen und interkultureller Kontakte dort jedoch unterschätzte und gleichzeitig den zweifellos markanten Bedeutungsverlust von Verwandtschaft in euro-amerikanischen Gesellschaften übertrieb, wurde überwunden.[29] Aus der Perspektive der kulturvergleichenden Sozial- und Kulturanthropologie steht gegenwärtig neu in Frage, wie sich Verwandtschaft – eingespannt in widersprüchliche Prozesse der Globalisierung und Lokalisierung – gegenüber anderen Ordnungen des Sozialen verhält. Ebenso offen ist die Frage nach der Vitalität der strukturierenden Struktur »Verwandtschaft«: ob sie weiter als Modell und Leitimagination in der Herstellung von Beziehungen dienen wird, oder ob das europäische Verwandtschaftsparadigma mit seiner biosozialen Doppelstruktur (Blut/Gene und Code/Gesetz/langanhaltende, diffuse Solidarität) sich erschöpft. Wie, wo und unter welchen Umständen Verwandtschaft nicht mehr, weiterhin oder sogar verstärkt als Leitmodell für langfristige Beziehungen, Obligationen über Generationen hinweg und die sozialen Konsequenzen biologischer Reproduktion fungiert, kann nur empirisch untersucht werden.

29 Von besonderer Bedeutung für die Revitalisierung verwandtschaftsethnologischer Forschungen in Europa sind zweifellos die Arbeiten der britischen Sozialanthropologin Marilyn Strathern: After Nature. English Kinship in the Late Twentieth Century. Cambridge u.a. 1992 sowie Dies.: Reproducing the Future. Anthropology, Kinship and the New Reproductive Technologies. New York 1992.

Ethnographische Forschung zu »making kin« und zur Wissensbasierung von Verwandtschaft

Erst im Kontext der Expansion von Genetik, Biotechnologien und Reproduktionsmedizin ist eine Vermutung David Schneiders wieder aufgegriffen und in weitere Fragestellungen überführt worden, die dieser bereits Ende der 60er Jahre über westliche Verwandtschaftsdefinitionen geäußert hatte.[30] Diese, so Schneider, würden sich immer dann verändern, wenn »neues« wissenschaftliches Wissen über die »Natur« oder »Biologie« dieser Beziehungen verfügbar werde.[31] Denn euro-amerikanische Verwandtschaftsverständnisse seien wissensbasiert; ein augenfälliges Beispiel dafür, wie Gesellschaft in Wissenschaft und Wissenschaft in Gesellschaft eingebettet ist.[32] Verwandtschaftswissen hat mit Beziehungen und Identitäten zu tun, es ist in besonderer Weise relational. Während vorhandene Informationen über Verwandtschaftsbeziehungen noch nichts darüber aussagen, wie sie interpretiert, genutzt, ignoriert oder in Dienst genommen werden, gilt für das westlich-europäische Verwandtschaftssystem Marilyn Strathern zu Folge, dass Verwandtschaftswissen *als Information* jedenfalls auch nicht einfach zurückgewiesen werden kann. Sie schreibt: »Because kinship identity is realised within a field of relationships, knowing about one's kin is also knowing about oneself. One has no option over the relationships; any subsequent selection or rejection implies selecting or rejecting those who are already one's relatives or else revealed not to be relatives at all.«[33] In Gegenwartsgesellschaften ist dieses Wissen häufig wissenschaftlich ausgewiesen und legitimiert – genetische Vaterschaftstests, Gutachten, Blutproben –; es konstituiert *und* verifiziert Verwandtschaft mit wissenschaftlicher Autorität.[34] Verwandtschaft wird deshalb zu einem wichtigen Forschungsfeld für all diejenigen Ethnologinnen und Ethnologen, die sich für die komplexen Interaktionen und Ko-Produktionen von Wissenschaft und Gesellschaft

30 Carsten (wie Anm. 20), S. 165.

31 Ebd.

32 Marilyn Strathern: Kinship, Law and the Unexpected. Relatives are Always a Surprise. Cambridge u.a. 2005, S. 46.

33 Ebd., S. 69.

34 Hierzu ausführlicher Michi Knecht: Reproduktionstechnologien und die Biomedikalisierung von Verwandtschaft – Anmerkungen aus ethnographischer Perspektive, in: Das Argument, 275, 2008, S. 179–194.

interessieren. Zugleich fällt auf, dass eine immense Zunahme und Verfügbarkeit von Wissen, wenn auch sehr unterschiedlich verteilt, eine der hervorstechendsten Merkmale intensivierter Globalisierung darstellt. Während die Tatsache, dass Verwandtschaft wissensbasiert ist, in europäischen Gesellschaften keineswegs ein Novum darstellt, lässt sich doch fragen, in wieweit die Veränderung von Wissen auf Verwandtschaftsformen und -praktiken zurückwirken.

Diesem Zusammenhang zwischen Verwandtschaft und wissenschaftlichem Wissen gehen neuere Forschungen zu Verwandtschaft in Europa gegenwärtig an ungewöhnlichen Orten und in unerwarteten Themenfeldern nach: unter Experten für künstliche Intelligenz (Stefan Helmreich), im Gespräch mit britischen Eizellspenderinnen (Monica Konrad) oder »auf Wurzelsuche« mit jungen, norwegischen Erwachsenen, die als Kinder transnational adoptiert wurden (Signe Howell)[35] sowie in den Laboren der Stammzellforscherinnen und -forscher, in denen sich Reproduktionstechnologien und Genetik verbinden. Diese Untersuchungen haben Gewicht als exemplarische, ethnographische Analysen der inhaltlichen Rückkoppelungsschleifen und Kommunikationsakte, durch die genetisches, reproduktionsmedizinisches, rechtliches, psychologisches und sozialwissenschaftliches Wissen »sozialisiert«, also in komplexen Prozessen gesellschaftlich eingearbeitet wird. Was die »Wissensbasierung« von Verwandtschaft aus der Perspektive des Alltags bedeuten kann, erforsche ich gemeinsam mit Kolleginnen und Kollegen seit gut fünf Jahren in einer ethnographisch-vergleichenden, auf zehn Jahre angelegten Langzeitstudie in Istanbul und Berlin. In den ersten vier Jahren haben wir primär mit Familien oder Eltern-Kind-Konstellationen in der Gründungsphase geforscht und unsere Protagonistinnen in Kliniken und Labore, zu Ämtern und Adoptionsagenturen begleitet. In der aktuellen Phase haben wir das Augenmerk auf die Veralltäglichung von technologisch assistierter oder in Adoption verankerter Verwandtschaft gelegt. Analytisch verfolgen wir

35 Stefan Helmreich: Kinship in Hypertext: Transubstantiating Fatherhood and Information Flow in Artificial Life, in: Franklin, McKinnon (wie Anm. 18), S. 116–143; Monica Konrad: Nameless Relations. Anonymity, Melanesia and Reproductive Gift Exchange between British Ova Donors and Recipients. New York, Oxford 2005; Signe Howell: Self-Conscious Kinship: Some Contested Values in Norwegian Transnational Adoption, in: Franklin, McKinnon (wie Anm. 18), S. 203–245; Sarah Franklin: Embryonic Economies: The Double Reproductive Value of Stem Cells, in: BioSocieties, 1, 2006, S. 71–90.

verstärkt die Rolle von naturwissenschaftlichem, genetischem, sozialem und regulativem Wissen in der Konstitution von Verwandtschaftspraktiken. Damit dies ein bisschen anschaulicher wird, möchte ich im Folgenden drei ethnographische Vignetten präsentieren. Die Protagonisten dieser drei Szenen stehen für eine ganz spezifische soziale Untergruppe in unserem Sample, deren Situation in keiner Weise verallgemeinert werden darf: Urbane Berliner, mit soliden ökonomischen Mitteln und hohem Bildungsgrad.[36] Die Vignetten illustrieren unterschiedliche Projekte des Verwandtschaft-Machens und des Umgangs mit Verwandtschafts-Wissen.

In der Geschichte, die uns Martina Lieb, 45 Jahre alt, promovierte Akademikerin, alleinerziehende Mutter von Myriam (7 Jahre) in Prenzlauer Berg erzählt, spielen unterschiedliche Wissensformen eine Rolle.[37] Myriam wurde durch Spendersamen gezeugt, den Martina Lieb in den USA gekauft hatte und dann durch die Mitarbeiterin eines professionellen Hebammenkollektivs in Berkeley einführen ließ. In Deutschland war die Zeugung mittels »halboffener Samenspende« zu diesem Zeitpunkt nicht möglich. Bei einem solchen Verfahren wird der Spender lediglich vorübergehend anonymisiert. Vertraglich erklärt er sich damit einverstanden, auf Wunsch des mit Hilfe seines Samens ins Leben gekommenen Kindes bei dessen Eintritt ins Erwachsenenalter identifiziert zu werden und auch kontaktierbar zu sein. Frau Lieb beschritt deshalb notwendigerweise einen langwierigen Planungs- und Entscheidungsweg, der es primär erforderlich machte, sich Wissen anzueignen: Sie informierte sich über Samenbanken in mehreren Ländern, recherchierte alternative,

36 Aussagefähige Daten über die soziale Verteilung des Zugangs zu Adoption und assistierenden Reproduktionstechnologien liegen für Deutschland und die Türkei leider nicht vor. Die hohen Kosten besonders der technologischen Optionen selektieren die Nutzerinnen und Nutzer jedoch klar – umso mehr, seit im Jahr 2004 in Deutschland die vollständige Übernahme der Kosten für die Inanspruchnahme von Reproduktionstechnologien bei diagnostizierter Kinderlosigkeit durch die Krankenkassen abgeschafft wurde. In der Türkei hingegen geht der gesellschaftliche Konsens zwar noch nicht flächendeckend, aber doch erkennbar eher in Richtung einer stärker durch die Krankenkassen bezuschussten Nutzung dieser Verfahren für verheiratete Paare.

37 Eine ausführlichere Form dieser Fallgeschichte findet sich in Stefan Beck, Sabine Hess, Michi Knecht: Verwandtschaftsverhältnisse in Transformation: »Making Kin« in transnationalen Räumen, in: Jörg Baberowski, Hartmut Kaelble, Jürgen Schriewer (Hg.): Selbstbilder und Fremdbilder. Repräsentationen sozialer Ordnungen im Wandel. Frankfurt a.M. 2008, S. 365–397, hier S. 367 ff.

nicht-kommerzielle und nicht-medikalisierte Formen der Samenspende, las umfassend Fach- und Ratgeberliteratur, beteiligte sich an Internet-Chats für »single mothers by choice« und ließ sich von einer Psychologin über die Konsequenzen anonymer, offener oder halboffener Samenspenden für die so gezeugten Kinder beraten.[38] Frau Lieb wurde zur Expertin dieser Familienform. Wissen ist bei Vorhandensein spezifischer Ressourcen – Internetkompetenz, Mehrsprachigkeit, Zeit und Geld – relativ frei verfügbar; seine Einarbeitung in lokale Lebenswelten aber stellt ein komplexes Unterfangen dar. Frau Lieb machte die einschneidende Erfahrung, dass die Situation einer Mutter-Kind-Beziehung nach Kindszeugung durch anonyme Samenspende sich für eine alleinstehende Frau in Deutschland ganz anders darstellt als in den USA. Ihr mangelt es an Infrastrukturen der Unterstützung und an sozialen Kontakten zu Frauen, die vergleichbar leben. Im Umgang mit Freunden und Fremden, Familie und Behörden hat sie situationsabhängige Kommunikationspolitiken entwickelt. Fein kalibriertes Abwägen und bisweilen auch Schweigen über ihre Situation erscheinen ihr im Sinne sozialer Vorsicht und persönlichen Schutzes vor Stigmatisierung bisweilen unvermeidlich zu sein.

Wissenspraxen im Verlauf eines Adoptionsprozesses lassen sich in der Geschichte von Gunda Körner und Thomas Lembrandt rekonstruieren.[39] In Punkto Informationsbeschaffung, Selbstaufklärung, Kontaktanbahnung und Auseinandersetzung mit eigenen und fremden moralischen Maßstäben hatten Körner-Lembrandts ähnlich umfassende Wissensarbeit zu leisten und vergleichbare, aus vielen kleinen Schritten zusammengesetzte Entscheidungssituationen zu bewältigen wie Frau Lieb. Ihre beiden Söhnen Philippe (7 Jahre) und Marc (5 Jahre) wurden über eine international tätige Vermittlungsagentur aus Haiti adoptiert. Wie viele, aber längst nicht alle Adoptiveltern unter unseren Gesprächspartnern, hatten Körner-Lembrands vor ihrem Entschluss für eine Auslandsadoption bereits umfassende, aber erfolglose reproduktionstechnologische Versuche durchlaufen und sich ausgiebig mit den Optionen einer Inlandsadoption auseinandergesetzt. Die Entscheidung für eine spezifische Agentur und für das Herkunftsland Haiti beruhte vornehmlich auf pragmatischen Überlegungen: Wo schien der aufwendige Prozess, der mit einer solchen Adoptionsform verbunden ist – Dokumentbeschaffung,

38 Ebd., S. 368.

39 Detaillierter in ebd., S. 369 ff.

Sozialberichtserstellung, behördlich beglaubigte Übersetzungen, Vorbereitungskurse, Auswahlgespräche – am schnellsten durchlaufen werden zu können?[40] Die Trennlinie zwischen legaler Adoption und Kinderhandel ist im transnationalen Adoptionsbereich kaum klar zu ziehen. Beim Wissen über rechtliche, ökonomische und soziale Aspekte in den Herkunftsländern der Adoptierten sowie über die Organisatoren und Institutionen der Adoption geht es nicht nur um Glaubwürdigkeit und Wahrheit, sondern auch um Strukturen des Vertrauens, die auf sozialen Beziehungen beruhen. Das Ringen um das »richtige« und vertrauenswürdige Wissen beschränkt sich nicht auf den Zeitpunkt der Adoption selbst, sondern begleitet Adoptionsfamilien kontinuierlich in ihrem weiteren Leben. Körner-Lembrandts beispielsweise werden nochmals umfassend mit moralischen und politischen Aspekten ihrer Adoption konfrontiert, als Jahre nach der Abholung von Philippe und Marc aus einem haitianischen Kinderheim die damals involvierte Nicht-Regierungsorganisation wegen Korruptionsvorwürfen schließen muss. Da sich im Bereich Adoption beinahe weltweit ein offener Umgangsmodus mit Adoptionswissen gegenüber den betroffenen Kindern etabliert hat und alle wesentlichen Institutionen auch der internationalen Adoption das Paradigma größtmöglicher Offenheit in Punkto Verwandtschaftswissen in der Adoption teilen, werden retrospektive Zweifel an der Arbeitsweise der Adoptionsagentur auch nicht vor den Kindern geheim gehalten.

Jens Atamer wiederum, sozialer, biologischer, aber nicht rechtlich ausgewiesener Vater von zwei zum Zeitpunkt unseres Erstinterviews vier und zwei Jahre alten Söhnen, interpretiert seine Verwandtschaftsbeziehungen als die Konsequenz von »Glanzpunkten spontaner Entscheidungen«, die zunächst kaum etwas mit Wissen zu tun zu haben scheinen. Vielmehr werden diese Entscheidungen für »freie Bindungen« innerhalb eines in hohem Maße von Normen individueller Selbstrealisierung strukturierten Wertehorizontes gedeutet. Der schwule Endvierziger, der sich selbst als »Traditionalist, was Familie angeht« beschreibt, versteht seine selbst geschaffenen Familienbeziehungen – die frühe Quasi-Adoption eines ausländischen Freundes, die Lebenspartnerschaft mit seinem türkischen Ehemann sowie die über beträchtliche geographische Distanz hinweg aufgebaute und konsolidierte, geteilte Elternschaft mit zwei lesbischen Frauen für die beiden leiblichen Söhne, die durch

40 Ebd.

»hausgemachte«, nicht-medikalisierte Samenspenden gezeugt wurden – als Bereitschaft zur Übernahme langfristiger Verantwortung. Diese Bereitschaft und das Glücksgefühl der freien Entscheidung seien in allen drei Fällen von Freunden, seiner Herkunftsfamilie und seinem sozialen Umfeld zunächst als ausgesprochen risikoreich wahrgenommen worden. »Also meine Eltern zum Beispiel: ›Bist Du wahnsinnig, der Typ, der nimmt Dir das Letzte, den letzten Pfennig aus der Tasche, der hat ja einen Beleg, dass Du ihn finanzieren musst‹. Und dasselbe war bei den Kindern, dass die meisten Leute, oder doch viele, mit denen ich dann geredet habe, sofort fragten: ›Bist Du richtig abgesichert? Die zocken Dich doch total ab. Wenn die sich trennen oder eine Frau kein Geld mehr hat, dann musst Du für die Kinder aufkommen‹, etc. pp.«[41] Wissen – über rechtliche Möglichkeiten, die gesundheitlichen Gefahren einer zu Hause vorgenommenen, nicht medizinisch kontrollierten Samenspende, die Pädagogik und Psychologie der Kindererziehung in gleichgeschlechtlichen Partnerschaften – kommt in dieser Fallgeschichte erst sekundär ins Spiel. Das für diese Verwandtschaftspraxis bedeutungsvollste Wissen entstammt den sozialen Netzwerken und institutionalisierten Formen der Wissensproduktion innerhalb schwul-lesbischer Emanzipationsbewegungen.

In allen drei ethnographischen Vignetten werden Formen von Verwandtschaft und Elternschaft realisiert, die sich nicht unter einem Signum »axiomatischer Sicherheit«[42] verorten lassen. Es sind »ungewöhnliche« Verwandtschaftsverhältnisse, die unter Hinzuziehung von Expertenwissen, spezialisierten Dienstleistern oder Beratungsstellen einer sozialen Bewegung hergestellt und gedeutet werden. Es geht um von Entscheidungsnotwendigkeiten und -risiken durchzogene Prozesse, in denen Informationen und Wissen eine zentrale Rolle spielen. Auffällig ist die Deutlichkeit, Offenheit, Explizitheit, mit der Entscheidungen über Verwandtschaft und Zugehörigkeit verhandelt und gefällt werden. Deutlich wird auch, dass der Umgang mit Information sowie das Einweben von Verwandtschaftswissen in familiäre Lebensweisen keine zeitlich begrenz-

41 Interview Jens Atamer, Berlin, 15.3.2008.

42 Dieser Begriff wurde in einem anderen inhaltlichen Kontext geprägt von Gerd Baumann: Managing a Polyethnic Milieu: Kinship and Interaction in a London Suburb, in: Journal of the Royal Anthropological Society, (N.S.) 1, 1995, S. 725–741, zitiert in Carsten (wie Anm. 20) S. 143.

ten Prozesse sind, sondern Eltern- und Verwandtschaftsbeziehungen kontinuierlich strukturieren.[43] Dabei ist die Wirkungsrichtung immer doppelt: Wissen formt und konstituiert Verwandtschaft, aber Verwandtschaft formt und reformuliert auch beständig Wissen über sich selbst.[44] In der Geschichte von Martina Lieb, aber auch im Bericht der Körner-Lembrandts deutet sich an, wie wichtig für diese Gegenwartsprojekte des Verwandtschaft-Machens der Zugang zu Informationstechnologien, den Infrastrukturen und Materialitäten elektronischer Verbundenheit, ist. Informationen, Rat und Hilfe sowie Vergleichsmöglichkeiten sind in zuvor nicht gekanntem Ausmaß, auch transnational oder gar global, erreichbar und werden verblüffend schnell erschlossen und angeeignet. Die drei kurzen Fallgeschichten, die die Emotionalität, Existentialität und Bedeutsamkeit von Verwandtschaft in dieser Kurzform leider nur sehr unzureichend illustrieren können, sind darüber hinaus auch indikativ für eine Tendenz zum Aufbau und zur Realisierung *erweiterter* Verwandtschaftsnetzwerke, die den traditionellen Familienbäumen nur entfernt ähneln.

Die Expansion von Verwandtschaft und der Imperativ, sich zu verbinden

Alle uns bekannten ethnologischen Studien, die sich mit dem Zusammenhang von Reproduktionstechnologien und Verwandtschaft befassen, generieren ihre Daten ausschließlich in der Ausnahmesituation des Umgangs mit diesen Technologien. Auch die Mehrzahl der Adoptionsstudien und Ethnographien zu neuen Formen der Gegenwartsverwandtschaft in Europa sind in der Regel auf punktuelle Zugänge angelegt und beruhen auf Forschungsdesigns, die keine Verläufe abbilden können. In der auf mehrere Jahre als intermittierend-begleitende Forschung angelegten Berliner Studie[45] hoffen wir, stärker auch eine familienbiographische *long*

43 Janet Carsten: Constitutive Knowledge: Tracing Trajectories of Information in New Contexts of Relatedness, in: Anthropological Quarterly, 80, 2, 2007, S. 403–426, hier S. 422.

44 Strathern (wie Anm. 32), S. 69–70.

45 Vgl. Fußnote 8. Das ethnographisch-komparative Forschungsprojekt, das über eine Gesamtlaufzeit von 10 Jahren angelegt ist, verfolgt Konzepte und Praktiken von Verwandtschaftlichkeit im Umfeld der Nutzung von Adoption oder assistierenden Reproduktionstechnologien. In den ersten Jahren wurde primär mit Familien und

durée einfangen zu können, die Narrative, Praktiken und Performanzen zu beschreiben vermag, die sich erst im Laufe der Zeit entwickeln.

Eine Beobachtung, die sich häufig erst in einer Reihung von Interviews und teilnehmenden Beobachtungen einstellt, bezieht sich auf Praktiken »transfamiliarer« Erweiterung. Sowohl Martina Lieb, als auch Jens Atamer und Körner-Lembrandts vernetzen sich und ihre Kinder in dieser Richtung weiter. Die Adoptivfamilie hat, als sie ihre Söhne in Haiti abholte, darauf bestanden, die leiblichen Eltern kennen zulernen und dies gegen übliche Praktiken der Adoptionsagentur durchgesetzt. Zu Celine, einer leiblichen, ebenfalls adoptierten Schwester ihrer Söhne und deren Adoptivfamilie in Lyon, haben sie einen engen Kontakt aufgebaut. Zwei Jahre nach der Ankunft ihrer Söhne in Deutschland haben sie sich zudem darum bemüht, eine Organisation finanziell mitzufördern, die den Schulbesuch zweier weiterer leiblicher Schwestern von Marc und Philipp, die weiter in Haiti leben, ermöglichen soll. Etwa zur gleichen Zeit haben sie einem Kurier Photos und einen Brief an »mama« und »papa noir« mitgegeben und drei Monate später Post erhalten. Die Entscheidung darüber, wie diese Beziehungen zu führen und zu füllen sind, sind aufwühlend, auch mit Ängsten besetzt und werden im Bekannten- und Freundeskreis intensiv besprochen. Sie beruhen auf Zugang zu Informationstechnologien, Kurieren, internationalen Organisationen, aber die Existenz dieser Infrastrukturen erklärt natürlich nicht die Praktiken des sich Verbindens, die hier sichtbar werden.[46] Obwohl dieses Beispiel keinen Einzelfall in unserem ethnographischen Material darstellt, kann auch nicht von einem generellen Trend im Bereich internationaler Adoption ausgegangen werden, der dazu führen würde, dass immer mehr der aufnehmenden Familien nachhaltige Beziehungen in die Herkunftsländer und zu den Herkunftsfamilien ihrer Kinder sowie zu »parallelen« Adoptionsfamilien möglicher Geschwister aufbauen würden. Sowohl unsere eigenen Unter-

Eltern-Kind-Konstellationen in der Gründungsphase geforscht. Vgl. Stefan Beck u.a. (Hg.): Verwandtschaft machen. Reproduktionstechnologien und Adoption in Deutschland und der Türkei. Berliner Blätter. Ethnographische und ethnologische Beiträge, 42, 2007. In der zweiten Teillaufzeit des Projektes (2008–2012) liegt der Schwerpunkt der Forschung auf der Veralltäglichung von technisch assistierter oder in Adoption verankerter Verwandtschaft. Analytisch verfolgen wir verstärkt die Rolle und Performanz von naturwissenschaftlichem, genetischem, sozialem und regulativem Wissen in seiner Verwobenheit mit Verwandtschaftspraktiken.

46 Vgl. Green, Harvey, Knox (wie Anm. 9), S. 821.

suchungen, als auch der Wissensstand zu transnationaler Adoption in der Gegenwart sprechen eher dafür, dass das Gegenteil der Fall ist: Transnationale Adoption ist eine asymmetrische Form des Tausches, bei der die adoptierten Kinder in aller Regel zunächst aller ihrer sozialen Verwandtschaftsbeziehungen beraubt werden, auch da, wo durchaus noch Beziehungen und Netzwerke vorhanden sind. Die Aufrechterhaltung von Kontakten zu Herkunftsfamilien und weiteren Verwandtschaftsnetzwerken gilt in vielen pädagogischen Richtlinien zur Adoption und aus der Perspektive vieler Adoptionsexperten als problembeladen und nicht im Interesse des Kindes. Die norwegische Ethnologin Silke Howell beschreibt in ihrer Ethnographie zu transnationaler Adoption in Norwegen die diskursiven, sozialen, politischen und ökonomischen Strategien, mit denen zu adoptierende Kinder »sozial entkleidet« werden, um sie dann, als sozial »nackte«, vollkommen unverbundene Personen, in einem durch die Adoption eingeleiteten Prozess des *kinning* neu sozial verorten und verwurzeln zu können.[47] Die sich in unserem ethnographischen Material bisweilen zeigende Ausweitung von Verwandtschaftsnetzen in der horizontalen Ebene stellt lediglich eine Option gegenwärtiger Verwandtschaftspraktiken dar, die neue Allianzen schaffen kann, aber nie muss. Wo diese Option umgesetzt wird, begründen unsere Gesprächspartnerinnen und -partner ihre Handlungen häufig im Idiom positiver Vernetzungsideen.

Auch Martina Lieb, Myriams Mutter, ist eine Netzwerkerin im Bereich der Verwandtschaft, beschäftigt mit dem Entdecken genetischer Verbindungen, die sich potentiell zu verwandtschaftlichen Beziehungen entwickeln können. Sie hat mittlerweile Kontakt zu einem Donor-Sibling-Registry in den USA aufgenommen, um mit Hilfe dieser Institution mögliche Halbgeschwister von Myriam zu erkunden, schon bevor diese 18 Jahre alt wird und dann ohnehin Zugang zu den identifizierenden Daten ihres Vaters erhält, sollte sie das wollen. Der Kontakt zum Donor-Sibling-Registry ist via Internet unschwer möglich. Es handelt sich um ein elektronisches Datenarchiv, in dem Wissen gesammelt wird, das donogen-anonym gezeugte Menschen in den USA über ihre Spender besitzen. Den demographisch-sozialen Hintergrund hierfür bildet die Tatsache, dass in den USA mittlerweile die erste Generation anonym-donogen

47 Signe Howell: The Kinning of Foreigners. Transnational Adoption in a Global Perspective. Oxford 2007, S. 8 ff.

gezeugter Menschen erwachsen geworden ist und beginnt, eine eigene politische Stimme zu entwickeln.[48] Kombiniert man die Daten des DSR mit Gentests, so lassen sich genetisch verwandte (Halb)Geschwister und seltener Väter finden und identifizieren. Monica Konrad hat die zeitliche Dynamik und soziale Potentialität anonymer Gametenspenden am Beispiel britischer Eizellspenderinnen herausgearbeitet.[49] Auf vergleichbare Weise ist Anonymität auch bei Samenspenden eine in der Spende angelegte, verkapselte Sozialform, die auf ihre Überführung in genetisches Wissen und möglicherweise in soziale Praktiken wartet.

Die mit dem Donor-Sibling-Registry verbundenen Such-Praktiken erinnern an die vielfältigen Aktivitäten der Laien-Genealogen und Familienstammbaum-Produzenten aus Nordwest-England, die die britische Verwandtschaftsethnologin Jeanette Edwards untersucht.[50] Edwards beschreibt minutiös die Praktiken des »Stammbaum-Machens«, denen sie unter den Hobby-Genealogen einer von ihr seit Jahrzehnten intensiv ethnographisch erforschten Kleinstadt im Südwesten Englands begegnet: den hohen Arbeitsaufwand im Umgang mit Transkription und Archivierung, die unterschiedlichen Arten und Weise, wie genealogische Diagramme gezeichnet und andere Materialien – Gravuren, Dokumente, Erinnerungsstücke, Familienerbe – in die entstehenden Kollagen eingearbeitet werden. Edwards nimmt ihre Gesprächspartnerinnen und -partner als Mittler zwischen Toten und Lebenden ernst, als Erschaffer sinnlicher Kollagen, als Wissenschaftler mit einem ausgeprägten Ethos der Sorgfalt, als praktische Philosophen im Umgang mit der Magie und dem Glück des Spürsinns, mit Schicksal und Transzendenz. Vor allem thematisiert sie die Vielfalt der Verbindungsarbeiten, die die britischen Genealogen – übrigens keineswegs mehrheitlich Angehörige der Mittelschichten – betreiben: Sie etablieren nicht nur Beziehungen mit manch-

48 Vgl. ausführlicher Michi Knecht: Spätmoderne Genealogien. Praxen und Konzepte verwandtschaftlicher Bindung und Abstammung, in: Verwandtschaft machen. Reproduktionstechnologien und Adoption in Deutschland und der Türkei. Berliner Blätter. Ethnographische und ethnologische Beiträge, 42, 2007, hg. von Stefan Beck u.a., S. 92–107.

49 Konrad (wie Anm. 35).

50 Jeanette Edwards: Of Familiy-History, Ancestors and Pedigrees: Genealogical Research in the North of England. Vortrag gehalten auf der Tagung »Genealogische Praktiken, Transdisziplinäre Kartographie eines Denkstils«, 13.–15. Dezember 2007, Humboldt-Universität zu Berlin.

mal Hunderten von Ahnen, sondern entdecken im Rahmen ihrer Suchen auch noch lebende Verwandte. Darüber hinaus knüpfen die Familienforscherinnen und -forscher selbst zahlreiche Netze, die lokale genealogische Aktivitäten überregional einbetten und weltweit verbinden.[51]

Jens Adamer denkt seine verwandtschaftlichen Beziehungen explizit als Netzwerk, in dem alle Obligationen und Reziprozitäten grundsätzlich verhandlungsnotwendig sind und auf Freiwilligkeit beruhen. Zu dieser Verhandlungsnotwendigkeit trägt auch bei, dass er keinerlei Rechte an den von ihm gezeugten und mitbetreuten Kindern inne hat. Seine Beziehung zu diesen Kindern und deren Müttern ist weder legal sanktioniert und abgesichert, noch folgt sie einem sozial durchgesetzten, kulturellen Modell. Obwohl der immer wieder behauptete Neuigkeitscharakter manch gegenwärtiger Verwandtschaftsverhältnisse und Familienmodelle vor historischer Folie häufig fragwürdig ist, lässt sich hier argumentieren, dass tatsächlich zwei historisch neue Rollen etabliert werden: Sowohl die Rolle der lesbischen Ko-Mutter als auch die Rolle des biologischen *und* sozialen Vaters, der jedoch über keinerlei Rechte verfügt, sind meiner Einschätzung nach präzedenzlos. Die Ko-Mütter der beiden Söhne von Jens Adam leben in einer gleichgeschlechtlichen Lebenspartnerschaft; die »soziale« Mutter hat die beiden Jungs adoptiert. Jens nimmt seine Vaterrolle sehr ernst und wird dazu auch von den Müttern ermutigt; er taucht aber weder auf der Geburtsurkunde noch in anderen Dokumenten als Vater auf. Gleichzeitig strickt er mit Lust am Netz erweiterter Verwandtschaft, zu dem nicht nur die große Familie seines Mannes in der Türkei gehört, sondern auch die Eltern und Familien der beiden Frauen, die immer wieder Anlässe finden, sich zu treffen und einander als Verwandte anzuerkennen.

Schluss

All diese Praktiken von »Verwandtschaft als Netzwerk« – die Erweiterung von Adoptionsfamilien durch Beziehungen zu parallelen Adoptionsfamilien sowie der Aufbau von Kontakten in Herkunftsländer, die erweiterten Familien donogen gezeugter Halbgeschwister, die im Falle von Martina Lieb und ihrer Tochter Myriam auch über mehrere Kontinente

51 Ebd.

verstreut sein können, die Vernetzung von Verwandten um eine 4-Eltern-2-Kind-Familie herum, die Beziehungsarbeit der von Jeanette Edwards ethnographierten Familienforscher und vergleichbare Projekte der Suche nach Vorfahren, Ahnen und Verwandten,[52] lassen sich in Anlehnung an ein Konzept der Sozialanthropologinnen Sarah Green, Penny Harvey und Hannah Knox als Facetten des »Imperatives, sich zu verbinden« beschreiben. Die britischen Forscherinnen verstehen darunter ein weit verbreitetes kulturelles Muster, das unter dem Signum des Globalen die Idee des »sich Verbindens« in einen moralischen, normativen Wert verwandelt und eng mit informationstechnologischen Infrastrukturen und der steigenden Verfügbarkeit von Informationen zusammenhängt.[53] Es ist ein sozialer und moralischer Imperativ, inspiriert von mehr imaginären als realen Vorstellungen einer Netzwerkgesellschaft wie sie beispielsweise Manuel Castells immer wieder beschworen hat. Die britischen Ethnographinnen bestimmen Netzwerke als »[...] shimmering models of the world that simultaneously imagine, dwell and make the world«[54]. In ihrer ethnographischen Fallstudie zu europäischen Kommunikationsnetzwerken beschreiben Green, Harvey und Knox präzise, dass dieser kulturelle, aber auch soziale, politische und ökonomische Imperativ nicht nur Verbindungen, Netzwerke und netzwerkähnliche Beziehungsstrukturen generell in einem positiven Licht erscheinen lässt, sondern auch, dass er zu Idealisierungen neigt und Machtgefälle und Statusunterschiede, Grenzen und Hindernisse unterschätzt oder unsichtbar werden lässt.[55]

An den Netzwerk-Praktiken unserer Protagonistinnen und Protagonisten lässt sich zeigen, wie sich dieser Imperativ mit dem Idiom der Verwandtschaftlichkeit verbindet und es gleichzeitig verändert. Es entstehen Formen der Allianz, die nicht auf Heirat gründen, sondern auf Austauschbeziehungen zwischen parallelen Adoptionsfamilien oder auf Partnerschaften zwischen gleichgeschlechtlich lebenden Männern, Frauen und ihren Familien – jenseits heterosexueller Reproduktion. Häufig wohnt diesen erweiterten Familien- und Verwandtschaftsnetzen eine spezifische Form der Temporalität und Prozessualität inne – besonders deutlich wird das in der Transformation von anonymer Spende zu offen-

52 Vgl. Catherine Nash: Genetic Kinship, in: Cultural Studies, 18, 1, 2004, S. 1–33.
53 Green, Harvey, Knox (wie Anm. 9).
54 Ebd., S. 818.
55 Ebd., S. 817.

bartem Wissen im Fall donogener Samenspenden. Nicht nur wird hier Verwandtschaftswissen erst sukzessive bekannt; welche sozialen Konsequenzen diese Informationen haben werden, ob und wie dieses Wissen sozial aktiviert wird, ist zudem eine offene Frage, die die Betroffenen kaum je ad hoc, sondern im Verlauf längerer Zeitspannen klären.

Alle diese aktivierungsnotwendigen Formen der Verwandtschaft sind wissensbasiert. Sie tendieren zur Akzentuierung horizontaler Verbindungen unter Lebenden und sind in der vertikalen Linie selten »tief«. Wie genau sich diese Netzwerke entwickeln, wie in ihnen Normalität oder Natürlichkeit hergestellt werden, wie sie sich im Kontext sozialer Ungleichheiten und Klassen verhalten, wie eine Vielzahl kontinuierlicher, aber auch kontingenter Handlungen die Ontologie von Verwandtschaft immer wieder neu herstellt, das zu zeigen ist die Aufgabe einer praxeographisch orientierten Europäischen Ethnologie der Gegenwart.

Michi Knecht, The Need to Connect. New Cultural Anthropological Investigations on Kinship in Today's European Societies

According to a metanarrative that was widespread well into the 90s of the 20th century the relevance, presence, and functions of kinship beyond the nuclear family have been steadily decreasing in Europe. This paper reconstructs the shattering of this doctrine and discusses new perspectives on kinship in the context of science, technology, and transnationalization. Moreover, ethnographic examples for an extension of kinship networks in today's societies shall be discussed in the context of an anthropology of the contemporary.

Abenteuer Mittelalter?
Zur populären Mittelalter-Rezeption in der Gegenwart[1]

Barbara Krug-Richter

Das Mittelalter ist »in«. Seit Jahren inszenieren Burgen und Schlösser, aber auch Städte in ganz Europa kommerzielle Events wie Mittelaltermärkte, Ritterturniere und Ähnliches. Mittelalterliches wird auch – mehr oder weniger populär aufbereitet – regelmäßig in Funk und Fernsehen präsentiert. Daneben existiert eine seit Jahren wachsende Szene sogenannter Mittelalter-Aktivisten, die das »Leben wie im Mittelalter« als äußerst zeit- und kostenintensives Hobby betreiben. Der vorliegende Beitrag skizziert zum einen die Hintergründe dieser populären Begeisterung für eine nur vermeintlich finstere historische Epoche. Er fragt darüber hinaus danach, warum es ausgerechnet das Mittelalter ist, das im ausgehenden 20. und frühen 21. Jahrhundert für derart viele Menschen eine Projektionsfläche für Ideen und Fantasien bietet.

Wir schreiben das Jahr 2005: Am 3. Juli meldete die Hessische-Niedersächsische Allgemeine Zeitung, dass ein geistig verwirrter Mann in der hessischen Stadt Rotenburg drei Kinder mit einem Schwert bedroht

1 Es handelt sich um die leicht überarbeitete, mit Fußnoten versehene Fassung meines Bewerbungsvortrags »Mittelalter überall? Zur populären Mittelalterrezeption in der Gegenwartskultur« an der Universität Graz im Januar 2008. Dabei lässt sich selbst für den kurzen Zeitraum, der zwischen den Erhebungen für den Vortrag im Januar 2008 und der Aufsatzfassung Anfang 2009 lag, konstatieren, dass sich das Spektrum an Mittelalterveranstaltungen weiter ausdifferenziert und vor allem erweitert hat. Dies lässt sich einerseits als Zeichen dafür lesen, dass das Mittelalter auch in kommerzieller Hinsicht nach wie vor attraktiv ist, führte allerdings auch dazu, dass sich die Internetauftritte etlicher Veranstalter im Verlauf des Jahres geändert haben.Vor diesem Hintergrund waren nicht alle 2008 notierten Zitate im Februar 2009 noch nachweisbar.

hatte. Bei der Durchsuchung seiner Wohnung fand die Polizei ein weiteres Schwert und einen Dolch und beschlagnahmte sämtliche Waffen umgehend.[2] Meldungen wie diese finden sich seit Jahren immer wieder in den Tageszeitungen. Vor 30 Jahren wären sie noch undenkbar gewesen, denn bis in die 1980er Jahre fand man Schwerter jenseits privater Sammlungen bevorzugt in Museen. Das Revival von Schwertern und anderen historischen Waffen im europäischen »Waffenarsenal« verweist auf Entwicklungen in der Freizeit- und Eventkultur, in denen seit inzwischen gut zwei Jahrzehnten auch dem Mittelalter eine zentrale Rolle zukommt. Neben Nachbildungen von Samurai-Schwertern, die insbesondere in Rollenspielerzusammenhängen zum Einsatz kommen und gelegentlich auch zweckentfremdet werden, tauchen ebenso vereinzelt zweckentfremdet auch Nachbildungen mittelalterlicher Schwerter auf deutschen Straßen auf.

Mittelalter als Event: Kommerzielle Aspekte

Diese Rückkehr historischer Waffen ist auch im Kontext einer Mittelalterbegeisterung zu verorten, die seit den 1980er Jahren nicht nur in Deutschland, sondern in ganz Europa zahlreiche Blüten treibt.[3] Seit Jahren gehören Mittelaltermärkte, Ritterspektakel und selbst professionelle Minnesänger zur europäischen Eventkultur (Abb. 1). Zunehmend mehr Schlösser und Burgen in Deutschland und den Nachbarländern werben mit derartigen Attraktionen erfolgreich um Touristen. Selbst Hochzeiten in mittelalterlichem Ambiente und mittelalterlicher Gewandung finden

2 Hessische Niedersächsische Allgemeine Zeitung online (http://www.hna.de), Stand: 13. Juli 2005. Im online-Archiv der Zeitung sind diese Einträge inzwischen nicht mehr abrufbar.

3 Die populären Formen der Mittelalterrezeption wurden in fachwissenschaftlichen Kreisen lange belächelt und einer wissenschaftlichen Auseinandersetzung nicht für wert befunden. Dass sich dies in den letzten Jahren geändert hat, belegt u.a. ein durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft finanzierter interdisziplinärer Forschungsverbund an der Universität Freiburg/Br. zum Thema »Historische Lebenswelten in populären Geschichtskulturen der Gegenwart«, in dem u.a. auch die populären Varianten der Mittelalterrezeption untersucht werden (http://portal.uni-freiburg.de/historische-lebenswelten, Stand: 2.2.2009). Auch erste Publikationen verweisen auf das wachsende Interesse der Fachwissenschaften am Thema, siehe exemplarisch Barbara Korte, Sylvia Paletschek (Hg.): History goes Pop. Zur Repräsentation von

sich inzwischen im Angebot.[4] Im Kontext dieser populären Mittelalterrezeption werden auch die Hexenverfolgungen nach wie vor gern dieser historischen Epoche zugeordnet, verweisen sie doch klischeehaft auf deren »finsteren« Charakter.

So inszeniert eine norddeutsche Darstellergruppe seit 2001 mit Erfolg auf Mittelaltermärkten und ähnlichen Veranstaltungen die Wasserprobe für vermeintliche Hexen als publikumswirksames Event. Neben eigenen »Hexen« aus dem Kreis der Gruppe werden bevorzugt junge rothaarige Frauen aus dem Publikum der Hexerei denunziert, durch Schergen eines Scharfrichters festgenommen, einem Verhör in einem Schraubstock unterzogen und dann in Käfigen festgesetzt, in denen sie »hexengemäß« die Umstehenden verfluchen. Die anschließende Wasserprobe findet in einem eigens für diese Prozedur entwickelten Holzgestell statt, unter dem ein Wasserbecken steht. Teilnehmer aus dem Publikum sorgen durch Schüsse mit Pfeil und Bogen auf einen Auslöser dafür, dass sich ein Klappmechanismus löst und die »Hexe« im Wasser landet. Da sie dort natürlich wieder an der Wasseroberfläche auftaucht, ist sie der Hexerei überführt. Die Darstellergruppe nennt sich »Das Hexenbad«, ist seit Mai 2005 ein eingetragener Verein »zur Förderung und Darstellung mittelalterlichen Brauchtums« und darf, als gemeinnützig anerkannt, selbst Spendenquittungen ausstellen[5] (Abb. 2–4).

Geschichte in populären Medien und Genres, Bielefeld 2009 (= Reihe Historische Lebenswelten) (i.E.). Eine erste wissenschaftliche Untersuchung der sogenannten Mittelalterszene, die allerdings in ihrem selektiven theoretischen Zugang ein wenig verworren wirkt und deutlich in Richtung Marketing geht, bei Erwin Hoffmann: Mittelalterfeste in der Gegenwart. Die Vermarktung des Mittelalters im Spannungsfeld zwischen Authentizität und Inszenierung, Stuttgart 2005; zur Rezeption von Antike und Mittelalter im Film aus historischer Perspektive siehe exemplarisch Simona Slanicka, Mischa Meier (Hg): Antike und Mittelalter im Film. Konstruktion – Dokumentation – Projektion. Köln, Wien 2007. Nach wie vor lesenswert und aufgrund des offenen und wertfreien Zugangs zum Phänomen auch erhellend ist Christine Pfau: Ein »Zeitsprung« in die »Drachenschmiede«. Mittelalter-Läden in Berlin, in: Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes, 45: Mittelalterrezeption, Heft 1–2, 1998, S. 119–128.

4 Hochzeitskleidung im Mittelalterstil bieten unter anderem an: http://www.mittelalterkostueme.de (dort auch Bildbeispiele). Auch Hochzeiten in mittelalterlichem Ambiente liegen im Trend des touristischen Angebots von Schlössern und Burgen, siehe exemplarisch http://www.ammersee-region.de/fotos-schloss-kaltenberg.html (letzter Aufruf beider Seiten: 5.12.2008).

5 http://www.das-hexenbad.ccx.de (letzter Aufruf: 3.2.2009).

Abb. 1 Mittelaltermarkt auf Burg Hexenagger/Bayern, 21.–23. Juli 2006
(Foto: Leonie Becker, Bamberg)

Abb. 2 Homepage der Darstellergruppe »Das Hexenbad«
(Ausschnitt; http://www.das-hexenbad.ccx.de, März 2009)

Abb. 3 und 4 »Hexen« vor und nach dem Tauchgang (http://www.das-hexenbad.ccx.de, Fotos: Mai 2007)

Diese Form der populären Geschichtsklitterung verweist exemplarisch auf den Eventcharakter vieler der heutigen Mittelalterveranstaltungen: Hier geht es primär um Unterhaltung durch Spektakuläres in historischer Gewandung, um »historical entertainment« oder neudeutsch »histotainment«. Das Gros der Besucher, die die angeblichen Hexen eigenhändig zur Wasserprobe schicken, hat vermutlich wenig Kenntnisse über die realhistorischen Hexenverfolgungen und stört sich daher nicht an diesen Diskrepanzen. So gehören »Hexen« im Rheinland mit seinen zahlreichen Burgen und Schlössern schon lange zum mittelalterlichen Frühjahrsfreizeitangebot: Auf Burg Satzvey bei Mechernich z.B. finden seit Jahren der traditionelle Hexenmarkt mit Walpurgisnacht und mehrtägige Ritterspiele im Frühjahr und im Herbst[6], auf Schloss Burg bei Solingen um den 1. Mai ein Walpurgismarkt (früher Hexentanz am 1. Mai) sowie an zwei langen Mai-Wochenenden Ritterspiele statt.[7]

Auch auf Österreichs Burgen und Schlössern sind »Hexen« in der kommerziellen Eventkultur vertreten: So gibt es seit einigen Jahren auf der Burg Oberkapfenberg in der Steiermark in der Walpurgisnacht eine »Hexennacht mit Hexenmarkt, Hexenfeuer und Hexentanz, mittelalter-

6 Auszug aus dem Programm der Burg Satzvey im Jahr 2009: 30.4.–1.5.09: Hexenmarkt und Hexentanz mit dem »größten Hexenfeuer des Rheinlandes«; 30.5.–1.6.09: Ritterspiele im Frühjahr »Mittelalterliches Markttreiben, Spielleute und Gaukler, das große Ritterlager und nicht zuletzt stolze Ritter auf ihren Schlachtrössern versetzen Sie zurück in die Zeit der Minne und Romantik«. 11.6.–16.6.09: »Wikingerspektakel mit spektakulärer Reitershow«; 5./6. und 12./13.9.2009: Ritterspiele im Herbst mit einem der Veranstaltung im Frühjahr vergleichbaren Programm, http://www.burg-satzvey.de (letzter Aufruf: 2.3.2009).

7 http://www.schlossburg.de/index.php?id=20 (letzter Aufruf: 2.3.2009).

licher und mystischer Musik, Feuerspectaculum, gespenstischem Märchen und Puppentheater, Wahrsagerin« und anderem mehr.[8] Seit 2001 können die Besucher am selben Ort an mehreren Juni-Wochenenden darüber hinaus das »schönste Mittelalterfest Österreichs« genießen. Dort treffen sie auf »Ritterkämpfe, Gauklerspectaculum, Musik der Spielleut' und Vaganten, Märchen, Puppenspiel und Zauberei, historische und orientalische Tänze, Greifvogelflugschau«, einen mittelalterlichen Markt mit Handwerk und vieles andere mehr. Die Burgenwelten Ehrenberg bei Reutte in Tirol erheben sogar den Anspruch, »Europas größte Römer- und Ritterspiele« auszurichten. Laut Ankündigung versetzt »Ehrenberg – Die Zeitreise« »seine Besucher und Teilnehmer zurück in die Zeit der Ritter«.[9] »Drei Tage lang werden die altehrwürdigen Mauern wieder mit Trommelschlag, Fanfaren, fahrenden Gauklern und Lagerleben erfüllt.«[10] Mit der Figur des Ritters Rüdiger wurde sogar eigens ein »Reiseführer« durch das Mittelalter für Kinder kreiert; so erwerben die jüngeren Besucher auf spielerische Weise historisches Wissen.[11] Ende 2007 blickte das erst im Jahr 2003 aus der Taufe gehobene touristische Projekt auf seine bislang erfolgreichste Saison zurück. Immerhin 17.000 Besucher ließen sich über ein gigantisches Spektakel, an dem 1.300 Akteure beteiligt waren, in die vermeintliche Welt des Mittelalters zurück versetzen.[12]

Die anhaltende Popularität des Mittelalters hat inzwischen auch zur Ausbildung spezieller Wirtschaftszweige geführt, die von (pseudo)mittelalterlicher Kleidung über Schnabelschuhe bis hin zu Nachbildungen mittelalterlicher Waffen und Rüstungen nahezu jeden Konsumwunsch befriedigen[13] (Abb. 5–7). Zahlreiche Darstellergruppen verdingen sich mehr oder weniger professionell als Musiker, Gaukler, Bettler u.ä. auf Mittelaltermärkten und vergleichbaren historischen Events (Abb. 8–10). Die deutschsprachige Mittelalterszene verfügt inzwischen über mindestens zwei professionelle, mehrfach pro Jahr erscheinende Hochglanzmagazine, in denen neben Artikeln zum realhistorischen Mittelalter Tipps

8 http://www.narrenfreiheit.at (letzter Aufruf: 5.12.2008).
9 http://www.burgehrenberg.com (Stand: 8.2.2009).
10 http://www.ehrenberg.at/index.php?id=20000 (letzter Aufruf: 28.2.2009).
11 http://www.ehrenberg.at/index.php?id=180000 (letzter Aufruf: 28.2.2009).
12 http://www.ehrenberg.at/index.php?id=news&nid=5 (letzter Aufruf: 28.2.2009).
13 Dieser Handel blüht insbesondere über das Internet, vgl. exemplarisch den Internetauftritt des einschlägigen Anbieters »Der Ritterladen« unter http://www.ritterladen.de (letzter Aufruf: 2.3.2009).

Abb. 5 Gewandung »Edelfrau«, Preis: 399 €. Anbieter: www.drachenhort.com (letzter Aufruf: 9.3.2009)

Abb. 6 Ritterrüstung, Nachbildung. Anbieter: Die Ritterschmiede, Kunst- und Schmiedehandwerk (www.wikingerschmiede.de)

Abb. 7 Stand auf dem Mittelaltermarkt Burg Hexenagger 2006 (Foto: Leonie Becker, Bamberg)

Abb. 8 Gaukler auf dem Mittelaltermarkt Burg Hexenagger 2006
(Foto: Leonie Becker, Bamberg)

Abb. 9 Darsteller auf dem Mittelaltermarkt Burg Hexenagger 2006 (Foto: Barbara Krug-Richter)

Abb. 10 Ritterturnier (http://www.aventure-medieval.de/Images/Vorlagen/Ritter.jpg, letzter Aufruf: 9.3.2009).

zu Living History und Reenactment, also der Darstellung historischer Ereignisse, sowie Veranstaltungskalender veröffentlicht werden.[14] Im Handel erhältlich sind weiterhin unzählige populärwissenschaftliche Bücher und Hefte, die den Menschen von heute mittelalterliche Web- und Stricktechniken nahe bringen, Anleitungen zum Anfertigen von Kettenhemden liefern und selbst Grundkenntnisse der mittelalterlichen Schmiedekunst vermitteln.[15]

Geschichtsbegeisterung: Trend-Epoche Mittelalter

Der anhaltende Mittelalterboom hat in seiner populärsten Variante, der breitenwirksamen Inszenierung mittelalterlicher Scheinwelten über Märkte, Ritterspiele und ähnliches bislang nur begrenzt das Interesse der Forschung gefunden. Obwohl die Mittelalterrezeption seit Jahrzehnten im Blickpunkt diverser Disziplinen steht[16], blicken Fachwissenschaftler auf die massentaugliche Vermarktung dieser Epoche nach wie vor eher mit Skepsis. Auch in der Volkskunde/Europäischen Ethnologie hat das Thema trotz seiner offensichtlichen Konjunktur bislang nur wenig Aufmerksamkeit für sich beanspruchen können.[17] Schon deshalb basieren die

14 Karfunkel – Zeitschrift für erlebbare Geschichte. Aus der ursprünglich kleinen Zeitschrift, die sich anfangs primär auf die Ankündigung einschlägiger Veranstaltungen konzentrierte, ist innerhalb von 15 Jahren ein professionelles Magazin einschließlich Verlag geworden, das/der inzwischen immerhin 16 Mitarbeiter beschäftigt und neben der Zeitschrift weitere populärwissenschaftliche Bücher zum Mittelalter verlegt, siehe http://karfunkel.de (letzter Aufruf: 27.2.2009). Pax et Gaudium. Spaß an Geschichte; das Magazin brachte es bis zu seiner Einstellung im Juli 2008, die aus einer persönlichen Umorientierung des Verlegers resultiert, auf immerhin 35 Einzelhefte in den Jahren von 1999 bis 2008, siehe http://www.spassangeschichte.de (letzter Aufruf: 27.2.2009, dort auch die Begründung für die Einstellung des Magazins).

15 Die aktuelle Situation zusammenfassend und mit vielen praktischen Anleitungen für Mittelalter-Fans versehen bringt Clemens Richter: Mittelalter leben – heute, Bielefeld 2007.

16 Anstelle zahlreicher Einzeltitel hier exemplarisch und aktuell, aber über das Thema hinausgehend Valentin Groebner: Das Mittelalter hört nicht auf. Über historisches Erzählen. München 2008. Siehe auch, wenngleich eher auf die wissenschaftsgeschichtlichen Rezeptionsvorgänge zielend, Gerd Althoff (Hg.): Die Deutschen und ihr Mittelalter. Darmstadt 1997.

17 Bislang liegen lediglich einige einschlägige Magisterarbeiten vor. Siehe exemplarisch Nicole Meisen: Ritterspektakel. Mittelalterbilder in der modernen Erlebnisgesell-

folgenden Ausführungen nicht ausschließlich, aber doch zu einem erheblichen Teil auf empirischen Erhebungen, die im Rahmen zweier Lehrveranstaltungen gemeinsam mit Studierenden der Universitäten Münster und Bamberg durchgeführt wurden.[18] Dabei frage ich im Unterschied zu den Kolleginnen und Kollegen aus den Nachbardisziplinen nicht nach dem Verlauf der Rezeptionsvorgänge und den Mittelalterbildern, die hier vermittelt werden. Aus volkskundlicher Perspektive interessiert vielmehr, was diese Mittelalterbegeisterung über die Gesellschaft aussagt, in der sie stattfindet.

Warum ist es ausgerechnet das Mittelalter, das im ausgehenden 20. und frühen 21. Jahrhundert über eine derartige Faszinationskraft verfügt? Denn seit Jahren begeben sich zunehmend mehr Menschen freiwillig und regelmäßig auf eine Zeitreise, die sie je nach Einsatzbereich und Engagement körperlich an ihre Grenzen führt und noch dazu viel Geld und Zeit kostet. So bezahlt man für die Nachbildung eines mittelalterlichen Schwertes je nach Qualität mehrere 100 Euro.[19] Auch die Gewandungen sind, gemessen am Geldbeutel junger Leute, die einen erheblichen Teil der Interessenten ausmachen, nicht ganz billig. Die in der Mittelalterszene übliche Praxis, die Ausrüstung nach historischen Vorbildern

schaft, unveröffentlichte Magisterarbeit im Fach Mittelalterliche Geschichte an der Universität Bamberg 2004 (Zweitbetreuung durch Bärbel Kerkhoff-Hader, Lehrstuhl für Volkskunde/Europäische Ethnologie Bamberg). Ich danke Nicole Meisen dafür, dass sie mir ihre Arbeit zur Verfügung gestellt hat. Siehe auch Carsten Drieschner: Living History als Freizeitbeschäftigung, untersucht am Beispiel des Wikingervereins Opinn Skjold e.V. in Schleswig. Ein Beitrag zur Erforschung der lebensweltlichen Aneignung und Bedeutung von Geschichte, unveröffentlichte Magisterarbeit am Seminar für Europäische Ethnologie/Volkskunde der Universität Kiel 2004. Eine Zusammenfassung der zentralen Ergebnisse bei Carsten Drieschner: Living history als Freizeitbeschäftigung – Der Wikingerverein »Opinn Skjold e.V.« in Schleswig, in: Kieler Blätter zur Volkskunde, 37, 2005, S. 31–61.

18 Seminar »Mittelalter und Moderne – Zur populären Mittelalterrezeption in der Gegenwartskultur«, gemeinsame Lehrveranstaltung mit Dr. Christoph Dartmann (Mittelalterliche Geschichte) am Seminar für Volkskunde/Europäische Ethnologie der Universität Münster im Wintersemester 2005/06; Hauptseminar »Mittelalter und Moderne – Zur populären Mittelalterrezeption in der Gegenwartskultur« am Seminar für Europäische Ethnologie der Universität Bamberg im Sommersemester 2006.

19 Siehe exemplarisch für das inzwischen nahezu unüberschaubare Angebot im Internet die entsprechende Produktpalette bei www.ritterladen.de (Stand: 4.3.2009). Entsprechende Artikel werden auch auf größeren Mittelaltermärkten angeboten.

in Handarbeit selbst herzustellen, ist noch dazu extrem zeitaufwändig. Denn da wird das Garn selbst gesponnen und mit Pflanzenfarben gefärbt, der Stoff selbst gewebt, die Gewandung mit »mittelalterlichen« Nadeln von Hand genäht und werden selbst die Messerklingen eigenhändig geschmiedet.[20] Hier liegt m.E. allerdings auch einer der zentralen Anreize für das Eintauchen in diese ferne Zeit zumindest für die Aktivisten unter den Mittelalter-Fans.

Unstrittig scheint, dass sich der aktuelle Mittelaltertrend in ein allgemein wahrnehmbares Interesse an Geschichte einbettet.[21] Dieses speist sich jedoch nicht primär aus dem Bedürfnis nach Bildung, sondern vielmehr nach einer Erweiterung des sinnlichen Erfahrungshorizontes. Dies belegen auch die anderen Formen der modernen Freizeitgestaltung, die mit Geschichte in Geschichten spielen und sich dabei nicht nur, aber gern auch mittelalterlicher Motive bedienen: Die Rollenspiele, in denen sich vor allem junge Leute entweder life, im Internet oder über Brettspiele in Fantasiewelten versetzen, in denen es von Rittern und Burgfräulein, aber auch von Feen und Zauberern nur so wimmelt, sind seit den 1980er Jahren fester Bestandteil der europäischen Jugendkultur.[22] Auch traditionelle Formen der Geschichtsvermittlung beugen sich inzwischen dem Bedürfnis nach historischem Abenteuer: So ist bei touristischen Stadt-

20 Dies ergibt sich nicht nur aus den Diskussionen in den einschlägigen Internetforen, siehe exemplarisch die zentrale deutschsprachige Adresse www.tempus-vivit.net (Stand: 4.3.2009). Vergleichbares berichteten Teilnehmer der Lehrveranstaltungen in Münster und Bamberg, die in ihrer Freizeit »mittelalterlich« aktiv sind. Ich danke insbesondere Kathrin Balder, Anne Knoke und Nico Mansfeld (alle Münster) sowie Anna-Maria Carabeu, Sandra Janine Müller und Martin Walgenbach (alle Bamberg) für detaillierte Informationen zur deutschen Mittelalterszene.

21 Siehe dazu die grundlegenden Ausführungen von Manfred Seifert: Der neue Charme lokaler Identität. Zur Historisierung und Musealisierung von Heimatwelten, in: Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde, 2002, S. 11–25 sowie auch den Forschungsansatz der Freiburger Forschungsgruppe »Historische Lebenswelten«, http://portal.uni-freiburg.de/historische-lebenswelten (letzter Aufruf: 6.3.2009).

22 Auch zu diesem für die postmoderne Jugendkultur wichtigen Element der Freizeitgestaltung gibt es zumindest im deutschsprachigen Raum bislang kaum wissenschaftliche Untersuchungen. Siehe exemplarisch Ulrike Prokop, Mechthild M. Jansen (Hg.): Doku-Soap, Reality-TV, Affekt-Talkshow, Fantasy-Rollenspiele. Neue Sozialisationsagenturen im Jugendalter. Marburg 2006. Am Seminar für Volkskunde/Europäische Ethnologie der Universität Münster untersucht Regine Schiel im Rahmen ihrer Dissertation die Geschlechterverhältnisse und Geschlechterkonstruktionen im Fantasy-Rollenspiel.

führungen seit Jahren ein Trend zur historischen Inszenierung erkennbar. Das sinnlich wahrnehmbare Geschichtserlebnis hat die trockenen, faktenbasierten Ausführungen durch stadthistorische Experten vielfach abgelöst. An deren Stelle treten Nachtwächter und andere »Rollenspieler«, die historisch gewandet mit Spießen, Schwertern oder Hellebarden durch die nicht mehr wirklich dunklen Gassen ziehen. Sie folgen den Spuren vermeintlicher Hexen und realhistorischer Krimineller, begleitet von Touristengruppen, die begierig auf Geschichten aus der vermeintlich finsteren Vergangenheit warten.

Das breite Interesse an Geschichte offenbart sich auch in der Beliebtheit historischer Fernsehformate. Selbst in den öffentlich-rechtlichen Sendern des deutschen Fernsehens mit ihrem Bildungsauftrag schreitet die Vermittlung von Geschichte als Mischung aus Dokumentarbericht und Inszenierung unaufhaltsam voran. Ein noch junges, äußerst erfolgreiches Fernsehformat bilden die aus England stammenden sogenannten Living-History-Serien, in denen Menschen von heute auf eine Zeitreise geschickt werden: Die Protagonisten werden in eine möglichst authentisch gestaltete historische Situation gestellt, in der sie, begleitet durch Kameras, die Probleme des Lebens und Überlebens bewältigen müssen. Das Format gewinnt seinen Spannungsbogen für die Zuschauer vor allem daraus, dass bevorzugt Personen auf diese Zeitreisen geschickt werden, die über geringe oder keine Vorkenntnisse verfügen. Entsprechend kämpfen sie mit Schwierigkeiten, die den historischen Zeitgenossen so wohl fremd gewesen wären. So bringen für den Stadtbürger von heute schon das Leben ohne Dusche, Strom und Zahnpasta, insbesondere jedoch die Versorgung und Schlachtung von Nutztieren erhebliche Probleme mit sich. Das Format der Living-History-Serien verbindet Elemente des Reality-TV und der Doku-Soaps mit eingeblendeten historischen Informationen;[23] die ARD, das erste Programm des öffentlich-rechtli-

23 Auch zu diesem aktuellen Phänomen gibt es bislang kaum Untersuchungen, siehe daher vorerst Judith Schwellenbach: Geschichte light zum Mitmachen? – Das TV-Format Living History am Beispiel der Serie »Windstärke 8 – Das Auswandererschiff«, unveröffentlichte Magisterarbeit am Seminar für Volkskunde/Europäische Ethnologie der Universität Münster 2007; Michaela Fenske: Geschichte, wie sie Euch gefällt. Historische Doku-Soaps als spätmoderne Handlungs-, Diskussions- und Erlebnisräume, in: Andreas Hartmann, Silke Meyer, Ruth-E. Mohrmann (Hg.): Historizität als Aufgabe und Perspektive. Vom Umgang mit Geschichte. Münster u.a. 2007, S. 85–106.

chen Fernsehens in Deutschland, verkauft ihre Zeitreisen sogar als »Geschichtsunterricht, wie ihn nur das Fernsehen bieten kann«.[24]

Die mit Abstand beliebteste historische Epoche für Zeitreisen ist schon seit Jahren das Mittelalter, jene ferne Zeit, die offensichtlich jede Menge Projektionsfolien für Phantasien bietet. So bewarben sich beim Casting für die erste Living-History-Serie im Deutschen Fernsehen, das »Schwarzwaldhaus 1902«, 700 Interessenten. Hier musste die letztlich ausgewählte Berliner Familie Boro auf einem auf die Verhältnisse um 1900 umgebauten Bauernhof im Schwarzwald einen Sommer lang leben und wirtschaften wie im Jahre 1902. Der Erfolg dieses Pilotprojektes, durchschnittlich sechs Millionen Zuschauer verfolgten 2002, wie die Berliner Familie ihren Ausflug in die frühmoderne Landwirtschaft bewältigte[25], gab den Anstoß für etliche Folgeprojekte. Bereits ein Jahr später schickte die ARD 20 Zeitreisende ebenfalls in die Jahre um 1900, diesmal in ein mecklenburgisches Gutshaus mit seinen starren sozialen Hierarchien.[26] Um die Teilnahme an diesem Projekt bewarben sich schon 2.000 Interessierte. Mit einem enormen Ansturm von immerhin 15.000 Bewerbern hingegen sahen sich die Produzenten der Serie »Abenteuer Mittelalter. Leben im 15. Jahrhundert« konfrontiert.[27] Hier wurden 12 Protagonisten auf eine auf Verhältnisse des 15. Jahrhunderts rückgebaute Burg in Thüringen geschickt, wo sie sechs Wochen unter spätmittelalterlichen Verhältnissen leben, arbeiten und wirtschaften mussten, und dies in vorgegebenen Rollen als Burgvogt, Knappe, Küchenmeister, Knecht und Magd. Die Serie wurde im Winter 2005/06 zunächst auf Arte und im Mitteldeutschen Rundfunk, dann auch im ersten Programm der ARD gesendet. Begleitet wurde sie durch eine ausgesprochen kontroverse Diskussion um Anspruch, Umsetzung und Authentizität in einem Internetforum, an der sich neben den Darstellern und Produzenten zahlreiche Zuschauer beteiligten.[28]

24 http://www.wdr.de/tv/w8/10_aktuell/news/detail.phtml?file=200603041200 (letzter Aufruf: 28.2.2009).

25 http://www.swr.de/schwarzwaldhaus1902/index.html (letzter Aufruf: 28.2.2009).

26 http://www.daserste.de/abenteuer1900/default.asp (letzter Aufruf: 28.2.2009).

27 http://www.arte.tv/de/Abenteuer-Mittelalter/Die-Zeitreisenden/1035648.html (letzter Aufruf: 28.2.2009).

28 Das äußerst diskussionsfreudige Internet-Forum, in das sich auch die Teilnehmer der Serie aktiv einbrachten, wurde von der ARD leider schon ein Jahr nach der Sendung der Serie aus dem Internet entfernt. Detailliertere Informationen zur Serie

Obwohl das breite Interesse am Mittelalter bereits in den ausgehenden 1970er Jahren begann, hat sich die Zahl der pseudomittelalterlichen Veranstaltungen in Deutschland seit dem Jahr 2000 nahezu verdreifacht. Galten in den 1980er Jahren noch die großen Museumsausstellungen zu den Staufern[29] und den Wittelsbachern[30] sowie Umberto Ecos Rosenroman[31] als Auslöser, lassen sich diese als Erklärung für den nach wie vor anhaltenden Mittelalterboom heute wohl nicht mehr verantwortlich machen. Inzwischen finden laut Presseberichten allein in Deutschland jährlich über 1000 Mittelalterveranstaltungen statt, die einen Gewinn von insgesamt 240 Millionen Euro erwirtschaften.[32] Auch in anderen europäischen Ländern ist Mittelalterliches überaus präsent: Die dänische Urlauberinsel Bornholm lockt Touristen in »ein authentisch aufgebautes Mittelalterstädtchen«, in dem gezeigt wird, »wie die Menschen in der Zeit von 1050 bis 1500 lebten, welche Kleidung sie trugen und wie sie arbeiteten.«[33] Ein weiteres Mittelalterzentrum auf der dänischen Insel Lolland, in dem eine Stadt des 14. Jahrhunderts nachgebaut wurde, versteht

einschließlich der Erwartungshaltungen und Erfahrungen der Darsteller finden sich heute noch auf den Internet-Seiten von Arte, s. http://www.arte.tv/de/suche/1383954,templateId=noncache.html?doSearch=true&keyword=Abenteuer+Mittelalter (letzter Aufruf: 5.3.2009).

29 Ausstellungskatalog: Reiner Hausherr (Hg.): Die Zeit der Staufer. Geschichte – Kunst – Kultur, 4 Bde. Stuttgart 1977. Die Ausstellung fand im Württembergischen Landesmuseum Stuttgart statt und war die erste große historische Ausstellung, die auf ein ausgesprochen breites Publikumsinteresse stieß. Siehe Helmut Schneider: Warum wurden die Staufer zum Superhit? Die Lust nach Herkunft, in: Die Zeit, Nr. 25, 10.6.1977 (online abrufbar unter http://www.zeit.de/1977/25/Die-Lust-nach-Herkunft, letzter Aufruf 5.3.2009).

30 Hubert Glaser (Hg.): Wittelsbach und Bayern. Katalog der Ausstellung auf der Burg Trausnitz in Landshut. 3 Doppelbde. München/Zürich 1980. Zur Popularität der großen historischen Ausstellungen in Deutschland in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts siehe Martin Große Burlage: Große historische Ausstellungen in der Bundesrepublik Deutschland 1960 bis 2000. Münster 2005.

31 Deutsche Erstausgabe: Umberto Eco: Der Name der Rose, übers. v. Burkhart Kroeber. München 1982.

32 Ritters Reibach. Geschäfte rund ums Mittelalter: Reportage auf ProSieben vom 23. 8. 2006, 23.05 Uhr.

33 http://www.bornholmsmiddelaldercenter.dk/Default.asp?m=74 (lezter Aufruf: 4.3.2009). Wie in vielen anderen Fällen hat sich auch die Internetpräsenz des Bornholmer Mittelalterzentrums inzwischen geändert. Das Zitat im Text stammt aus dem Januar 2008, ist so auf der Homepage inzwischen allerdings nicht mehr zu finden. Am Sachverhalt selbst ändert dies jedoch nichts.

sich als »experimentierendes Museumscenter«.[34] Im »Histotainment Park Adventon« in der badischen Kleinstadt Osterburken, gelegen zwischen Würzburg und Heilbronn, entsteht seit 2005 ebenfalls eine »mittelalterliche« Stadt, in der sich inzwischen schon etliche Betriebe angesiedelt haben.[35] Das Programm für den Sommer 2007 umfasste, obwohl da erst wenige Häuser standen, Angebote für ein Wikingerfest, ein mittelalterliches Hexenfest mit Walpurgisnacht, zwei Ritterturniere mit mittelalterlichem Spektakel, Sonnwendfeiern mit historischem Treiben, Pfeil- und Bogenschieß-Übungen und anderes mehr. Der Schmied des Dorfes bietet seit dem Frühjahr 2007 Kurse in mittelalterlicher Schmiedetechnik an, weitere Angebote zielen auf den mittelalterlichen Schwertkampf, Gewandnähkurse und Einführungen in die Technik des Filzens. Die Organisatoren des Projektes bauen offensichtlich darauf, dass die »Faszination Mittelalter« noch über Jahrzehnte anhält. Längerfristig ist sogar geplant, Angebote für einen »Urlaub im Mittelalter« zu entwickeln.

Nicht ganz so umfassend sind die Angebote der Burg Oberkapfenberg in der Steiermark: Das dortige Zeitreise-Projekt bietet ebenfalls einen Abenteuer-Ausflug ins Mittelalter an, der sich insbesondere an Gruppen richtet. Diese können sich dort »in eine mittelalterliche Gesellschaft verwandeln« und dabei »Kleidung aus dem Mittelalter am eigenen Körper ausprobieren, sich rüsten mit originalgetreuer Rüstung und Kettenhemd«, Armbrustschießen in der Schützenstube, an einem Turnier mit Geschicklichkeits- und Wissensaufgaben teilnehmen« und anderes mehr.[36]

34 http://www.middelaldercentret.dk/Tyskesider/dasmittelalterze.html (letzter Aufruf: 28.2.2009); die oben zitierte Formulierung stammt aus dem Internetauftritt im Januar 2008 und findet sich ebenfalls heute so auf der Homepage des Mittelalterzentrums nicht mehr).

35 http://www.adventon.de (letzter Aufruf: 28.2.2009).

36 http://burg.kapfenberg.at (letzter Aufruf: 28.2.2009).

Mittelalter leben – Die Szene

Hinter dieser kommerziellen Vermarktung des Mittelalters verschwindet der Personenkreis, der seinerseits erheblichen Anteil an dessen breitenwirksamer Popularisierung hatte und nach wie vor hat, weitgehend. Es handelt sich um eine ursprünglich kleine und primär jugendkulturelle Szene, die zunächst keinerlei kommerzielle Interessen verfolgte. Diese entstand zeitgleich mit den ersten großen kommerziellen Mittelalterveranstaltungen und organisierte anfangs lediglich kleine Mittelaltermärkte mit selbstgebauten Ständen und selbstgefertigten Zelten. Hier trafen sich primär junge Leute und Geschichtsbegeisterte, die das Leben »wie im Mittelalter« ins Zentrum ihrer Freizeitgestaltung stellten. Zeltlager und Marktgeschehen waren wie die Teilnehmer zahlenmäßig überschaubar und fungierten als Treffpunkt für diejenigen, denen das Mittelalter eine partielle »Heimat« und eine alternative Identität boten.[37] (Abb. 11, 12) Diese inzwischen nicht mehr ausschließlich jungen Mittelalterfreunde eint ein wirkliches Interesse an Geschichte. Die Kenntnisse, die sie sich für ihre möglichst authentischen[38] Darstellungen aneignen, stammen in der Regel nicht aus Ritterromanen, sondern aus den Publikationen renommierter Mediävisten.

Die europäische »Mittelalterszene« entstand im Kontext einer Geschichtsbewegung, in der sich interessierte Laien zusammenfanden, die historische Ereignisse oder auch Alltagssituationen möglichst authen-

37 Siehe exemplarisch für eine Vielzahl vergleichbarer Gruppen, die mit einem hohen Anspruch an »Authentizität« auftreten, die Gruppe »Diu minnezit«, die sich der Darstellung des Hochmittelalters verschrieben hat, aber gelegentlich auch Ausflüge in die Renaissance unternimmt (www.diu-minnezit.de, letzter Aufruf: 5.3.2009). Die inzwischen bekannteste dieser Reenactmentgruppen mit einem hohen Anspruch an authentische Darstellungen ist das »Städtische Aufgebot Anno 1476«, seit 2002 ein eingetragener Verein (http://www.anno1476.de, letzter Aufruf: 5.3.2009). Die Gruppe gestaltet seit Jahren die Mittelaltertage im Fränkischen Freilandmuseum Bad Windsheim und war auch auf der Tagung »Living History im Museum«, die die Volkskundliche Kommission für Westfalen im November 2007 gemeinsam mit dem Niedersächsischen Freilichtmuseum in Cloppenburg ausrichtete, vertreten.

38 Die unterschiedlichen Ansprüche an die »Authentizität« der Darstellungen, in der Mittelalterszene meint dies die möglichst weite Annährung an realhistorische Verhältnisse, spielen im Übrigen in sämtlichen Jugendszenen eine zentrale Rolle. Authentizität fungiert dort als Schlüsselbegriff der Aus- und Abgrenzung und damit auch der Identitätsfindung.

Abb. 11 Lagerleben. Darstellergruppe auf dem Mittelaltermarkt Burg Hexenagger 2006 (Foto: Barbara Krug-Richter)

Abb. 12 Ein hoher Anspruch auf Authentizität: Die Darstellergruppe Diu Minnezit (Foto: www.diu-minnezit.de, Stand: 14.5.2007)

tisch nachzustellen suchten.[39] Das Bedürfnis nach »erlebbarer Geschichte« gelangte seit den 1960er Jahren sukzessive von Amerika nach Europa. Seit den 1980er Jahren betreiben auch in Europa immer mehr Menschen Geschichte als individuelles Hobby. Im Unterschied zu ihren Vätern und Müttern suchen sie jedoch nicht mehr in Archiven und Kirchenbüchern nach Spuren ihrer Vorfahren. Die Geschichtsinteressierten von heute bevorzugen das sinnliche Geschichtserlebnis, das physische und psychische Eintauchen in die Vergangenheit. Damit sind sie Teil einer gesamtgesellschaftlichen Entwicklung, die der Soziologe Gerhard Schulze schon in den 1990er Jahren treffend als »erlebnisorientiert« charakterisiert hat.[40]

Neben der Suche nach dem individuellen Erlebniskick ist der Wunsch nach einer möglichst authentischen Wahrnehmung des Vergangenen jedoch eindeutig auch Ausdruck von Sehnsüchten, die typisch sind für die moderne und postmoderne Gesellschaft. Er ist Reflex auf Entwicklungen wie die zunehmende Individualisierung, die Entfremdung von der Natur, den Rückgang des Körperlichen in der Arbeit, um hier nur einiges zu nennen. Er ist gleichzeitig auch Ausdruck einer Suche nach partieller Gemeinschaft und einer Identität, die sich zumindest in der Freizeit – auch – an traditionellen Ordnungen orientiert. Wie in anderen jugendkulturellen Szenen ist es auch in der Mittelalterszene insbesondere die Gemeinschaft mit Gleichgesinnten, die zahlreiche ihrer Aktivisten antreibt. Die Interviews mit den Darstellern der Fernsehserie »Abenteuer Mittelalter«, die die Studentin Katja Natalia Brandt im Rahmen des Münsteraner Mittelalterseminars im Januar 2006 geführt hat, verdeutlichen exemplarisch, dass das Faszinierende am Mittelalter neben seiner Fremdheit unter anderem in seiner Nähe zur Natur sowie in seiner klaren sozialen Ordnung liegt.[41] Als besonders positive Erfahrungen aus ihrem sechswöchigen Ausflug in das Mittelalter nahmen die Protagonisten ihrer eigenen Aussage nach mit zurück in die Gegenwart: die Unmittelbarkeit des Alltagslebens, die Erfahrung harter körperlicher Arbeit, den Stolz auf deren handgreifliche Ergebnisse, aber auch die Ruhe, die Orientierung des Tagesablaufs an der Natur (Licht) sowie die Beziehungen

39 Hoffmann (wie Anm. 3).

40 Gerhard Schulze: Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart, 2. aktualisierte Aufl. Frankfurt a.M./New York 2005.

41 Die Ergebnisse dieser Recherchen bei Katja Natalia Brandt: Abenteuer Mittelalter – Leben im 15. Jahrhundert. Eine Living-History-Serie des MDR 2005 und ihre Protagonisten, unveröffentlichtes Manuskript. Münster 2006.

zu den Tieren. Selbst die Einordnung in klare hierarchische Strukturen wurde als zwar gewöhnungsbedürftig, letztlich jedoch auch erleichternd empfunden. Ähnlich äußerte sich ein Münsteraner Student, der selbst der aktiven Reenactment-Szene angehört und dort auch seine berufliche Zukunft sieht. Ihn reizt am Mittelalter neben den Anforderungen, die dessen möglichst authentische Darstellung an seine handwerklichen Fähigkeiten stellt, insbesondere die klare Struktur der mittelalterlichen Gesellschaft, die jedem Menschen seinen Platz zuwies.[42]

Man kann dies Eskapismus nennen, diese kleinen Fluchten in ein vermeintlich authentischeres, naturnäheres und geordneteres Leben, das die Gegenwart mit ihren permanenten Positionswechseln so nicht mehr bietet. Ich allerdings verstehe die aktuelle Mittelalterbegeisterung als ein kulturelles Phänomen der Gegenwart, das in seiner Erlebnisorientierung allein nicht aufgeht. Schon deshalb sollte die Qualität der historischen Darstellungen nicht nur am Grad ihrer Authentizität gemessen werden. Denn der kreative Umgang mit der Vergangenheit schafft etwas genuin Neues, kulturell Eigenständiges. Das Spielen von und mit dem Mittelalter ist, wie das mit Geschichte allgemein, auch als ein kreativer Prozess zu begreifen, der zwar Mittelalterliches rezipiert, aber neu wendet, neu zusammensetzt und mit neuen Funktionen versieht. Dieser Prozess hat in Teilen der Mittelalterszene unübersehbar kompensatorische, antimodernistische Züge, konstruiert jedoch daneben eigene Erlebniswelten auf postmoderner Folie. Hier wird seit nahezu drei Jahrzehnten ein spielerischer Umgang mit Geschichte praktiziert, der auch Freiheit symbolisiert: die Freiheit, sich zumindest in der Freizeit zurückzuversetzen in eine historische Epoche, in der andere Werte und Leitbilder galten, und dabei im Alltagsleben dennoch die Anforderungen der modernen Leistungsgesellschaft nicht zu negieren. Deutlichstes Zeichen für diese eigene, moderne Aneignung des Mittelalters und seiner Deutungsangebote ist die

42 Ich verdanke viele meiner Erkenntnisse den ausführlichen Diskussionen, die im Rahmen des Münsteraner Mittelalterseminars im Wintersemester 2005/06 geführt wurden. Deutlich wurde hier auch für die Bedeutung des Themas sowohl für die Aktiven der Mittelalterszene als auch für die Studierenden der mittelalterlichen Geschichte, denen die Mittelalteraktivisten zunächst äußerst suspekt erschienen. Im Unterschied zu herkömmlichen Lehrveranstaltungen reichte die Seminarzeit nicht aus, um den Diskussionsbedarf zu befriedigen. Entsprechend wurden die Diskussionen um das Für und Wider des Reenactment, um die Mittelalterbilder und Motivationen der Mittelalterfans regelmäßig im Anschluss an das Seminar weiter geführt.

Vermischung von Mittelalterlichem und Fantasy: Diese war schon in der Rollenspielerszene der 1980er Jahre angelegt, ist in der Fantasy-Literatur wie in den entsprechenden Filmgenres seit langem wirkmächtig und hält momentan auch Einzug in den Bereich der Mittelalterevents. Seit kurzem gehen Organisatoren kommerzieller Mittelalterveranstaltungen gezielt dazu über, ihr Angebot um Phantastisches zu erweitern.[43] Damit sprechen sie nicht nur ein breiteres Publikum an, sondern reagieren auch auf Tendenzen, die Mittelalter und Moderne schon seit langem mischen. So kommt das Mittelalter im frühen 21. Jahrhundert dort an, wo es zumindest Teile der Rezipienten schon seit den 1980er Jahren sahen: Es dient als Pool für Ideen, Mythen und Geschichten, für Facts und Fiction, die den eigenen Erlebnishorizont bedienen und dabei Raum lassen für individuelle Interpretationen.

Das Interesse des Publikums an historischer Inszenierung wirkt inzwischen auch in die Museen zurück. Das volkskundliche Freilandmuseum im fränkischen Bad Windsheim beispielsweise veranstaltet seit einigen Jahren Mittelaltertage, an denen auch Aktivisten aus der Mittelalterszene beteiligt sind. Das Museum Zeughaus in der norddeutschen Kleinstadt Vechta betreibt seit 2007 eine Werkstatt für experimentelles Mittelalter, die ebenfalls auf die aktive und sinnliche Erfahrung der Besucher zielt. Dass auch Studierende der Volkskunde dieser sinnlichen Seite des Mittelalters nicht abgeneigt sind, wurde mir im Sommer 2006 anlässlich einer Exkursion auf den Mittelaltermarkt im bayerischen Hexenagger

43 Gisbert Hiller, Organisator einer der größten kommerziellen Mittelalterveranstaltungen in Deutschland, erläuterte die Erweiterung seines Programms um Fantastisches und die Umbenennung des »Mittelalterlich Spectaculum« in »Mittelalterlich Phantasie Spectaculum« 2007 auf seiner Homepage folgendermaßen: »Denn wir wollen nicht mit reinen, oft langweiligen, mittelalterlichen Verkaufsmärkten oder schlimmer noch, mit so genannten authentischen Langweiler–Mittelalter–Lager Veranstaltungen verglichen oder in Verbindung gebracht werden, denn wir verstehen unsere Festivals als eine einmalige lebendige und fantastische Erlebniswelt. Wir haben nicht den Anspruch authentisch einhundert Prozent korrekt zu sein, denn Authentizität ist unserer Meinung nach nur ein Schlagwort für die Besserwisser in der Mittelalterszene« (www.spectaculum.de, Stand: 11.3.2007). Auch wenn es sich hier um die Erklärung eines kommerziellen Profis handelt, spiegeln Tenor und Ton der Argumentation deutlich diejenigen Auseinandersetzungen, die die Mittelalterszene durchziehen. Maßstab ist, dies wurde oben schon erläutert, ein möglichst hoher Grad an historischer Authentizität, den ein Teil der Mittelalter-Hobbyisten vehement einfordert, die kommerziellen Anbieter jedoch nicht unbedingt teilen.

Abb. 13 Bamberger Studenten der Europäischen Ethnologie auf Exkursion: Mittelaltermarkt Burg Hexenagger 2006 (Foto: Leonie Becker, Bamberg)

deutlich: Außer der Dozentin und einer Studentin nahmen sämtliche Exkursionsteilnehmer in mehr oder weniger authentischer Gewandung an der Veranstaltung teil (Abb. 13).

Barbara Krug-Richter, A Medieval Adventure? –
On Popular Medieval Reception Today

The Middle Ages are »in«. For years, not only fortresses and castles but cities throughout Europe have organized commercial events like Medieval markets and jousting tournaments. Popular versions of medieval folklore are also broadcast regularly on television and the radio. In addition, a growing community of so-called medieval activists practice »living like in the Middle Ages« as a time-consuming and cost-intensive hobby. This paper describes the background of this popular enthusiasm for an age only reputed to be a dark chapter in history and examines why of all periods this epoch serves as a projection surface for the ideas and fantasies of people at the end of the 20th and beginning of the 21st centuries.

neuerDings

Das Bad im Schrank

Seit dem sozialen Wohnbau der 60er und 70er Jahre des 20. Jahrhunderts gehören Badezimmer in Wiener Miethäusern zum regulären Standard. Gewöhnlich verdienten sie den Namen jedoch nicht wirklich, denn in der starren Raumdisposition dieser Häuser handelte es sich keineswegs um halbwegs geräumige Zimmer sondern meist um einen Schluf ohne Tageslicht, der weniger als Wohlfühlraum der körperlichen Entspannung und Regeneration diente, als der reinen Hygiene und Körperpflege. Aber immerhin, die Wohnungen hatten ab da ihre sauberen, zweckdienlichen Sanitärzellen mit fließendem Wasser. In den Jahrzehnten davor war die Körperpflege meist in den Küchen verortet. Zwar gehörte auch zu den Schlafzimmermöbeln gewöhnlich ein Waschtisch, doch in der Küche, in der es stets warm war, stand neben einer Kredenz, einem Tisch und Sesseln fast immer auch ein Waschstockerl mit eingesetztem Lavoir und einer Wasserkanne. In den Gründerzeithäusern blieb dieser Standard oft bis lang nach dem zweiten Weltkrieg bestehen, da ein Um- und Ausbau der Wohnungen finanziell häufig nicht leistbar war.

Doch die Haushaltstechnik entwickelte sich in der Nachkriegszeit rasch, und man dachte sich findige Zwischenlösungen für nicht befriedigende Wohnbedürfnisse aus. Eine solche hat sich im 7. Wiener Gemeindebezirk bis zum Jahr 2008 erhalten. Auf diese Weise kam das Volkskundemuseum vor einigen Monaten zu einem interessanten Stück Wiener Wohn- und Alltagskultur. Es handelt sich dabei um einen Kasten in dem ein ganzes Badezimmer verborgen ist. Bis vor kurzem stand er in der Küche einer ca. 80 m² großen Wohnung in einem um 1920 erbauten, typischen vierstöckigen Vorstadtzinshaus in der äußeren Neustiftgasse zwischen Kaiserstraße und Neubaugürtel. Das Möbelstück lässt sich folgendermaßen beschreiben:

Der zweitürige Schrank ist 184 cm hoch, 77,5 cm breit und 62,5 cm tief und besteht aus weiß beschichteter, 19 mm starker Pressspanplatte. ABS-Kanten sind in einer Nut eingeleimt. Die hinteren Korpuskanten sind durch Blechwinkel geschützt. Die Türen werden durch Klavierbänder gehalten und sind mit zwei schwarzen Kunststoffgriffen zu öffnen. In den Innenseiten der Türen ist je ein Spiegel eingeklebt und die linke Tür ist zusätzlich mit einem verchromten Handtuchhalter ausgestattet.

Im Kasten verborgen befindet sich eine weiß emaillierte Badewanne, die in einem Korpus eingelassen ist, der aus einer mit 4 mm HDF-Platten

Alle Abbildungen: Klappbad, 1970er Jahre, Foto: Christa Knott

verkleideten Holzrahmenkonstruktion besteht. Die Wanne ist mit einem angenieteten Griff leicht mit einer Hand auszuklappen, da der Wannenkorpus durch Federn gehalten wird. Ausgeklappt ruht die Wanne vorne auf zwei Gummistandfüßen. Um die Badewanne ausklappen zu können, musste jeweils vorher in der Küche der Tisch weggeräumt werden.

Durch die Rückwand des Kastens ist innen ein 60-Liter Elektroboiler der Firma Elin mit vier Schlossschrauben befestigt. Die Anschlüsse und der Zu- und Abfluss gehen nach hinten weg. An der Innenwand, die aus einer gemusterten Melaminharzplatte, die auf einer Pressspanplatte aufgeleimt ist, besteht, befinden sich zwei Druckknöpfe zum Schalten des Boilers. Die einfachen Armaturen sind aus Metall, der Brausekopf aus Kunststoff. Das Bad wurde bis zuletzt benützt, in den Jahren ab 2004 jedoch nur mehr sporadisch.

Über die Anschaffung, Benützung und Handhabung des ungewöhnlichen Bades konnten wir noch einiges in Erfahrung bringen.[1] In der Wohnung lebte zunächst ein Ehepaar mit Sohn und nach dem Tod des Vaters (1969) und dem Auszug des Sohnes zuletzt nur noch die Witwe und Mutter (1910–2002). Die Badewannenkonstruktion samt Boiler wurde Mitte der 1970er Jahre in einem Installateurfachgeschäft gekauft und vom Hersteller aufgestellt. Neben dem knappen Platz in der Küche bildeten die Wasseranschlüsse das größte Bedienproblem. Das Wasser musste aus der Bassena im Vorraum der Wohnung mittels eines Schlauches, der jedes Mal angeschlossen werden musste, hergeleitet werden. Später gab es einen Gardena-Steckverschluss. Der Abfluss erfolgte durch eine Pumpe und ein Kupferrohr, das mittels eines Hakens ins Waschbekken gehängt wurde. Die Abflussgeschindigkeit war demgemäß nur jene des Waschbeckens. Die Pumpe war laut im Betrieb, zudem musste man die Wanne kippen, um vollständig abzupumpen. Der Boiler brauchte zwei bis drei Stunden zum Aufheizen, das dann allerdings »brennheiße« Wasser reichte zum Füllen der Wanne zu etwa einem Drittel. Für ein Vollbad musste zusätzlich Wasser aufgekocht werden.

In den letzten Lebensjahren der betagten Mutter wurde die Wanne etwa ein Mal pro Woche benützt. Ihr diente die Badewanne nur der Reinigung, nie dem entspannenden Bad. Fallweise nutzte auch der Sohn das Bad, wenn er bei der Mutter zu Besuch war. Für einen raschen Dusch-

1 Besten Dank an Mag. Herbert Justnik, der die Übergabe des Badewannenschrankes an das Volkskundemuseum vermittelte und die Recherchen zum Umfeld durchführte.

vorgang reichte das Wasser gerade. Nach dem Tod der Mutter wurden hin und wieder Gäste in der Wohnung einquartiert und vorher in der Handhabung des Bades im Schrank unterwiesen. Als die Wohnung 2008 aufgelöst wurde, verteilten sich die Fahrnisse wie üblich: Das Ein oder Andere konnte man noch brauchen, was ging, wurde verkauft. Für den Rest blieb die Entscheidung: Müll oder Museum.

Den Möbeln kommt im Wohngebrauch eine hohe Symbolkraft zu. Sie sind ein evidentes Merkmal des Lebensstandards. Im akademischen Milieu, wie in diesem geschilderten Fall, ist der Grad der Freiheit der Nutzung und vor allem der Bewertung von Dingen des täglichen Gebrauchs flexibler als anderswo, wo man versucht, die Hierarchie der soziokulturellen Einordnung so rasch es geht nach oben zu verschieben. Im Fall der alten Dame, die überdies über dreißig Jahre als Witwe mit einer möglicherweise kleinen Pension auskommen musste, konnte diese überkommene Form der Wohnausstattung aus den 1970er Jahren jedoch lange überdauern.

Was früher aus der Not der kleinen Wohnungen resultierte – eine Küche, in der sich nicht nur Kochen und Essen abspielten, sondern auch die Hausübungen der Kinder, das Zeitungslesen des Vaters, die Körperpflege der ganzen Familie und vieles Andere mehr, also ein Großteil des Wohnens schlechthin – kehrt, nach der Segregation der Familienmitglieder durch die kleinräumigen Wohnungen der 1960er und 1970er Jahre (Frau in der Küche, Kinder im Kinderzimmer, Gäste im Wohnzimmer), heute in Luxusvarianten wieder: Küchen werden genauso in die Wohnräume integriert wie Bäder, die, höchstens durch Glaswände getrennt, Ausblicke in die Stadt- und Dachlandschaften gewähren. Das (tägliche) Bad mutiert damit von der reinen Hygienemaßnahme zur Körperpflege mit Wohlfühlfaktor, die heute einem wesentlich größeren Teil der Bevölkerung zugänglich ist als noch vor dreißig oder vierzig Jahren.

Margot Schindler

Chronik der Volkskunde

Mittelstadt – Urbanes Leben jenseits der Metropole.
Interdisziplinäre Tagung am Institut für Kulturanthropologie/
Europäische Ethnologie der Universität Göttingen, 2.–3. April 2009

Die kulturwissenschaftliche und interdisziplinäre Stadtforschung hat sich bislang zumeist auf die Großstadt konzentriert. Eine Tagung am Göttinger Institut für Kulturanthropologie/Europäische Ethnologie hat nun unlängst den Versuch unternommen, auch die Mittelstadt als Thema der Stadtforschung zu erschließen. In sechzehn Vorträgen aus verschiedenen Disziplinen – von der Volkskunde/Europäischen Ethnologie, Geschichtswissenschaft und Soziologie über die Kommunikationswissenschaft, die Raum- und Regionalplanung bis hin zur empirischen Wirtschaftsforschung – wurde dieses Thema in den Blick genommen, um Aspekte und Dimensionen eines »typisch mittelstädtischen Lebens« aufzuzeigen.

Eingangs präsentierte Brigitta Schmidt-Lauber (Göttingen) als Organisatorin und Veranstalterin der Tagung erste grundsätzliche Überlegungen zum »kulturwissenschaftlichen Forschungsdesiderat« Mittelstadt. In Abgrenzung zur vorherrschenden quantitativen Bestimmung dieser Städtekategorie entwarf sie eine alltagskulturwissenschaftlich ausgerichtete Forschungsperspektive, die auch qualitative Aspekte mittelstädtischer Soziokultur sichtbar macht. Die Vorträge und Diskussionen der Tagung drehten sich denn auch über weite Strecken um dieses Problem: Inwiefern lässt sich die Mittelstadt – von der Gemeindestatistik ganz trocken definiert als eine Stadt der Größenordnung zwischen 20.000 und 100.000 EinwohnerInnen – überhaupt als ein eigenständiges soziales und kulturelles Phänomen fassen? Der für die Großstadt bereits seit langem formulierte Anspruch, die Stadt nicht nur als *Lokus*, sondern auch als *Fokus* kulturwissenschaftlicher Forschung zu begreifen, wurde damit auch auf die Mittelstadt übertragen: Was macht »die« Mittelstadt aus? Welche spezifischen Formen von Urbanität und sozialen Beziehungen finden sich dort? Welche Akteurskonstellationen sind für Städte mittlerer Größe typisch? Und wo liegen hier die Grenzen der Verallgemeinerbarkeit?

Explizit mit einer städtetypologischen Fragestellung befasste sich Marita Metz-Becker (Marburg) zu Beginn der Tagung in ihrem Beitrag über das »kulturelle Gedächtnis deutscher Universitätsstädte«. Von mittelstädtischen Identitätspolitiken handelten – aus raumplanerischer

Perspektive – auch die Referate von Holger Leimbrock (Dresden) sowie von Sabine Baumgart und Andrea Rüdiger (Dortmund). Beide Vorträge zeigten auf, inwiefern gerade Mittelstädte mit der Anforderung konfrontiert sind, sich strategisch im Sinne »leitbildhafter Raumvorstellungen« zu positionieren. Planungsalternativen zwischen Großstadtimitation und der Betonung spezifisch mittelstädtischer Qualitäten wurden diskutiert, wobei letztlich doch deutlich wurde, dass Mittelstädte zu unterschiedlich und variantenreich sind, um als ein eigenes, generalisierbares sozialräumliches Phänomen behandelt werden zu können. Teilweise anknüpfend an solche planerischen Perspektiven boten Norbert Fischer (Hamburg) sowie Ina Dietzsch (Durham/Berlin) und Dominik Scholl (Berlin) schlüssige Analysen zum sozialen Wandel in Mittelstädten, die zwischen Metropolen bzw. in Metropolregionen liegen. Während Fischer deutlich machte, wie die alten Mittelstädte im Hamburger Umland gezielt auf die Qualitäten ihrer historischen Stadtkerne setzen, um das Schwinden ihrer zentralörtlichen Bedeutung auszugleichen, zeigten Dietzsch und Scholl am Beispiel von Wittenberge Strategien des »Überlebens« und der Verlustbewältigung in einer notorisch schrumpfenden Stadt auf.

Konkrete Fallbeispiele zur »Mittelstadt als Ideologie« lieferten die drei Vorträge von Marcus Termeer (Münster), Georg Wagner-Kyora (Hannover) und Andrew S. Bergerson (Kansas City). Anhand des Wiederaufbaus der Münsteraner Altstadt nach 1945 (Termeer), der Rekonstruktion der Aschaffenburger Löwenapotheke (Wagner-Kyora) und der ideologischen Produktion von deutscher »Normalität« auf der Basis mittelstädtischer Lebensformen in Hildesheim (Bergerson) beschrieben sie Prozesse der Selbsthistorisierung von Städten nach der Maßgabe bestimmter hegemonialer Geschichtsbilder. Daniel Habits (München) Beitrag zur Selbstinszenierung europäischer »Kulturhauptstädte« behandelte hingegen vor allem das Problemfeld der Städtekonkurrenz und stellte städtische Identitätspolitiken vor, die nicht nur auf das historisch gewachsene Eigene, sondern auch auf die europäische Dimension ihrer Geschichte verweisen, um sich im internationalen Wettkampf um TouristInnen und Fördergelder zu behaupten.

In seinem öffentlichen Abendvortrag trug Rolf Lindner (Berlin) Indizien dafür zusammen, dass die Mittelstadt nicht nur ein Mikrokosmos im Sinne des Klischees von »Maß und Mitte«, sondern auch eine eigene Mikrokultur mit einer eigenen Individualität ist. Inspirierend, unterhaltsam und anhand scheinbar unbedeutender Beispiele wie der Mehrzweckhalle, der Handball-Bundesligatabelle und des Modelleisenbahnvereins

entwarf er eine kleine Kulturtheorie der Mittelstadt, die einmal mehr unter Beweis stellte, wie man mit einem kulturanalytisch geschärften Blick von disparaten Einzelbefunden zum feldübergreifenden Effekt kommt. Der anschließende Empfang der Stadt Göttingen im Holbornschen Haus war dann nicht nur ein gelungener Ausklang des ersten Konferenztages, sondern auch ein weiterer Beleg für die spezifische Identitätspolitik der Mittelstadt Göttingen als Universitätsstadt: In seiner Begrüßungsansprache unterstrich der Grünpolitiker und Bürgermeister Ulrich Holefleisch einerseits den absolut provinziellen Zuschnitt der Stadt, wies aber andererseits auf die Weltoffenheit hin, die mit der Universität – ihren Lehrenden, Studierenden und nicht zuletzt Tagungsgästen – verbunden sei. Mit dieser Dialektik von kleinbürgerlicher Enge und geistiger Offenheit war *der* Topos der kleinen und mittleren Universitätsstadt schlechthin angesprochen; und so lieferte auch der Abend einiges Anschauungsmaterial zum Thema – und eine Bürgermeister-Rede, wie sie in den Mittelstädten Plochingen, Coburg oder Flensburg so nicht hätte gehalten werden können. Nicht zuletzt dieser Abend machte deutlich, was auch in den Bilanzen des zweiten Tages und der abschließenden Podiumsdiskussion auf den Punkt gebracht wurde: In der interdisziplinären Forschung zur Mittelstadt nämlich scheint die Frage nach einer Städtetypologie noch wichtiger als in der Großstadtforschung.

Der Beitrag, der eine soziale und kulturelle Spezifik der Mittelstadt am konkreten Beispiel vielleicht am schlüssigsten nachweisen konnte, kam vom Gießener Historiker Sebastian Haumann. In seiner Mikrostudie zu den Hausbesetzungen in der Mittelstadt Hilden zwischen 1980 und 1982 konnte er anschaulich zeigen, wie gerade die mittelstädtischen Akteurskonstellationen und die identitären Probleme Hildens als »Schlafstadt« zwischen Düsseldorf und Solingen einen für die Hausbesetzerbewegung typischen Kontext bildeten. Während einerseits die für das mittelstädtische Gemeinwesen kennzeichnende kleinbürgerliche Enge und soziale Kontrolle ein Ansatzpunkt radikaler Kritik war, verhinderte die starke persönliche Vernetzung der AkteurInnen auf beiden Seiten die Eskalation der politischen Auseinandersetzung. Haumanns Beitrag lieferte damit – wie übrigens auch Gesa Kather (Liverpool) mit ihrer Studie zu Partizipationspraxen sozialer Randgruppen in zwei nordenglischen Mittelstädten – ein schönes Beispiel für eine konkrete Konstellationsanalyse, die tatsächlich verallgemeinerbare Aspekte zum Vorschein bringt. Die Probleme, die eine Generalisierung lokaler Befunde im Sinne einer »Kultur *der* Mittelstadt« mit sich bringt, traten dagegen

besonders in der Diskussion zum Vortrag von Nicola Benz (Wien) zutage. Sie befasste sich mit dem musikalischen Unterhaltungsangebot in der Stadt Freiburg im Breisgau in den 1920er Jahren und versuchte dieses im Vergleich mit großstädtischen Angeboten als spezifisch mittelstädtisches Phänomen auszuweisen. Deutlich wurde dabei, dass es des Blicks auf ganz konkrete lokale Verhältnisse einerseits und regionale Städtekonstellationen und -konkurrenzen andererseits bedarf, um das populärkulturelle Profil einer Stadt zu verstehen: Die Freiburger Unterhaltungskultur ist – so ein Ertrag der Diskussion zu diesem empirisch reichen Vortrag – noch keine Unterhaltungskultur *der* Mittelstadt schlechthin.

Die mit den Volkskundlern Gottfried Korff (Tübingen) und Ueli Gyr (Zürich) sowie den Historikern Clemens Zimmermann (Saarbrücken) und Franz-Werner Kersting (Münster) unter der Leitung Brigitta Schmidt-Laubers gut besetzte Podiumsdiskussion am Ende der Tagung rollte nochmals die grundsätzlichen Fragen einer Analyse der Mittelstadt auf: Was eigentlich ist eine Mittelstadt und was bedeutet es, sie zum Gegenstand der Stadtforschung zu machen? Und tatsächlich blieben Fragen offen: Geht es hier vor allem um Fallstudien zu konkreten Mittelstädten und um deren quasi stadtbiografisch gewachsene Eigenart – kurz: um den »Habitus« (Rolf Lindner) von Hameln, Friedrichshafen oder Wittenberge? Oder geht es um eine Typologie und qualitative Bestimmung *der* Mittelstadt schlechthin, um Formen der Urbanität unterhalb des Metropolitanen und Formen relativ enger sozialer Verflechtungen oberhalb des Kleinstädtischen? Auf der Göttinger Tagung blieb die Frage nach dem Schritt zwischen lokaler Spezifik und Generalisierung – und damit die entscheidende Frage nach der Generalisierbarkeit des Phänomens Mittelstadt überhaupt – vielfach unbeantwortet. Das aber war freilich nicht zu erwarten gewesen: Verdienst genug, mit einer hervorragend ausgewählten Reihe von Referaten solche Fragen überhaupt aufgeworfen und damit neue Forschungsperspektiven eröffnet zu haben. Der entsprechende Tagungsband wird – so steht zu erwarten – eine unverzichtbare Grundlage für die weitere interdisziplinäre Diskussion über die Mittelstadt als Gegenstand der Stadtforschung bilden.

Jens Wietschorke, Tobias Schweiger

Mobilität und Mobilisierung. Arbeit im soziokulturellen, ökonomischen und politischen Wandel.
Tagung der Kommission Arbeitskulturen in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Institut für Volkskunde/Europäische Ethnologie, Ludwig-Maximilians-Universität München, 26.–28. März 2009

Die Kommission Arbeitskulturen in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde (dgv) wurde 1979 als Kommission Arbeiterkultur gegründet. Ende März fand ihre diesjährige und 14. Arbeitstagung unter dem Thema »Mobilität und Mobilisierung« in München statt. Das Tagungsthema entwickelte Fragestellungen weiter, die schon in den Themen der letzten beiden Tagungen anklangen: »Arbeitsleben und biographische (Um-)Brüche« (Passau, 2005) und »Arbeit und Nicht-Arbeit: Entgrenzungen und Begrenzungen von Lebensbereichen und Praxen« (Hamburg, 2007). Spätestens hier hatte sich auf der Grundlage ethnografischer Studien ein weiter Arbeitsbegriff durchgesetzt, der auch die vielschichtigen Arbeitsformen neben der regulären Erwerbsarbeit berücksichtigt. Der CfP steckte mit Begriffen wie Postfordismus, Flexibilisierung und Prekarisierung den theoretischen Rahmen ab, innerhalb dessen die aktuellen Mobilitäts- und Mobilisierungsprozesse untersucht werden sollten. Auf den Aufruf reagierten, wie das sehr dichte Tagungsprogramm zeigt, erfreulicherweise auch viele KollegInnen aus den Nachbardisziplinen Soziologie oder Geschichte. Die nachhaltige Attraktivität für das eigene Fach und benachbarte Fächer ist ein Hinweis auf die in den letzten Jahren wieder gestiegene Relevanz des Themas und eine erfolgreiche (Neu-) Ausrichtung der Kommissionsarbeit.

Im feierlichen (und sehr gut gefüllten) Senatssaal eröffnete Prof. Dr. Jens-Uwe Hartmann, Prodekan der Fakultät für Kulturwissenschaften der Ludwig-Maximilians-Universität München (LMU) die Tagung. In ihrer Einführung merkten die Tagungsorganisatorinnen Prof. Dr. Irene Götz und Barbara Lemberger M.A. an, dass das Themenfeld Mobilität gegenwärtig ein machtvolles Narrativ sei, das als eine der Konsequenzen aus dem soziokulturellen, ökonomischen und politischen Wandel besonders erforscht werde. Bei der Untersuchung räumlicher und sozialer Mobilitäten (weltweite Wander- und Rückwanderbewegungen, sozialstrukturelle Veränderungen) dürfe jedoch nicht vergessen werden, dass auch Immobilitäten ein wichtiges Phänomen des Alltags seien. So leben zum Beispiel über die Hälfte aller Menschen in Deutschland nach wie vor in

ihrer Geburtsstadt. Die zweite Dimension von Mobilität – Mobilisierung – solle den Blick auf die der (Selbst-)Zurichtung der AkteurInnen in einem »neuen Geist des Kapitalismus« (Luc Boltanski/Evé Chiapello) richten, der die Aktivierung aller Ressourcen einfordere (zum Beispiel durch die Entgrenzung von Arbeit und Freizeit). Ob der zeitgenössische Kapitalismus jedwede Form von Kritik in seinem Interesse wenden könne, sollte dann am Ende der Tagung die zentrale Frage des Schlussvortrags bilden.

Der Eröffnungsvortrag von Prof. Dr. Franz Schultheis (Seminar für Soziologie, Universität St. Gallen) stellte die aktuellen Forschungen des Projekts »Transformation der Arbeitswelt« vor, das auf der Grundlage themenzentrierter Tiefeninterviews nach dem subjektiven Erleben der derzeitigen gesellschaftlichen Dynamiken fragt. Besonders erfreulich aus volkskundlich-kulturwissenschaftlicher Sicht sind die Einbeziehung qualitativer Verfahren und der Bezug auf qualitative Studien wie die Marienthal-Studie, gewissermaßen als Vorbildstudie historischer Prekarisierungsprozesse. Im Kontext der gegenwärtigen Prekarisierung könne eine »systematische Radikalisierung der Marktgesellschaft« beobachtet werden, zum Beispiel, wenn Massenentlassungen und Verschlechterung der Arbeitsbedingungen mit mangelhafter *employability* begründet würden.

Thema der ersten Sektion bildete die »transnationalisierte Arbeitswelt«. Zunächst behandelten Dipl.-Soz. Michael Heinlein und Dipl.-Soz. Judith Neumer (Lehrstuhl für Soziologie, LMU) den Begriff des *Cosmopolitan Workers*. Als Ausgangspunkt ihrer Untersuchung zur »Kosmopolitisierung der Arbeit« (Forschungsprojekt am Lehrstuhl Prof. Dr. Ulrich Beck) nahmen sie die Kritik an der Gleichsetzung der Konzepte Arbeitsgesellschaft und Nationalstaat durch die Soziologie. Die gegenwärtige »Transnationalisierung von Arbeit und Beruf« sei dadurch gekennzeichnet, dass zunehmend ArbeitnehmerInnen auch unfreiwillig (im Gegensatz zu *expatriates*) mit dem »kulturell Anderen« konfrontiert seien. Die Anerkennung des Andersseins, der »kosmopolitische Blick« sei jedoch die ideale Voraussetzung für das Arbeiten in interkulturellen Teams. Diese Ansicht kontrastierte Prof. Dr. Alois Moosmüller (Institut für Interkulturelle Kommunikation, LMU) mit seinem Vortrag zur »Verklärung kultureller Vielfalt«. Am Beispiel des Unternehmens Siemens erläuterte er, wie *diversity* zunehmend als Ressource des Unternehmenserfolgs gesehen werde. Das Konzept aus dem Kontext amerikanischer Managementansätze stehe dabei in Gegensatz zum deutsch-japanischen Kollektiv-Ansatz, wobei für ArbeitnehmerInnen Orientierungsschwie-

rigkeiten zwischen den »Idealen« Kollektiv und Individualität entstünden. Ein anderer Widerspruch, den der »mobile Kapitalismus« erzeuge, so Dr. Gerlinde Vogl und Dr. Sven Kesselring (Lehrstuhl für Soziologie, TU München), sei jener zwischen mobilem Kapital und sozial und räumlich verorteter Arbeit. In ihrer qualitativ ausgelegten Forschung mit 40 ArbeitnehmerInnen mit Auslandserfahrung stellten sie fest, dass durch die Arbeitsverdichtung und die zunehmende Reisetätigkeit die Integration im Unternehmen sinke. Anschließend konkretisierte Dr. Sanna Schondelmayer (Berlin/Jena) am Beispiel eines deutschen Managers das Mobilitätserfordernis als *rite de passage*. Dr. Silke Roth (School of Social Sciences, University of Southampton) stellte die postkoloniale Lebenssituation westlicher HilfsorganisationsmitarbeiterInnen dar: trotz ihres Hilfsanspruchs reflektierten sie die Situation in afrikanischen Ländern als »semi-kolonial«, da sie unvermeidbar einhergehe mit Ungerechtigkeiten (unterschiedliche Bezahlung der einheimischen OrganisationsmitarbeiterInnen, Prostitution).

Die zweite Sektion des Eröffnungstages, zum Thema »Europäische (Trans-)Migration«, wurde von Dr. Sabine Hess (Institut für Volkskunde/Europäische Ethnologie, LMU) eingeleitet. Sie beschrieb »Transnationale Zonen der Prekarität«. In ihrem Vortrag machte sie auf die klassenproduzierende Funktion von Grenzen aufmerksam: sie dienten nicht mehr dem territorialen Schutz, sondern der Verfügbarmachung und Flexibilisierung migrantischer ArbeitnehmerInnen. Ein weiteres Referat von Ramona Lenz M.A. (Institut für Kulturanthropologie, Universität Frankfurt/M.) behandelte das Beispiel Zypern, wo durch den EU-Beitritt 2004 eine fein gegliederte Abstufung von nicht-dokumentierter Arbeit und (il-)legalem Aufenthalt entstanden sei. Der Beitrag von Dr. Julia Mahnke-Devin (Geschichte Ost- und Mitteleuropas, LMU) untersuchte die Mobilisierung in historischer Perspektive am Beispiel britischer Migration ins Russland des 19. Jahrhunderts.

Übergeordnetes Thema der Panels am zweiten Tagungstag war die »gesellschaftliche Transformation unter ökonomischer Radikalisierung«. Die erste Sektion zur Anwendungsorientierung der Ethnografie wurde begonnen von der Organisationsethnologin Dr. Susanne Spülbeck (Windeck). Sie behandelte die Steuerung des demografischen Wandels in Unternehmen unter Heranziehung ethnografischen Wissens. Der Vortrag von der Soziologin und Politikwissenschaftlerin Dr. Andrea Gabler (Seminar für Politikwissenschaft, Universität Göttingen) beschäftigte sich mit der französischen politischen Gruppe Socialisme ou Barbarie und

ihren Arbeitsanalysen, die als Grundlage für die revolutionäre Veränderung der Arbeitswelt dienen sollten. Dr. Andrea Buss Notter (Hergiswil) berichtete von ihrem abgeschlossenen Forschungsprojekt zu Prekarisierungsprozessen am Beispiel eines schweizerischen Traditionsunternehmens und stellte die persönlichen Konsequenzen der »Freisetzungen« für die Betroffenen in den Mittelpunkt.

Die Sektionen »Akteurssichten – Arbeiten unter prekären Bedingungen« und »Institutionen unter Druck – Berufsbilder im Wandel« nahmen die von Prekarisierungsprozessen Betroffenen selbst in den Blick. Ove Sutter M.A. (Institut für Europäische Ethnologie, Universität Wien) stellte einen Teil seiner derzeitigen Forschung vor, die sich mit dem Sprechen über Prekarität beschäftigt. Dabei stellte er eine Interviewpartnerin vor, die in ihrer »Selbstbiografisierung« den eigenen mobilen Erwerbslebenslauf entsprechend ihrer aktuellen Arbeitsanforderungen konstruiert, was Sutter als »Technologie des Selbst« (Michel Foucault) deutete. Die bulgarische Soziologin Prof. Dr. Tanya Chavdarova (Lehrstuhl für Soziologie, Universität Sofia) berichtete aus ihrer Forschung über »Off-the-Books Self-Employment« junger Erwachsener in Bulgarien. Dabei arbeitete sie die Hauptursache für nicht-dokumentierte Arbeit heraus, die sie im schwachen Vertrauen in staatliche Institutionen (Rechtsunsicherheit, Korruption) sieht. Ebenfalls mit postsozialistischen Arbeitswelten beschäftigte sich das anschließende Referat von Dr. Ivanka Petrova (Ethnographisches Institut und Museum, Sofia). Sie verdeutlichte, wie angesichts der unsicheren institutionellen Rahmenbedingungen persönliche Netzwerke (trotz der Gefahr eines Zerwürfnisses) bei der Arbeitssuche mobilisiert werden. Zwei weitere Fallstudien behandelten »Berufsbilder im Wandel«. Anja Wessel M.A. (Institut für Kulturforschung, Universität Bremen) untersuchte die Auswirkungen der Gesundheitsreformen auf den Stationsalltag in einem Bremer Krankenhaus. Dr. Peter F.N. Hörz (Abteilung Volkskunde/Kulturanthropologie, Universität Bonn) und Marcus Richter (Bamberg) beschrieben die Veränderungen des Berufsbildes Lokführer, das im liberalisierten Bahnmarkt eine Abwertung erfahren habe.

Der Freitagnachmittag gehörte den Gender-Rollen in unterschiedlichen Kontexten. Marion Näser M.A. (Marburg) stellte ihre breit angelegte empirische Forschung über BundeswehrsoldatInnen im Spannungsfeld zwischen zunehmender Berufsmobilität und Familie vor und arbeitete dabei die trotz aller »Vereinbarkeitsrhetorik« weiter bestehenden Probleme heraus. Nadine Hoser M.A. (Graduiertenkolleg Märk-

te und Sozialräume in Europa, Universität Bamberg) beschrieb auf der Grundlage von Tiefeninterviews mit Doppelverdienerfamilien die »Mobilisierung der weiblichen Arbeitskraft«, die für die Frauen (im Gegensatz zu den Männern) oftmals mit Doppelbelastungen (Berufs- und Familienarbeit) einhergehe. Dr. Laura Wehr (Lehrstuhl für Soziologie und empirische Sozialforschung, Universität Augsburg) berichtete aus ihrem Forschungsprojekt über »Entrepreneuresse«; interessant war hier die methodische Annäherung, die die Unternehmensgründerinnen in ihren familiären Netzwerken verortete (es wurden auch Tiefeninterviews im sozialen Nahbereich geführt).

Unter dem Motto »Vor Ort!« nahm die Vorabendsektion die »Mobilisierung lokaler Ressourcen« zum Ausgangspunkt. Matthias Möller M.A. (Tübingen) untersuchte in seiner historisch angelegten Forschung eine Schweizer Siedlungsgenossenschaft (Freidorf), deren gemeinschaftliche Ausrichtung sich mit dem Aufkommen des Fordismus grundlegend wandelte, weil weniger ehrenamtliches Engagement mobilisiert werden konnte. Eine weitere Lokalstudie, von Mag. Margret Haider (Bereich Europäische Ethnologie/Volkskunde, Universität Innsbruck) ethnografierte die Mobilisierung der Einwohner im Bezirk Kitzbühel gegen ein südafrikanisches Bergbauunternehmen. Dabei arbeitete sie quellenreich und fundiert heraus, wie in der Presse katalysierte bürgerliche Vorstellungen von Natur, gepaart mit diffusen Ängsten über »Fremdarbeiter« die Wiederinbetriebnahme der Kupfermine verhinderten.

Als Gast für den öffentlichen Abendvortrag konnte Prof. Dr. G. Günter Voß (Professur für Industrie- und Techniksoziologie, TU Chemnitz) gewonnen werden, der eine genauere Begriffsbestimmung von »Mobilität« vornahm und ihre Bedeutung für die Arbeit thematisierte. Ausgang seines Vortrags war die Hausse des Mobilitätsbegriffs, der sich im Bild des »mobilen Menschen« (Charles Leadbeater) ausdrücke. Nach dem Ende des so genannten »Normalarbeitsverhältnisses« greife der »subjektivierte Kapitalismus« immer mehr auf Mobilität der ArbeitnehmerInnen zurück, wobei vor allem räumliche, soziale, und geistige Mobilität erfordert werden. Mehrdimensionale Beweglichkeit könne es jedoch nur geben, wenn es auch feste Bezüge (räumliche, soziale etc.) gebe. Hier regte er an, auch die gesellschaftlichen Kosten der allgemeinen »Mobilmachung« zu sehen: Soziale, psychische, ökonomische und ökologische Belastungen seien die gern verdrängten negativen Seiten der Mobilität.

In der anschließend kontrovers geführten Diskussion wurde in diesen Thesen »Kulturpessimismus« vermutet.

Zentral am dritten und letzten Tag der Tagung war das ethnografisch-kulturwissenschaftliche Wissen selbst. Zwei Sektionen nahmen sich jeweils der Kunst und Kulturwissenschaft »im Kontext der Marktlogik« beziehungsweise in »Kooperationen zwischen Unternehmen und Wissenschaft« an. Die mit dem Label der *Creative Class* (Richard Florida) Versehenen, zu denen auch KulturwissenschaftlerInnen gezählt werden, war zunächst das Thema von Prof. Dr. Klara Löffler (Institut für Europäische Ethnologie, Universität Wien). Sie nahm vor allem die Zirkulation von Wissensbeständen im Kulturbetrieb in den Blick und die »Überfülle an Texten«, die damit einhergehe (Formulare, Projektanträge etc.). Neben der zunehmenden »Projektifizierung« kennzeichnete Löffler die urbanen Kreativen dadurch, dass diese oftmals in prekären Erwerbssituationen lebten, die sie jedoch auf Grund ihres Bildungshabitus als »Selbstermächtigung« deuteten. Die Impulsreferate im zweiten, von Prof. Dr. Gertraud Koch (Lehrstuhl für Kommunikationswissenschaft und Wissensanthropologie, Zeppelin University Friedrichshafen) organisierten Panel, untersuchten die »Mobilisierung kultureller und kulturwissenschaftlicher Wissensbestände in Kooperationen zwischen Unternehmen und Wissenschaft, Kunst und Kultur«. Zunächst stellten Prof. Uwe J. Reinhardt und Tobias Jochinke (Fachbereich Design, Fachhochschule Düsseldorf) ihre Überlegungen zu Unternehmensausstellungen vor. Unter Heranziehung des Gedankens, dass Zeigen »das Zeug zur Macht« (Peter Sloterdijk) sei, beschrieben sie Unternehmensausstellungen und ihr jeweiliges Design vor allem als Mittel zur Erzeugung von Habitus im Dienst des Unternehmens. Kristin Bredemeier M.A. (Friedrichshafen) stellte ihre Untersuchung zu Unternehmensmuseen vor, wobei sie die Rolle des Museums als Kommunikationsmedium im Rahmen der Unternehmenspolitik betonte.

Der Abschlussvortrag von Dr. Klaus Schönberger (Dozentur Kultur- und Gesellschaftstheorie, Zürcher Hochschule der Künste) trug den Titel »Sozialkritik versus Künstlerkritik – Zur Kritik einer falschen Dichotomisierung im Postfordismus« und spannte den Bogen zu einer der Ausgangsfragen: Sind die AkteurInnen des »kognitiven Kapitalismus« (Yann Moulier-Boutang) in der Lage, jede Kritik zu umgehen und sie zu verinnerlichen? Boltanski und Chiapello hatten in Bezug auf die »Künstlerkritik«, gegen entfremdetes und fremdbestimmtes Arbeiten (z. B. Fabriksarbeit), festgestellt dass diese mittlerweile zu Ungunsten der AkteurInnen ökonomisch gewendet sei: Selbstbestimmung sei oft nur um den Preis der Prekarisierung zu erlangen. Auch die Sozialkritik sei wirkungs-

los angesichts von Gewerkschaften, die keine Repräsentation für prekär Beschäftigte seien. Wie könne Kritik stattfinden, wenn sie nicht mehr von einer Außenposition formuliert werden könne? Schönberger betonte, dass es bei der Formulierung von Kritik auf den Kontext ankomme: Widerständigkeit entstehe im sozialen Feld, indem die Positionen ausgehandelt werden (»Kampf um gesellschaftliche Teilhabe«).

Die volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Forschungen beziehen auch Nicht-Erwerbsarbeit, gesellschaftliches Engagement etc. in ihre Fragestellungen mit ein. Vor allem der empirisch-ethnografischen Herangehensweise ist es dabei zu verdanken, dass der »weite« Arbeitsbegriff sich zunehmend auch in den Nachbarwissenschaften durchsetzt, wie zum Beispiel die soziologischen Beiträge zeigten. Neben dieser Stärke ethnografischer Forschung trat jedoch auch die Gefahr zutage, dass neben der beschreibenden Tätigkeit die Einbindung von theoretischen Konzepten vernachlässigt wird. So merkte Prof. Dr. Bernd Jürgen Warneken (Institut für Empirische Kulturwissenschaft, Universität Tübingen) in seinem abschließenden Plenumskommentar an, dass das verstehende Beschreiben nicht letztendliches Ziel volkskundlich-kulturwissenschaftlicher Forschung sein könne – auch Deutung und Beurteilung seien notwendig. Es bleibt zu hoffen, dass die zukünftigen Arbeitskulturenforschungen sich dieser Herausforderung annehmen und die erfolgreiche Arbeit der Kommission sich fortsetzt.

Johannes Müske

Das Volkskundemuseum als »Sprachlernort«

Angesichts der demografischen Entwicklung ist es an der Zeit, dass sich Museen auch mehr für Menschen mit Migrationshintergrund öffnen und attraktive Programme anbieten, die sie gezielt ansprechen. Dabei ist es unumgänglich, sie bereits im Vorfeld bei der Entwicklung einzubeziehen. Ohne Partizipation zumindest einiger RepräsentantInnen der Zielgruppe geht so ein Unterfangen unweigerlich an der Intention eines solchen Projekts vorbei.

»Menschen mit Migrationshintergrund« sind jedenfalls eine beachtlich inhomogene Gruppe. Bei einer in Nordrhein-Westfalen durchgeführten Datenforschungsstudie über die Lebenswelten der MigrantInnen kristallisierten sich insgesamt acht unterschiedliche Milieus heraus (allein in Bezug auf Wertvorstellungen, Lebensstile und ästhetische Vorlieben und nicht auf beispielsweise ethnische Herkunft und soziale Lage). Der Ansatz dabei war, dass bei partizipatorischen Projekten zunächst fundierte Informationen über die Interessen und Bedürfnisse der Zielgruppe benötigt werden, um im nächsten Schritt mit ihr in Dialog treten zu können.[1] Es ist daher klar, dass zunächst nur kleine Teilgruppen direkt angesprochen werden können. Bei denjenigen, die Deutschkurse besuchen, bietet sich förmlich der erste Schritt an. Sie können über die Lehrkräfte erreicht werden und durch ein gezieltes Vermittlungsangebot auch als zukünftige BesucherInnen oder AkteurInnen (zum Beispiel WorkshopleiterInnen, InterviewpartnerInnen etc.) gewonnen werden. Aufgrund der aktuellen gesetzlichen Lage in Österreich (Integrationsvereinbarung, verschärfte Einbürgerungsauflagen, die an den Spracherwerb geknüpft sind, etc.) boomen die Deutschkurse zurzeit so wie nie.

Die Vermittlungsabteilung des Österreichischen Museums für Volkskunde hat die derzeitige Situation zum Anlass genommen, sich für die stets wachsenden Zielgruppen (einerseits die Deutschlerninstitute als auch die Deutschlernenden selbst) im Wiener Raum zu öffnen und ihnen etwas Spezielles zu bieten. »Mehr MigrantInnen ins Museum bringen!« lautete auch eine Aufforderung einer Besucherin vom Juni 2007 auf der

1 Tina Jerman (Hg.): Kunst verbindet Menschen. Interkulturelle Konzepte für eine Gesellschaft im Wandel. Bielefeld 2007.

Diskurswand des damaligen Ausstellungsprojekts museum_inside_out unter der Rubrik »Was fehlt hier?«.

Die genannte Aufforderung geht konform mit der aktuellen Linie des Bundesministeriums für Unterricht, Kunst und Kultur. In den Leitlinien für ein neues Selbstverständnis der Museumspolitik, die 2007 gemeinsam mit MuseumsdirektorInnen erarbeitet wurden und sich im neuen Regierungsprogramm wiederfinden, heißt es explizit, dass durch das Einbeziehen von neuen Gesellschaftsgruppen eine qualitativ hochwertige Bindung zwischen Museen und Bevölkerung erreicht werden soll.[2]

Die Autorin, Kulturvermittlerin am Volkskundemuseum und Sprachtrainerin, entwickelte zeitgleich im Rahmen von museum_inside_out mit Unterstützung von KulturKontaktAustria ein nachhaltiges Konzept, das Museum zu einem erweiterten »Sprachlernort« zu machen. Besonders inspirierend waren dabei die Publikationen von Ulla von Gemmingen und Wiebke Heuer, die in Münchner Museen bereits 1995 das Projekt »Deutsch lernen im Museum« als Sprachlernmodell gestartet hatten. Erste Erfahrungen waren bereits in den 80er Jahren bei einem Projekt der interkulturellen Museumspädagogik für immigrierte ArbeitnehmerInnen und deren Familienangehörige gemacht worden.[3] Das Ziel im Volkskundemuseum in Wien war, deutschlernende Migrantinnen und Migranten und deren TrainerInnen adäquate Vermittlungsprogramme anzubieten und dabei auch in den ehrenamtlich tätigen TutorInnen der Arbeitsgemeinschaft Schneeball des Museums Unterstützung zu finden. Das ist bis jetzt gelungen! Seit Sommer 2008 nahmen 25 Gruppen mit im Schnitt jeweils ca. sechs TeilnehmerInnen im Rahmen eines Deutschkurses der Deutsch Akademie, des Sprachenzentrums der Universität Wien und des Projekts »Mama lernt Deutsch« das Angebot wahr. Es wird weiterhin daran gearbeitet, sich mit mehr DeutschkursanbieterInnen (Volkshochschulen, Interface, Station Wien, etc.) zu vernetzen.

Es gibt derzeit zwei spezielle Vermittlungsprogramme für Deutsch lernende Migrantinnen und Migranten mit unterschiedlichen Sprachniveaus, die auf der Homepage des Museums[4] beworben werden. Weiters

2 http://www.bmukk.gv.at

3 Ulla von Gemmingen, Wiebke Heuer: Vom Modellprojekt zum Standardangebot. 20 Jahre Erfahrungen »Sprache lernen im Museum« für ausländische TeilnehmerInnen der Münchener Volkshochschule, in: Standbein Spielbein. Museumspädagogik aktuell, 70, Dezember 2004, S. 17–20.

4 http://www.volkskundemuseum.at

finden sich dort Vor- und Nachbereitungsunterlagen für den Unterricht und die so genannten Aktivblätter für AnfängerInnen sowie Fortgeschrittene zum Download, die im Museum zum Einsatz kommen. Die Programme, bei denen die TeilnehmerInnen relativ selbstständig bestimmte Objekte suchen und zu ihnen nicht nur Fragen beantworten, sondern auch stellen, sowie die dazu gehörenden Unterlagen wurden mehrere Monate lang von Migrantinnen und Migranten verschiedener Altersgruppen und Sprachniveaus aus den unterschiedlichsten Ländern noch im Jahr 2007 getestet. Ihr Feedback wurde eingearbeitet und die Programme somit den Interessen und Bedürfnissen entsprechend adaptiert. Eine der Testerinnen, die aus der Türkei stammende Nezahat Sirin Botzenhart, referierte über ihre Erfahrungen im Volkskundemuseum bei einem Workshop im Rahmen der Tagung »Regionalmuseen & Bibliotheken als Begegnungsort mit MigrantInnen« am 9. November 2008 in Baden bei Wien. Ihr gefielen besonders die sinnlichen Momente beim Ertasten verschiedener Materialien (Holz, Stroh, Eisen, Schiefer, Keramik), die im »Museumskoffer« als Einstimmung vorbereitet sind und der Austausch mit den Tutorinnen der Arbeitsgemeinschaft Schneeball, die sie im Rahmen einer Einschulung kennen gelernt hatte.

Gitta Dirnberger, Ilse Raubek und Senta Schwanda haben bereits angemeldete Gruppen zu den ausgewählten Stationen begleitet und sie zum selbstständigen Erarbeiten der Aktivblätter angeleitet. Sie tauschen sich mit den TeilnehmerInnen aus und erfahren selbst Interessantes über Spinntechniken in Bosnien oder der Türkei, das Eierfärben in Ägypten oder den Backofenbau in Nigeria. Edith Lappel, Elisabeth Kovács und Gertraud Tumler haben ebenfalls Interesse bekundet, die Deutschlernenden im Museum zu begleiten und mit ihnen zu kommunizieren. Da es sich dabei meist um junge Menschen handelt und die genannten Tutorinnen bereits im Pensionsalter sind, ist auch die generationsübergreifende Begegnung sehr wertvoll. Ohne sie wären die Programme in dieser Form nicht durchführbar, da die Migrantinnen und Migranten, die Deutschkurse besuchen, meist über ein sehr geringes Einkommen verfügen. Sie zahlen lediglich einen stark ermäßigten Museumseintritt und konsumieren ein kostenloses Vermittlungsprogramm.

Die ständige Schausammlung des Museums birgt großes Potential für verschiedenste Themenkreise, die auch im Deutschunterricht behandelt werden, etwa im Bereich »Wohnen«, »Essen und Trinken«, »Arbeit und Freizeit«, »Familie« und »Feste«. Diese Themen fließen anhand von ausgewählten Objekten in das Programm für AnfängerInnen ein.

Sie erfahren, welche Vielfalt an natürlichen Ressourcen es in den Bundesländern ausreichend gab (und zum Teil noch immer gibt) etwa zum Häuserbauen oder zum Herstellen von Alltagsobjekten. Sie entdecken Objekte, die mit österreichischen Brauchhandlungen/Bräuchen/Festen in Verbindung stehen, wie Ostereier und Gebildbrote. Sie lesen über ihnen vertraute Hausarbeiten, die auch in Österreich von Männern und Frauen erledigt wurden (Lagerung von Lebensmitteln, Einrichtung des Wohnraums) und notieren, aus welchen Bundesländern bestimmte Objekte sind.

Das konzipierte Programm zur Landeskunde Österreichs aus der volkskundlich/alltagshistorischen Perspektive eignet sich für Männer und Frauen aus Deutschkursen mit bereits fortgeschrittenen Deutschkenntnissen. Falls sie sich womöglich gerade auf ihre Einbürgerung vorbereiten, kann ihnen ein Museumsbesuch beim Erlernen der Prüfungsfragen helfen (im Rahmen ihrer Staatsbürgerschaftsprüfung müssen sie eine Geschichte- und Demokratieprüfung ablegen). Dieses Vermittlungsangebot ist jedoch auch für die Gruppe der ausländischen Studierenden von den Universitäts- und Fachhochschulkursen interessant, die ebenfalls landeskundliche Prüfungen zu absolvieren haben. Sie erfahren hier beispielsweise mehr über das Symbol »Doppeladler«, wie dominant dieses im Alltag – vor allem als Dekoration für verschiedenste Dinge – in den Haushalten breiter Bevölkerungsschichten im gesamten Gebiet der Monarchie war. Sie entdecken Darstellungen von österreichischen Kaisern auf Hüten, Bauernkästen, Häferln oder Bastelarbeiten und lesen wiederholt auf Objektkarten, aus welchen Gegenden die verschiedensten Objekte stammen. Sie lernen über historische Ereignisse, wie Kriege und Friedensschlüsse, die auf Volkskunstobjekten dargestellt wurden, etwa rund um die Napoleonischen Kriege. Auf diese Weise wird auch ersichtlich, wie teilweise unbewusst bzw. subtil Herrschaftsgeschichte verbreitet wurde.

Sowohl AnfängerInnen als auch Fortgeschrittene erzählen je nach sprachlichen Kompetenzen im Gegenzug von Dingen in der Schausammlung, die sie an ihre Herkunftsländer erinnern. Manche Objekte lösen ein großes Bedürfnis aus, sich den anderen mitzuteilen.

Den Feedbacks seitens der Lehrkräfte zu diesen Programmen ist zu entnehmen, dass die KursteilnehmerInnen ausreichend Impulse für Sprechakte bekommen, aber auch die drei weiteren Fertigkeiten wie Hören, Lesen und Schreiben im Museum nicht zu kurz kommen. Der Aufenthalt gestalt sich wie zwei optimal konzipierte Unterrichtseinheiten,

die eben außer Haus abgehalten werden. Die TeilnehmerInnen lernen neue Vokabeln (das Museum bietet sich als dreidimensionales Bildwörterbuch an), sie wiederholen bekannte Zahlen und Farben, verwenden Verben und Adjektive, Ortsangaben und vergleichen Vergangenheit und Gegenwart und natürlich auch Österreich mit ihren Herkunftsländern. Die Migrantinnen und Migranten können inhaltlich etwas mitnehmen und auch von den sprachlichen, kommunikativen Erlebnissen profitieren. Sie erweitern nicht nur ihren Wortschatz, sondern verbessern ihre Kommunikationsfähigkeit insgesamt.[5]

Das Projekt des Volkskundemuseums wurde im Herbst 2008 für den Österreichischen Staatspreis für Erwachsenenbildung in der Kategorie »Interkulturelles Jahr 2008« nominiert. Aktuell wird es in einer Studie der Projektgruppe »Museum und Migration« des Kurses »Projektmanagment« der Johannes-Kepler-Universität in Linz als Best-Practice-Beispiel angeführt.

Katharina Richter-Kovarik

5 Die Definition nach dem gemeinsamen europäischen Referenzrahmen für Sprachen lautet: »Unter Kommunikationsfähigkeit wird verstanden, dass der Lernende Äußerungen adressatengerecht in einem sozialen Interaktionsprozess so einsetzen kann, dass eine Verständigung gewährleistet ist.«

Verzeichnis der Schriften von Klaus Beitl 1999–2009

Klaus Beitl, Direktor des Österreichischen Museums für Volkskunde von 1978 bis 1994 und langjähriger (Mit-)Herausgeber der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, vollendet 2009 sein 80. Lebensjahr. Anlässlich des 70. Geburtstages hat der Verein für Volkskunde seinem damaligen Präsidenten eine Festschrift gewidmet (Franz Grieshofer, Margot Schindler: Netzwerk Volkskunde. Ideen und Wege. Sonderschriften des Vereins für Volkskunde in Wien, Band 4, Wien 1999, 696 Seiten) und sein Wirken ausführlich gewürdigt. In den seither vergangenen zehn Jahren hat Klaus Beitl auch weiterhin seine vielfältigen wissenschaftlichen Interessen verfolgt und so manches Ergebnis in unserer Zeitschrift und darüber hinaus an verschiedenen verstreuten Stellen publiziert. Um das Verzeichnis der Schriften von Klaus Beitl in der genannten Festschrift zu komplettieren, ergänzen wir nun an dieser Stelle seine Bibliographie von 1999 bis 2009 und beglückwünschen den Jubilar auf das Herzlichste.

1998

Cross–cultural itinerant exchange exhibitions of european ethnology. Proposal project for a NET European network of ethnographic and social history museums / Interkulturna izmenjava potujočih razstav evropske etnologije. Predlog za evropsko mrežo etnografskih in socialnozgodovinskih muzejev v okviru NET. (Etnolog 8[59], Ljubljana 1998, 381–388)

(zusammen mit Franz Grieshofer, Margot Schindler und Bernhard Tschofen): Österreichisches Museum für Volkskunde /Austrian Museum of Folk Life and Folk Art. Display Collection of Historical Popular Culture. Accompanying Booklet [Englische Übersetzung der deutschen Ausgabe 1994]. Wien, Selbstverlag des ÖMV, 1998. 95 Seiten, Abb.

1999

Volkskunde und Museum – Überlegungen zum Sammeln. (Bludenzer Geschichtsblätter, 48, Bludenz 1999, 3–12)

Das Wort, die Sache, der Vergleich. Österreichische Beiträge zur Volkskunde von Frankreich. In: R. Schmid–Wiegand (Hg.): »Wörter

und Sachen« als Methodisches Prinzip und Forschungsrichtung, Teil 1. Hildesheim (u.a.), Olms 1999, S. 191–202 (= Germanistische Linguistik, 145–146)

Zehn Jahre danach. Berichte und Analysen zur Entwicklung der Volkskunde/Europäischen Ethnologie in Tschechien, Slowakei, Ungarn und Kroatien seit 1989/1990. [Einleitung] (Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, LIII/102, Wien 1999, 499–500)

Le Musée national des arts et traditions populaires – Centre d'ethnologie française au sein de la communauté internationale des musées. In: M. Colardelle, C. Foissay, E. de Laubrie (Red.), Réinventer un musée: Le Mnatp/Cef., Colloque 25 et 26 mars 1997. Paris, Mnatp, Cef, École du Louvre, 1999, 183–186

2000

(herausgegeben zusammen mit Reinhard Johler): Bulgarisch–österreichisches Kolloquium. Europäische Ethnologie an der Wende: Perspektiven – Aufgaben – Kooperationen. Referate der 1. Kittseer Herbstgespräche vom 10. bis 12.10.1999; anlässlich der Jahresausstellung »Zwischen dem Sichtbaren und dem Unsichtbaren – Historische Kalenderbräuche aus Bulgarien« vom 20. Juni bis 1. November 1999 im Schloss Kittsee. Kittsee, Ethnographisches Museum Schloss Kittsee, 2000. – 136 S. (= Kittseer Schriften zur Volkskunde, 12) (= Kittseeer Herbstgespräche, 1)

Ethnographie ohne Grenzen – ein Wissenschafts– und Museumsprojekt. Zur Eröffnung des Kolloquiums. In: K. Beitl u. R. Johler (Hg.): Bulgarisch–österreichisches Kolloquium Europäische Ethnologie an der Wende: Perspektiven – Aufgaben – Kooperationen. Referate des 1. Kittseer Herbstgespräche vom 10. bis 12. Oktober 1999 anlässlich der Jahresausstellung 1999 »Zwischen dem Sichtbaren und dem Unsichtbaren – Historische Kalenderbräuche aus Bulgarien« vom 20. Juni bis 1. November 1999 im Schloss Kittsee. Kittsee, Ethnographisches Museum Schloss Kittsee, 2000. 7–14. (= Kittseer Schriften zur Volkskunde, 12) (= Kittseeer Herbstgespräche, 1)

Concors Populorum Amor oder: Der Pelikan als Hauszeichen des Ethnographischen Museums Schloß Kittsee. In: Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien (Hg.): Volkskultur und Moderne. Europäische Ethnologie zur Jahrtausendwende. Festschrift für Konrad Köstlin zum 60. Geburtstag am 8. Mai 2000. Wien, Selbstverlag des

Instituts für Europäische Ethnologie, 2000. 399–414, Abb. (= Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien, 21)

Sur les traces de dragons en Autriche. In: J.–M. Privat (Hg.): Dans la Gueule du Dragon. Histoire, Ethnologie, Littérature. Sarreguemines, Ed. Pierron, 2000. 219–224, Abb. (= Collection: Une ethnologie en Lorraine, 3)

Drachen in Österreich zwischen niederer Mythologie und Städtesymbolik: Der »Lindwurm« von Klagenfurt in Kärnten. In: G. Kaminski u. B. Kreissl (Hg.): Drache. Majestät oder Monster. Wien, ÖGCF, 2000. 166–174, Abb. (= Berichte des Ludwig–Boltzmann–Institutes für China– und Südostasienforschung, 37)

Ein Votivbild beginnt zu sprechen. Votivbildstudien 3: Votivbild aus der Maria–Heimsuchungs–Kapelle in Bayerbach an der Rott, BA Griesbach (Niederbayern), 1761. (Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, LIV/103, Wien 2000. 201–206, Abb.)

Gedenkblatt für Felix Karlinger (17.3.1920 bis 27.6.2000). (Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, LIV/103, Wien 2000. 527–530)

Vorwort. In: Österreichische volkskundliche Bibliographie. Verzeichnis der Neuerscheinungen für die Jahre 1997 bis 1998. Bearbeitet von Hermann Hummer Wien, Selbstverlag des Vereins für Volkskunde, 2000, S. VII. (= ÖVB, Folge 33–34).

2001

(herausgegeben zusammen mit Veronika Plöckinger): Forschungsfeld Familienfotografie. Beiträge der Volkskunde/Europäischen Ethnologie zu einem populären Bildmedium. Referate der 2. Kittseer Herbstgespräche am 20. und 21.10.2000 anlässlich der Jahresausstellung »familienFOTOfamilie« vom 16. April bis 5. November 2000. Wien (u.a.), Österreichisches Museum für Volkskunde, 2001. 142 S., zahlr. Abb. (= Kittseer Schriften zur Volkskunde, 14) (Kittseeer Herbstgespräche, 2)

Famille/images. Ein Streifzug durch die französische Fachliteratur über Familienfotografie. In: K. Beitl, V. Plöckinger (Hg.): Forschungsfeld Familienfotografie. Beiträge der Volkskunde/Europäischen Ethnologie zu einem populären Bildmedium. Wien (u.a.), Österreichisches Museum für Volkskunde, 2001. 31–39. (= Kittseer Schriften zur Volkskunde, 14) (Kittseeer Herbstgespräche, 2)

Eugenie Goldstern (1884–1942). Verlobungs–, Hochzeits– und Bestattungsbräuche in der Maurienne (Savoyen), Frühling/Sommer 1914. Hinterlassene Schriften bearbeitet und »restituiert«. In: F. Raphaël (Hg.): »...das Flüstern eines leisen Wehens...«. Beiträge zu Kultur und Lebenswelt europäischer Juden. Festsschrift für Utz Jeggle. Tübingen, UVK VerlagsgesmbH, 2001. 171–197

»Samson« im Volks–Gebrauch. Deutungsmuster eines regionalen Brauches im Wandel. In: S. Becker u.a. (Hg.): Volkskundliche Tableaus. Eine Festschrift für Martin Scharfe zum 65. Geburtstag von Weggefährten, Freunden und Schülern. – Münster (u.a.), Waxmann, 2001. 87–96

Erkundung von Ländernachbarschaften. Volkskunde– und Sprachatlanten als Wegbegleiter. In: O. Danglová u. R. Stoličná (Hg.): Etnológia a kultúrne dedičstvo. Zbornik venovaný Soni Kovačevičová. Bratislava, Ústav ethnológie SAV, 2001. 46–55

2002

Die Votivbilder der Montafoner Gnadenstätten. Schruns, Heimatschutzverein im Tale Montafon, 2002. 109 S., zahlr. Abb. (= Montafoner Schriftenreihe, 7)

Die Verehrung des hl. Vinzenz von Saragossa als Patron der Holzarbeiter. Neue Kultnachweise aus Tirol: Der andere Teil. (Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, LVI/105, Wien 2002. 239–250)

2003

30 Jahre Tür an Tür mit Leopold Schmidt. Erinnerungen aus Studienzeit und Berufsleben. (Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, LVII/106, Wien 2003. 45–70, Abb.)

Des ethnotextes inédits d'Eugénie Goldstern. Notes sur les coutumes de sept communes de Maurienne (Savoie) datées de l'année 1914. (Le Monde alpin et rhodanien 1–4, Grenoble 2003. 11–48)

Beitl, Richard. In: Ch. König (Hg.), Internationales Germanistenlexikon 1800–1950. 1. Band. Berlin (u.a.), de Gruyter, 2003. 127–129

Schmidt, Leopold : *Wien 15.3.1912, +Wien 12.12.1981. Wien, Manuskript im Eigenverlag, 2003. 7 Bl.

2004

Vorwort. In: W. Deutsch u. M. Walcher: Idiophone und Membranophone. Musikinstrumente, Teil 1. Wien, Verlag des Österreichischen Museums für Volkskunde, 2004. 11–15. (= Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde, 28)

2005

Európától Európáig. A bécsi Osztrák Néprajzi Múzeum útjai. (Acta Ethnologica Danubiana 7, Komárom/Dunaszerdahely 2005. 15–21)

»Archéocivilisation«. André Varagnac – nachgelesen. Mit einem Anhang: Bibliographie von André Varagnac, erstellt von Régis Meyran über Vermittlung von Jacqueline Christophe. (Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, LIX/108, Wien 2005. 165–184)

Schmidt, Leopold. In: R.–W. Brednich u.a. (Hg.): Enzyklopädie des Märchens. Bd. 12. Berlin u.a., de Gruyter, 2005. 100–105

2006

»Porter la dame«. Une coutume de l'Avent dans les Alpes austro–bavaroises. In: M.–P. Mallé (Hg.): Rêver Noël. Faire la crèche en Europe. Marseille, Musée des Civilisations de l'Europe et de la Méditerranée, 13 décembre 2006 – 26 février 2007. Paris, Réunion des Musées Nationaux, 2006. 123–124, Abb.

»Grenzgänge«. Eugenie Goldstern: Die Hausformen des Aostatales. Nachgelassene handschriftliche Aufzeichnungen aus dem Jahre 1922. Für die Veröffentlichung bearbeitet. (Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, LX/109, Wien 2006. 245–292, Abb.)

2007

Les Recherches d'Eugénie Goldstern, une »histoire de non–réception«? In: J.–C. Duclos, A. Lutin (Hg.): Eugénie Goldstern (1884–1942). Être ethnologue et juive dans l'Europe alpine des deux guerres. Grenoble, Musée dauphinois (u.a.), 2007. 69–73

Habilitationsschrift trifft Habilitationsschrift. In: Beitl, Richard: Untersuchungen zur Mythologie des Kindes. Habilitationsschrift, Berlin 1933. Herausgegeben und eingeleitet von Bernd Rieken und Michael Simon, mit Beiträgen von Klaus Beitl und Thomas K. Schippers. Münster (u.a.), Waxmann, 2007, S.LIII–LXI, Abb. (= Mainzer Beiträge zur Kulturanthropologie/Volkskunde, 1)

2009

(herausgegeben zusammen mit Peter Strasser): Richard Beitl (1900–1982). Wissenschaft – Dichtung – Wirken für die Heimat. Schruns, Heimatschutzverein Montafon, 2009. 316 S., zahlr. Abb. (= Montafoner Schriftenreihe, 21)

Schruns ↔ Berlin. Richard Beitl (1900–1982). Wissenschaftler – Dichter – Wirken in der Heimat. In: K. Beitl u. P. Strasser (Hg.): Richard Beitl (1900–1982). Wissenschaft – Dichtung – Wirken für die Heimat. Schruns, Heimatschutzverein Montafon, 2009. 11–56, Abb. (= Montafoner Schriftenreihe, 21)

Ein <testimonium amicitiae>. Briefe von Richard Weiss (1907–1962) an Richard Beitl (1900–1982) aus den Jahren 1934 bis 1957. (Schweizerisches Archiv für Volkskunde, 105, Basel 2009, 15–37, Abb)

Im Druck

Les ex–votos peints – expression de la religion populaire. Regards sur la tradition en Autriche. In: Colloque international St Paul de Vence, 20 et 21 février 1999: Le patrimoine culturel chrétien européen, source d'inspiration pour le nouveau millinaire. Organisé par l'Institut d'art Sacré et de Ciulture Religieuse, Saint Paul de Vence.

Mitarbeit

Österreichische Volkskundliche Bibliographie lfd.
Internationale Volkskundliche Bibliographie lfd.

Herausgeberschaften und Mitherausgeberschaften

Österreichische Volkskundliche Bibliographie bis 2002
Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde bis 2006
Österreichische Zeitschrift für Volkskunde bis 2008

Literatur der Volkskunde

Lucida Luidold, Ulrike Kammerhofer-Aggermann (Hg.):
Bräuche im Salzburger Land.
Zeitgeist – Lebenskonzepte – Rituale – Trends – Alternativen.
(= Salzburger Beiträge zur Volkskunde 13-16). Erweiterte Gesamtausgabe Salzburg 2002–2005. 3 CD-ROM mit Begleitheft (56 Seiten).

»Dafür sind wir nicht zuständig«, bekommen Medienleute in Deutschland von universitären Europäischen Ethnologen zu hören, wenn sie, wie üblich, zwei oder drei Tage vor Weihnachten oder Ostern nach der Bedeutung des jeweiligen Festes fragen. Damit begeben sich die Wissenschaftler der Chance, zur nüchternen und sachlichen Information über die jeweiligen sozialkulturellen Konstrukte von Festen und Feiern beizutragen. Diese Praxen haben eine größere Beharrungskraft als erwartet, ja sie entwickelten neues Leben, auch wenn sie mit ihren Sozialtechniken der partiellen symbolischen und praktischen Integration bei gleichzeitiger sozialer Separation vielfach aus Zeiten der Ständegesellschaft stammen. Von einem die lokale Herrschaft stabilisierenden »Heimat-Gemeinschaft-Tradition-Syndrom« hat Roland Narr bezüglich der Brauchpflege gesprochen (Roland Narr: Kinderfest. Eine pädagogische und gemeindesoziologische Studie. Darmstadt 1974). Aber damit ist heute längst nicht alles über die soziale Bedeutung von Bräuchen gesagt.

Verspätet, aber nicht weniger eindringlich soll ein wichtiges und zeitgemäßes Projekt der österreichischen Europäischen Ethnologie hervorgehoben werden: Die vom Referat Salzburger Volkskultur und dem Salzburger Landesinstitut für Volkskunde herausgegebene dreiteilige CD-ROM-Reihe »Bräuche im Salzburger Land« versucht den Spagat zwischen »Traditionspflege« (»Brauchtumspflege«) und kritischer Wissenschaft.

Ein solcher Sprung von der konservativen Heimatpflege (wie sie nicht zuletzt im »Heimatwerk« des österreichischen »Ständestaates« bzw. der NS-Zeit geübt wurde) hin zur aktuellen sozialen Nutzung von Bräuchen ist nicht leicht. Dies gilt insbesondere, wenn Menschen bereits in der dritten und vierten Generation mit »Brauchtumspflege« sozialisiert sind. Ich darf dazu aus einem Brief der Co-Herausgeberin U. Kammerhofer-Aggermann an den Autor (19.6.2008) zitieren: »Es geht tatsächlich um die Ermöglichung und Förderung neuer, gegenwartsrelevanter Sozialtechniken und nicht um die Zementierung und Gutheißung bestehender Homogenisierungszwänge. Das ist für mich die Klippe, die schwer, manchmal glaube ich sogar überhaupt nicht, zu umrunden ist«.

Laien und Profis – insgesamt hundert AutorInnen – haben an der CD-ROM-Edition mitgearbeitet, darunter führende Wissenschaftler zahlreicher deutschsprachiger Universitäten. So wird denn auch der kulturwissenschaftliche Forschungsstand dargestellt, werden historische Texte und Kommentare »zum Weiterlesen« vorgestellt, Interviews mit Akteuren wiedergegeben und Beiträge aus der Zeitschrift »Salzburger Volkskultur« abgedruckt. Insgesamt werden 624 Beiträge, 355 Lang-, und 363 Kurztexte, 250 Tonbeispiele, 116 kurze Filme und 2200 Bilder geboten: Tatsächlich ein »kleinformatiges Universal-Lexikon« zum Thema Alltagsleben, wie es einmal genannt worden ist.

Unter den Obertiteln »Im Winter und zur Weihnachtszeit«, »Vom Frühling bis zum Herbst« und »In Familie und Gesellschaft« (mit Stationen des Lebens, der Ausbildung und der Arbeitswelt) sind einschlägige Bräuche abgehandelt – eingeschlossen evangelische und katholische Übergangsrituale oder Aberglauben-Praktiken zwischen Angstbewältigung und Gruppenzusammenhalt. Dabei finden sich etwa neben den zu erwartenden Perchten und den sie tragenden, an Zahl zunehmenden heutigen »Perchtenpassen« auch viele weitere Beispiele der Erörterungen des historischen Wandels, z. B. dem des »Sternsingens vom Bettelgang zum Solidarbrauch«. Erhellend dargestellt werden die Zusammenhänge von Aufklärung und Bevormundung der Bevölkerung bei der Brauchausübung. Politische Dimensionen werden genannt: An die »Krukenkreuz-Hochzeit« in Sankt Gilgen 1936 im »Ständestaat« wird mit Filmausschnitten und Kommentaren erinnert; Bräuche mit sozialen Dimensionen wie Maibaum und Erster Mai und erfundene Bräuche wie der Salzburger Metzgersprung von 1936 werden thematisiert.

Aktualisierungen leiten in die Gegenwart: Ramadan, wie er bei den Salzburger Muslimen eine Rolle spielt, wird erklärt, ebenso die Salzburger Aktion »Eine andere Gesellschaft ist möglich«, die Zivilgesellschaft und Bürgerschaftliches Engagement in den Fokus ihrer Aktivitäten nimmt. Der Umgang mit den Folgen von Armut im Sozialstaat ist nicht ausgeklammert. Neue Erfindungen, die rasch sich durchsetzen, werden aufgegriffen, so der Mitte der 1990er Jahre im Zeichen der Nachhaltigkeit entstandene »Salzburger Bauernherbst« mit seinen lokalen Agrarproduzenten. Nicht verschwiegen wird, dass in der »Spaßgesellschaft« Brauch, Spaß und Bürgerschaftliches Engagement zusammengehen. Gezeigt wird, dass Vereine nicht nur – wie meist – die Träger von Bräuchen sind, sondern auch eine gesellschaftsbildende Kraft (wie dies auch vom

behandelten österreichischen Vereinsgesetz von 2002 und der Aufwertung des Ehrenamtes anerkannt wird).

Einzelheiten aufzugreifen, fühle ich mich nicht genügend kompetent – ob bezüglich der technischen Probleme des Exportierens und Ausdruckens oder der Verknüpfung der drei CDs (da nennen manche Nutzer Schwierigkeiten), ob bezüglich der Auswahl und Darstellung der Bräuche. Wichtig ist mir, dass das Projekt eine aktuelle Rolle des Faches einklagt.

Die Frage, ob die Mediengesellschaft »Bräuche« benötige, wird mit Hinweis auf den »sozial-kommunikativen Gebrauch von Bräuchen« beantwortet: Vielfach ursprünglich Rechtsbräuche der Ständegesellschaft, sind die Bräuche scheinbar »still gestellt«, durch Zerstörung und Erosion der alten ständischen Lebenswelten scheinbar überflüssig und ortlos geworden – aber sie leben weiter: »In einer Welt, die sich aufzulösen scheint, versuchen die Menschen, durch dieses Festhalten Stabilität herzustellen«, meint Konrad Köstlin. Aber es sind auch andere Interpretationen denkbar: So wie wir nie »richtig modern« waren (Bruno Latour), so hat auch die bürgerliche Gesellschaft nie ihre eigenen Ideale restlos umgesetzt. Deshalb lebten und leben viele der ständegesellschaftlichen Herrschafts- und Sozialtechniken als »Bräuche« weiter – und diese Dokumentation hebt, und das ist ihr Verdienst, Wandel und neue Zuordnungsmöglichkeiten hervor.

Jene der Ständegesellschaft eigenen, in der Kombination von Überlebenstraining und Bräuchen, Festen und Feiern entwickelten sozialen »Techniken« können in der Gegenwart aktiviert werden als Teil jenes »Sozialkapitals«, wie es derzeit vom »Bürgerschaftlichen Engagement« und den von ihm geknüpften und gelobten Netzwerken wieder entdeckt wird. Was in der vorliberalen Gesellschaft mit Symboltechniken den sozialen Zusammenhalt, kombiniert mit einfachen Formen der Solidarität, sichert, wird in der Gegenwart unter den Bedingungen der individuellen Freiheit des Bürgers und des schlanken Staates mit den Stichworten Bürgergesellschaft, Zivilgesellschaft und Bürgerschaftliches Engagement mit hohem Aufwand neu zu schaffen versucht. Angesichts der sozialen, demographischen und lokalen Zustände und der desintegrierenden Trends im Zusammenhang mit wachsender Armut, Argumentationsresistenz oder blickdichten Parallelwelten (keineswegs nur in migrantischen Milieus) sind für die Gesellschaftspolitik alle Formen neuer Gemeinschaftlichkeit und Gemeinschaftsbildung einschließlich der »Bräuche« interessant.

Dieter Kramer

Inge Podbrecky, Rainald Franz (Hg.): Leben mit Loos.
Wien u.a.: Böhlau 2008, 294 Seiten, zahlr. s/w Abb.

In insgesamt vierzehn Beiträgen untersuchen in diesem Sammelband Vertreterinnen und Vertreter der Kunstgeschichte, Architektur, Germanistik, Literaturwissenschaft, Soziologie und Musikwissenschaft Leben und Werk von Adolf Loos vor dem Hintergrund der seinerzeitigen Wiener Kunst-, Lebens- und Gesellschaftsformen. Aus der Perspektive ihrer jeweiligen (Haupt-)Disziplin und also fächerübergreifend orientieren sich die Autorinnen und Autoren dabei stets an den Kontexten des Loos'schen Œuvres, wie sie sich in seinen veröffentlichten und unveröffentlichten schriftlichen Quellen auffalten – denn, so die beiden Herausgeber in ihrer den inhaltlichen Rahmen skizzierenden Einleitung: »Der Kontext ist das beste Korrektiv des allzu eifrigen Exegeten« (S. 9). Wobei allerdings – um das gleich eingangs zu vermerken –– auch in diesem Band kein Beitrag der »Editionspolitik« der Schriften von Adolf Loos genauer auf den Grund geht. Diese liegen ja nur in verschiedenen, oftmals auch voneinander abweichenden Ausgaben vor, und es gibt, wie auch von den Herausgebern bedauernd festgestellt wird, bis heute keine kritische Text-Edition.

In einem ersten Beitrag stellt der Wiener Architekt Hermann Czech, der 1978 bereits über Loos publiziert hat, kritisch die Frage nach den Widersprüchen zwischen Text und Bauwerk. Und so erfährt man, dass die durchaus vorhandenen – neuen, von Loos geschaffenen – Ornamente in und an seinen Gebäuden weniger im Sinne des Funktionalismus denn als »Urbanismus« zu verstehen sind (S. 19). Waren doch selbst für die Fassade des Hauses am Michaelerplatz, wie eine zeichnerische Intervention (vermutlich von Loos selbst) auf einem Photo verdeutlicht, Blumenschmuck, Blumentröge oder Skulpturen zumindest angedacht (Abb. 5, S. 23). Dieser angesichts der populären Loos-Rezeption (man denke nur an den häufig zitierten Aufsatztitel »Ornament als Verbrechen«) fast skurril anmutenden Aufdeckung des Widersprüchlichen folgen Reflexionen auf Loos' Anleitungen zum angemessenen Kleidungsstil, die, wie Manfred Russo zeigt, auf Gottfried Semper verweisen und »dem verbunden [sind], was Benjamin im Passagenwerk [...] als das traumartige Einspinnen des Bürgers in das Etui oder die Hohlform bezeichnete« (S. 27). Die Überlegungen Loos' folgen der Dialektik von Massenproduktion und Handwerk und vertreten einen »Aristotelismus gemäßigter

Prägung« (S. 31), wonach es im »Produktionsprozeß« um eine sinnvolle Einheit von »Leben, Arbeit und Konsum« (S. 29) geht, und: »Nur die lange Anwesenheit der Gegenstände im menschlichen Leben macht sie zu kulturell wertvollen Objekten.« (S. 35). Kleidung versteht Loos symbolisch-ethisch, nicht ästhetisch – und »Mode« im Sinne von Ornament (S. 48) als Gegensatz zu Kleidung.

So sehr alle Beiträge des Bandes interessante Aspekte in ihren Kontexten und auch vor dem Hintergrund heutigen Wissens und theoretischer Zugänge via Benjamin, Bourdieu und Foucault nicht nur lesens-, sondern auch besprechenswert sind, sollen im Folgenden nur jene herausgegriffen sein, die methodisch einen im Sinne des »Kulturwissenschaftlichen« interessanten Zugriff wagen.

Dazu gehört der Beitrag, in dem eine Kunstaktion wieder zum Leben erweckt wird, die anno 1970 der Wiener Kunstschaffende Heinz Frank zusammen mit der Photographin Gabriela Brandenstein vor Wiener Bauten von Adolf Loos durchgeführt hat. In exzentrischer, so ganz gegen die Vorgaben Loos' verstoßender Kleidung untersucht der als Architekt ausgebildete Frank im Widerspruch zu den Forderungen des Textes »Die Herrenmode« (1889 in der »Neuen Freien Presse« erschienen) die Frage nach Haut, Kleidung und Architektur (S. 72). In der Konfrontation von Photo und Text liest sich der historische Text neu und verdeutlicht in der Paradoxie der photographisch festgehaltenen »Kleidungsherausforderungen« Franks zugleich die Ideen des stilbildend tätig sein wollenden Architekten Loos. Es handelt sich bei der Aktion, wenn man so will, um eine frühe Form der künstlerischen Erforschung von Kunst, also um eine Methode, wie sie gegenwärtig in den Kunst- und Kulturwissenschaften diskutiert wird.

Auf begrifflicher Ebene fortgeführt wird dieser Versuch einer »künstlerischen Analyse« durch die Überlegungen von Rainald Franz: »Der Kulturbegriff bei Adolf Loos. Ein Vordenker der Erweiterung?«. Zunächst mit Blick auf den Kulturbegriff des amerikanischen Ethnologen und Anthropologen Clifford Geertz (den der Autor etwas verkürzt als »Kulturtheoretiker« bezeichnet, S. 89) und später dann gestützt auf Kulturthesen von Pierre Bourdieu (S. 96) trägt Franz chronologisch aus unterschiedlichsten Texten Loos' Verständnis von »Kultur« zusammen. Als besonders ergiebig erweist sich dabei die – nur in zwei Nummern im Jahr 1903 erschienene – Zeitschrift »Das Andere«, in der Loos »Fragmente einer modernen Lebenskultur« zu definieren sucht (S. 93), sowie zwei Aufsätze aus dem Jahr 1908, »Kultur« und »Kulturentartung«. Im

Folgenden zeigt Franz auf, wie Loos anhand nationaler Gegenüberstellungen das Moderne und das Nicht-Moderne typisiert (S. 94), geht allerdings dann nicht weiter auf die Ethnisierung von Kultur ein, die Loos in der ihm üblichen Form der apodiktischen Dichotomie (die das gesamte Text-Werk durchzieht, aber in keinem der Beiträge zum Thema wird) konstruiert. Unklar bleibt übrigens auch der Kulturbegriff bei Loos, außer man blickt auf die von Loos geforderte Trennung von Kunst und Handwerk – wobei Handwerk mit Kultur verbunden ist: »Ich behaupte, dass der gebrauch die kulturform, die form der gegenstände schafft. Die anderen, daß die neugeschaffene form die kulturform (sitzen wohnen, essen usw.) beeinflussen kann.« (Adolf Loos, zit. nach Franz S. 95).

Die Reformbestrebungen Loos' ziehen sich durch den gesamten Band, werden jedoch besonders in Inge Podbreckys Beitrag zur Siedlungsarchitektur beleuchtet. Hier findet auch der Versuch statt, Loos' schwankende politische Positionen und Haltungen näher zu analysieren. Die Befindlichkeit zwischen Kommunismus und paramilitärischer rechter Heimwehr (S. 143) zeigt deutlich, wie politisch Loos in seinem apodiktischen Weltbild letztlich dennoch ist (und handelt), auch wenn die Brisanz einer solchen Haltung in keinem Beitrag eigens hervorgehoben wird. Das Bild vervollständigt sich hinsichtlich der Bedeutung und Rolle der Frau in den Schriften und im Leben von Adolf Loos und der Rezeption des Hauses am Michaelerplatz (S. 149), mit der Anne-Katrin Rossberg ihren Beitrag »Loos' Frauenzimmer« beginnt. Während hier aus der Kenntnis historischer und literarischer Frauengemächer die Ideen und Ausführungen Loos' betrachtet werden, versucht Susana Zapke, eine methodische Durchdringung mancher Formen und Ideen Loos' aus der Verbindung zu Arnold Schönberg und dessen Musik zu extrahieren (»Adolf Loos – Arnold Schönberg. Wie sich das Äußere aus dem Inneren ergibt. Chronik einer geistigen Interaktion«). Präzise nähert sie sich ihrem Thema, klar reflektiert im Erkenntnisinteresse und deutlich im Erkennen wie auch im Zeigen dessen, was zu sehen (hören) ist. Sie zeichnet anhand des Briefwechsels, des Textnachlasses von Schönberg und Loos sowie anhand von Möbelentwürfen und Spieldesigns von Arnold Schönberg nach, wie beide »analoge Wege beschritten und koinzidente Ausdrucksformen in ihrem künstlerischen Schaffen entwickelt haben. Ihre geistige Interaktion ist als [...] wechselseitige Bestätigung ihrer kreativen Prozesse [...] im Kontext einer entscheidenden Phase des kulturellen Wandels im Wien der Jahrhundertwende zu deuten« (S. 174).

Den Abschluss des Bandes bilden zwei Beiträge über Loos, das Essen, den Alltag und die Wiener Küche (Markus Kristan, »Adolf Loos bittet zu Tisch« und Walter Schübler, »Adolf Loos' Philippika gegen die Wiener Küche«). Sie zeigen ähnlich beispielhaft wie die beiden Essays über Stil (im Sinne Loos'scher Selbststilisierung) von Sigurd Paul Scheichl (»Im zweifel wende man sich an mich«) und Anders V. Munch (»In welchem Stil sollen wir leben? Adolf Loos über Kulturkritik, Stil und Lebensformen«) entlang der Texte von Adolf Loos Kontextualisierungen und Deutungen in den Stil- und Alltagsdiskursen der Gegenwart auf.

Loos' Überlegungen sind alltagstauglich; sie benennen alltägliche Phänomene. Aber diese Alltage, wie Loos sie in Präsentation, Repräsentation und Performanz beschreibt und auch vehement und polarisierend einfordert, sind Alltage der Distinktion, Alltage für eine »Boheme«, die sich das leisten kann und mag. Dass das »Gute, Echte, Wahre« (durchaus in der Präsenz Loos'scher Ideen und Textderivate etwa im Versandkatalog von »Manufactum« nachzuvollziehen) aus »dem handwerkenden Volk« kommt, aus der Einfachheit ebenso wie aus Armut und Mangel, wird leider in keinem der Beiträge wirklich bedacht. Sicher hätte im Sinne jener umfassenden Kontextualisierung, die die Herausgeber im Sinne hatten, diesem anregenden Sammelband auch die Mitarbeit von volkskundlichen Kulturwissenschaftlerinnen und Kulturwissenschaftlern wohlgetan.

Michaela Haibl

Manuela Barth: »Messestadt Riem – Wo München abhebt«.
Diskursanalyse von Vorstellungsbildern eines neuen Stadtteils
(= Münchner ethnographische Schriften. Kulturwissenschaftlich-ethnologische Untersuchungen zu Alltagsgeschichte, Alltagskultur und Alltagswelt in Europa, Bd 1). München: Verlag Utz 2008, 127 Seiten.

München-Riem war lange Zeit bekannt als Flughafen der Stadt München. Als dieser Anfang der 90er Jahre andernorts in Betrieb genommen wurde, eröffnete sich die Möglichkeit, ein großflächiges Areal neu zu bebauen, und im Zuge der Planung von Messe-Hallen im ehemaligen Flughafengelände entwickelte sich ein neuer Stadtteil. Er sollte auch in seiner Konzeption zukunftsweisend sein, denn in die Planung sollten auch seine zukünftigen BewohnerInnen einbezogen werden, was durch einen eigenen Planungsstab und eine Stadtteilzeitung als Bürgerbeteiligungsmedium gewährleistet werden sollte. Manuela Barth hat in ihrer hier in leicht überarbeiteter Fassung vorliegenden, 2005 an der Ludwig-Maximilians-Universität eingereichten Magisterarbeit die Aushandlungs- und Vermittlungsprozesse untersucht und entlang der ihr signifikant erscheinenden Diskurse über diesen neuen Stadtteil Messestadt Riem nachgezeichnet.

Im Zentrum der Studie steht die Beschreibung, Kategorisierung und Kontextualisierung der Diskussionen, die während des Untersuchungszeitraums 2000 bis 2005 in der von der Stadt München initiierten und im Weiteren durch ein Bürgerforum getragene Stadtteilzeitung geführt wurden. Um die verschiedenen und stets sich wandelnden Entstehungs-, Aneigungs-, Aushandlungs-, Vermittlungs- und Verfestigungsprozesse greifbar zu machen, richtet Barth ihren Fokus auf die Vorstellungsbilder der verschiedenen AkteurInnen des Stadtteils und analysiert diese anhand einzelner Themenfelder bzw. Rubriken der Stadtteilzeitung und im Hinblick auf einige Gewährspersonen und deren Aktivitäten. Bei den verschiedenen Aushandlungsprozessen geht es um Themen, wie sie immer wieder im städtischen Raum diskutiert werden, seien es (Frei)Räume für Jugendliche oder das Problem der Verschmutzung durch Hundekot. Das interessante an diesen Diskursen im Zuge einer Neubebauung ist, dass sie sich gewissermaßen en miniature und im Zeitraffer nachvollziehen lassen, und so kann Barth detailliert herausarbeiten, welche Akteure (BewohnerInnen, Stadtverwaltung etc.) wie und warum agieren. So liest sich die Arbeit als aufschlussreiche Begleitstudie zu jener Stadtteilzeitung

»Take Off« und der darin sich spiegelnden Entwicklung und Wandlung der Diskurse über die Messestadt Riem.

Wie leider oft, fehlt auch hier ein Schlusskapitel, in dem das Erarbeitete noch einmal kritisch reflektiert wird. Zwar verdichtet Barth ihre Darstellung durch die Vorstellung von Initiativpersönlichkeiten, die eine besondere Stellung in der Messestadt Riem einnehmen, und sie versucht auch diesen Stadtteil mit einem älteren Stadtteilbauprojekt (Neuperlach) zu vergleichen – doch scheint gerade Letzteres aufgrund der Tatsache, dass Neuperlach nie wie geplant umgesetzt wurde (und auch wohl wegen des anderen Zugangs der von Barth herangezogenen Studie über diesen Stadtteil) kaum zielführend. Als Kontextualisierungs- und Reflexionsfolie wären Vorstellungsbilder der Alt-Riemer oder Truderinger heranzuziehen gewesen, gehört doch die Messestadt Riem zum Stadtbezirk Riem-Trudering. Eine gute Ergänzung, die vielleicht auch Aussagen über die Struktur und den Inhalt der Diskurse möglich gemacht hätten, wäre zudem eine Analyse der statistischen Daten (etwa aus dem Armutsbericht der Stadt München) gewesen. Riem-Trudering beispielsweise ist einer der reicheren Bezirke und hat trotz der inkorporierten neuen Messestadt Riem den geringsten Ausländeranteil Münchens.

Weiterhin kommen durch die Quellenauswahl jene BewohnerInnen nicht ins Blickfeld der Analyse, die ebenfalls an der Stadtteilentwicklung beteiligt waren, sich aber nicht in dem untersuchten Medium artikuliert haben. Zumindest über eine weitere Quelle, etwa eine stichpunktartige Befragung vor Ort, hätten diese BewohnerInnen exemplarisch in die Studie einbezogen werden können. Methodisch wäre eine bewusste Abgrenzung gegenüber anderen Zugängen und deren Kategorien – wie z. B. der Raum-Diskurs von Martina Löw oder auch die Vorarbeiten zum 2006 erschienenen Band »Dresden. Ethnografische Erkundungen einer Residenzstadt« von Rolf Lindner und Johannes Moser – sinnvoll gewesen. Deutlich wird dies am Begriff »Vorstellungsbild«, der von Barth gegenüber dem Begriff »Image« abgegrenzt wird: Diese Modifikation greift etwas zu kurz, wenn es um die Verknüpfung von Stadt-Idee (Wahrnehmung) und Stadt-Erfahrung (Aneignung) (S. 46) geht; hier wäre ein Blick auf Aneignungsprozesse, wie sie Löw über die Kategorie Raum festmacht, hilfreich.

Eine transparente Einführung der Gewährspersonen und eine Weiterentwicklung des Forschungsdesigns anhand der gewählten Personen hätte manche Kontexte verdeutlicht, die – politisch – hinter den untersuchten Aushandlungsprozessen stehen. Der kurze Abschnitt über den

Bezirksausschuss-Vorsitzenden des Bezirks Riem-Trudering, den CSU Politiker Georg Kronawitter, ließe eine weitergehende Analyse hinsichtlich dessen Produktion von Vorstellungsbildern im Rahmen der Bezirkswahlen 2002 zu (wobei übrigens der Stimmkreis der Messestadt Riem als einziger dieses Bezirks nicht die CSU-Mehrheit erhielt). Gleiches gilt für die Funktionen des genannten Politikers im Juryausschuss des zweiten Bauabschnittes der Messestadt Riem und als Aufsichtsratsvorsitzender der Bundesgartenschau (BUGA). Aber auch Brigitte Sowa, die in dem Band eine Sonderstellung einnimmt – sie war sehr oft mit einem Beitrag in der Zeitung »TakeOff« vertreten –, wäre näher in eine gemeinsame Reflexion über die Entwicklung und Aushandlung von Vorstellungsbildern einzubeziehen gewesen: Vor allem die Verbindung von befragter Expertin und Aktivistin vor Ort – bei der Produktion von Vorstellungsbildern –, hätte eine Chance bedeutet, den Forschungsprozess transparenter zu halten und weitere Ergebnisse in der Analyse zu erzielen.

Martin Jonas

Ina-Maria Greverus: Ästhetische Orte und Zeichen.
Wege zu einer ästhetischen Anthropologie.
Münster: LIT-Verlag 2005, 480 Seiten.

Ina Maria Greverus' »Ästhetische Orte und Zeichen«, dritter und letzter Band der Voyage-Trilogie, ist mit dem Untertitel »Wege zu einer ästhetischen Anthropologie« versehen – dieser Zusatz verspricht der Leserin, dem Leser in bester Certeau'scher Tradition inmitten eines »Spiels in einem System von definierten Orten« (Kunst des Handelns, S. 201) eine Art Niemandsland zu antizipieren und lässt auf ein Unternehmen neugierig werden, das in Aussicht stellt, Bewohnbarkeit zu schaffen. Michel de Certeau, auf den Greverus wiederholt verweist, um Lattenzaun und Zwischenraum zu explizieren, beschäftigt sich ausführlich mit körperlichen Fortbewegungen wie Reisen oder Gehen »als Ersatz für Legenden, die den Raum für das Andere öffnen. [...] Was dieses Exil des Gehenden hervorbringt, ist genau der Legendenschatz, der gegenwärtig in unmittelbarer Nähe fehlt; also eine Fiktion, [...] ein Resultat von Verschiebungen und Verdichtungen.« (Kunst des Handelns, S. 203)

Beim ersten Durchblättern stellt sich allerdings bereits ein Entfremdungseffekt ein, der einer disziplinären Disparität von Anthropologie einerseits und einem kulturwissenschaftlichen Hintergrund andererseits geschuldet sein mag. Wie Einschlüsse in rohem Bernstein präsentieren sich die einzelnen Kapitel, jedes ein eigenes Universum für sich, ein wenig fremd anmutend im 21. Jahrhundert und doch durch das fordernde Wollen der Autorin aneinander gekoppelt und nahegelegt. Greverus entwickelt – analog den Stationen einer Reise – eine große Erzählung entlang der ihr relevant erscheinenden »ästhetischen Orte«, die ihr Forscherinnenleben maßgeblich geprägt haben und die sich aufschlussreich zu einem autobiografischen Zeugnis verbinden. Wenn sie ein Kapitel »Aphorismen über Mauern und Zwischenräume« nennt, so trifft sie den Gestus ihres Textes im Kern. Gerade dieser Abschnitt des Buches ist auch der methodologisch fruchtbarste, der sich der Dynamik von Grenzziehung – symbolisiert durch materielle Mauerbauten – und der sich notwendigerweise nahezu dialektisch aufdrängenden Zwischenräume zuwendet. Jener Mangel und die Leere, die Certeau im Schatten des Diskurses lokalisiert, eröffnet den Blick auf das Auslöschen von Erinnerungsmalen und auf das, was bleibt: Relikte der Berliner Mauer als »Mauer im Kopf«.

Wer von der Autorin eine abklärende Einlassung zu Ästhetik und Anthropologie erwartet, wird enttäuscht. In dem Zwischenraum, der durch das Zwischen-den-Zeilen-Lesen entsteht, blitzt eine Vorstellung von Kantischer Schönheit und Erhabenheit als das zu Suchende und weltweit verstreut zu Findende durch – die Legende materialisiert sich als romantisches Märchen von einer möglichen besseren Welt, untermauert durch eine Collage aus Interviews, Gesprächsnotizen, Tagebuchaufzeichnungen, Zitaten und dokumentarischen Fotografien: ein wahres Füllhorn an assoziativen Netzwerken und konkreten Hinweisen!

Die solcherart in mäandernder, nicht selten kursorischer Verweistechnik herausgearbeiteten ästhetischen Zeichen – als ein Ergebnis der »Vielfalt der Prozesse kultureller Konstruktionen« (S. 4) – werden engeführt mit einem etwas undifferenzierten Kunst- und Kunstgewerbebegriff. Die geäußerten »prinzipiell ganzheitlichen Kräfte von Kunst« (S. 18) wie auch die exemplarisch vorgestellten Projekte einer gelungenen »Zukunftswerkstatt ästhetischer Ort« (S. 342–400) – Privatinitiativen, deren Entwicklung Greverus über einen langen Zeitraum verfolgt hat – enthalten eine esoterische Anmutung, die letztendlich nostalgische Züge in sich trägt. Greverus Anliegen, Künstler und Anthropologen als Gestaltende von »Orten der Schönheit in einer Welt, [...] die häßlich,

gleichförmig und unverträglich gegenüber der Mitwelt geworden ist« (S. 346), zusammenzuführen, hat traditionsreiche Wurzeln, ist aber zugleich ein elitäres Unterfangen. Und so präsentiert sich das dialogische Prinzip, das eine strukturelle Gegenüberstellung von schöpferischen Künstlerkollektiven – hier vorzugsweise die Surrealisten mit *native artists* wie den mexikanischen Muralisten, der naiven Kunst Haitis oder der Gegenwartskunst der australischen Aborigines – vielmehr als ein kuratorisches. Der Ausstellungsraum wäre diesfalls das Buch, in dem die Autorin ihre getroffene Auswahl sinnfällig zusammenfügt und damit einer übergeordneten Zusammenschau zuführt. Daraus ist ein reich bebildertes Lesebuch entstanden, das Denkweisen und Geistesfreundschaften aus dem reichhaltigen und erfüllten Forschungsleben einer wichtigen Kultur- und Sozialanthropologin des späten zwanzigsten Jahrhunderts nachvollziehen lässt.

Ulrike Sladek

Eingelangte Literatur

Atze, Marcel u. Marcus G. Patka [Hrsg.]: »Gefahren der Vielseitigkeit«. Friedrich Torberg 1908–1979. Diese Publikation erscheint anläßlich der gleichnamigen Ausstellung im Jüdischen Museum Wien in Kooperation mit der Wienbibliothek im Rathaus vom 17. September 2008 bis 1. Februar 2009. Hrsg. im Auftrag des Jüdischen Museums Wien. – 1. Aufl. – Wien: Holzhausen Verlag, 2008. – 248 S.: zahlr. Ill. – (Wiener Persönlichkeiten; 6). Literaturangaben

Auer, Anna u. Uwe Schögl [Hrsg.]: Jubilee – 30 years ESHPh. Congress of photography in Vienna. – Salzburg [u.a.]: Fotohof Ed. [u.a.], 2008. – 526 S.: zahlr. Ill. – (Fotohof Edition; 104). Literaturangaben

Beer, Bettina, Sabine Klocke-Daffa und Christiana Lütkes [Hrsg.]: Berufsorientierung für Kulturwissenschaftler. Erfahrungsberichte und Zukunftsperspektiven. – Berlin: Reimer, 2009. – 305 S.: Ill. – (Reimer Kulturwissenschaften). Literaturangaben. (Aus dem Inhalt: *Bettina Beer*, Berufsorientierung und Praktika im Studium der Kulturwissenschaften. 19–29; *Christiana Lütkes*, Betriebsame Arbeitslosigkeit – Wie sich die Lücken im Lebenslauf schließen lassen. 31–42; *Birgit Baumann*, Einblicke in das Verlagswesen. Erste Erfahrungen durch Praktika. 43–51; *Beate Behrens*, Berufsmöglichkeiten im Verlag? 53–67; *Elisabeth Tietmeyer*, Arbeit im Museum. 69–82; *Sabine Klocke-Daffa*, »Kunst ist schön, macht aber viel Arbeit« – Kulturmanagement als Beruf und Herausforderung. 83–101; *Katja Dühlmeyer*, Kulturwissenschaftler im Bibliothekswesen. 103–116; *Friderike Seithel*, »Into the Future«: Ethnologie und Bildung für nachhaltige Entwicklung. 117–130; *Christiana Lütkes*, Bürgerschaftliches Engagement mit Ruheständlern und Berufsvorbereitung für Jugendliche – ein Beispiel für Tätigkeiten im Bildungswesen. 131–146; *Margret Spohn*, Berufsorientierung in den Kulturwissenschaften – Schwerpunkt: Integration und Interkulturelle Kommunikation. 147–157; *Maren Tomforde*, Ethnologie und Militär: Ein Widerspruch? 159–169; *Anne Artmeyer*, Kulturwissenschaftliche Kenntnisse in der Krankenpflege – Wem hilft das? 171–180; *Silke Gassner*, »Unsere Familie ist wie ein Baum ohne Wurzeln, wie soll er da blühen?« Psychologische Betreuung im Kinderkrankenhaus. 181–189; *Kundri Böhmer-Bauer*, Die Ferne als Geschäft – Tätigkeitsfelder für Kulturwissenschaftler in der Touristik. 191–204; *Wibke Büttner*, Einstieg in die Personalberatung. 205–211; *Susanne Spülbeck*, Organisationsethnologische Forschung und Beratung: Neue Perspektiven in der Unternehmensberatung. 213–223; *Markus Weilenmann*, Rechtsethnologie in der Entwicklungshilfe – Einblicke in die praktische Justizförderung. 225–240; *Wiebke Koenig*, Das Berufsfeld Entwicklungszusammenarbeit. 241–254; *Rosa Grabe, Axel Schmidt*, Humanitäre Hilfe oder: Das NGO-Business. 255–269; *Bettina Weiz*, »On air«. Ethnologie im Radio. 271–276; *Miriam Grabenheinrich*, Vom Exotenfach in die Medien – Fernsehjournalismus. 277–289; *Christiana Lütkes*, Anhang: Praktische Tipps für die Bewerbung um einen Praktikums- oder Arbeitsplatz. 291–300)

Beitl, Klaus u. Peter Strasser [Hrsg.]: Richard Beitl (1900–1982). Wissenschaft – Dichtung – Wirken für die Heimat. Mit Beiträgen von Bernd Rieken, Reinhard Johler, Bernhard Tschofen u.v.a.. – Schruns: Heimatschutzverein Montafon, 2009. – 316 S.: zahlr. Ill. – (Montafoner Schriftenreihe; 21). Literaturangaben

Blom, Philipp: Der taumelnde Kontinent. Europa 1900–1914. – 1. Aufl. – München: Hanser, 2009. – 528 S.: Ill. Literaturverz. S. [479]–502. – Einheitssacht.: The vertigo years <dt.>

Böhm, Hermann [Hrsg.]: Handschriften aus fünf Jahrhunderten. Die Autographensammlung Otto Kallir; [diese Publikation erscheint anläßlich der gleichnamigen Intervention im Wien Museum Karlsplatz in Kooperation mit der Wienbibliothek im Rathaus, vom 15. Jänner 2009 bis 5. April 2009. – Wien: Wienbibliothek im Rathaus, 2008. – 119 S.: zahlr. Ill. Literaturverz. S. 118 – 119

Bucur, Corneliu [Hrsg.]: The patrimony of pre-industrial technology. An international brand of Romania promoted by the »ASTRA« museum. 45 years since the open-air museum was established. Exhibition excursus. – Sibiu: »ASTRA Museum« Publishing House, 2008. – 32 S.: Ill. Literaturangaben

Bucur, Corneliu Ioan [Hrsg.]: Astra Museum Sibiu. Pro-Europe projects. 2009 Calendar = Muzeul »ASTRA« Sibiu. – Sibiu: Astra Museum, 2008. – 15 Bl.: Ill.1. Text engl. u. rumän

Bucur, Corneliu Ioan: Astra Museum of Traditional Folk Civilization (Dumbrava Sibiului). Catalogue. – Sibiu: Astra Museum, 2008. – 447 S.: zahlr. Ill., Kt. Bibliogr. S. 427–438

Capitani, François de: À la vôtre! Zum Wohl! Salute! Petites histoires de la boisson en Suisse. Ce catalogue parait à l'occasion de l'exposition présentée au Musée national suisse – Château de Prangins du 19 septembre 2008 au 19 avril 2009 et au Forum de l'histoire suisse à Schwytz du 21 novembre 2009 au 28 mars 2010 = Geschichten über das Trinken in der Schweiz. – Prangins: Musée national suisse – Château de Prangins, 2008. – 62 S.: zahlr. Ill. Literaturverz. S. 58–60. – Text franz. u. dt.

Döpcke, Indre: Frisch gestrichen! Maler und Malerhandwerk im 20. Jahrhundert. Der Katalog erscheint zur gleichnamigen Ausstellung im Museumsdorf Cloppenburg vom 16. März bis zum 14. September 2008. – Cloppenburg: Museumsdorf Cloppenburg, 2008. – 76 S.: zahlr. Ill. – (Kataloge und Schriften des Museumsdorfs Cloppenburg; 24). Literaturverz. S. 74–75

Eggenstein, Georg u.a. [Hrsg.]: Eine Welt in Bewegung. Unterwegs zu Zentren des frühen Mittelalters. Begleitbuch der Gemeinschaftsausstellung im Historischen Museum im Marstall Paderborn – Schloss Neuhaus, vom 26.4. – 20.7.2008 und im Mainfränkischen Museum Würzburg, Festung Marienberg, vom 12.8. – 16.11.2008. – München [u.a.]: Dt. Kunstverl., 2008. – 349 S.: zahlr. Ill., graf. Darst., Kt. Literaturverz. S. 340 – 347

Fejös, Zoltán: National preventive conservation strategy in Hungary, 2003–2010. – Budapest: Néprajzi Múzeum [u.a.], 2008. – 24 S.: Ill., graf. Darst. – (Museum Conservation Booklet; 5)

Felderer, Brigitte [Hrsg.]: Zauberkünste. In Linz und der Welt. Eine Ausstellung des Nordico – Museum der Stadt Linz vom 5. Februar – 26. April 2009. – Wien [u.a.]: Folio, [2009]. – 287 S.: zahlr. Ill. Literaturangaben

Ferus, Katharina u. Dietmar Rübel [Hrsg.]: »Die Tücke des Objekts«. Vom Umgang mit Dingen. – Berlin: Reimer, 2009. – 253 S.: Ill. – (Schriftenreihe der Isa Lohmann-Siems Stiftung; 002). Literaturangaben

Gancarz, Natalia: Brzozowa – wiek później. Zmiana kulturowa w obrzędowości narodzin i śmierci. – Wrocław: Polskie Towarzystwo Ludoznawcze, 2007. – 176 S. – (Archiwum etnograficzne; 045). Literaturverz. S. 123 – 128

Getzner, Manfred A. [Hrsg.]: Burg und Dom zu Feldkirch. Neue Forschungen zur Geschichte der Schattenburg und der Dompfarrkirche St. Nikolaus. – Feldkirch: Rheticus-Gesellschaft, 2009. – 511 S.: zahlr. Ill., graf. Darst. – (Schriftenreihe der Rheticus-Gesellschaft; 050). Literaturangaben

Grabner, Elfriede: Das »ungerechte Gericht«. Zur Darstellung der apokryphen Gerichtsszene »Christus vor dem Hohen Rat« in der bildlichen Volksüberlieferung des Ostalpenraumes. In: Zeitschrift des historischen Vereines für Steiermark. – 99(2008). S. 347–365: Ill. Literaturangaben

Hauenstein, Christian, Klaus Kamolz u. Ingo Pertramer: Wiener Wirtshauskochbuch. – Wien: Metroverlag, 2009. – 157 S.: zahlr. Ill.

Hemme, Dorothee und Markus Tauschek [Hrsg.]: Leben im Weltkulturerbe. Ethnographische Skizzen zum alltagskulturellen Umgang mit dem Prädikat »UNESCO-Welterbe«. – Göttingen: Schmerse, 2008. – 172 S.: Ill. – (Göttinger kulturwissenschaftliche Studien; 2). Literaturangaben. – Quellen- u. Literaturverzeichnis S. 164 – 172

Hernai, Béla [Fotogr.]: Multietnikus dimenziók – Dél-Magyarország 1916–1920 = Multiethnic dimensions – Southern Hungary 1916–1920. Text von Andrea Vándor, Hrsg. von Júlia Fabényi. Pécs: Baranya Megyei Múzeumok Igazgatósága, 2008. – 89 S.: überw. Ill. + 15 S. Textbeil. i. dt. Literaturverz. S. 88–89

Huertas Moriön, José: La València marítima III. Vida i mort a la València Marítima. Guerra, contraban i construcció portuària. – València: Diputació de València, 2008. – 196 S. – (Colección Ethnos; 015)

Kamocki, Janusz u.a. [Red.]: Polska – Ukraina. Pogranicze kulturowe i etniczne. – Wrocław: Polskie Towarzystwo Ludoznawcze, 2008. – 272 S. – (Archiwum etnograficzne; 047). Literaturangaben

Katrinaki, Emmanouela: Le cannibalisme dans le conte merveilleux grek. Questions d'interprétation et de typologie. – Helsinki: Suomalainen Tiedeakatemia, 2008. – 328 S. – (FF Communications; 295). Literaturverz. S. 305 – 312

Kaufmann, Sabine [Hrsg.]: Die Wikinger. Begleitbuch zur gleichnamigen Ausstellung im Historischen Museum der Pfalz Speyer. – München: Ed. Minerva, 2008. – 319 S.: zahlr. Ill., Kt. Literaturverz. S. 309 – 316

Korkiakangas, Pirjo, Tiina-Riitta Lappi u. Heli Niskanen [Hrsg.]: Touching things. Ethnological aspects of modern material culture. – Helsinki: Finnish Literatur Society, 2008. – 277 S.: Ill., graf. Darst. – (Studia Fennica: Ethnologica; 01). Literaturangaben

Kraeutler, Hadwig [Hrsg.]: Heritage learning matters. Museums and universal heritage. Proceedings of the ICOM/CECA'07 Conference, Vienna, August 20–24, 2007. – Wien: Schlebrügge, 2008. – 356 S.: Ill., graf. Darst. Literaturangaben (Aus dem Inhalt: Claudia Peschel-Wacha, The Austrian Association of Cultural Mediators in Museums and Exhibitions. 272–277)

Kramarz, Andrzej: Reczy = things. – Kraków: Muzeum etnograficzne im. Seweryna Udzieli, 2008. – 83 S.: überw. Ill

Kubin, Sarah: Ritual der Individualisten. Eine ethnographische Studie zum Wandel des katholischen Gottesdienstes. – Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde, 2009. – 195 S.: graf. Darst. – (Studien & Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts; 032). Literaturverz. S. 168 – 175

Kunz-Ott, Hannelore [Red.]: Qualitätskriterien für Museen: Bildungs- und Vermittlungsarbeit. Hrsg. vom Bundesverband Museumspädagogik e.V. - Berlin: Deutscher Museumsbund e. V., 2008. – 28 S. Literaturangaben

Kupper, Christine [Red.]: Vom Ansehen der Tiere. Nürnberg: Verl. des Germanischen Nationalmuseums, 2009. – 234 S.: zahlr. Ill. – (Kulturgeschichtliche Spaziergänge im Germanischen Nationalmuseum; 11) (Jahresgabe für die Mitglieder und Förderer des Germanischen Nationalmuseums; 2008). Literaturangaben

Kuzas, Georgios Ch.: Ellēnikē laographikē etaireia. Ē istorikē diadromē tēs (1908–2008). – Athēna: Ellēnikē laographikē etaireia, 2009. – 268 S.: Ill. Literaturverz. S. [237] – 246. – Engl. Zsfassung

Kuźma, Inga: Współczesna religijność kobiet. Antropologia doświadczenia. – Wrocław: Polskie Towarzystwo Ludoznawcze, 2008. – 424 S.: Ill. – (Archiwum etnograficzne; 046). Literaturverz. S. 359 – 379

Kybalová, Ludmila, Petr Nový u. Šárka Siručková: Jablonecký knoflík = Gablonzer Knopf = The Jablonec button. – 1. Aufl. – Jablonec nad Nisou: Muzeum Skla a Bižuterie, 2007. – 191 S.: zahlr. Ill. Literaturangaben. – Text i. tschech., dt. u. engl.

May, Herbert [Hrsg.]: Zwangsarbeit im ländlichen Franken 1939 – 1945. Bad Windsheim: Verlag Fränkisches Freilandmuseum, 2008. – 333 S.: zahlr. Ill. – (Schriften und Kataloge des Fränkischen Freilandmuseums; 054). Literaturangaben. – Literaturverz. S. 321 – 330

Mölmann, Dirck [Red.]: MAN SON 1969. Vom Schrecken der Situation. Eine Ausstellung in der Hamburger Kunsthalle vom 30. Januar bis 26. April 2009. – Hamburg: Hamburger Kunsthalle, 2009. – 167 S.: zahlr. Ill. Literaturverz. S. 164 – 165

Murlasits, Elke u. Maria Froihofer [Hrsg.]: Kicken. »... ist doch offensichtlich die größte Liebe, die man entwickelt«. Im Auftrag des Büros der Erinnerungen <Graz> unter redaktioneller Mitarbeit von Oliver Parfi. – Weitra: Verl. Publ. P No 1, Bibliothek der Provinz, 2007. – 325 S.: zahlr. Ill. Literaturangaben

Musner, Lutz: Der Geschmack von Wien. Kultur und Habitus einer Stadt. – Frankfurt am Main: Campus Verlag, 2009. – 293 S.: Ill. – (Interdisziplinäre Stadtforschung; 3). Literaturverz. S. [283] – 293. – Zugl.: Berlin, Humboldt-Univ., Habil.-Schr., 2008

Nosková, Jana u. Jana Pospíšilová: Iva Heroldová. – Strážnice: Národní ústav lidové kultury, 2008. – 23 S.: Ill. – (Bibliografická príloha Národopisné revue; 22)

Oehring, Erika [Hrsg.]: Josef Engelhart. Vorstadt und Salon. Eine Ausstellung des Wien Museums in der Hermesvilla vom 2. April – 26. Oktober 2009. Mit Beiträgen von Marian Bisanz-Prakken, Marian u.v.a. – 1. Aufl. – Wien: Brandstätter [u.a.], 2009. – 183 S.: zahlr. Ill. – (Sonderausstellung des Wien Museums; 356). Literaturverz. S.180 – 183

Petermayr, Klaus [Hrsg.]: »Bruckner« – Landler. Tanzmusik aus Windhaag bei Freistadt. Hrsg. i. Auftrag des Oberösterreichischen Volksliedwerkes/Volksliedarchives und des Anton Bruckner Institutes in Linz. – Linz: OÖ Volksliedwerk, 2009. – 71 S.: Ill., überw. Notenbeisp. – (Oberösterreichische Schriften zur Volksmusik; 008). Literaturangaben

Ramming, Jochen: Die uniformierte Gesellschaft. Zur Rolle vereinheitlichender Bekleidungsweisen am Beginn des 19. Jahrhunderts; Beamtenuniform, Rabbinertalar, Nationalkostüm. – Würzburg: [Inst. für Dt. Philologie, Volkskunde], 2009. – 351 S. – (Veröffentlichungen zur Volkskunde und Kulturgeschichte; 101). Quellen- u. Literaturverzeichnis S. [289] – 351. – Zugl.: Würzburg, Univ. Diss., 2008

Reininghaus, Alexandra [Hrsg.]: Recollecting. Raub und Restitution. Diese Publikation erscheint anlässlich der Ausstellung »Recollecting. Raub und Restitution« im MAK Wien. Eine Ausstellung von UNLIMITED in Kooperation mit dem MAK, 03.12.2008 – 15.02.2009. – Wien: Passagen, 2009. – 349 S.: zahlr. Ill. Literaturangaben

Röhrs, Matthias: I Tedeschi. Das Bild der Deutschen in italienischen Kriegserinnerungen. – Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde e.V., 2009. – IX, [10] – 583 S.: zahlr. Ill. – (Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts; 107). Quellen- u. Literaturverzeichnis S. [521] – 575. – Zugl.: Tübingen, Univ., Diss. 2004 u.d.T. Röhrs, Matthias: Das Bild von den Deutschen in italienischen Kriegserinnerungen an den Zweiten Weltkrieg

Rosca, Karla u. Camelia Stefan: Repere cultural-istorice ale civilizatiei multiculturale transilvane. Valea Hartibaciului. Hrsg. von Corneliu Ioan Bucur. – Sibiu: Astra Museum, 2008. – 51 S.: zahlr. Ill., Kartenbeil. Literaturverz. S. 46 – 47

Ruge, Angelika [Red.]: Museumsberufe. Eine europäische Empfehlung. – Berlin: Deutscher Museumsbund e. V., 2008. – 48 S.: graf. Darst. Literaturverz. S. 39 – 45

Schmidt-Lauber, Brigitta u. Astrid, Baerwolf [Hrsg.]: Fokus Mittelstadt. Urbanes Leben in Göttingen. Ein Studienprojekt. – Göttingen: Schmerse, 2009. – 222 S.: Ill. – (Göttinger kulturwissenschaftliche Studien; 3). Literaturangaben

Sommer, Monika [Hrsg.]: Hieronymus Löschenkohl. Sensationen aus dem alten Wien. Eine Ausstellung im Wien Museum Karlsplatz vom 24. April – 16. August 2009. – Wien: Brandstätter [u.a.], 2009. – 255 S.: zahlr. Ill. – (Sonderausstellung des Wien Museums; 357). Literaturangaben

Sonntag, Dina [Red.]: Museen in Baden-Württemberg. Hrsg. von der Landesstelle für Museumsbetreuung Baden-Württemberg und dem Museumsverband Baden-Württemberg e.V. – 6., neubearb. Aufl. – Stuttgart: Theiss, 2009. – 532 S.: zahlr. Ill., Kt.

Stadler, Sigrid: Das Bauernpeterhaus aus Nußdorf am Haunsberg: eine hauskundliche und historische Untersuchung. – Großgmain: Salzburger Freilichtmuseum, 2009. – 24 S.: Ill. – (Veröffentlichungen des Salzburger Freilichtmuseums; 015). Literaturangaben

Stanzel, Franz K.: Telegonie – Fernzeugung: Macht und Magie der Imagination. – Wien [u.a.]: Böhlau, 2008. – 293 S.: Ill. Literaturangaben. – Literaturverz. S. 128 – 130

Stapferhaus Lenzburg [Hrsg.]: Nonstop. Ein Lese- und Hörbuch über die Geschwindigkeit des Lebens. Dieses Lese- und Hörbuch erscheint zur gleichnamigen Ausstellung des Stapferhauses Lenzburg. – Baden: hier+jetzt, 2009. – 181 S.: zahlr. Ill. + Audio-CD

Stolle, Walter: Liebe, Lust & Frust. Hessisches Landesmuseum Darmstadt, Volkskundliche Sammlung im Museumszentrum Lorsch. Ausstellungskatalog. – Darmstadt: Hessisches Landesmuseum, 2008. – 403 S.: zahlr. Ill. Literaturangaben

Tschmuck, Peter: Die ausgegliederte Muse. Budgetausgliederungen von Kulturinstitutionen in Österreich seit 1992. – Innsbruck: Studien Verlag, 2008. – 327 S.: graf. Darst. Literaturverz. S. 319 – 327

Veres, Gábor u. Mátyás Berecz [Hrsg.]: Hagyomány és megújulás. Életpályák és társadalmi mobilitás a végváriak körében =[Tradition and renewal. Careers and social mobility in and around the border castles]. – Eger: Dobó István Vármúzeum, 2008. – 283 S.: Ill., graf. Darst., Kt. – (Studia agriensia; 027). Literaturangaben. – Engl. Zsfassungen

Veres, Gábor: A népi bútorzat története. Északkelet-Magyarországon. – Eger: Dobó István Vármúzeum, 2008. – 187 S.: zahlr. Ill., graf. Darst. – (Studia agriensia; 028). Lite-

raturverz. S. 172 –178. – Engl. Zsfassung u.d. T.: The history of folk furniture in northeastern Hungary

Waine, Anthony: Changing cultural tastes. Writers and the popular in modern Germany. – New York [u.a.]: Berghahn Books, 2007. – XIX, 184 S. Literaturverz. S. 171 – 178

Ylikoski, Jussi: Non-finites in North Saami. – Helsinki: Société Finno-Ougrienne, 2009. – 224 S. – (Suomalais-ugrilaisen seuran toimituksia; 257) (Mémoires de la Société finno-ugrienne; 257). Literaturverz. S. 208 – 224. – Zugl.: Oulu, Univ., Diss., 2008. – Abstracts in finn. und engl. Sprache

Internationale Zeitschriftenschau

dérive. Heft 35, April–Juni 2009. Zum Schwerpunkt Stadt und Comic erscheinen folgende Beiträge: *Thomas Ballhausen, Günter Krenn, Ines Wagner:* Die Bilder der Stadt. Vorbemerkung zum Schwerpunkt Stadt und Comic. 5–6; *Jill Meißner:* Rezept für einen Superhelden. 7–11; *Kathrin Kuna:* It's the end of the world as we know it... Stadtbildfragmente New Yorks im Comic »Heroes«. 14–18; *Verena Bauer:* Urban trash zone. Die kollabierende Stadt in Warren Ellis' und Ben Templesmiths »Fell: Feral City«. 19–22; *Paolo Caneppele und Günter Krenn:* Stadtgegeben. Gedanken zur urbanen Topographie Guido Crepax'. 24–27; *Ines Wagner:* Die illustrative Urbanisierung der Kinderliteratur. 32–35. [ISSN 1608–8131]

Fotogeschichte. 28. Jahrgang, 2008, Heft 110. *Ulrich Hägele:* Alexander Liberman, Marcel Ichac, Marc Réal. Die Illustrierte *VU* und ihre Fotomonteure, 1930 bis 1936. 5–22; *Miriam Halwani:* Fotografie lesen. Zur Geschichte des Wilhelm Knapp Verlags. 23–34; *Markus Schürpf:* Ein bekannter Unbekannter. Adolf Fluri (1865–1930). Ein Pionier der Fotografiegeschichte in der Schweiz. 35–44; *Anton Holzer:* Faszination und Abscheu. Die fotografische Erfindung der »Zigeuner«. 45–56. 29. Jahrgang, 2009, Heft 111. *Susanne Regener:* Medienamateure im digitalen Zeitalter. 5–9; *Timm Starl:* Die Inszenierung des Privaten. Knipserfotos auf Postkarten. 11–20; *Wolfgang Hesse:* Der Amateur als politischer Akteur. Anmerkungen zur Arbeiterfotografie der Weimarer Republik. 21–30; *Gunnar Schmidt:* Dilettantische Ästhetik. Fotografie zwischen Laien- und Kunstsphäre. 31–38; *Karin Bruns:* All by Myself. Audiovisuelle Techniken der Selbstveröffentlichung in pornografischen Webforen. 39–46. Jeweils zahlreiche Rezensionen und Buchanzeigen. [ISSN 0720-5260]

Friedhof und Denkmal. 54. Jahrgang, 2009, Heft 1. Aus dem Inhalt: *Reiner Sörries:* Perspektiven kirchlicher Bestattungskultur im 21. Jahrhundert: Der kirchliche Friedhof. 3–7; *Gerold Eppler:* Gestaltungsvorschriften – ein friedhofskulturelles Dilemma. 12–21.

Jahrbuch des Österreichischen Volksliedwerkes. Band 57/58, 2009. Dieser Band vereint die im August 2008 auf dem Stift Reichersberg gehaltenen Referate der Sommerakademie für Volkskultur: *Ulrike Kammerhofer-Aggermann:* Feste und Feiertage – eine Chance. Geschichte, Entwicklung und Ansprüche in der gegenwärtigen Gesellschaft. 14–24; *Margit Schäfer:* Vom Takt der Welt und vom Rhythmus des Lebens. 25–29; *Justin Stagl:* Hochkultur und Volkskultur – eine Symbiose. 30–38; *Sabine Eggman:* Echos aus der Schweiz – Die »Pro Helvetia« und ihre Vision von der »Volkskultur für morgen«. 39–47; *Berta Wagner:* Interkulturelle Projekte der Salzburger Volkskultur. 48–51; *Thomas Herzog und Adelheid Schrutka-Rechtenstamm:* Vor dem Verklingen bewahren – Die Bedeutung mündlicher Überlieferung für den Erhalt regionalkultureller Vielfalt am Beispiel des Innviertler Landlers. 52–58; *Reinhard Johler:* Volkskultur(en). Europäisches mit Zukunft? 59–70. Der zweite umfangreichere Teil des 378 Seiten starken Jahrbuches bietet wie immer eine Fülle an Berichten aus den einzelnen Volksliedwerken und fachverwandten Institutionen. Weiters eine Bibliografie 2006 aus den Gebieten Volkslied u. Ähnlichem, zahlreiche Buchrezensionen, Nachrufe auf Heli Gebauer, Edith Hörandner und Leopold Kretzenbacher und die Festrede von Josef Pühringer zu Verleihung des Walter-Deutsch-Preises 2008 an Volker Derschmidt. [ISBN 978-3-900198-20-6]

Jahrbuch für Europäische Ethnologie. Dritte Folge. Band 3, 2008. Im Kapitel »Kultur der Dinge – Neue Zugänge zur Sachkulturforschung« sind folgende Aufsätze zusammengefaßt: *Claudia Selheim:* Zum musealen Umgang mit »Bauernstuben«. Wege der Sachkulturforschung. 7–24; *Inge Weid:* Zur Popularisierung des Trachtenbewusstseins in der Oberpfalz. Trachtengrafik und die »Bavaria. Landes- und Volkskunde des Königreichs Bayern«. 25–44; *Tobias Hammerl:* LEGO. Perspektiven einer volkskundlichen Spielmittelforschung am Beispiel LEGO. 45–64; *Monika Ständecke:* Das Volkskunsthaus Wallach in München. Ein Beitrag über die »Wiederbelebung« der »Volkskunst« zur Zeit der Weimarer Republik. 65–90. Des weiteren Beiträge zur »Kulturtheorie und Wissenschaftspolitik« und zur »Kulturvermittlung und zum Medienwechsel«: *Justin Stagl:* Kultur, Kulturen, Kulturalismus. 91–104; *Friedemann Schmoll:* Heinrich Harmjanz. Skizzen aus der nationalsozialistischen Wissenschaftspolitik. 105–130; *Peter-Christian Wegner:* Druckgraphik als Vermittler zwischen Literatur und Kunsthandwerk. 131–154; *Julia Waldner:* Beredtes Schweigen. Brieftagebücher eines Augsburger Majors aus dem Ersten Weltkrieg. 155–184; *Sabine Doering-Manteuffel:* Der Volksmephisto. Faust und Faustverwandtes im Puppenspiel. 185–202; *Maria Christa Maennersdoerfer:* Das Exempel der obsessiven Trauer im Internet. 203–220; *Marina Jaciuk:* »Nicht-kanonisierte-Heilige« als transkulturelle Symbole. Das Beispiel von Jesús Malverde in Mexiko. 221–240. [ISSN 0171-9904]

Steirische Berichte. Jahrgang 2009, Heft 1/2. »150 Jahr ist es her (11. Mai 1859), dass Johann Baptist Erzherzog von Österreich, Förderer und Visionär der Steiermark, im Palais Meran in Graz – in den Armen seiner geliebten Anna – verstarb«. Das Sonderheft zum Jubiläum. [ISSN 0039-1042]

Vokus. 17. Jahrgang, 2007, Heft 2. Ein von Julia Fleischhack herausgegebenes Themenheft mit dem Titel »Ostwärts. Ethnographische Erkundungen in der Ukraine«. Die einzelnen Beiträge: *Julia Fleischhack:* Ostwärts (forschen). Ethnographische Erkundungen in der Ukraine. 5–20; *Lola Münch:* Die Fahrt der Fahrt. Das Eisenbahnkapitel. 21–28; *Stefanie Hüning:* Selbstbeobachtung der Kommunikation im Feld. Einige Episoden der sprachlichen Aneignung. 29–37; *Franziska Pfeifer:* Das Erbe von Tschernobyl. Kulturformen des Nicht-Vergessens. 39–47; *Marta Debniewska:* Nationale Gefühle als Fast-Food-Konzept. 49–54; *Charlotte Räuchle:* Erfahrungen von ukrainischen Migranten und Migrantinnen. 55–64; *Hanna Koslowski und Ann-Maret Voss:* Czernowitz 2006 – »Die Kulisse ist geblieben, aber die Akteure sind nicht mehr da.« 65–76; *Hanna Koslowski und Ann-Maret Voss:* Interview mit Johann Schlamp. 77–93; *Marcel Viëtor:* Mitteleuropa und die Anerkennung »europäischer Identität«. Wegweiser für die Ukraine? 95–114; *Charlotte Räuchle und Svenja Reinke:* Auf den zweiten Blick. 115–119. [ISSN 1437-8698]

Wissenschaftliches Jahrbuch der Tiroler Landesmuseen. 1. Jahrgang, 2008. Diese Veröffentlichung der Tiroler Landesmuseen-Betriebsges.m.b.H. setzt die Tradition der »Veröffentlichungen des Tiroler Landesmuseums Ferdinandeum« fort. Eine Auswahl aus den Beiträgen: *Michael Aschauer:* Joseph Netzer (1808–1864) als Liedkomponist. 8–55; *Ellen Hastaba:* »Für Freiheit, Wahrheit und Recht«. Archivalische Trouvaillen aus dem Tiroler Landesarchiv und dem Ferdinandeum zur kurzen Geschichte der »Innsbrucker Zeitung« (1848–1852). 56–131; *Wolfgang Meighörner:* Das Tagebuch des Appellationsrates Andreas Alois Baron di Pauli von Treuheim. 204–329. [ISSN 0379-0231]

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren

Dr.in Michaela Haibl M.A.
Institut für Europäische Ethnologie
Hanuschgasse 3
A-1010 Wien

PD Dr. Gunther Hirschfelder
Rheinische Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn
Institut für Germanistik, Vergleichende Literatur- und Kulturwissenschaft
Abteilung Kulturanthropologie/Volkskunde
Am Hofgarten 22
D-53113 Bonn

Mag. Dipl. Sozialpäd. (FH) Martin Jonas
Schleifmühlgasse 18/7
A-1040 Wien

Dr.in Michi Knecht
Institut für Europäische Ethnologie
Humboldt-Universität zu Berlin
Mohrenstrasse 41
D-10117 Berlin

Prof.in Dr.in Barbara Krug-Richter
Westfälische Wilhelms-Universität Münster
Sonderforschungsbereich 496
Salzstraße 41
D-48143 Münster

Johannes Müske M.A.
DFG-Forschergruppe 772:
Cultural Property
Institut für Volkskunde/Kulturanthropologie der Universität Hamburg
Edmund-Siemers-Allee 1 (West), R 202
D-20146 Hamburg

Mag.a Katharina Richter-Kowarik
Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15-19
A-1090 Wien

tit. Univ.-Prof. Dr. Dieter Kramer
Unterstrasse8
D-56348 Dörscheid

Ulrike Sladek
Karl Meißl-Straße 3/22
A-1200 Wien

HRin Dr.in Margot Schindler
Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15-19
A-1080 Wien

Mag. Tobias Schweiger
Institut für Europäische Ethnologie
Historisch-Kulturwissenschaftliche Fakultät der Universität Wien
Hanuschgasse 3
A-1010 Wien

Jens Wietschorke, M.A.
Schwedter Straße 238
D-10435 Berlin

Abhandlungen

Kultur-Bewegungen[1]
Multilokalität als Lebensweise in der Spätmoderne

Johanna Rolshoven

Der Beitrag Kultur-Bewegungen sucht im Rahmen der internationalen *Mobilities-Studies* Anschluss an facheigene kulturwissenschaftliche Ansätze, die den Zusammenhang zwischen Kultur und Bewegung erhellen. Der frisch eingeläutete *Mobility-Turn* (John Urry) lenkt die Aufmerksamkeit vom bisherigen Primat der verkehrswissenschaftlichen Mobilitätsforschung hin zu einer grundsätzlichen Auseinandersetzung (vor allem) der Sozialwissenschaften mit den gesellschaftlichen Herausforderungen einer zunehmenden Mobilität. Im Fokus eines kulturwissenschaftlich motivierten Ansatzes steht der mobile Mensch und seine kulturbildende Leistung, das Spannungsverhältnis von Bleiben und Gehen alltäglich zu meistern. Diese von der Autorin als *Multilokalität* bezeichnete Lebensweise definiert sie vor dem Hintergrund lebensweltlicher Empirien als *Kulturelle Mobilität*.

Heute, in der späten Moderne, üben sich die Menschen in neuen Kulturtechniken, deren bestimmendes Moment die Bewegung ist. Sie erlauben es ihnen, ihr Alltagsleben zwischen Bewegung und Bleiben zu arrangie-

1 Diesem Beitrag liegt die mündliche Fassung meines Grazer Berufungsvortrages im Januar 2008 zugrunde. Teile davon finden sich publiziert in Johanna Rolshoven: Mobile Culture Studies – Kulturwissenschaftliche Mobilitätsforschung als Beitrag zu einer bewegungsorientierten Ethnographie der Gegenwart, in: Thomas Hengartner, Sonja Windmüller (Hg.): Kultur-Forschung. Zum Profil einer volkskundlichen Kulturwissenschaft. Berlin 2009, in Druck; sowie in: Dies.: Mobile Culture Studies: Reflecting moving culture and cultural movements, in: Pekka Leimu et al. (eds.): The Role and Visions of Ethnology in the 21st Century. Turku 2009 (forthcoming).

ren – in einem Feld von Aufgaben und Neigungen, die spezifischen Zeitregimen unterliegen.

Wenn wir Bewegung als Maßstab der Kulturanalyse begreifen, verlangt dies nicht nur, sich konkret mit beweglichen Verhältnissen auseinander zu setzen. Es erfordert auch, dass wir unseren wissenschaftlichen Begrifflichkeiten und Herangehensweisen die Beweglichkeit eines trialektischen Denkens zugestehen: Denn kulturelle Objektivationen – als historische Materialisierung von Kultur – geschehen seit jeher ebenso in flüchtigen Medien, in Bewegung und Neuformation, wie in statischen und dauerhaften Werken und Orten.

Wandel und Bewegung konstituieren Kultur

Mit diesem Satz sind zugleich Erkenntnisinteresse und Hypothese der nachstehenden Überlegungen zu den Zusammenhängen zwischen Kultur und Bewegung formuliert. Drei Vorzeichen leiten sie an: die Perspektive der Gegenwart, die Fachperspektive und der Blick auf die kulturellen Strukturen.

Die Frage nach dem spezifischen Beitrag der Volkskunde als Kulturwissenschaft zur Erfassung von Gesellschaftswandel unterliegt der Bedeutungsverwandtschaft von Wandel und Bewegung. Wer moderne Lebensweisen erfassen und deuten will, muss sich sowohl auf der physischen wie auch auf der kognitiven Ebene mit Bewegung und Fortbewegung befassen.

Der Zusammenhang von Bewegung und Kultur, mithin der Erneuerung der Gesellschaft, ist schon früh zentrales Anliegen der Volkskunde und forderte in historischen Abständen fachinterne und fachübergreifende Auseinandersetzungen heraus.[2] Mit dem Begriffspaar von »Tradition« und »Wandel« wurde Volkskultur als Artikulation des Althergebrachten *und* als Aneignung von Neuem beschrieben. Das Alte stand nicht einfach

2 Etwas apart sei etwa auf Gerhard Heilfurth verwiesen, der in Marburg 1960 das Institut für Mitteleuropäische Volksforschung (heute Institut für Europäische Ethnologie und Kulturwissenschaft) gegründet hatte: »Der Aufweis vom Systemcharakter kultureller Ausformungen ist überall mit der Entdeckung der Unzahl kultureller Mobilitäten nach innen und außen innerhalb der menschlichen Gruppierungen und zwischen ihnen verbunden. (...) Zu allen Zeiten und an allen Orten musste und muss man mit

vor dem Neuen, sondern in einem Spannungsverhältnis zu ihm – ein Spannungsverhältnis, das zuweilen schmerzte und mit dem das Fach sich nach wie vor schwer tut. Dieser Schmerz entfaltete sich sowohl auf der Ebene des Wissenschaftsverständnisses, das die »Konzeption von einer dialektisch sich an ihrer Umwelt entfaltenden Menschheitsgeschichte« immer wieder aufgab »zugunsten einer naturwissenschaftlich orientierten Bemühung um das Auffinden verbindlicher Gesetze«.[3] Zum anderen reichte der Schmerz in die konkrete Forschungspraxis und Methodologie hinein, dann, wenn sich der Gegenstand durch Verwandlung immer wieder dem forschenden und auf Fixierung bedachten Zugriff entzogen hat.

Die zentrale Fachperspektive heute, die den Blick auf die kulturellen Strukturen richtet, muss sich mit der zunehmenden Komplexität der Lebenswelten befassen. Diese werden von den Menschen nicht nur als komplex erfahren und verlangen ihnen entsprechende Handlungsstrategien ab, sie stellen auch neue Anforderungen sowohl an den begrifflichen Umgang durch die kritische Kulturwissenschaft als auch an die Bereitstellung und Gestion von staatsbürgerlichen Infrastrukturen. Hier liegt eine zentrale Kompetenz des Faches, in der Fähigkeit zu einem *Zusammenhangsdenken* nämlich, das gerade in transdisziplinären Arbeitskontexten nachgefragt wird und wichtig ist.

Ein Spannungsverhältnis von Bleiben und Gehen

Wie äußert sich Bewegung als Merkmal der Kultur? Ganz elementar besteht sie darin, dass Menschen mit ihrem Körper den Raum, je nach Maßstab, laufend, gleitend, fahrend oder sogar fliegend durchmessen. Als ein denkendes Wesen vollzieht der Mensch diese physische Bewegung immer im Verein mit dem Bewusstsein. In der phänomenologischen Beschreibung erscheint Bewegung daher stets als ein kognitiver Prozess, der sich in einer Dreigestalt von Intention, Verlauf und Ziel ausdrückt.

Konflikten leben und mit der Tatsache, dass immer und überall Menschen und Dinge in Bewegung sind.« Gerhard Heilfurth: Anpassung und Konflikt im Entstehungsprozess einer Allerweltskultur, in: Die Mitarbeit. Zeitschrift für Gesellschafts- und Kulturpolitik, 3, 1975, S. 193–204, S. 203.

3 Ingeborg Weber-Kellermann, Andreas C. Bimmer: Einführung in die Volkskunde/Europäische Ethnologie. Stuttgart 1985², S. 58.

Bewegung ist denkendes Handeln einer kulturellen Akteurin[4] und damit Körpertechnik und Lebensweise zugleich.

Sehr eindrücklich stellt sich die so aufgefasste Bewegung beispielsweise in der Erforschung der Jugendkulturen dar – als ein Moment, das die Einübung in das erwachsene Regelwerk von Vita activa und Muße beinhaltet: Vita activa in dem grundlegend und akteurszentriert von Hannah Arendt beschriebenen Sinne des alltäglichen Tuns als der gesellschaftlichen und politischen Erzeugung seiner selbst.[5]

Die Bewegungen von Jugendlichen im öffentlichen Raum vollziehen sich stets in einem Spannungsverhältnis von Fortkommen und Verharren. Auf der einen Seite manifestieren sich diese in bis zu einem hohen Maß an Expressivität und Virtuosität gesteigerten Körpertechniken der Raumaneignung und Raumüberwindung: beim Hip-Hop etwa, seiner Graffitti-Praxen inklusive, oder auch bei den Spider-Man-Techniken des Surfens und Gleitens über die sich unumstößlich gebende Oberfläche des Raumes, der Stadt, der dominanten Kultur. Eine gesteigerte Form hiervon, die sich in den europäischen Städten im Augenblick und gestützt durch ein international agierendes Inter-Netzwerk verbreitet, ist der so genannte Parcours – eine Art akrobatische Stadtdurchquerung und elegante Hindernisüberwindung, die ein enorm hohes Maß an Konzentration und Körperschulung verlangt. Als Kontrapunkt solchen Bewegungsdranges sehen wir »Erwachsene« auf der anderen Seite das jugendliche »Abhängen«, »Rumhängen«, die körperliche Immobilität, die wir gerne als »Faulheit« bezeichnen und der Nutz- und Sinnlosigkeit bezichtigen.

Dieses Spannungsverhältnis von mobil und immobil, das bei Jugendlichen ein wichtiges Sozialisationsmoment, ja sogar Kennzeichen ihrer Kultur ist, lässt sich auch für Gegenständliches beschreiben, für Dinge, die durch Bewegung mit Bedeutung aufgeladen werden: Das Ding als Ware hat einen Reiseauftrag und persönliche Gegenstände, wie *Wohndinge*, beziehen ihren Erinnerungswert mithin aus dem Andenken an ihre Bewegungsläufe, welche die Biographie[6] erst eigentlich ausmacht. So ist die Bewegung als Teil des Warencharakters einerseits ökologische Bürde

4 Die in diesem Text verwendeten weiblichen Formen schließen semantisch die männliche Form stets ein.

5 Vgl. Hannah Arendt: Vita activa oder vom tätigen Leben. München 1971 [The Human Condition 1958].

6 Vgl. Igor Kopytoff: The biography of things, in: Arjun Appadurai (ed.): The Social Life of Things. Commodities in Cultural Perspective. Cambridge 1986, pp. 64–91.

anderseits Aura und Wertversprechen: Tee aus China, Edelsteine aus Venezuela, Saunahonig aus Finnland. Erst die massenhafte Herstellung und Zirkulation der Güter relativiert bzw. annihiliert diese Aura der Bewegung.

Auch der technisierten Bewegung wohnt diese Spannung inne: in Transport und Verkehr oder im Informationsaustausch über elektronische Kommunikationstechnologien. Hier treffen wir auf die Besonderheit der Gleichzeitigkeit von Bewegung und Verharren, auf ein hohes Maß an Beweglichkeit bei gleichzeitig körperlicher Immobilität, auf die Eigenschaft des technischen Dinges als Medium der kognitiven Bewegung.

Bewegung als Dazwischen der Kultur

Die Definition einer *kulturellen Mobilität* als Resultante des trialektischen Interagierens von Bewegungsintention, Bewegungsverlauf und Bewegungsziel, erlaubt es, bekannte Phänomene neu zu lesen und zu deuten; Phänomene, die von der individuellen Bewegung im Maßstab des täglichen Aktionsradius bis hin zu Migrationen in einem größeren und großen sozialen oder geographischen Maßstab reichen.

Wo finden wir hierzu Anhaltspunkte in unserem Fach? In der Erforschung des Tourismus als einem historisch fortgeschrittenen Phänomen lassen sich klare Konsequenzen feststellen. Noch zur Zeit meines Studiums stand die Kritik an den Auswirkungen der Massenreisen auf die Gastkultur im Vordergrund der thematischen Auseinandersetzung. Dem lag eine ortsbezogene und kulturell statische Perspektive zu Grunde. Heute – und auch dies zählt zu den Konsequenzen der Globalisierung – können wir die Wechselseitigkeit der kulturellen Bezüge selbstverständlicher in den Blick nehmen.[7] Selbst die Migrationsforschung hat sich von der bisweilen doktrinären Handhabung des *push-and-pull*-Paradigmas gelöst und ist aus der Fixierung auf die Süd-Nordbewegung herausgetreten. Ging man klassischerweise davon aus, die Amerikaauswanderung um die Wende zum 20. Jahrhundert sei eine Einbahnstraße und die Kon-

7 Vgl. Daniella Seidl: »Wir machen hier unser Italien«. Habitusbedingte Multilokalität deutscher Ferienhausbesitzer in Italien. Ms. Dissertation am Fachbereich Philosophie der Ludwig-Maximilians-Universität München, Institut für Volkskunde. München 2008 (in Druck).

sequenzen der großen Arbeitsmigration der 1950/60er Jahre der armen Bevölkerung aus der Region Catania, Istanbul oder Porto ins gelobte Westmitteleuropa Sache einer Politik der Integration, so ist diese Auffassung heute der Feststellung der Umkehrbarkeit (Reversibilität) und der Multidirektionalität der Bewegungen und Orientierungen gewichen. Den Nationalstaaten verlangen die Verläufe der Trans-Bewegung komplexe Strategien der kulturellen Governance ab.

Spätmoderne Wanderungen manifestieren sich *translokal* ebenso in Ost-West-Ost wie in Nord-Süd-Nord-Verläufen. Die Bewegungen der Menschen ändern sich mit ihren Zielen. Die Ziele sind im Vergleich zur Moderne vielfältiger geworden, auch wenn sie nach wie vor Tribut ebenso der ökonomischen Dringlichkeiten oder Möglichkeiten wie auch der diskursiven Denkbarkeiten des eigenen Handelns sind. Das Dazwischen als intrinsischer Teil der Bewegung, die Kompetenz zur Interaktivierung der »Sphären des Alltags« (Hans Trümpy) kann in dem Augenblick ins Blickfeld der Betrachtung gelangen, als der Fortbewegung selbst jenseits des ökonomisch Unweigerlichen Spielräume gegeben sind. Der wissenschaftliche Blick muss den veränderten Bedingungen und Möglichkeiten, den Relativierungsmomenten, entsprechend Rechnung tragen.

Es liegt nahe, eine solche Spannung zwischen Bewegung und Bleiben sowohl als Impuls *für* als auch als Indikator *von* Gesellschaftswandel aufzufassen. Am Beispiel der zunehmend multilokalen Lebensweise in der Gegenwart lässt sich dies verdeutlichen. Die Auseinandersetzung mit diesem Thema hat neben dem konkreten Erkenntnisertrag einen heuristischen Wert. Denn Multilokalität lässt sich sowohl als *Indiz* für neue Beweglichkeiten lesen wie als *Metapher* für die Vielörtigkeit der Kulturwissenschaft.

Was lässt sich unter Multilokalität verstehen?

In allen europäischen Ländern hat im vergangenen Jahrzehnt die Zahl der städtischen und ländlichen Zweit- oder Drittwohnungen stetig zugenommen. Diese Wohnungen zeigen an, dass multilokal lebende Menschen einen Teil ihrer Zeit mehr oder weniger regelmäßig an einem zweiten oder dritten Wohn- oder Aufenthaltsort verbringen. Diese Lebensweise umfasst touristische Praxen ebenso wie die Wohnpraxen gänzlich verschiedener mobiler Gruppen wie Studierende, Matrosen oder Saisonarbeiter es sind. Mehrörtige Alltagspraxen betreffen Migranten wie Berufspend-

lerinnen; sie betreffen auch solche Gruppen oder Personen, die aus den üblichen sozialwissenschaftlichen Kategorien herausfallen und wenig bis gar nicht dokumentiert sind: so die fahrenden Gruppen der Jenischen oder der Roma, so die alltagsmobilen Jugendlichen[8], Scheidungskinder[9], Dauercamper oder Schrebergärtnerinnen, oder auch Obdachlose, solche zum Beispiel, die – komplementäre Ironie des Zweitwohnsitzes – in leer stehenden Ferienhäusern squatten, auch dies eine noch kaum »besprochene« Praxis.

Sie alle sind Menschen, die sich zwischen verschiedenen Plätzen und Referenzsystemen hin und her bewegen und zu lokalisieren vermögen. Aus der lebensweltlichen Perspektive betrachtet, entfaltet der Begriff der *Multilokalität* sein theoretisches Potenzial gerade dadurch, dass er solche Verschiedenheiten – sozialwissenschaftlich kontrainduziert – übergreift. Denn Ziel der Kulturanalyse ist es nicht, die im vorhinein, a priori, unterscheidenden sozialen oder thematischen Kategorien der Erscheinungsformen zu erfassen, etwa, um Typen zu bilden. Gerade die Verschiedenheiten bleiben belassen, um die Erkenntnis zuzulassen, dass sie je in einem eigenen Bezugsrahmen begründet und bedeutungstragend sind.[10]

Multi*lokalität* definiere ich, in Anlehnung an Arjun Appadurais Definition von Lokalität[11], als eine Strategie der Lokalisierung und damit als ein Kulturprozess, der das Ergebnis der lebensweltlichen Kontextualisierung und Selbstverortung eines Menschen ist. Von dieser akteurszentrierten und prozesshaften Bestimmung profitiert der Terminus Multilokalität, indem er bewegliche Wohnweisen begrifflich integriert und »Wohnen« als Handlung ausweist.[12] Allein ein Wohnbegriff, der

8 Vgl. Sibylle Künzler: »Immer unterwegs«. Zur alltäglichen Mobilitätserfahrung von jungen Erwachsenen, in: Johanna Rolshoven, Ueli Gyr (Hg.): Zweitwohnsitze und kulturelle Mobilität. Zürich 2004, S. 191–212.

9 Vgl. die explorative Studie von Karin Fischer: »Jedes zweite Wochenende bin ich woanders zuhause«. Zur Multilokalität von Kindern. Seminararbeit am Institut für Populäre Kulturen. Zürich, Sommersemester 2007; sowie das Forschungsprojekt von Dr. Michaela Schier am Deutschen Jugendinstitut München zur Multilokalität von Familie, http://www.dji.de/cgi-bin/projekte/output.php?projekt=669 (aufgerufen am 27.4.2009).

10 Cf. Johanna Rolshoven: Südliche Zweitwohnsitze als Phänomen der Spätmoderne. Ein Beitrag zur kulturwissenschaftlichen Mobilitätsforschung, in: Schweizerisches Archiv für Volkskunde, 98, 2002, S. 345–356.

11 Arjun Appadurai: The production of locality, in: Ders.: Modernity at Large. Cultural Dimensions of Globalization. Minneapolis, London 2003 [1996], pp. 178–199.

die Beschreibung von Statik und Status intendiert, gestattet es, anhand von Wohnstatistiken eine mutmaßlich sesshafte – sprich staatsbürgerlich zuverlässige – Bevölkerung einer mobilen – sprich unwägbaren, durch Bewegung der Kontrolle sich entziehenden – Bevölkerung gegenüber zu stellen. Dieser Wohnbegriff negiert somit auf eine für die Kulturwissenschaft inakzeptable Weise die lebensweltliche Einheit der statistischen »Population«. Denn Fortgehen und Bleiben sind unweigerlich sich einander bedingende, ja sogar sich reziprok produzierende Lebensformen.

Das Spektrum der multilokalen Lebensweise ist in der Realität so breit, wie es die Verschiedenheiten der Menschen und sozialen Gruppen innerhalb einer Gesellschaft sind. Es lässt sich herleiten aus der Geschichte der Moderne als eine Genese der Denkbarkeiten aktueller Lebensformen und -optionen.

Als Vorstellungsstütze sei nachstehend die Skizze einer *Multilokalitätspyramide* aufgestellt, mit der Bitte an die Leserin, sie nicht allzu wörtlich zu nehmen in der gewohnten Manier, wie wir Grafiken und Karten als Wirklichkeitsabbildungen *glauben*, anstatt sie als das zu lesen, was sie sind: nämlich illustrative Repräsentationen. Die folgende Figur versteht sich ausdrücklich als ein *epistemisches Ding*, ein diskursanalytisches Instrument, dessen Aussagekraft jenseits des Wörtlichen liegt. Die geometrische Figur, das reale Bauwerk der Pyramide eignet sich, den *Faktor* der gesellschaftlichen Sichtbarkeit heraus zu heben – eine Sichtbarkeit, der in der Regel die wissenschaftliche *Erkennung* folgt.

Zur gesellschaftlichen Sichtbarkeit des mehrörtigen Wohnens

In den oberen Stockwerken der Pyramide, auf der gefälligen Seite der Kultur, erstreckt sich die Bandbreite der *Mehrörtigkeit* über die bekannten und klassischen Formen der gehobenen, diskursiv prominenten Sommerfrische oder des Winterurlaubs. Fast alle wissen vom Sommersitz des Papstes in Castel Gandolfo; und es wird ihnen ebenso kommuniziert, dass er auch in der Sommersitzzeit ein tätiges Leben hat. Die meisten Landsleute wissen, wo *ihr* Staatspräsident die Sommerferien verbringt:

12 Johanna Rolshoven: Wohnbewegungen. Dynamik und Komplexität alltäglicher Lebenspraxen, 2007, http://www.ipk.uzh.ch/institut/download/rolshoven_wohnbewegungen.pdf (aufgerufen am 27.4.2009).

Multilokalitätspyramide
Repräsentationen des Wohnens an mehreren Plätzen

PENTHOUSE

Papst:
Castel
Gandolfo

OBERGESCHOSS DER KULTUR

Könige, Fürsten,
Staatspräsidenten, Stars
(Sommerschlösser,
Winterchalets, Luxusvillen
und -yachten)

BEL ETAGE

Akademiker, leitende Angestellte,
Handwerker, Künstler, Migrantinnen
(Landhäuser, Yachten, umgebaute Ökonomie-
gebäude, Eigentumswohnungen, Studios,
städtische Apartments, Baumhäuser, Gartenhäuser,
(Jagd)Hütten...)

ERDGESCHOSS DER KULTUR

Angestellte, Arbeiterinnen, Fahrende, Handwerker, Migranten
(Sommerhäuser, Mobile Homes, Campingcars, Wohn-Wagen,
Blockhäuser/Hütten, Hausboote, Umnutzungen ehemaliger
Ökonomiegebäude...)

UNTERGESCHOSS DER KULTUR

Sans-Papiers, Flüchtlinge, Obdachlose
(»Unterschlupf«, »Straße«, dachlose Körperbehausungen wie Schlafsäcke,
Kartons..., SDF-Zelte, Lager, Caravans, Autos, Einkaufswagen)

der präsidiale Sommersitz des österreichischen Bundespräsidenten ist das Jagdschloss Mürzsteg in der Obersteiermark, der russische weilt in Sotschi auf der Krim, während der französische die Ferien auf der Festung Brégançon am Mittelmeer verbringt. Sie wissen auch, auf welchem Sommerschloss sich *ihre* Königsfamilie aufhält: die schwedische auf Öland, die britische in Schottland, die spanische auf Mallorca; und viele kennen die Bilder der prächtigen Chalets europäischer Fürstenfamilien in den alpinen Skiressorts.

Diese hoch mediatisierten Glanzbilder nähren nicht nur Wunschträume, sondern sie zeugen auch von den Residuen machtvoller repräsentativer Raumnahmen, dem einstigen Markieren der Herrschaftsräume. Im Vergleich dazu genießen die vielfältigeren bürgerlichen Zweitwohnformen in der Spätmoderne ein weniger großes Maß an Öffentlichkeit. Doch auch bei dem in der Vergangenheit eher diskret gehandhabten Ferienhaus der Münchener Lehrerfamilie in der Toskana, der Sommerfrische des Wiener Geografieprofessors im Mühlviertel, der des saarländischen Rechtsanwaltes in Südfrankreich oder der Villa des Luzerner Unternehmers an der kanadischen Westküste, die unlängst verkauft wurde zugunsten einer neuen Immobilieninvestition in den Emiraten... lassen sich Veränderungen in der öffentlichen *Besprechung*, eine Zunahme der diskursiven Präsenz von Mehrörtigkeit beobachten. Diese schichtspezifischen *Raumnahmen* in der relativ gewordenen Fremde finden gleichfalls an historisch *erlaubten*, das heißt an vorgezeichneten, kulturell und ökonomisch – etwa durch eine Wegbereitung von Anlagemöglichkeiten – vorbereiteten Plätzen statt.

Noch weniger besprochen, erfasst und erforscht sind die Zweitwohnformen der so genannten unteren Mittelschichten, der Menschen im *Erdgeschoss der Kultur*, wie Arnold Niederer sie in den 1970er Jahren in den eigentlichen Zuständigkeitsbereich der Volkskunde gestellt hatte.[13] Was wissen wir über das Apartment des Straßburger Lebensmittelhändlers türkischer Abstammung in Antalya, über den Wohnwagen des Aargauer Schlossers auf einem Dauercampingplatz am Bieler See, über das Fischerhäuschen in Southwold an der Nordostküste Englands, das der Krankenpfleger aus London jahraus jahrein mietet, oder das Hausboot des Standesbeamten aus Kopenhagen, mit dem er den Sommer zu

13 Arnold Niederer: Kultur im Erdgeschoss. Der Alltag aus der neuen Sicht des Volkskundlers, in: Schweizer Monatshefte, 6, 55, 1975, S. 461–467.

Wasser in Seeland verbringt?[14] Ohne die Abschlussarbeiten im Fach wüssten wir noch weniger über die populären volkskulturellen Freizeitwohnformen.

Eine Fülle von noch unbekannteren Formen lassen sich dem hinzufügen. Kennen Sie die vielseitigen Nutzungsformen jener Holzchalets, die weder Bauplan, Baugenehmigung noch Meldeschein benötigen und als Bausatz aus dem Baumarkt oder per Internet-Bestellung zu Ihnen kommen? Ist Ihnen die derzeit große Nachfrage nach Baumhäusern, nach »Roulottes«[15], überhaupt nach mobiler Architektur aufgefallen?[16] Kennen Sie die Transformationsprozesse in städtischen Kleingartensiedlungen, die sich vermehrter Beliebtheit erfreuen und zum Teil *gentrifizieren*? Wussten Sie, dass Sie mobile Wohncontainer erwerben können, die in den von Raum- und Wohnungsnot gekennzeichneten großen Städten mit einem Hubschrauber von Dach zu Dach, von Stadt zu Stadt umgezogen werden können?

Was an dem Bild der Ständepyramide in der Tat zutrifft, ist die sozialstrukturelle Breite des Phänomens, das quer durch alle Schichten verläuft. Doch weder diese Breite noch die Größenordnung scheinen in den nationalen Statistiken auf.[17] 1995 schrieb die französische Ethnologin

14 Zum Beispiel der Hausboote sei hier z. B. hingewiesen auf die Lizentiatsarbeit des Kollegen Ole Rud Nielsen: Flugten til Tisvilde. Lokale mønstre i dansk fritidshusliv. Turku 1993.

15 Roulottes sind »authentieke woonwagens«, »Zigeunerwagen«, Zirkuswagen, ausgebaute Planwagen u.a.m., die den Traum eines ungebundenen Umherziehens und einfachen, unbelasteten Lebens evozieren. Seit einiger Zeit werden Einzelexemplare in Handfertigung zu Höchstpreisen angeboten. Vgl. unter vielen weiteren Angeboten http://www.roulereve.com/DEindex.html (aufgerufen am 29.7.2009).

16 In Architekturzeitschriften wie »Ideales Heim«, »Casa Guide«, »hochparterre«, »Archithese«, »Kunst und Architektur«, »Wohnen« u.a.m., die ich zwischen 2005 und 2007 regelmäßig auf Zweithausentwürfe hin durchgesehen habe, finden sich zahlreiche Beispiele. Vgl. auch den Band von Véronique Willemin: Maison Mobiles. Paris 2004.

17 Die Soziologin Gabriele Sturm hat Impulse aus unserer Beschäftigung mit Multilokalität im Rahmen eines deutsch-schweizerisch-österreichischen Projektverbundes in die städtische Raumbeobachtung am Bundesamt für Raumordnung und Bauwesen (Bonn) aufgenommen. Vgl. http://www.bbr.bund.de/cln_015/nn_23688/SharedDocs/GlossarEntry/B/bevoelkerungnebenwohnsitz__IRB.html (aufgerufen am 29.7.2009) sowie Gabriele Sturm, Katrin Meyer: Was können Melderegister deutscher Großstädte zur Analyse residentieller Multilokalität beitragen?, in: Informationen zur Raumentwicklung, 1–2, 2009: Multilokales Wohnen. Hg. Gabriele Sturm, Christine Weiske, S. 15–29.

Françoise Dubost, dass sich über die Hälfte des Zweitwohnungsbestandes in Frankreich in den Händen von Arbeitern, Angestellten und Rentnern aus bescheidenen Verhältnissen befindet.[18] Sie vermutete, dass zwei Drittel der französischen Bevölkerung auf diese Weise mehrörtig wohnt. Von solcher demokratischen Normalisierung eines *Auch-noch-woanders-daheim-Seins* kann in anderen Ländern ebenfalls ausgegangen werden. Die damit angesprochene statistische Grauzone verweist die Kulturwissenschaftlerin auf eine *lebensweltliche Grauzone*, sprich, einen Möglichkeitsraum. Dieser ist von zentralem Interesse für die Kulturanalyse: denn ihr *seismographischer Sinn* liegt in dem frühen Detektieren der tektonischen Bewegungen des Gesellschaftswandels. Wenden wir uns darum der Multilokalistin zu, die diese Grauzone nicht nur bewohnt, sondern eigentlich realisiert.

Historische Erfahrung als Moment der Kultur

Wer ist dieser Multilokalist? Migrantin, Nomade, Touristin oder einfach ein aus persönlichen Gründen oder aus ökonomischer Not oder Möglichkeit heraus mobiler Zeitgenosse? Oder vereinigt er – als Typus oder Figur – sogar Elemente all dieser Formen auf sich? Was schließlich hat seine Definition mit der Darstellung von Freizeitwohnformen zu tun?

In der Tat ist der Multilokalist als imaginierte Gestalt oder *Figur* sehr ähnlich einer fortgeschrittenen Form des klassischen, modernen Zweitwohnsitzlers und dessen jahreszeitlich strukturierter Wohn-Bipolarität. Er alternierte in der bürgerlichen Fortschreibung der adeligen Sommersitz-Wintersitz-Kultur zwischen sommerlicher ländlicher Villegiatur[19] und winterlicher Stadtwohnung; oder, in der kleinbürgerlichen Fortschreibung der populären Wohnpraxen einer agrarisch-subsistenzorientierten Bevölkerung, zwischen Sommerküche und Winterküche, zwischen Maiensäß/Alphütte und Gehöft. Er findet sich aber auch in der städtisch-proletarischen Bevölkerung, die abend- oder wochenend-

18 Françoise Dubost et al. (dir.): Les résidences secondaires. Nouvelles orientations. DATAR/Paris 1995: Centre de sociologie des arts; sowie zur kurzen Information neuerer Zahlen durch INSEE vgl. http://fr.wikipedia.org/wiki/Résidence_secondaire (aufgerufen am 27.4.2009).

19 Silke Göttsch: »Sommerfrische«. Zur Etablierung einer Gegenwelt am Ende des 19. Jahrhunderts, in: Schweizerisches Archiv für Volkskunde, 1, 2002, S. 9–15.

weise zwischen großstädtischer Mietwohnung und Datscha, Cabanon[20], Heidehütte[21] oder suburbanem Lotissement[22] alterniert. Diese regional unterschiedlichen Formen und Praxen haben schichtspezifisch Vorbildfunktion.

Darüber hinaus ist der Multilokalist aber ebenso das Ergebnis der Wanderungserfahrung seiner und vorheriger Generationen. Das historische Register prägt die Vorstellungen von der Legitimität einer Niederlassung woanders. Es ist durch soziale Muster und Zugehörigkeiten geprägt. Reisender, Wanderer, Handwerksgeselle, Pilger, Schausteller, Fahrender, Migrant oder Auswanderer sind sozial anerkannte Gründe der Fortbewegung in der Fremde. Sie gesellen sich zu den legitimen Gründen der Niederlassung woanders, die berufsbedingt sind, verwandtschafts- oder herkunftsbedingt[23]. Im Vergleich zu den historischen Vorbildern löst sich für die spätmoderne Zeitgenossin die Zweiheit des saisonal genutzten Haupt- und Nebenwohnsitzes auf und sie beginnt sich in den Praxen und Repräsentationen zu einer komplexen lebensweltlichen Formel zu verwischen, wie sie kennzeichnend für die spätmoderne Lebensweise ist.

Dieses Zurücktreten oder Verblassen der Bipolarität zeigt sich unter anderem in der Gestaltung der Wohnräume. Zwar gibt es noch immer den klassischen »Gegenweltler«, der die überfüllte und hoch dekorierte Hauptwohnung in der Stadt mit der ästhetisch streng und funktional spartanisch ausgestatteten Zweitwohnung auf dem Land konterkariert. Immer häufiger beobachten wir indes auch die Verdoppelung des Gleichen: So etwa bei den so genannten »Double Nesters«[24], den »Zweinestbewohnern«, deren zweite Wohnung die verblüffend identische Repro-

20 Claudine Gontier: Le cabanon marseillais. Image et pratiques. Marseille 1991.

21 Horst Brockhoff: Hütten in der Heide. Anfänge des Freizeitwohnens am Rande der Großstadt Hamburg, in: Jahrbuch für Hausforschung, Bd. 46, Marburg 1999, S. 213–249.

22 Marc Abélès: Entre ville et campagne. Pratique de l'anthropologie dans une zone de lotissements de la province de Séville, in: L'Homme XXII, 4, 1982, pp. 87–100. Das Lotissement ist eine im Deutschen wenig bekannte mediterrane Grundstückrechtsform, vgl. http://www.justlanded.com/deutsch/Frankreich/Artikel/Immobilien/Das-Lotissement (aufgerufen am 28.4.2009).

23 Diese Kategorisierung geht zurück auf Jean-Didier Urbain: Paradis verts. Désirs de campagne et passions résidentielles. Paris 2002, p. 297.

24 Cf. Motoko Rich: Double Nesters, in: New York Times, jan 19, 2006, F1, p. 1, p. 7; Vielen Dank Kay W. Axhausen für den Hinweis.

duktion der ersten ist: dasselbe Geschirr, dieselben Gläser, Wandbilder, Matratzen und Sofas. Aber ebenso können wir das Nebeneinander von zwei, auf den ersten Blick gänzlich verschiedenen Lebensstilen beobachten, von einem Hier und Dort, die gleichsam auf ein geheimes Doppelleben hinweisen: Ordnung gegen Unordnung, pompös gegen standesgemäß, verspielt gegen sachlich u.s.w. Solche Interieurs sind stets auch Vorderbühne oder Hintergrund, Staffage zur Verdoppelung oder zur Zurücknahme der eigenen Person, zur Übung oder Pflege anderer Seiten des Selbst, die einem der gewohnte Alltag nicht zugesteht. Neuanfänge und *Schichtenwechsel* scheinen möglich, neue Möglichkeiten zwischen Rückzug aus alten und Partizipation an neuen Milieus tun sich im Zwischenfeld der Multilokalität auf. Schein und Erscheinung liegen nahe beieinander. Solche phänomenalen Veränderungen drücken Kulturwandel aus; sie verweisen auf Verschiebungen im Bedeutungssystem der Individuen.

Zeitlichkeit und Repräsentation mobiler Lebensweisen

Zeitlichkeit und Repräsentation mobiler Lebensweisen erfordern eine differenzierte Betrachtung. Das Wertespektrum unserer Gesellschaft erstreckt sich von denjenigen, für die Sesshaftigkeit ein angestrebtes Ziel, ein *Lebens-Wert* ist – mit einem erkennbaren zuverlässigen Wohnsitz –, bis hin zu denjenigen, für die Sesshaftigkeit ein ihrer Lebensform nicht entsprechender Entwurf bedeutet, ein *Zuwiderlaufendes*, ja sogar Stigma ist.

Ein solches Spektrum lässt sich ohne zeitlichen Bezug nicht betrachten, nicht ohne gesellschaftliche Historizität und individuelle Lebenszeit. Mehrörtiges Wohnen ist, auf der Lebenszeitachse betrachtet, ein Provisorium. Es betrifft die Ferienwohnung ebenso wie die beruflich bedingte Nebenwohnlösung. Das Provisorium kann auch fixer Bestandteil des Lebensentwurfes sein – meist bei jungen Männern ist dies der Fall: ein männliches Kulturmuster, das der Aufarbeitung harrt[25] – oder

25 Dabei hilft – wie so oft – Orvar Löfgren. Cf. Ron Eyerman, Orvar Löfgren: Romancing the Road: Road Movies and Images of Mobility, in: Theory, Culture and Soviety, 12, 1995, pp. 53–79 (seit kurzem auch online unter http://tcs.sagepub.com/cgi/pdf_extract/12/1/53).

auch als existenzielle Dimension in Erscheinung treten – etwa bei denjenigen Obdachlosen, die sich gegen soziale Sedentarisierungsangebote verwahren. Die vermehrte Aufmerksamkeit, die Obdachlose in Frankreich in der Folge der im Winter 2006/07 von Augustin Legrand und Pascal Oumaclet initiierten Initiative des gesellschaftlichen Sichtbarmachens ihrer *Dunkelziffer* erfuhren – es handelt sich um die Aktion »Les enfants de Don Quichotte«[26] –, hat auch die Vermehrung des Wissens über diese Gruppe generiert. So ist etwa einer INSEE-Untersuchung von 2007 zu entnehmen, dass 28% der befragten obdachlosen Männer angaben, dass sie vormals mobile Berufe ausgeübt hatten, die sie von Ort zu Ort geführt hatten: Bauarbeiter, Fernfahrer, Seeleute, Handelsvertreter, Schausteller, Vertreter des Gastgewerbes oder der Restaurierung.[27] Nach wie vor ist die staatliche Politik der Sedentarisierung eine Politik der Disziplinierung.

Auf der Achse der langen Dauer treffen wir in allen Kontinenten nicht nur auf den ökonomisch bedingten Nomadismus, sondern auch auf historisch bedingt mobilitätsbereite Kulturformen. In Europa sind fahrende Bevölkerungsgruppen, aber auch jüdische Kultur[28] ein Beispiel dafür, wie aus dem Zwang zur Mobilität ein Ethos oder eine *Tradition der Mobilität* wurden. Hier wird die Beweglichkeit – gleichsam als ein dritter Raum – zum stabilen Element in der »nomadischen Existenz« des Jüdischen.[29]

Obwohl die mobilen Teile der Bevölkerung in der Vormoderne schätzungsweise über ein Drittel der europäischen Gesamtbevölkerung ausmachten[30], haben sie in der Vergangenheit nicht die ihnen gebührende wissenschaftliche Beachtung erfahren. Die Skepsis gegenüber der

26 Näheres u.a. in http://www.lesenfantsdedonquichotte.com (aufgerufen am 28.4.2009).

27 http://fr.wikipedia.org/wiki/Sans_domicile_fixe_en_France (aufgerufen am 28.4.2009).

28 Für eine ethnographische Untersuchung des Mobilitätsethos der jüdischen Bevölkerung in der Gegenwart benötigt die Kulturforschung noch eine Portion Chuzpe. Vgl. das beeindruckende Bild-Werk des französischen Ethnologen Frédéric Brenner: Diaspora. Heimat im Exil. 2 vol. München 2003.

29 Freddy Raphaël: Anthropologie de la frontière. Culture de la frontière, Culture-frontière, in : Monique Hirschhorn, Jean-Michel Berthelot (eds.): Mobilités et ancrages. Paris 1996, pp. 79–92, p. 88f.

30 Vgl. Klaus Bade: Europa in Bewegung. Migration vom späten 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart. München 2002; Saskia Sassen: Migranten, Siedler, Flüchtlinge. Von der Massenauswanderung zur Festung Europa. Frankfurt/M. 2000 [1996]; Karl Schlögel: Im Raume lesen wir die Zeit. Frankfurt/M. 2007, S. 453–462.

nicht-sesshaften Bevölkerung von unter anderem Wanderarbeiterinnen, Hirten, Vagantinnen oder Bettlern hat sich im Zuge der nationalen Identitätsbildung im 19. Jahrhundert verstärkt. Die Sesshaftigkeit hat sich hier zu einem dominanten Kulturmuster und zu einem zentralen Wert der aufstrebenden bürgerlichen Gesellschaft entwickelt. Sie ist weitaus weniger »Grundbedürfnis« als die Wohnforschung in Architektur und Sozialwissenschaft dies glauben mag, sondern sie ist, wie Konrad Köstlin schreibt, vor allem ein Traum der Moderne![31] Bedürfnis und Repräsentation lassen sich kaum auseinander sezieren.

Untersuchungen zu mobilen Bevölkerungsgruppen zeugen vor allem von der großen Angst der ansässigen Bevölkerung. Die Theoretiker der Moderne hatten diese Dichotomie als conditio sine qua non der modernen Kulturentwicklung aufgefasst. Der in der Soziologie wieder gerne zitierte Georg Simmel etwa hat in seiner klassischen Studie über den Fremden Angst und Faszination zugleich beschrieben, die der Lokale dem potenziell Multilokalen entgegenbringt: Der kommt und geht und droht, Deine Geheimnisse mitzunehmen![32] Claude Lévi-Strauss fügte dem 50 Jahre später hinzu, dass der Fremde, er ist nota bene männlich, vor allem auch »droht«, die Frauen mitzunehmen – es ist Deine eigene, die ihm folgen könnte –, und er interpretiert diesen Zuschreibungsprozess als eine die Kultur stabilisierende Strategie eines endogamisch orientierten Normensystems[33]. Empirische Studien in Volkskunde und Ethnologie haben diesen Satz in zahllosen Studien belegt.

Wir müssen hier zu Recht fragen, ob man aus diesen Erkenntnissen heraus der heutigen Multilokalistin eine Relativierungsmächtigkeit zusprechen kann, wie sie den modernen urbanisierten Menschen par excellence auszeichnet? Weder Hier noch Da ist sie richtig zuhause – eine Fremde, und damit in der Lage, die Ortsgewissheiten des einörtig beheimateten Menschen infrage zu stellen.

Für den Ansässigen, der es (im Geografie- und Geschichtsunterricht der Schule!) gelernt hat, Identität, Raum und Kultur als deckungsgleich aufzufassen, ist die soziale Rolle des Mobilen ambivalent. Seine territo-

31 Konrad Köstlin: Die Rede vom modernen Nomaden, in: Walter Deutsch et al. (Hg.): Sommerakademie Volkskultur 1994: Weg und Raum. Wien 1995, S. 19–28.

32 Georg Simmel: Exkurs über den Fremden, in: Ders., Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung (1908), Gesammelte Werke, Bd. 2. Berlin 1968, S. 509–512.

33 Cf. Claude Lévi-Strauss: Le système de la parenté. Paris 1977: PUF [Plon 1967].

rial verankerte Erfahrung hat sich vor dem Hintergrund der Ideologie einer Einheit von Raum und Identität vollzogen, die mit der Entwicklung zur Moderne einen Naturalisierungsprozess durchlaufen hat.[34] Sie gründet auf einer Einheit von Nation und Nationalität, Wohnsitz, Arbeitsort und Familienmodell.

Für den Mobilen dagegen gerät die »Vervielörtigung« zur Verfremdungstechnik, im Migrationszusammenhang bisweilen zur Überlebenstechnik, die den grenzüberschreitenden Transfer seiner selbst, seiner Identität, seiner Güter und seines Geldes erleichtert. Er kann an einem Ort sein, ohne körperlich da sein zu müssen; sie kann sich woanders hinbegeben – kommunizierend, denkend, träumend –, ohne sich dort aufzuhalten.[35] Die Vielörtigkeit ermöglicht es ihm und ihr, in dem einen Land eine Wohnung zu nutzen, von der man in dem anderen Land nichts weiß; in dem einen Land zu arbeiten, ohne die Identitätspapiere des anderen zu besitzen.

In diesen Grauzonen wird Multilokalität zu einer subversiven Strategie, *wenn* sie dem und der Einzelnen Spielräume innerhalb der nationalstaatlichen »Pass-Arbeit-Geld-Wohnungs«-Verkettung gewährt.[36]

Multilokalität als Kulturelle Mobilität

Wir stehen erst am Anfang einer kulturwissenschaftlichen Aktivitäts-Raumanalyse, in der Mobilität und Ortsbezogenheit vor dem Hintergrund der jeweiligen sozialen und politischen Zugangsbedingungen mit den Kategorien der Erfahrung und der Performanz verknüpft werden. Doch wir können uns auf substanzielle Vorarbeiten stützen: auf einen erweiterten Mobilitätsbegriff, wie ihn der brillante belgische Soziologe

34 In der Schweiz wird der Erwerb der Staatsangehörigkeit mit dem bezeichnenden Begriff der »Naturalisierung« belegt. Vgl. Pierre Centlivres (ed.): Devenir Suisse. Adhésion et diversité culturelle des étrangers en Suisse. Genève 1990.

35 Vgl. Martin Albrow: Auf Reisen jenseits der Heimat. Soziale Landschaften in einer globalen Stadt, in: Ulrich Beck (Hg.): Kinder der Freiheit. Frankfurt/M. 1997, S. 288–314.

36 Das heisst, wer einen Pass hat, kann eine Arbeit antreten, wer Arbeit hat, kann einen Wohnsitz anmelden und eine Wohnung mieten. Dazu benötigt er Geld, dh. einen Arbeitsplatz. Um das Geld zu erhalten, braucht er ein Konto, dass man nur eröffnen kann, wenn man einen Wohnsitz, Geld und einen Pass hat. – Dies gilt auch für deutsche Professorinnen in Österreich und vice versa.

Bertrand Montulet als ein kontextualisierendes Verständnis der Kausalitäten und Konsequenzen definiert, die an Fortbewegung geknüpft sind.[37]

Die Kulturwissenschaft kann sich ebenso auf die Erkenntnisse der Migrationsforschung berufen. Denn sie *versteht* es, die Zwiespältigkeit der Mehrörtigkeit als Normalität zu begreifen.[38] Gerade der Ort des Migranten ist nicht der Ort der Sesshaftigkeit, sondern der Konvergenzraum seiner Mobilitäten.[39]

Gerade die Arbeitsmigrantinnen sind es, welche *multipolare Perspektiven* in ihre Lebenskreise integriert haben. Ihre Mobilität zwischen der Herkunftsregion und dem Arbeitsort in der Fremde ist zum Medium der Interaktivierung beider Begegnungsräume geworden.[40] Sie sind die eigentlichen Spezialistinnen im Import und Export von Wissen und dessen Adaptionstauglichkeit in praktischen Alltagszusammenhängen. Der Epistemologe Bernard Andrieu bezeichnet diese Fähigkeit als *Kognitive Mobilität*[41] und betont damit nicht nur die aktive Rolle des Migranten als kulturellem Akteur, sondern auch seine interaktivierende Rolle: »Seine Fortbewegung«, schreibt er, »bringt auch unsere mentalen Kategorien in Bewegung, mit denen wir seine Fremdheit einzuordnen versuchen«.[42]

Die *Kulturelle Mobilität* zählt demzufolge zu den Konsequenzen und Effekten von Bewegung und Beweglichkeit. Sie ermöglicht die Distanznahme von inneren und äußeren Leitbildern[43] und erzeugt ein »Fremd-

37 Bertrand Montulet: Les mouvements longs des modes de transport, in: M. Hirschhorn, J.-M. Berthelot (eds.): Mobilités et ancrages, pp. 17–35, p. 17.

38 Vgl. das beeindruckende Projekt »Migration«, an dem luzide Fachkolleginnen mitwirken! Hg. Kölnischer Kunstverein. Köln 2005.

39 Alain Tarius: Territoires circulatoires des migrants et espaces européens, in: M. Hirschhorn, J.-M. Berthelot (eds.): Mobilités et ancrages, pp. 93–100, p. 94.

40 Piero Galloro: De la mobilité géographique à la mobilité culturelle. Le comportement de la main-d'oeuvre étrangère dans la sidérurgie lorraine (XIXe-XXe siècle), in: Actes du VIIIème congrès de l'Association pour la Recherche InterCulturelle (ARIC), Université de Genève, 24–28 septembre 2001: »Culture et travail: du local au mondial«, http://www.unige.ch/fapse/SSE/groups/aric/Textes/Galloro.pdf, p. 8f. (aufgerufen am 27.4.2009).

41 Bernard Andrieu: La migration des savoirs des migrants, in: VEI Enjeux, 123, 12, 2000, pp. 118–126, p. 122.

42 Ebd., p. 118.

43 Rosa Cupa: Das Chalet, in: Johanna Rolshoven, Ueli Gyr, (Hg.): Zweitwohnsitze und kulturelle Mobilität. Zürich 2004: Institute for Popular Culture Studies, S. 11–34, S. 25.

heitswissen«, das als «Sozialisations- und Erfahrungswissen« zu Beginn des 21. Jahrhunderts zur intellektuellen Grundausstattung der Menschen zählt. Diese machen die Erfahrung, »an mehreren Orten fremd und heimisch zugleich« sein zu können. In einer solchen Polyzentrik des gelebten Raumes, in dem sich verschiedene »Hiers« überlagern, schöpft die Einzelne im alltäglichen Lebensvollzug aus dem, was gleichzeitig bestehende Orte ihr an Ergänzungen liefern können.[44]

44 Alois Wierlacher, Corinna Albrecht: Kulturwissenschaftliche Xenologie, in: Ansgar und Vera Nünning (Hg.): Konzepte der Kulturwissenschaften. Stuttgart 2003, S. 280–306, S. 280f.; Bernhard Waldenfels: In den Netzen der Lebenswelt. Frankfurt/M. 1994, S. 209.

Johanna Rolshoven, Cultural Movement.
Multi-Locality as a Postmodern Way of Life

This paper on cultural movement examines inside international mobilities studies to give access to relevant cultural studies approaches that provide insight into the interrelationships between culture and movement. The recently heralded *mobility turn* (John Urry) directs attention from the former primacy of transportation-oriented mobility research to a basic examination (above all) of social studies influenced by the societal challenges of increasing mobility. A cultural studies motivated approach revolves around the mobile individual and the cultural accomplishment of skillfully handling the day-to-day tension between staying and going. The author of this paper uses the term *multi-locality* to describe this lifestyle and defines it as *cultural mobility* in the context of empiricisms of one's direct environment.

Wie sich die Disziplin denkt: Europäische Ethnologie zwischen Kulturanalyse und Sachkulturforschung

Gudrun M. König

Zehn Jahre nach den Bologna-Reformen fragt der Text nach den Konturen der Fachlandschaft. Er überblickt die Selbstdarstellungen des Faches im Internet und prüft die Themen der Dissertationen und Habilitationen seit dem Jahr 2000. Fokussiert werden insbesondere die so genannte Sachkulturforschung und theoretische Aspekte der Analyse materieller Kultur. Die Deutungsebenen der Alltags- und Museumsdinge werden im Hinblick auf ein Vetorecht der Dinge diskutiert.

Die Universitäten sind im Umbruch: Bologna, Bachelor, Master, Kreditpunkte, Module, studienbegleitende Prüfungen und Studiengebühren haben zügig und kaum bemerkt die Landschaften des Fachs verändert: Kooperationen, Zwangspartnerschaften, Nachbarschaften und gemeinsame Studiengänge haben Fakten geschaffen. Langjährige Debatten um Namen, Inhalte und Fachidentitäten, wie sie vor kurzem von Studierenden des Wiener Instituts, vor fünf Jahren vom Göttinger Institut, vor neun Jahren auf der Hochschultagung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde debattiert wurden,[1] werden gegenwärtig von den Hochschulreformen überholt. Die Fachlandschaft scheint bereinigt.

1 Tobias Schweiger, Jens Wietschorke (Hg.): Standortbestimmungen. Beiträge zur Fachdebatte in der Europäischen Ethnologie (=Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien, 30). Wien 2008; Regina Bendix, Tatjana Eggeling (Hg.): Namen und was sie bedeuten. Zur Namensdebatte im Fach Volkskunde (=Beiträge zur Volkskunde in Niedersachsen, 19). Göttingen 2004;

Als alleinige Fachbezeichnung ist Volkskunde an keinem Standort in Österreich, Deutschland und der Schweiz mehr zu finden. Die Doppelnamen und Schrägstriche haben sich vervielfältigt (16 von 24 Instituten), bei 50 Prozent der Schrägstrichnamen wird Volkskunde noch als Namensteil genutzt. 15 von 24 Instituten bezeichnen sich als Europäische Ethnologie, aber nur vier davon in Alleinstellung.[2] Die Umbenennungen und Varianten annoncieren einerseits die Abkehr von bisherigen Inhalten, andererseits ihre Modernisierung. An mehreren Standorten stimmen Instituts- und Studiengangsbezeichnungen nicht mehr überein, insbesondere dann, wenn der BA-Studiengang kooperativ mit anderen Fächern durchgeführt wird.

Ansatzpunkte der Analyse

Angestoßen wurden meine Überlegungen von einem von Michaela Fenske und Hermann Roodenburg initiierten Treffen in Göttingen im April 2008, mit der Absicht eine Sektion »Historische Ansätze in der Kulturanalyse« als Kommission der SIEF, der Societé Internationale d'Ethnologie et de Folklore, zu gründen.[3] Dabei standen zwei Bereiche im Vordergrund: Der Wunsch nach Selbstdisziplinierung in der historischen Forschung und die generelle Frage der Disziplinierung im Hinblick auf transdisziplinäre Forschungsfelder wie Visuelle Anthropologie oder Genderstudies. Die Göttinger Zusammenkunft hat mich bewogen nachzuprüfen, wie sich die Fachlandschaft knapp zehn Jahre nach Bologna nach außen vermittelt.

Im Zentrum stehen die disziplinären Selbstdarstellungen und Selbststilisierungen im Internet, die, kontrastiert mit den Themenfeldern der

Gudrun M. König, Gottfried Korff (Hg.): Volkskunde '00. Hochschulreform und Fachidentität. Hochschultagung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Tübingen, 9.–11. November 2000. Tübingen 2002.

2 Zur skandinavischen Provenienz der Fachbezeichnung vgl. Friedemann Schmoll: Die Vermessung der Kultur: der »Atlas der deutschen Volkskunde« und die Deutsche Forschungsgemeinschaft, 1928–1980. Stuttgart 2009.

3 Vgl. Einladung zum Arbeitsgespräch »Historische Forschung im Fach (Europäische) Ethnologie« am 19. April 2008 im Institut für KA/EE der Universität Göttingen. Das Treffen setzte die Diskussionen rund um die Münsteraner Hochschultagung 2006 fort; vgl. Andreas Hartmann, Silke Meyer, Ruth-E. Mohrmann (Hg.): Historizität. Vom Umgang mit Geschichte. Münster 2007.

Dissertationen seit dem Jahr 2000, als Indizien disziplinärer Aufmerksamkeit gewichtet werden. Mit dieser Perspektive auf das Selbstverständnis und die wissenschaftliche Stilfrage verweise ich auf den analytischen Standpunkt, den Hans-Georg Soeffner als »das wissenschaftliche Interpretieren der Interpreten« bezeichnet hat.[4] Für diese Bestandsaufnahme sind folgende Fragen leitend: Wie situiert sich das Fach zwischen Geschichte, Ethnologie und Soziologie?[5] Welche Aufgaben, Perspektiven und Ziele werden erläutert? Im analytischen Sinn frage ich – im Verständnis von Thomas S. Kuhn – nach der paradigmatischen Konstellation von Meinungen, Werten und Methoden einer wissenschaftlichen Bezugsgruppe,[6] die durch die gemeinsame Organisation in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde (dgv) gebildet wird.

Im Frühjahr 2008 waren Titel von 17 Habilitationsschriften und 271 Doktorarbeiten für die letzten acht Jahre in der Examensdatenbank der dgv archiviert.[7] Von der Titelformulierung ausgehend, und daher nur mit einem »weichen« Indikator, unterscheide ich zwischen der allgemeineren Kulturanalyse im Fach, die kein singuläres Feld abbildet, sondern hier als Sammelkategorie für alle nicht sachkulturell spezifizierten Themen dient, und der spezielleren Sachkulturforschung. Beide Hauptkategorien, Kulturanalyse und Sachkulturforschung, wurden in Bezug auf den angegebenen Forschungsraum klassifiziert: national (inklusive lokal und regional) sowie im europäisch-außereuropäischen Vergleich.

In einem zweiten Schritt wurden die Profilerläuterungen (Homepages) von 24 Instituten in Deutschland, Österreich und der Schweiz nach eben diesen Kriterien befragt: Was wird als Aufgabe des Faches thematisiert? Ist die Sachkulturforschung thematisch verankert und auf welche Räume beziehen sich die Forschungsfelder und Kompetenzen?

4 Hans-Georg Soeffner: Strukturanalytische Feldstudien, in: Ders.: Auslegung des Alltags – Der Alltag der Auslegung. Zur wissenssoziologischen Konzeption einer sozialwissenschaftlichen Hermeneutik. 2. Aufl. Konstanz 2004, S. 239–253, S. 245.

5 Vgl. Michaela Fenske: Mikro, Makro, Agency. Historische Ethnografie als kulturanthropologische Praxis, in: Zeitschrift für Volkskunde, II/102, 2006, S. 151– 177; Elisabeth Timm: Nicht Freund, nicht Feind. Überlegungen zum Verhältnis von Volkskunde und Völkerkunde, in: Schweizerisches Archiv für Volkskunde, 95, 1999, S. 73– 86.

6 Thomas S. Kuhn: Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen. 2. Aufl. Frankfurt/Main 1976, S. 186.

Zur Landkarte eines Faches: Profile und Perspektiven

Durch die Tendenz zur Umbenennung in Europäische Ethnologie zeigt sich heute wieder eine relative Identifizierbarkeit des Fachs, auch wenn sich immer noch zehn unterschiedliche Namen auf 24 Standorte verteilen. Diese Seminare, Abteilungen und Institute teilen die Vorstellung eine Kulturwissenschaft zu sein. Sich als Sozialwissenschaft zu bezeichnen, findet fast nicht mehr statt. Eine Ausnahme bildet der Standort Zürich, der beide Perspektiven mit einem »und« verbindet. Starke Übereinstimmung zeigt sich in Bezug auf die Untersuchung alltagskultureller Phänomene und die Konzentration auf das Lokale und Regionale. Zusammenfassend kann gesagt werden, dass die Standorte, die verstärkt an der »Ethnologisierung und Europäisierung« (Marburg) arbeiten, sich ebenfalls stärker globalen Themen und außereuropäischen Bezügen zuwenden. Der Fachstandort Frankfurt/Main ging mit der frühen Umbenennung in Kulturanthropologie bereits unter Ina-Maria Greverus einen deutlich konturierten Sonderweg. 20 Prozent der Standorte tragen eine singuläre Fachbezeichnung mit jeweiligen Spezifika. Die Bezeichnung »Europäische Ethnologie« kann als »neue Wissenschaft«[8] und »junge Disziplin« (Homepage Berlin) verstanden werden oder auf der nuancenreichen Gegenseite jene Standorte verzeichnen, bei denen Europäische Ethnologie fast als Synonym für Volkskunde zu werten ist. Zwischen diesen beiden Polen steht das Weiterentwickeln volkskundlicher Fachtraditionen hin zu einer historisch und sozial dimensionierten vergleichenden Kulturwissenschaft (vgl. Homepage Wien). Zwar erfordert der jeweilige Namen Bezugsstrategien, aber die Tendenz zu unterschiedlichen Kombinationen der Fachbezeichnung lässt weiterhin Raum für Vielfalt. Eine starke Gemeinsamkeit zeichnet sich dadurch ab, dass 85 Prozent der Institute angeben, sowohl historisch als auch gegenwartsorientiert und ethnographisch zu forschen. Nur der Standort Zürich spezifiziert in der Konzentration auf »Populäre Kulturen« nicht in historische oder gegenwartsorientierte Forschung.

7 Die Daten für die Untersuchung wurden im Frühjahr 2008 erhoben; die Vortragsversion (Juni 2008) wurde sprachlich leicht überarbeitet.

8 Peter Niedermüller: Diskussion, in: Regina Bendix, Tatjana Eggeling (Hg.): Namen und was sie bedeuten. Zur Namensdebatte im Fach Volkskunde (=Beiträge zur Volkskunde in Niedersachsen, 19). Göttingen 2004, S. 45–50, S. 46.

Die Bezeichnung Sachkulturforschung wird vereinzelt durch die Begriffe Analyse von Objektivationen oder Artefakten paraphrasiert. Ausnahmen sind der Kieler Standort mit seiner Betonung historisch-archivalischer Quellenforschung und der Münchener, der eine vorgebliche Gesamtheit volkskundlich/europäisch-ethnologischer Wissensvermittlung darbietet, unter den 13 Arbeitsfeldern die Sachkulturforschung jedoch nicht explizit hervorhebt. Sofern aber Sachkulturforschung als Aufgabengebiet genannt wird, fällt auch die Museumsarbeit als potenzielles Ausbildungsziel. Dingkompetenz wird somit als Nukleus der Museumskompetenz betrachtet.

Während bei den kulturwissenschaftlichen Perspektiven der Europäisierung, der Wissensordnungen und der Genderproblematik an einzelnen Standorten modernisierte Zugangsweisen sichtbar werden, klappt die Schere der Gegenstandsorientierung je nach Namensorientierung weit auseinander. Auffällig ist etwa die Abwesenheit des Begriffs Mode, Konsens herrscht dagegen über das Themenfeld Sichkleiden. Trotz der reklamierten Kompetenz für Museumsgeschichte und Museumsstudien lassen sich in den Selbstthematisierungen kaum Hinweise finden auf die so genannten *exhibition studies*[9], auf aktuellere Positionen zur *new museology*[10] oder neuere Ansätze zur Analyse materieller Kultur.

Der lokale Bezugspunkt bildet das verbindende Element fast aller Institute. Aus ethnologischer Perspektive werden die »fremde« und die »eigene« Kultur theoretisiert und die Dichotomien problematisiert. Die wissenschaftliche Aufmerksamkeit teilt die Bezugsgröße eines weiten Kulturbegriffs, der aber – im Gegensatz zu den Philologien – die hochkulturellen Manifestationen weitgehend ausschließt. Als Basis einer antielitären Fragerichtung wird tendenziell eine Kulturgeschichte des Sozialen favorisiert: Die Europäischen Ethnologen positionieren sich als »professionelle« Kulturkritiker mit dem Konsens, für eine Alltagskulturwissenschaft zuständig zu sein.[11]

9 Alexander Geppert: Welttheater. Die Geschichte des europäischen Ausstellungswesens im 19. und 20. Jahrhundert. Ein Forschungsbericht, in: Neue Politische Literatur, 1, 2002, S. 10– 61.

10 Vgl. Peter Vergo (Hg.): The New Museology. Repr. London 2006.

11 Schweiger, Wietschorke (wie Anm. 1), S. 7; Brigitta Schmidt-Lauber: Gemütlichkeit. Eine kulturwissenschaftliche Annäherung. Frankfurt/Main 2003, S. 225; Helge Gerndt: Kulturwissenschaft im Zeitalter der Globalisierung: volkskundliche Markierungen. Münster 2002, S. 224.

Forschungsfelder als Wissensfelder?

In einem zweiten Schritt wurde geprüft, ob die thematischen Bereiche der Dissertationen als Forschungsfelder den Wissensfeldern auf den Profilseiten entsprechen. In den Jahren 2000 bis 2007 wurden 271 Doktorarbeiten im Fach geschrieben beziehungsweise bei der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde gemeldet. Sortiert nach den beiden Feldern Kulturanalyse und Sachkulturforschung sowie nationalem und europäisch-außereuropäischem Vergleich scheinen bis zum Jahr 2004/05 die europäisch vergleichenden Studien leicht zuzunehmen, doch 2006 und 2007 bricht der Anstieg wieder ab. Während der vergleichende Ansatz bei allen 271 Studien 11,5 Prozent ausmacht, sind es bei den 40 Prozent der im weiteren Sinn sachkulturell angelegten Dissertationen nur fünf Prozent.

Der regionale, mikroanalytische und ethnographische Ansatz, die Suche nach Deutungsmustern und Sinnsystemen und der Vorrang qualitativer Methoden tendieren offensichtlich zur exemplarischen und kleinräumigen Analyse. Die nationale, regionale und lokale Ausrichtung der Untersuchungen ist also immer noch eine Gemeinsamkeit der Standorte. Regionalkompetenz charakterisiert die Disziplin.

Als Zwischenresümee lässt sich konstatieren: Europäisierung und Ethnologisierung als Konsens erhellen neue Felder und Formen, verdunkeln aber auch Bereiche der Selbstthematisierung, die in den konkreten Arbeitsfeldern mit den programmatischen Ansätzen nicht immer Schritt halten. Beweglicher als die ausgewiesenen disziplinären Wissensfelder sind die Forschungsfelder, die etwa in den Dissertationen bearbeitet, deren Erträge selten oder zeitlich stark verzögert in die Selbstdarstellungen integriert werden. Die quantitative Annäherung an Profile und Perspektiven der disziplinären Selbstdarstellung hat gezeigt, dass Europa noch nicht im Zentrum ihrer Forschung steht. Europa im Fach ist zumeist da stark vertreten, wo die Institutsstandorte auf europäische Verhältnisse und nicht auf Verhältnisse in Europa treffen. Man könnte daher den Internetauftritten der Selbstdarstellungen, die weder das Themenspektrum der Dissertationen noch etwa das der Kongresse abbilden, eine gewisse Beharrlichkeit attestieren.

Insgesamt sind die Forschungsthemen der Dissertationen weiter aufgefächert als die Selbstbeschreibungen der Institute vorgeben: Mit Forschungen zur Kulturgeschichte der Natur,[12] zu Nachhaltigkeit und Konsumentenkulturen,[13] zu *material culture studies*, angewendet auf ange-

stammte Felder wie »Volkskunst«[14], werden traditionelle Forschungsfelder in den Qualifizierungsschriften deutlich erweitert, finden aber selten oder verspätet Eingang in die Selbstdarstellungen im Internet.

Wandernde Begriffe, nomadisierende Dinge

Es fällt auf, dass sich kaum Publikationsformate im Fach herausgebildet haben, in denen Neuerscheinungen und Qualifikationsarbeiten systematisch und im großen Stil resümiert und interpretiert werden. Selbst die Diskussion eines Zentralbegriffs, nämlich Alltagskultur, wurde nach den theoretischen Debatten der 1980er Jahre nur vereinzelt wieder aufgenommen und durch Forschungsergebnisse verdichtet. Aufgaben, Perspektiven und Ziele werden gerne an der Namensfrage abgehandelt und die Expertise für ein Forschungsfeld – etwa in interdisziplinären Forschungsberichten – selten beansprucht. Insofern kann die tendenzielle Vereinheitlichung der Namensfrage zukünftig als eine große Chance gesehen werden, die Fragen der Selbstreflexion thematisch, methodisch und theoretisch von der Namensfrage auf die Forschungsfelder zu lenken, zu synthetisieren und zu kommunizieren. Dazu zählt die stete Auseinandersetzung über zentrale Begriffe, die nicht nur bei der Namensfrage programmatisch sein sollte.

Begriffe strukturieren die wissenschaftliche Reflexion: Eine Differenzierung der Begriffe trägt zur Entwicklung eines disziplinären Denkstils bei.[15] Die niederländische Kulturtheoretikerin Mieke Bal erfasst die Modifikationen der Wissenschaftssprache mit der Metapher einer »Mobilität der Begriffe«[16], die durch Raum, Zeit und Disziplinen wandern. Wissenschaften teilen sich Begriffe und besetzen sie höchst different. Begriffe nehmen bei diesen Wanderungen neue Bedeutungen an, inkor-

12 Friedemann Schmoll: Erinnerung an die Natur. Die Geschichte des Naturschutzes im deutschen Kaiserreich. Frankfurt/Main 2004.

13 Sonja Windmüller: Die Kehrseite der Dinge. Müll, Abfall, Wegwerfen als kulturwissenschaftliches Problem. Münster 2004.

14 Franziska Schürch: Landschaft, Senn und Kuh. Die Entdeckung der Appenzeller Volkskunst. Münster 2008.

15 Vgl. Ludwig Fleck: Erfahrung und Tatsache. Gesammelte Aufsätze. Frankfurt/Main 1983, S. 107.

16 Mieke Bal: Kulturanalyse. Frankfurt/Main 2002, S. 15.

porieren aber zugleich Vermächtnisse und Erinnerungen, die bei ihrem Einsatz entfaltet werden. Sie bedürfen permanenter Überprüfung und Neubewertung.[17] Die anhaltende Reflexion der Namensfrage im Fach stellt Einheit her, wo inhaltliche Vielfalt waltet. Im Sinn von Kuhns Paradigmavorstellungen ist diese Konstellation als ein gemeinschaftsstiftendes Verfahren eines Faches zu werten, das durch heterogene Gegenstandsgebiete und plurale Ansätze charakterisiert ist.[18]

Wie die Begriffe wandern auch die Dinge zwischen Disziplinen und Kulturen. Der ökonomische Warenverkehr, die Möglichkeiten des Internets und die Formen globaler Stile bestärken die Nomadenexistenz der Dinge und tragen paradoxerweise ebenso zur Homogenisierung wie zur Heterogenisierung globaler und lokaler Verkehrsformen bei.

Der Konsumexperte Wolfgang Ullrich dachte jüngst über die »Globalisierung des Visuellen«, über die weltweite Konsumierbarkeit von Zeichen, nach. Angefangen bei Otto Neuraths Bildstatistik und Isotypen bis zu Walt Disneys Micky Maus analysierte er die verbindenden interkulturellen Elemente der Bildlektüre.[19] Leitmotive der Globalisierung sind aber nicht nur visuelle, sondern auch materielle Nomaden. Die lokale und globale Bezüglichkeit der materiellen Kultur führt zu Fragen nach den translokalen Objekten als Produkten von Zirkulation und Transfer. Zu der Homogenisierung, aber auch zu neuen Mischungsverhältnissen trägt nicht nur der schwedische Möbelkonzern Ikea bei. Der weiße Plastikstuhl, das Palästinensertuch und das vierbeinige Partyzeltdach sind bei der Globalisierung des Materiellen ebenso vertreten wie Pizza, Pasta und Sushi. »Follow the things« lautet eine der ethnographischen Forschungsregeln in George Marcus' »multi-sited fieldwork«.[20] Ayse Çaglars Untersuchung über »die zwei Leben«[21] des deutsch-türkischen Couchtisches ist eine würdige Nachfolgerin von Martin Warnkes »Zur Situation der

17 Vgl. ebd., S. 11.

18 Kuhn (wie Anm. 6), S. 188f.

19 Wolfgang Ullrich: Bilder für die ganze Welt. Zur Idee einer Globalisierung des Visuellen, http://www.sin-net.de/interaktiv-muc/Aktivitaeten/Salon/Archiv/Ullrich-Bilder_fuer_die_ganze_Welt.pdf (letzter Aufruf: 12.6.2009).

20 George Marcus: Ethnography in /of the World System. The Emergence of Multi-Sited Ethnography, in: Annual Review of Anthropologie, 24, 1995, S. 95–117. (Erneut abgedruckt in: Ders.: Ethnography through thick and thin. Princeton, New York 1998, S. 79-104.)

21 Ayse Çaglar: Die zwei Leben eines Couchtisches. Die Deutsch-Türken und ihre Konsumpraktiken, in: Historische Anthropologie, 2, 1998, S. 242– 256.

Couchecke«[22], wo er die statische Dreierkonstellation von Sessel, Fernsehgerät und Couch im deutschen Wohnzimmer der 1950er Jahre als Signatur der Zeit interpretierte. »Objects in Motion« benannte Arjun Appadurai bereits in den 1980er Jahren als Forschungsfeld[23], ein Feld, für das die Europäische Ethnologie prädestiniert scheint.

Die Analyse materieller Kultur ist mehr als eine Zollstockwissenschaft, auch wenn das Vermessen der Dinge, Artefakte, Sachen und Objekte je nach Ansatz, Material und Fragestellung dazugehört. Bedeutsam ist, dass Sachen Kultur-, Sozial- und Geschlechterverhältnisse inkorporieren und daher auch zu deren Untersuchung genutzt werden können. Dingkompetenz, insbesondere für die Dinge des Alltags, ist ein weiteres Charakteristikum der Disziplin. Diese Dingkompetenz mündet in die geteilte disziplinäre Aufmerksamkeit für die Geschichte der Museen und der Ausstellungen, der Klassifikations- und Zeigetechniken. Auch die vieldeutigen Museumsdinge sind komplexer als die disziplinären Klassifikationen der Kuratoren und die Systematisierungen der Inventare vorgeben.[24] Die Dinge als Medien der Herstellung von Wissen führten im Fach in Abhängigkeit der Ziele, der Methoden und der Dingauffassungen zu unterschiedlichen Formen der Darstellung,[25] sowohl in wissenschaftlichen Texten als auch im Museum. Mit Blick auf die Museumsgeschichte als eine Institution des Zeigens hat sich das Fach daher neben der Dingerkundung mit den Strategien der Sichtbarmachung auseinander gesetzt.[26]

Der Literaturbetrieb hat es vorgemacht: Auch er lebt von translokalen und interkulturellen Bezüglichkeiten. Schwedische Kindheitsfiktion ist uns vertraut: Tommy und Annika besuchen Pippi Langstrumpf,

22 Martin Warnke: Zur Situation der Couchecke, in: Jürgen Habermas (Hg.): Stichworte zur »Geistigen Situation der Zeit«. Frankfurt/Main 1979, S. 673–687.

23 Arjun Appadurai (Hg.): The Social Life of Things. Commodities in Cultural Perspective. Cambridge u.a. 1988.

24 Vgl. Fiona Cameron, Sarah Mengler: Complexity, Transdisciplinarity and Museum Collections Documentation. Emergent Metaphors for a Complex World, in: Journal of Material Culture, II/14, 2009, S. 189– 218, S. 206.

25 Aktuell arbeitet Lioba Keller-Drescher über die Rolle der Dinge im Forschungsprozess; vgl. Dies.: Das Versprechen der Dinge. Aspekte einer kulturwissenschaftlichen Epistemologie, in: Basler Jahrbuch für historische Musikpraxis, 32, 2008 (in Druck).

26 Gottfried Korff: Das Popularisierungsdilemma, in: Museumskunde, 66, 2001, S. 13–20.

nachdem sie gerade in die Villa Kunterbunt eingezogen ist.[27] »»Was ihr machen wollt, weiß ich nicht‹, sagte Pippi. ›Ich werde jedenfalls nicht auf der faulen Haut liegen. Ich bin nämlich ein Sachensucher, und da hat man niemals eine freie Stunde.‹« Die neuen Freunde sind erstaunt und wollen wissen, was das ist. »»Jemand, der Sachen findet, wisst ihr. Was soll es anderes sein?‹, sagte Pippi, [...] ›Die ganze Welt ist voll von Sachen, und es ist wirklich nötig, dass jemand sie findet. Und das gerade, das tun die Sachensucher.‹« Auf die Frage, welche Sachen denn zu suchen seien, werden Goldklumpen und Schraubenmuttern gleichermaßen diskutiert, wobei eine gewisse Vorliebe beim ersten liegt. Annika fragt nach: »»Darf man wirklich alles nehmen, was man findet?‹ und Pippi antwortet: ›Ja, alles, was auf der Erde liegt‹. Ein Stück weiter lag ein alter Herr auf dem Rasen vor seiner Villa und schlief.‹«[28]

Die Sprach- und Situationskomik soll uns hier nicht interessieren, aber wie die drei in einer Welt voller Sachen ihre Aufmerksamkeit für das Unbedeutende, Unscheinbare und Unspektakuläre teilen, entspricht der Typisierung einer disziplinären Neugierde, die auf der Basis eines weiten Kulturbegriffs eine nivellierende Egalität zwischen Gold und Schraube ausmacht, denn als Zeugnis von Kultur sind sie gleichwertig. Die Beispielsgeschichte verbindet sich mit einer zweiten Perspektive des Fachs: Es sucht und analysiert Sachen, um den Menschen zu finden. Lange Jahre verstand sich das Fach als Experte für Schraubenmuttern und nicht für Goldklumpen, die Konzentration auf untere, auf breite Bevölkerungsschichten war neben der regionalen Orientierung eine seiner Konsensformeln. Diese basale Orientierung gilt heute noch im Groben: Die Untersuchung des historischen und gegenwärtigen Alltags, die Lebensverhältnisse und das alltägliche Dasein betrachtet Martin Eichhorn in seiner »Kulturgeschichte der Kulturgeschichten« als typisch für das Fachinteresse.[29] Im Feinen jedoch haben sich die thematischen, theoretischen und methodischen Felder erweitert. Die kleine Disziplin hat immer wieder ihre Beweglichkeit bewiesen, auf gesellschaftliche Themen- und Problemfelder flexibel zu reagieren: Das ist eine ihrer Stärken.

27 Ich verdanke den Hinweis auf diese Passage Detlef Hoffmann.

28 Astrid Lindgren: Pippi Langstrumpf. Jubiläumsedition zum 100. Geburtstag von Astrid Lindgren. Hamburg 2007, S. 26f.

29 Martin Eichhorn: Kulturgeschichte der Kulturgeschichten. Typologie einer Literaturgattung. Würzburg 2002, S. 82f.

Das Vetorecht der Dinge und das materielle Erbe

Vor gut fünf Jahren habe ich in den »Alltagsdingen« die wissenschaftlichen Konjunkturen der Aufmerksamkeit für die Dinge in unterschiedlichen Disziplinen bilanziert.[30] Seither hat diese Aufmerksamkeit keineswegs nachgelassen und erstaunlicherweise gibt es im Namen der Dinge keine Scheu, Titel für Bücher und für Tagungen interdisziplinär mehrfach zu nutzen, ohne dass sie abgenutzt erscheinen.

Dinge werden hier verstanden als Artefakte, als dreidimensionale, greifbare Objekte mit polyvalenten Bedeutungen. Die Bezeichnungen Ding, Gegenstand und Objekt werden synonym verwendet und weder Hierarchisierungen der Termini vorgenommen noch Essentialisierungen eingeschrieben. Eine qualitative Dinganalyse impliziert, dass Dinge Konzentrate gesellschaftlicher Verhältnisse sind und die Bezüglichkeiten von Stoff, Zweck und Form jeweils Bedeutung generieren.

Trotz der wissenschaftlichen Aufmerksamkeit für die materielle Kultur, die wie die Begriffe durch Zeit und Fächer wandert, reklamieren Museumsleute zuweilen, es gebe keine Realienforschung mehr: Diese Diskrepanz von wissenschaftlicher Konjunktur und segmentierter Wahrnehmung verweist darauf, dass sich in der Beschäftigung mit den Dingen und Realien ein Wandel vollzogen hat. Die stärkere theoretische Gegenstandsverortung und die Suche nach Symbolordnungen lässt jenen Bereich außen vor, der mit Realienforschung bis dahin erfasst wurde: Mit Zollstock und Lupe als Hilfsorgane die Dinge selbst zu befragen.[31] Statt die Dinge zu vermessen, zu ordnen und zu dechiffrieren, kann die Analyse materieller Kultur auch den dokumentierten Sinn, den verbildlichten, erzählten und verschriftlichten Gegenstand untersuchen und benötigt hier das jeweilige Methodenbesteck. Welcher Weg einzuschlagen ist, wird bestimmt durch die Erkenntnisziele, durch die Forschungsfragen, durch die theoretischen Ansätze und schließlich durch das Zuhandensein und den Status der Dinge selbst. Zugrunde liegt ein feinteiliger

30 Gudrun M. König (Hg.): Alltagsdinge. Erkundungen der materiellen Kultur (=Studien & Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 27, Tübinger kulturwissenschaftliche Gespräche, 1). Tübingen 2005.

31 Gottfried Korff: Sieben Fragen zu den Alltagsdingen, in: Gudrun M. König (Hg.): Alltagsdinge. Erkundungen der materiellen Kultur (=Studien & Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 27, Tübinger kulturwissenschaftliche Gespräche, 1). Tübingen 2005, S. 29–42, S. 33.

Abstimmungsprozess von induktiven und deduktiven Verfahrensweisen, von auf- und absteigenden Verstehensprozessen, die von den Dingen ausgehen und zu ihnen hinführen.

Die klassische Realienforschung, die unmittelbar beim Gegenstand ansetzt, und der Versuch, den Umgang mit Sachen historisch, sozial und geschlechterorientiert zu erforschen, einte die volkskundlichen Fächer. Neu hinzugekommen ist die etwas weitere Perspektive der Analyse materieller Alltagskultur sowie die der Wissensstrukturierung und Wissenskommunikation durch Sammlungen und Ausstellungen. Ob vertextet, abgebildet oder als Realie, es geht darum, dem Objekt wie anderen Quellen zu erlauben, Widerworte zu geben.[32] In Bals Originalzitat heißt diese Stelle: »allow the object to speak back«.[33] Diese im übertragenen Sinn gedachte Dialogkompetenz bezieht sich auf den Akt des Deutens und den Status des Bedeutens. Die qua Materialwahl, Bearbeitung, Fertigkeiten, Kreativität und Nutzungsspuren eingelagerten Wissensbestände können durch eine qualitative Dinganalyse aktualisiert, rekonstruiert und interpretiert werden und somit die Beobachtungsbasis im Zusammenspiel der Quellen erweitern. Im Zentrum der Analyse steht das Objekt – ob Alltags- oder Museumsgegenstand. Die kreisenden Deutungsbewegungen führen zu den Kontexten, erschließen Diskurse, machen Praktiken sichtbar, prüfen Abbildungen und Vergleichsobjekte. Sie gehen gleichsam vom Objekt aus und führen kontrolliert zu ihm zurück. Der Medizinhistoriker Thomas Schnalke hat jüngst für ein »epistemisches Zentralobjekt«[34] aus der Berliner medizinhistorischen Sammlung den Akt der Introspektion und Interpretation methodisch beispielhaft dargestellt.

In den Museen logiert das mobile materielle Erbe. Museen sind Bewahranstalten der Dinge, Institutionen des Zeigens und der Belehrung. Sie sind ein Schauplatz des Verstehens[35] und sie nutzen wie ehemals die

32 Bal (wie Anm. 16), S. 18.

33 Mieke Bal: Crossroad Theory and Travelling Concepts. From Cultural Studies to Cultural Analysis, in: Joris Vlasselaers, Jan Baetens, José Lambert (Hg.): The Future of Cultural Studies. Leuven 2000, S. 3–22, S. 9.

34 Thomas Schnalke: Stumme Gesänge. Zur Geschichte einer Sirene im Berliner Medizinhistorischen Museum, in: Bernhard J. Dotzler, Henning Schmidgen (Hg.): Parasiten und Sirenen. Zwischenräume als Orte der materiellen Wissensproduktion. Bielefeld 2008, S. 179–194, S. 194.

35 Vgl. Ralf Konersmann: Dinge sind nicht trivial. Der Philosoph Günter Figal und der Schauplatz des Verstehens, in: Süddeutsche Zeitung, 12.4.2007.

Warenhäuser den »Schauwert der Dinge«[36], um Geschichte zu vermitteln, ästhetisch zu erziehen und Wissen zu kommunizieren. Diese Asservatenkammern der Geschichte beherbergen in der Regel Hinterlassenschaften, Überreste und Spuren zeitlich oder räumlich fremder Kulturen. Die »Dirigenten der Erinnerung«[37] sind zum einen Zeugen vergangener Zeit, materiale Reste, die Geschichte vergegenwärtigen, zum anderen aber auch Repräsentanten und Quellen der Forschung. Insofern benötigt gerade die Forschung den dinglichen Erinnerungsschatz der Museen, um – in Anlehnung an den Historiker Reinhart Koselleck – das »Vetorecht der Dinge« einzuholen. Eine Formulierung, der sich Bal mit den Widerworten der Dinge nähert und das Vetorecht gewissermaßen zuspitzt. Die Erwiderungen der Dinge begreift sie als eine respektvolle Haltung im Forschungsprozess, die die Möglichkeit einschließt, »die Stoßkraft einer Interpretation zu bremsen, abzulenken und zu komplizieren (sic).«[38] Koselleck hingegen hat allgemein auf das »Vetorecht der Quellen« aufmerksam gemacht: »Streng genommen kann uns eine Quelle nie sagen, was wir sagen sollen. Wohl aber hindert sie uns, Aussagen zu machen, die wir nicht machen dürfen. Die Quellen haben ein Vetorecht. Sie verbieten uns, Deutungen zu wagen oder zuzulassen, die aufgrund eines Quellenbefundes schlichtweg als falsch oder als nicht zulässig durchschaut werden können.«[39] Beziehen wir Dinge als historische Quellen und als Zugang zur Geschichte mit heran, so obliegt auch ihnen, uns vor interpretativem Irrtum zu schützen, »nicht aber sagen sie uns, was wir sagen sollen«.[40] Das heißt aber auch, dass Dinge nur im Forschungskontext zu deuten sind. Nicht das Ding zeugt, sondern erst ihre deutende Erschließung macht das Ding zum Zeugen der Geschichte. Museen und Lehrsammlungen sind die Orte, an denen die Dinge mit Vetorecht gehortet, gestapelt und gezeigt werden, sie sind eine Versammlung von Einsprüchen.

36 Vgl. Gudrun M. König: Konsumkultur. Inszenierte Warenwelt um 1900. Wien u.a. 2009.

37 Adriaan de Jong: Die Dirigenten der Erinnerung. Musealisierung und Nationalisierung der Volkskultur in den Niederlanden 1815–1940. Münster u.a. 2007.

38 Bal (wie Anm. 16), S. 18.

39 Reinhard Koselleck: Standortbindung und Zeitlichkeit. Ein Beitrag zur historiographischen Erschließung der geschichtlichen Welt, in: Ders. (Hg.): Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten. 3. Aufl. Frankfurt/Main 1984, S. 206.

40 Ebd.

Kulturanalyse und materielle Kultur

Ob fiktionale Sachensucher, Dingkultur, materielle oder Sachkultur – die Aufmerksamkeit für die Welt der Dinge hat sich von den Wissenschaften, die mit Dingen in ihrer Dreidimensionalität umgehen, zu all jenen Disziplinen ausgeweitet, die die Dinge im Medium der bildlichen und textlichen Repräsentation betrachten. Die Analyse materieller Kultur bildet den Ausgangspunkt für eine Vielzahl neuer Ansätze, wenn man Dinge als Türöffner der Kulturanalyse versteht: Von Victoria de Grazias »sex of things«[41] bis zu Jens Soentgens Stoffgeschichte als »transdisziplinäre Umweltforschung«[42] lassen sich disperse Wissenschaftsinteressen an die Analyse materieller Kultur binden.

Die Fragen nach den Dingen als Wissensspeicher und als Modus der Veranschaulichung verklammern disziplinäre Altbestände mit neuen Wissenschaftsinteressen: Akteurszentrierte Perspektiven, das Hantieren und Handhaben, das Sammeln, Ordnen und Zeigen, die Taten und die Sachen sowie die »Räume des Konsums«[43], der Bildung und der Geschlechter eröffnen zahlreiche Perspektiven auf die Dingwelt des Alltags.

Resümierend zeigt sich, dass das Wissensreservoir traditioneller disziplinärer Themen (Brauchkomplex, Jahrestage, Alltag) und neue Aufgabengebiete der Kulturanalyse unter den Vorzeichen von Migrationsbewegungen und europäischen Veränderungsprozessen von höchster Relevanz sind. Die Spezifik und Stärke einer kulturwissenschaftlichen Disziplin, die mit der Gegenwart und Geschichte der Alltagskultur vertraut ist und die Akteursperspektive zentral positioniert, reagiert sensibel auf kulturelle Transformationsprozesse. Europäische Ethnologie ist daher nicht zwischen Kulturanalyse und Sachkulturforschung zu platzieren, sondern auch die Analyse materieller Kultur ist Kulturanalyse. Eine europäische Perspektive jedoch ist unabdingbar. Die Globalisierung des Materiellen als ökonomischer Prozess lenkt nicht nur Waren, sondern auch kulturelle Prozesse.

41 Victoria de Grazia, Ellen Flurlough (Hg.): Sex of Things. Gender and Consumption in Historical Perspective. Berkeley 1996.

42 Stefan Böschen, Armin Reller, Jens Soentgen: Stoffgeschichten – eine neue Perspektive für transdisziplinäre Umweltforschung, in: GAIA, 13, 2004, S. 19–25.

43 Kai-Uwe Hellmann (Hg.): Räume des Konsums. Über den Funktionswandel von Räumlichkeit im Zeitalter des Konsumismus. Wiesbaden 2008.

Europäische Ethnologie ist keine neue Wissenschaft, sondern eine sich immer wieder neu zu positionierende und zu erneuernde Disziplin, die kulturelle Prozesse abbildet, reflektiert und interpretiert, wobei die jeweiligen Standortspezifika zur Bereicherung und Dialogfähigkeit beitragen. Die regionale Kompetenz selbst wandelt sich, denn die soziokulturelle Kontur des Lokalen verändert das Feld der Forschung permanent. In gewisser Weise ist das Fach mit seiner traditionalen Spezialisierung auf Nationalisierungsprozesse auch für die Analyse von Ent- und Renationalisierungsprozessen prädestiniert. Die jeweiligen Standortspezifika, in Wien etwa Grenzregion, Großstadt und multiethnische Geschichte, bieten daher Chancen, die Dialogfähigkeit der Disziplin nach innen und ihre Kompetenz nach außen zu vermitteln.

Gudrun M. König, Thinking the Discipline:
»European Ethnology« between Cultural Analysis
and Material Culture Studies

Ten years after the Bologna reforms, this paper traces the landscape contours of the discipline. It gives an overview of how the field presents itself on the Internet and examines dissertation and postdoctoral thesis topics from 2000 to the present. The main focus is on material culture studies and the theoretical aspects of cultural analysis with respect to the »veto right« of things.

Neuerscheinung

Klaus Beitl, Peter Strasser (Hg.)
Richard Beitl (1900–1982)
Wissenschaft – Dichtung – Wirken für die Heimat
(Montafoner Schriftenreihe, 21)

Richard Beitl war sowohl im akademischen Betrieb in Berlin als auch in seiner »Geburtsheimat« Montafon (Vorarlberg) gleichermaßen zuhause. Als erster wissenschaftlicher Mitarbeiter beim »Atlas der deutschen Volkskunde« zu Beginn der 1930er Jahre und erster habilitierter Volkskundler an der Universität Berlin vor dem Zweiten Weltkrieg sowie in den 60er Jahren trug er bedeutend zur Ausrichtung des damals noch jungen Faches Volkskunde bei. Als Kulturreferent von Schruns nahm er sich in der Nachkriegszeit nicht nur der wirtschaftlichen Entwicklung des Ortes an, sondern bemühte sich im Sinne einer »Angewandten Volkskunde« auch um die Vermittlung der kulturellen Identität im Tal. Als Dichter trugen ihm seine Heimatromane sowie Lyrik hohe Bekanntheit ein. Aus Anlass einer Ausstellung über Richard Beitl im Frühjahr 2009 wurden von einer Reihe von Autoren/-innen die verschiedenen Aspekte des vielfaltigen Wirkens und der Persönlichkeit des Dichters, Gelehrten und Akteurs für die Angelegenheiten des Tales Montafon und in einen facher- und ortsübergreifenden Kontext gestellt.

Schruns, Heimatschutzverein Montafon, 2009. Kartoniert, 316 Seiten, zahlr. Abb. - ISBN: 978-3-902225-33-7, € 25,-

Bezug: Heimatschutzverein Montafon, Kirchplatz 15, A-6780 Schruns
E-Mail: museen@montafon.at;
www.stand-montafon.at/kultur

Inhalt

A. Rudigier: Vorwort; - *K. Beitl:* Schruns ↔ Berlin. Richard Beitl (1900–1982). Wissenschaftler – Dichter – Wirken für die Heimat: - *B. Rieken:* Spuk in der Außerlitz. Josef Beitl berichtet in einem Brief an seinen Sohn Richard von einer nachtlichen Begegnung mit Geistern: - *P. Strasser;* Zur Rezeptionsgeschichte der Sagensammlungen und Sagenforschungen in Vorarlberg von Richard Beitl: - *M. Simon;* Richard Beitl und der Atlas der deutschen Volkskunde: - *L. Scholze-Irrlitz:* Richard Beitl – Wissenschaftler und akademischer Lehrer der Volkskunde in Berlin: - *R. Johler:* Richard Beitl und die Volkskunde Vorarlbergs; - *U. Längle:* »Ein der Dichtung Ergebener«: Richard Beitl als Lyriker: - *J. Thaler;* »Angelika« und »Johringla«: Überlegungen zu Richard Beitls Montafon-Romanen: - *B. Tschofen:* Der Volkskundler als Wissensagent: Richard Beitls Wirken zwischen Wissenschaft, Medien und regionaler Praxis: - *P. Bußjäger:* Zwischen Litz und »f-Schreibung«. Richard Beitl als Kämpfer für die Sache der Montafoner: - *A. Rudigier:* Heimatmuseum und Heimatschutzverein als Bühne des Wirkens von Richard Beitl: - *K. Vonbank:* Richard Beitl: »Am liebsten schreibe ich über Menschen«. Menschen von Schruns (und aus dem Montafon), dargestellt in Würdigungen, Gratulationen und Nachrufen: - *J. Pfefferkorn;* Richard Beitl – ein großer Freund und Förderer der Musik im Montafon: - *J. Baumgarten;* Theresa Beitl, eine Berliner Malerin zwischen Großstadt und Alpen. Namens- und Ortsregister.

Mitteilung

Eine Lanze für Luzifer!*

Martin Scharfe

Anheimeln und Fremdeln im Museum

Wir feiern heute das 80jährige Bestehen unseres Museums und seine Umgestaltung – wir hätten freilich zugleich auch Anlaß zu einem 100jährigen Jubiläum: denn vor exakt einem Jahrhundert stellte der hier (in Wilten) geborene Altphilologe und Museumsmann Karl von Radinger in der Tiroler Kulturzeitschrift »Föhn« der Öffentlichkeit ein erstes Konzept für das künftige »Museum für Tirolische Volkskunst und Gewerbe« (wie er es nannte) vor.[1] Radingers Konzept hatte durchaus moderne Züge. Denn er plante zum Beispiel den Einbau eines ›Bauernkirchels‹ – einer im Stil ländlichen Barocks gehaltenen Kapelle mit Votivbildern und Votivgaben, Wallfahrtsandenken, Amuletten und bemalten Totenschädeln; in einen ›sakristeiartigen Nebenraum‹ wollte er Heiligenfiguren, Palmesel und Krippen stellen; an der Außenwand der Kapelle wären Marterln, Totenbretter und Grabkreuze angebracht worden; ein richtiger Bauerngarten, ein Dorfbrunnen mit Floriansfigur gar sollten sich anschließen.

Ein solches Konzept, eine solche Installation nennen wir heute Inszenierung – ja manch einer, der sich Tendenzen des Tages besonders verpflichtet glaubt, möchte vielleicht sogar sagen: Radinger wollte »eine Geschichte erzählen« (wobei die »Inszenierung« nur als räumliche Variante des »Geschichten-Erzählens« zu sehen wäre). Jedenfalls legte unser Museumsmann hier die *Fährte des Anheimelns,* der gefälligen Rundung, des Anrührens, ja vielleicht gar der emotionalen Überwältigung: eine Fährte, die (bei Licht besehen) ein Indiz ist für Mißtrauen – Mißtrauen sowohl in die ausgestellten Dinge (denen man nicht zutraut, daß sie für sich selber sprechen) als auch Mißtrauen in das Publikum (dem man nicht zutraut, daß es den Zeugnischarakter des Gesammelten begreift).

* Festansprache zur Wiedereröffnung des Tiroler Volkskunstmuseums in Innsbruck am 18. Mai 2009. – Der Stil der mündlichen Rede wurde beibehalten.

1 Karl von Radinger [d. i. Karl Radinger von Radinghofen (1869–1921)]: Das Museum für Tirolische Volkskunst und Gewerbe, in: Der Föhn (Innsbruck), 1909, 2. Juni-Heft, S. 33–39.

Aber so simpel, wie es auf den ersten Blick wirkt, war Radingers Konzept keineswegs; denn neben die Fährte des Anheimelns legte er die *Fährte des Fremdelns*; die Fährte der Wärme durchkreuzte er mit einer Fährte des Fröstelns, der Abkühlung, des Aneckens. Der Geste der emotionalen Umarmung setzte er die Geste einer distanzierten und distanzierenden musealen Statistik entgegen, die er in Sälen des Wissens präsentieren wollte: im Saal der Hausgeräte, im Saal der landwirtschaftlichen Geräte, im Saal der Sittengeschichte. In diesem ›Saal der Sittengeschichte‹ hätte Karl von Radinger (neben ›grotesken Masken und Kostümen‹ des fastnächtlichen Schemenlaufens, neben anderen Requisiten des tirolischen Stubentheaters) die Luzifer-Gestalt aus dem Stummer Nikolausspiel vorgestellt (deren Äußeres Sie alle längst kennen) – wenn sie denn damals schon zu den Sammlungsbeständen gehört hätte.

Und ganz bestimmt hätte Radinger eine Geschichte *über Luzifer* erzählt; und das ist vielleicht der größte Unterschied zwischen dem alten Konzept, das ich kurz zu skizzieren versucht habe, und dem neuen, mit dem wir heute vertraut gemacht werden: es wird nun keine Geschichte mehr *über* Luzifer erzählt, sondern *Luzifer spricht selbst.* So stellt sich denn die Frage: Kann er das? Darf er das? Was hat er zu sagen? Wer also ist Luzifer? Wir wollen Auskunft über Luzifer!

Auskunft über Luzifer

Museumsleute sind es gewohnt, vom Materiellen auszugehen, vom Stofflichen, vom Äußeren. Unsere Luzifer-Figur ist so abgrundhäßlich, ist ein solcher Ausbund an Ekelerregendem – schleimige Zunge, stierende Augen, Warzen, Hörner, Fledermaus- und Krötenartiges –, daß einem der Gedanke beifallen muß: Warum dachten sie ihn so häßlich? *Mußten* sie ihn so abstoßend bilden – aus Angst, die Menschen glaubten ihm sonst seine Bosheit nicht?

Der Volkskundler, der viel in den Archiven gearbeitet hat, um zu erfahren, wie es um den Glauben der Menschen in historischen Zeiten wirklich stand, weiß manches zu berichten von dem, was man früher ›volksfrommen Glauben‹ nannte. Mehr wird er zum sogenannten »Aberglauben« gefunden haben, der ja, bei Licht besehen, stets ein Zeichen des Mißtrauens in die offiziell gepredigte Religion war. Die überraschendsten Funde aber sind die zahlreichen Berichte über das verzweifelte Vertrauen vieler Menschen in den Teufel, den Gegenspieler Gottes, als der mögli-

cherweise größeren Potenz: Anrufungen des Teufels, Verschreibungen, Verträge, Bündnisse.[2] Und das war nicht festliche Oper (wir denken an Webers »Freischütz«), sondern Überlebensangst und bittere Not eines kalten Lebens, für die uralte Verhaltensmuster bereitlagen aus unterirdischen Traditionen des Zweifels mitten im ›christlichen‹ Abendland.[3] Als wie gefährlich sie betrachtet werden mußten, sieht man nicht nur an der Spur der Verbrennungen sogenannter Ketzer, sondern auch am kirchlichen Programm der Verteufelung des Teufels, dem unsere Innsbrucker Luzifer-Figur entstammt.

Freilich weiß man schon lange von der Nähe des Erhabenen zum Lächerlichen, und so bestand vielleicht von jeher die Gefahr, daß im Programm der Verteufelung des Teufels der Schuß (wie man sagt) nach hinten losgehen konnte – daß also das Abscheuliche, das Unflätig-Häßliche ins Grotesk-Komische umzukippen begann, ja gar in romantische Anrührung. Deshalb fiel Hans Christian Andersen, dem großen dänischen Erzähler, die Bemerkung ein, der Teufel habe Geschmack[4]; denn er spreche eine romantische Ader in uns an. Doch hat der Teufel in diesem Sinne nicht nur Geschmack (möchten wir gleich anfügen), sondern er ist auch gescheit; jedenfalls hatte Luzifer im alten tirolischen Stubenspiel – als zweites Ich sozusagen – stets den ›Verstellten‹ bei sich, eine Gestalt, die mit den allervernünftigsten Argumenten die Leute auf ihre Seite zu ziehen suchte. Luzifer ist also keineswegs nur der Romantiker; er ist die Ambivalenz in Person; er ist stets zugleich auch der aufklärerische und aufgeklärte Antipode einer gefälligen Romantik: Luzifer ist, ganz gegen allen äußeren Schein, der Aufklärer!

Luzifer ist der radikale Aufklärer, weil er (mit Immanuel Kant) die Parole vertritt: »Habe Mut, dich deines *eigenen* Verstandes zu bedienen!«[5] Das ist Menschenrecht und Menschenpflicht, weshalb Friedrich Schiller

2 Vgl. Martin Scharfe: Über die Religion. Glaube und Zweifel in der Volkskultur. Köln, Weimar, Wien 2004, S. 199f.

3 Vgl. ebd., S. 219–221.

4 Vgl. Hans Christian Andersen: Schattenbilder von einer Reise in den Harz, die Sächsische Schweiz etc. etc. im Sommer 1831. Hg. von Ulrich Sonnenberg. Frankfurt am Main, Leipzig 2002, S. 164. – Andersen knüpft seine Notiz an die Beobachtung, daß romantische Orte der Landschaft oft mit dem Namen des Teufels belegt sind (Teufelsbrücke, -schlucht, -stein).

5 Immanuel Kant: Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung? (1784), in: Ders.: Was ist Aufklärung? Aufsätze zu Geschichte und Philosophie. Hg. von Jürgen Zehbe. 3. Aufl. Göttingen 1985, S. 55–61, S. 55. – Hervorhebung bei Kant!

Abb.: Luzifer, Figur aus einem Nikolausspiel, Tiroler Volkskunstmuseum, 2009

(Sie haben recht gehört: der Poet, Historiker und Philosoph Friedrich Schiller!) in *seiner* Exegese der biblischen Schöpfungsgeschichte, 1790, nicht mehr, wie die Theologen seiner Zeit, vom Resultat böser Einflüsterungen der Schlange sprach, sondern von Reflexion, vernünftiger Einsicht und Selbsterkenntnis Adams. Was anderen als Sündenfall des Menschen galt, wurde nun gewürdigt als »erste Äußerung seiner Selbsttätigkeit, erstes Wagestück seiner Vernunft«, ja als »erster Anfang seines moralischen Daseins« – »ohne Widerspruch«, setzt Schiller hinzu, »die glücklichste und größte Begebenheit in der Menschengeschichte«.[6]

Diese Befreiung des Denkens über Luzifer war eine kulturelle Errungenschaft, die nicht mehr in Vergessenheit geraten konnte – bis hin zu Friedrich Nietzsches Anmerkung aus dem Jahre 1886: der Teufel sei »der älteste Freund der Erkenntniss«[7]; und bis hin zur Neuaufstellung des Tiroler Volkskunstmuseums im Jahre 2009. Aber Sie wissen schon: Wir treiben hier keine Theologie, es geht um die Rehabilitation Luzifers nicht als *theologischer*, sondern als *kultureller* Figur; und Sie wissen weiterhin: Larve und Gewand unseres Innsbrucker Luzifers stammen aus einem Theater-Fundus – nehmen wir ihn also als eine Figur des Theaters, des Spiels, des Spielens mit Ideen und Einfällen!

Luzifers Fragen, Einwände und Zumutungen

Und diese Figur des Theaters tritt nun im Bildungstheater Museum auf – in der neuen Rolle des kritischen und selbstkritischen Museologen: die Mundwinkel zu einem wissenden oder ironischen Lächeln verziehend, mit einem Auge zwinkernd, an bestimmten Stellen sich räuspernd, vielleicht auch hüstelnd, am Ende schallend lachend – jedenfalls mit Gebär-

6 Friedrich Schiller: Etwas über die erste Menschengesellschaft nach dem Leitfaden der Mosaischen Urkunde (1790), in: Schillers Werke. Hg. von Ludwig Bellermann. Bd. 10 (Hg. von Wolfgang Stammler). 2. Aufl. Leipzig, Wien o. J., S. 217–235, S. 219. – Zur Bedeutung dieser Stelle für eine moderne Kulturtheorie (und zur Bedeutung Schillers als Kulturtheoretiker) vgl. Martin Scharfe: Menschenwerk. Erkundungen über Kultur. Köln, Weimar, Wien 2002, S. 27–31.

7 Friedrich Nietzsche: Jenseits von Gut und Böse. Vorspiel einer Philosophie der Zukunft (1886), in: Ders.: Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe. Hg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari. 2. Aufl. München, Berlin, New York 1988. Bd. 5, S. 9–243, S. 95.

den (das heißt: leib-haft, wie es sich für den ›Leibhaftigen‹ gehört!) auf eine unnachahmlich uneindeutige Art kommentierend: eher fragend als belehrend, eher zweifelnd als indoktrinierend. Vor allem fünf Fragenbündel sind es, die ihn umtreiben, und mit denen er *uns* umtreiben will.

Erstens: Er weiß natürlich, daß sich das Museum von vielen anderen Institutionen des kulturellen Gedächtnisses – Archiv, Bibliothek, elektronisches Netz – dadurch unterscheidet, daß es materiale Güter aufbewahrt: Ausstellbares, Herzeigbares, Dreidimensionales, um das man herumgehen kann, und das man, wäre es von den Konservatoren nicht aus gutem Grund verboten, betasten könnte. Denn es gibt den Drang zum Berühren, einen realen Sog des Haptischen. Doch daneben wissen wir auch von einem theoretischen Sog – denn man möchte gerne glauben, die Realien repräsentierten die reale Welt in ihrer vollen Breite und Dichte. Doch da gibt Luzifer zu bedenken: Was ist mit Erzählung, Ritual, Theater, Gebärde, Glaube, Witz, Emotion, Arbeit, soweit sie sich nicht vergegenständlicht haben? Das Museum spiegelt also nicht die volle Realität wider.

Zweitens: Das Museum, so resümiert Luzifer, spiegelt nicht die volle historisch-kulturelle Realität ab; es repräsentiert nur ihre Ding-Seite. Doch auch diese ist nicht vollständig aufbewahrt. Die gesammelten Dinge haben eine Schlagseite zum Besonderen, Seltenen, Außerordentlichen, zum Kostbaren; das Gewöhnliche, das Abgenutzte und Beschädigte, das Schäbige ist unterrepräsentiert. Die Sammler schielen und schielten fast stets aufs Schöne und Außergewöhnliche.

Ohnehin, gibt Luzifer zu bedenken, *drittens*, sei doch völlig ungeklärt, was gesammelt worden sei und was nicht, nach welchen Prinzipien also die Sammlerinnen und Sammler ihre Schätze zusammengetragen hätten – ja schon die Frage nach *Prinzipien* sei falsch gestellt, weil die Motive der Sammelleidenschaft weithin tief im Unbewußten vergraben lägen und die Sammeltätigkeit mithin von unbekannten Affekten, Tabus und Obsessionen gesteuert sei – unkontrolliert, sorgsam verborgen, unerkannt, vielleicht unerkennbar. Es fällt Luzifer nicht schwer, Beispiele zu nennen – die Bereiche des Sexuellen, des Glaubenszweifels, der diversen Laster, der Brutalitäten und Heimlichkeiten aller Art –, so daß er sich zuweilen zum groben Satz versucht fühlt: Sammeln sei oft mehr, als man denke, vom Unterleib und nicht vom Kopf dirigiert, und das Gesammelte repräsentiere nie und nimmer die objektive historische Wirklichkeit.

Ja, man müsse diesen Gedanken noch zuspitzen und – *vierter Punkt!* – fragen, ob nicht alles, was im Museum gezeigt werde, letztlich

dazu diene, anderes zu verbergen. Das Museum als Ort der kulturellen Erinnerung sei somit zugleich ein Ort kultureller Vergeßlichkeit; die Institution des öffentlichen Gedächtnisses, als die das Museum gelte, sei nicht minder eine Institution des öffentlichen Gedächtnisverlustes – eine Institution unerkannter kultureller Demenz.

Doch will er solche Spitzen, solche Sottisen nicht allein auf die Sammelnden münzen; schließlich und *fünftens* projiziere ja auch das Publikum *selbst* seine heutigen Erfahrungen, Wünsche und Bedürfnisse unbewußt auf die historischen Objekte, verkläre sie zum Beispiel romantisch, sehe manches mit liebevollem Auge an und anderes mit desinteressiertem, ja mit bösem Auge, verfälsche und verunstalte damit das Sammelgut, obwohl es sich doch rein äußerlich gar nicht verändert habe – kurz: jede Besucherin, jeder Besucher vergreife sich mit den eigenen Empfindungen an den Exponaten und nehme sozusagen imaginäre Restaurierungen vor – unbefugte Ergänzungen, ja Fälschungen nach einem trivialen und erwünschten Bilde historischer Wirklichkeit.

Sie aber, meine Damen und Herren, wissen: Luzifer ist zwar ein geistreicher Kopf; aber er ist auch ein arger Sprücheklopfer. Wenn er uns gar zu negativ kommt, verbieten wir ihm das Maul und sagen: Wir halten uns ans Positive, das wir drüben im neuen Museum zu sehen bekommen; und dazu dürfen wir uns beglückwünschen!

neuerDings

»Ich habe mich fürs erste mit dieser Geschichte zurückgehalten...«[1]
Neues zum »Arnautengürtel« – eine Objektrevision

Ein Rückblick: In Raum 4 – dem albanisch-griechisch-türkischen Bereich – der Schausammlung des im Jahr 1974 eröffneten und seit Herbst 2008 geschlossenen Ethnographischen Museums Schloss Kittsee (EMK) waren vier Gürtel zu sehen.[2] Diese aufwendigen mit Messing belegten und mit gefassten Karneolen[3] besetzten Lederarbeiten beeindruckten durch ihre Dimension, Massivität, Kunstfertigkeit sowie ihr zu erahnendes Gewicht. (Abb. 1)

An die dreißig geschliffene ovale und runde Steine, mit einem Durchmesser von bis zu zwei Zentimetern, sind an der Vorderseite angebracht, die Gürtel selbst bestehen aus mehreren miteinander vernähten, etwa zehn Zentimeter breiten Lederbahnen, die vollflächig mit ziselierten und gestanzten Messingornamenten versehen sind. Je nach Ausführung wiegen die Gürtel zwei bis drei Kilogramm und sind maximal 125 cm lang.
Die Objektbeschriftung in der Schausammlung titelte: »Arnautengürtel. Mit Karneolen besetzter schwerer Ledergürtel, mit Messingplatten und -rosetten beschlagen«.[4] Als Verbreitungsgebiet wurden Herzegowina, Montenegro und Albanien genannt. Die angegebene Herstellungs- bzw. Verwendungszeit datierte ins frühe 19. Jahrhundert.
Diese Objektbeschriftung löste im Jahr 2005 eine ältere Interpretation ab, die vom so genannten Arnautengürtel als einem »Teil des Prunkornats der Leibgarde des montenegrinischen Königs«[5] sprach. Eine männliche, zeitlich und sachlich verwirrende Gebrauchszuschreibung, die 2005 gestrichen, jedoch auch nicht anderwärtig spezifiziert wurde.

Anfang des Jahres 2007 wurde dem Österreichischen Museum für Volkskunde (ÖMV) ein solcher Gürtel als Schenkung angeboten. Es

1 Exzerpt aus Übernahmeprotokoll, Herkunftsakten des ÖMV zu Inv. Nr. 83.363, 31.1.2007.
2 siehe auch: Kopie eines zehnseitigen Informationsblattes »Ethnographisches Museum Schloss Kittsee«, datiert: 10.05.1974, ÖMV, Bibliothek, 25.981 FM-Ö.
3 Der Karneol ist wie auch der Achat eine Varietät des Mineralsteins Chalcedon. Zur zugeschriebenen Wirkung des Karneols siehe u.a. Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Bd. 4. Berlin, New York, 1987.
4 Arnauten = türkische Bezeichnung für Albaner
5 Montenegro war von 1910 bis 1916 Königreich.

Abb. 1 Vitrine in der Schausammlung des EMK, 2008, Foto: EMK

handelt sich um ein teilweise beschädigtes Stück mit einer Länge von 115 cm und einer Breite von 10 cm. An der Vorderseite waren ursprünglich 34 messinggefasste Karneole in drei Reihen montiert. Ein Stein fehlt seitlich am Übergang zum Messingplattenbesatz des Gürtels. Der größte Stein ist in der Mitte der Vorderseite angebracht, sodass sich eine Symmetrie im Steinbesatz ergibt. Die gefassten Karneole nehmen etwa ein Drittel der Länge des Gürtels ein, der Rest ist mit gelochten und ziselierten Messingquadraten, die mit Blumenmotiven versehen sind, belegt. Diese Messingplatten sind oberhalb und unterhalb von dreireihig angebrachten Ziernieten umrahmt. (Abb. 2)

Mit diesem Neuzugang kam Bewegung in die museale Karriere der Ledergürtel. In Wien wurde ein Wohnsitz aufgelassen, der Besitzer des Objekts konnte oder wollte für das übliche Übernahmeprotokoll zunächst keine näheren Angaben machen – außer den in der Familie tradierten Satz: »Jeder Stein zählt für einen umgebrachten Türken«.[6] Nun war es an der Zeit für eine Nachrecherche.

Die Schriftstellerin, Sammlerin und Malerin Natalie Bruck-Auffenberg (1854–1918)[7] publizierte 1911 im Kunstverlag Anton Schroll eine Sammlung dalmatinischer Muster und Kunsttechniken.[8] Dort ist ein solcher Gürtel abgebildet. Die Bildunterschrift »Frauengürtel« verdeutlicht eine weibliche und damit eine völlig neue Verwendungszuschreibung.

Petar Namičev, Kurator am Mazedonischen Museum in Skopje, bezeichnet das Objekt auf Nachfrage als typischen montenegrinischen Braut- und Zeremonialschmuck aus dem 18. bzw. 19. Jahrhundert und verweist auf ähnliche Stücke in Serbien.[9]

Als diese Information dem ehemaligen Eigentümer des nunmehrigen Frauengürtels zur Kenntnis weitergeleitet wurde, lieferte er – offensichtlich interessiert und ermutigt – seine erweiterte Objektgeschichte:

6 wie Anm. 1.

7 zu Bruck-Auffenberg siehe u.a.: Vesna Zorić: Povijest Čiparske škole u Pagu, in: Etnografski muzej Zagreb (Hg.): Paška čipka. Lace from the Island of Pag. (Ausstellungskatalog), Zagreb 1995, S. 23f. und Adolf Mais: Sonderausstellung »Alte Volkskunst aus Dalmatien – Sammlung Natalie Bruck-Auffenberg«, in: Rudolf Vogel (Hg.): Die Volkskultur der südosteuropäischen Völker. (=Veröffentlichungen der Südosteuropa-Gesellschaft. Südosteuropa-Jahrbuch, 6). München 1962, S. 140ff.

8 Natalie Bruck-Auffenberg: Dalmatien und seine Volkskunst. Wien, Anton Schroll, 1911, Tafel X sowie weiterer Text S. 62.

9 Herkunftsakten des ÖMV zu Inv.Nr. 83.363: eine beigelegte Nachricht von Petar Namičev, Skopje.

Abb. 2 Detail der Vorderseite des 2007 als Schenkung in das ÖMV gekommenen »Arnautengürtels«, Inv.Nr. 83.363, Foto: ÖMV

Abb. 3 Natalie Bruck-Auffenberg: Dalmatien und seine Volkskunst. Wien: Anton Schroll 1911, Tafel X (Detail). Bibliothek des ÖMV

»...Ich kann Ihnen nur weitergeben, was mir erzählt wurde – und zwar von meinem Vater (der nicht den Ruf eines Aufschneiders hatte). Ich habe mich fürs erste mit dieser Geschichte zurückgehalten, weil sie wie TausendundeineNacht anmutet.

Um die Jahre 1903 oder 1904, vor Beginn seines Studiums an der Wiener T.H. [Technische Hochschule, M. B.], unternahm er eine Fußwanderung durch Slowenien, Kroatien, Bosnien und die Herzegowina (damals kein ungefährliches Unterfangen). In der Gegend von Mostar erstaunte er [sic] über die Schädelpyramiden, die davon zeugten, dass die Türken bei ihrer Machtübernahme nicht gerade zimperliche Bekehrungsmethoden verwendet hatten. In derselben Gegend fiel ihm auch auf, dass viele der lokalen Moscheen edelsteinbesetzte Prunkgürtel (wie besagtes Objekt) von den Dachbalken, sozusagen als Votivgaben, hängen hatten. Seine Erkundigungen liefen dann auf folgendes hinaus: Wann immer ein Bosniake von den Türken umgebracht wurde, war es Brauch, dass seine wehrhafte Witwe auf Rache auszog indem sie Türken zu sich lockte und ihre Freier aus der Umarmung mit einem entsprechenden Messer zu Allah beförderte. Jeder ›Treffer‹ wurde auf dem Gürtel mit einem Karneol verewigt. Nach vollendeter Rache wurde der Gürtel einer lokalen Moschee als Memento überlassen. Unser wandernder Student konnte nicht umhin, ein Prachtexemplar in seinem Rucksack mitgehen zu lassen ...«[10]

In der Tat eine fantastische, mit allen Freiheiten des Erzählens ausgestattete Geschichte, die solcherart unterhaltend eine weibliche Verwendungszuschreibung untermauert, die aber vielmehr an die Mythenkraft dieser Region zwischen osmanischer Verwaltung, Gebirge, Blutrache und Heldentum erinnert.[11]

Ein Blick in die Museumssammlung fördert einen gleichartigen Gürtel mit der Inventarnummer ÖMV 36.675 zu Tage. Er fand 1918 mit rund zweihundert anderen Objekten Eingang in die Sammlung. Alle stammen aus dem Nachlass Natalie Bruck-Auffenbergs.[12] Verzeichnet ist das Ob-

10 wie Anm. 1.

11 Der Grazer Historiker Karl Kaser ordnet diese Topoi in seinem 1992 bei Böhlau erschienen Buch. Karl Kaser: Hirten, Kämpfer, Stammeshelden. Ursprünge und Gegenwart des balkanischen Patriarchats. Wien 1992.

12 Herkunftsakten des ÖMV zu Inv.Nr. 36.675: ein Brief an M. Haberlandt, gez. Bruck /Hptm., datiert 12. April 1918. Natalie Bruck-Auffenberg verstarb am 17. März 1918.

13 ÖMV, Inventarbuch Bd. 10, Inv.Nr. 36.675.

jekt als »Gürtel aus Leder«, als Verwendungsort ist »Montenegro bis in die Gegend des Scutarisees«[13] angegeben.

Dieser Gürtel befand sich mit den anderen drei in besagter Vitrine in Raum 4 der Schausammlung des EMK. Zwei davon waren Dauerleihgaben des Museums für Völkerkunde in Wien direkt an das EMK mit den Inventarnummern 28.737 und 61.029. Die Nummer 28.737 ist mit der Provenienz Bosnien versehen, beide Objektbeschreibungen beinhalten keinerlei Verwendungsangaben und wurden von Michael Haberlandt, damals noch Kustos an der anthropologisch-ethnographischen Abteilung des Naturhistorischen Museums, unter der Kategorie »Varia« 1888 bzw. 1898 inventarisiert.[14]

Die Fotosammlung des ÖMV liefert schließlich den Bildbeweis für die »weibliche Verwendung« des Gürtels. Zwei auf Karton aufgezogene Studiofotografien aus dem Fotostudio »P. Marubbi in Scutari«[15] zeigen Frauen in Tracht, jeweils mit dem entsprechenden Gürtel ausgestattet. Eine trägt die Bildunterschrift »Frauentracht aus Montenegro«, die andere »Vracca«, ein möglicher Verweis auf einen Ort nördlich von Shkodra, auf den wir im Text noch einmal stoßen werden. (Abb. 4) Beide Fotografien sind Teil eines Konvoluts von vierundsiebzig Fotografien von »Typen u. Costümbildern aus Albanien u. Montenegro«, die dem Museum 1905 von Hofrat Dr. Franz Steindachner aus Wien geschenkt wurden.[16]

Sowohl Objekt- als auch Fotobestand müssen Adolf Mais, der von 1946 bis 1973 als Kurator und vehementer Förderer der so genannten Ostsammlung des ÖMV und in Folge bis 1979 als Leiter des EMK tätig war, bestens bekannt gewesen sein.[17] Schon seit den 1950er Jahren suchte er konsequent Möglichkeiten für eine permanente Präsentation

14 Auszug aus dem Leihgabenverzeichnis des Völkerkundemuseums an das EMK, Inv. Nr. 28.737 und 61.029, erstellt 2007 im Museum für Völkerkunde.

15 ÖMV, Fotosammlung, Pos. 1.233 und 1.234.

16 Weiters sei an dieser Stelle auch auf eine andere, dreiundfünfzig Nummern zählende Widmung von Fotografien aus der Region mit Eingangsdatum 1923 verwiesen, die nicht auf Karton aufgezogen sind, jedoch auf Grund einiger Bildaspekte zumindest teilweise auf eine Provenienz des oben genannten Fotostudios schließen lassen. ÖMV, Fotosammlung, Pos., 5.240 bis 5.292 (Hptm. Hoffer).

17 siehe: Richard Pittioni: Nachruf Adolf Mais, in: ÖZV, XXXVII/86, 1983, S. 40f., und Klaus Gottschall: Schriftenverzeichnis Dr. Adolf Mais (1946–1981), ebd. S. 42–51; siehe auch: Michael Martischnig: Adolf Mais (1914–1982), in: Burgenländische Heimatblätter, 45, 1, 1983, Eisenstadt 1983, S. 1–8 (inkl. Schriftenverzeichnis).

Abb. 4 Studiofotografie einer Frau in Tracht, Eintrag im Bestandsblatt »Vracca«, ÖMV, Fotosammlung Nr. 1.234, Eingang 1905, Fotostudio P. Marubbi, Scutari

des genannten Sammlungsbestandes.[18] Eine Vielzahl von ihm gestalteter themenspezifischer Ausstellungen, auch außerhalb des ÖMV, begleitete sein Streben. In einer Sonderausstellung im Salzburger Kongresshaus präsentierte er Anfang der 1960er Jahre die Sammlung Natalie Bruck-Auffenberg, darunter auch »drei Gürtel – (außerdem ein mit Karneolen besetzter Frauengürtel)«.[19]

Auf dem Weg nach Kittsee legte Adolf Mais mit der »Ostsammlung« im Jahr 1970 gewissermaßen noch einen Zwischenstopp im Museum des 20. Jahrhunderts beim Wiener Arsenal ein. Die Ausstellung lief dort von 4. April bis 10. Mai 1970 und wurde vom Kaufhaus Gerngroß unterstützt. Im Grunde war hier sowohl Systematik als auch Objektbestand der im Mai 1974 in Kittsee eröffneten Schausammlung schon vorhanden. Im Katalog findet sich die Objektposition Nr. 59 »Arnautengürtel« – womit die Bezeichnung zum ersten Mal bei Mais auftaucht.[20] Die Verbreitungsangaben decken sich mit jenen, die im Jahr 2005 in Kittsee bei der erneuerten

18 u.a. in Wien, in aufgelassenen Schulen, im Ursulinen-Kloster, in Räumlichkeiten des Franziskanerklosters, weiters in Schloss Matzen und in Schloss Gobelsburg. Im Jahr 1963 erschien unter dem Titel »Der Plan für ein Museum Osteuropäischer Volkskulturen. Das Ostmuseum und das Schloß Prinz Eugens« ein bereits in alle Einzelheiten ausgefeiltes Konzept für eine ständige Präsentation in Schloss Hof im Marchfeld. (Siehe dazu: Adolf Mais: Der Plan für ein Museum Osteuropäischer Volkskulturen. Das Ostmuseum und das Schloß Prinz Eugens, in: Arbeitsgemeinschaft Ost [Hg.]: Österreichische Osthefte. Bd. 5, Wien 1963, S. 166–170.) Offenbar hatte er bei seinen Plänen auch mit internem Widerstand zu kämpfen. (Siehe dazu: Felix Schneeweis: Adolf Mais, die »Ostabteilung« des Österreichischen Museums für Volkskunde, das Ethnographische Museum Schloß Kittsee und deren Beziehungen zum ehemaligen Kronland Galizien, in: ÖZV, LI/100, 1997, S.523–528, hier S. 525 aus einem Manuskript eines von Adolf Mais am 11. Juli 1972 bei der konstituierenden Versammlung des Vereins Ethnographisches Museum Schloß Kittsee gehaltenen Vortrags: »[...] Aber alles vergebens, immer wieder waren andere, Stärkere da, zu guter Letzt der eigene Chef.«) Im Oktober 1969 erfuhr seine Idee deutlichen Aufwind. Er erstellte auf Anregung des Ministeriums einen Plan zu einer »Ständigen Schausammlung zur Volkskunde von Ost- und Südosteuropa«. Der zuständige Ministerialrat selbst gab den entscheidenden Namensvorschlag – Ethnographisches Museum.

19 Mais (wie Anm. 7), S. 138.

20 Die Anzahl der Stücke oder eine konkrete Objektangabe ist hier nicht angegeben. Adolf Mais: Osteuropäische Volkskunst. Sonderausstellung der Sammlung osteuropäischer Volkskulturen des Österreichischen Museums für Volkskunde. 4. April bis 10. Mai. Katalog (= Museum des 20. Jahrhunderts Sonderausstellungen, 42). Wien 1970, S. 15.

Beschriftung verwendet wurden. Mais spricht hier von einem »der umstrittensten Objekte« der Sammlung. Die Erklärung, warum es umstritten ist, bleibt er uns schuldig. Diese Unklarheit schreibt sich in den folgenden Jahren offensichtlich in die Objektgeschichte ein, denn Genaues über Verwendung und Herkunft war nie zu erfahren und die Gürtel selbst durchlebten so etwas wie eine museale mythologische Überhöhung. Woher Mais die Bezeichnung »Arnautengürtel« nahm, bleibt, wie auch die Genese der maskulinen Interpretation seiner Verwendung, nach wie vor unklar.

Arthur Haberlandt publizierte 1917 die Ergebnisse seiner im Sommer 1916 durchgeführten Forschungsreise durch die von den k. u. k. Truppen besetzten Gebiete am Balkan.[21] Er kommt nur einmal in Zusammenhang mit der Mirdita, der gebirgigen Region im Norden Albaniens, auf Gürtelzierrat in Verbindung mit Karneolen und Messingschmuck zu sprechen, belässt es aber bei der bloßen Verortung.[22] Haberlandt arbeitet in seinem Bericht viele fotografische Aufnahmen ein, darunter unzählige aus dem zuvor genannten Fotostudio Marubbi. Keine der hier verwendeten Aufnahmen zeigt einen mit Karneolen besetzten Gürtel.

Präzisierende Informationen bezüglich des Objekts kommen gegenwärtig aus dem Ethnographischen Museum Belgrad. Es handelt sich laut dortiger Auskunft um Frauengürtel, die in den serbischen Gemeinschaften in der Herzegowina, in Montenegro und im Grenzgebiet zu Albanien als Teil des Hochzeitsgewandes aber auch der Festtagskleidung verheirateter Frauen getragen wurden. Speziell auf den Ort Vraka, nördlich von Shkodra wird verwiesen, da dessen Einwohner im 19. und frühen 20. Jahrhundert mehrheitlich Serben waren.[23]

Diese Gürtel wurden im 19. Jahrhundert in der Gegend von Podgorica, Shkodra und Gusinje hergestellt. Die Kollegin nennt den englischen Reisenden V. Denton, der 1865 die Umgebung des Skutarisees bereiste und von kleinen Werkstätten berichtete.

21 Arthur Haberlandt: Kulturwissenschaftliche Beiträge zur Volkskunde von Montenegro, Albanien und Serbien. Ergebnisse einer Forschungsreise in den von den k. u. k. Truppen besetzten Gebieten. Sommer 1916. Wien 1917.

22 Ebd., S. 118.

23 Herkunftsakten des ÖMV zu Inv. Nr. 83.363: beigelegter zweiseitiger Brief von Mirjana Menković, Kuratorin am Ethnographischen Museum Belgrad, siehe auch die Deutung der Bildunterschrift »Vracca« weiter oben im Text.

Vergleichsobjekte befinden sich außer in Belgrad im Zemaljski Museum in Sarajevo und im Ethnographischen Museum in Split. Und da ist noch ein gemeinsamer Bestand: Fotografien aus dem Studio P. Marubbi befinden sich auch im Ethnographischen Museum in Belgrad. Der Italiener Pietro Marubbi (1834–1905) musste als Unterstützer Garibaldis Italien verlassen, kam 1856 nach Shkodra und begann 1858 in Albanien systematisch zu fotografieren. Die Familie Marubbi schuf über einen Zeitraum von 100 Jahren ein umfassendes fotografisches Werk, dem heute ein eigenes Museum in Shkodra gewidmet ist.[24]

Aber das ist eine andere Geschichte.

Matthias Beitl

24 siehe auch: Museu d'Etnologia València (Hg.): Albania 1858–1950. Ecritos de Luz de la Fototeca de Marubi (Ausstellungskatalog). València o.J.

Chronik der Volkskunde

Jahresbericht des Vereins und des Österreichischen Museums für Volkskunde 2008

Einführung

Die erste Hälfte des Jahres war von größeren logistischen Herausforderungen bestimmt, welche die Entwicklungen des vorangegangenen Jahres im Zusammenhang mit den Außenstellen Ethnographisches Museum Schloss Kittsee und Klosterapotheke im ehemaligen Ursulinenkloster in der Johannesgasse nach sich zogen.

Im vergangenen Jahresbericht wurden die Gründe für die Schließung des Ethnographischen Museums und die Auflösung des Trägervereins ausführlich dargelegt (ÖZV, LXII/111, 3, 2008, S. 309–310). Nach dem Auflösungsbeschluss vom 10. März 2008 erfolgten im Juni die ersten Übersiedlungstransporte nach Wien. Packen, Kunsttransporte organisieren, Leihgaben rückstellen, Platz finden für Objekte, Möbel, Bibliothek und Archiv von über dreißig Jahren, stellten die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die mit den Sammlungen befasst sind, vor erhebliche Platzprobleme. Nach einer würdigen Abschlussveranstaltung am 27. September 2008, an der auch Kolleginnen und Kollegen von befreundeten Museen und Institutionen aus dem Ausland teilgenommen haben, wurde die Schausammlung geschlossen, in der ersten Oktoberhälfte abgebaut und in die diversen Depots in Wien verbracht. Die Übergabe des Schlosses und des gesamten Areals an die Gemeinde Kittsee erfolgte am 31. Oktober 2010. Nach Beendigung der laufenden Geschäfte und ordnungsgemäßer Abwicklung der Auflösung wurde die Tätigkeit des Vereins mit der entsprechenden Meldung an die Vereinsbehörde am 30. Juni 2009 beendet.

Auch die Klosterapotheke musste im Mai 2008 geräumt werden. Im Jahr davor hatte es zunächst wiederholt Gespräche mit der Universität für Musik und darstellende Kunst als Hauptnutzer und der Bundesimmobiliengesellschaft als Eigentümervertreterin des Gebäudekomplexes gegeben. Zunächst gingen alle Partner davon aus, dass die Räumung

vorübergehend sein würde, das heißt nur für die Dauer der Generalsanierung des Gebäudes. Mitarbeiter des Museums für Volkskunde entwickelten Anfang 2008 unter Einbindung der Apothekerkammer als potentiellem Partner und in Zusammenarbeit mit dem Unit Ethnomedizin der Universität Wien ein neues Nutzungskonzept für den Standort Klosterapotheke, das die Errichtung eines Kompetenzzentrums für traditionelle Medizin, Heilwissen und Heilsvorstellungen in körperlicher wie spiritueller Hinsicht vorsah. Im März 2008 änderten sich die Bedingungen durch den Auszugsbeschluss des im selben Trakt untergebrachten Studentenheimes massiv, sodass die Musikuniversität die Nutzung der Räumlichkeiten durch das Volkskundemuseum als Präkarium unter dem entsprechenden juristischen Prätext widerrief. Unter Abwägung der Vor- und Nachteile des Standorts und der derzeitigen insgesamten Situation des Museums und nach ausführlicher Diskussion im Vorstand und wissenschaftlichen Beirat des Vereins wurde beschlossen, den Standort Johannesgasse aufzugeben und dessen thematischen Schwerpunkt zukünftig im Hauptgebäude zu verfolgen.

Die Angelegenheiten der Rechtssituation des Museums, der Finanzausstattung und der Probleme mit dem sanierungsbedürftigen Gartenpalais Schönborn entwickelten sich in der zweiten Jahreshälfte 2008 erfreulich dynamisch. Ende September trafen sich, auf Einladung des Bundesministeriums für Unterricht, Kunst und Kultur, die des. Generaldirektorin und der kaufmännische Geschäftsführer des Kunsthistorischen Museums und die beiden Direktoren des Volks- und Völkerkundemuseums zu Beratungen. Seitens des Ministeriums wurde – als Folge der museumspolitischen Initiative vom Frühjahr 2008 und aufgrund einer Reihe von Presseartikeln zur Situation des Volkskundemuseums – dringender Handlungsbedarf erkannt und die Aufnahme eines Prozesses zur Umstrukturierung und neuen inhaltlichen Positionierung beider Museen angeregt.

Anfang Dezember 2008 begann dann ein durch das Ministerium ermöglichter moderierter Gesprächs- und Planungsprozess, an dem Vertreter der Museumssektion des bm:ukk und die Direktoren der Museen für Volks- und Völkerkunde – erweitert um 3er-Teams aus den beiden Museen – teilnahmen und welcher in den darauffolgenden Monaten intensiv fortgesetzt wurde. Die Arbeitsgespräche erfolgten im Hinblick auf eine mögliche Fusionierung von Volks- und Völkerkundemuseum zu einem neuen Museum mit neuem Namen und einer eigenen Identität als starkes, eigenständiges, vom Kunsthistorischen Museum unabhängiges

Kulturmuseum des Bundes. Inzwischen liegt ein vierzigseitiges Inhaltskonzept inklusive Raum- und Finanzplanung vor. Ob diese Pläne umgesetzt werden können, oder zu Makulatur werden, wie jene Konzepte der 1980er Jahre für ein Haus der Kulturen im damals in Planung befindlichen Museumsquartier, sollte der Herbst 2009 zeigen.

Die Bezirksvertretung des 8. Bezirks möchte das Volkskundemuseum auch in Zukunft in der Josefstadt verankert sehen. Am 1. Dezember 2008 fand auf Einladung des Bezirksvorstehers des 8. Bezirks im Volkskundemuseum ein »Gipfel zur Zukunft des Volkskundemuseums« statt, an dem neben Mitgliedern des Vorstands und Kuratoriums des Vereins für Volkskunde, Vertreter von Bund und Stadt Wien auf Beamtenebene und Bezirksvertreter aller Fraktionen teilnahmen. Die Diskussion verlief lebhaft und konstruktiv, blieb bisher jedoch ohne Konsequenzen seitens der Stadt, die für Anfang 2009 den Beginn von Renovierungsarbeiten am Gartenpalais durch die MA 34 angekündigt hatte.

Kaum zu glauben, dass neben diesem organisatorischen, kulturpolitischen und konzeptionellen Stakkato auch Museums- und Vereinsarbeit im engeren Sinn stattfinden konnte. Der nachstehende ausführliche Bericht informiert darüber.

Veranstaltungskalender 2008

17.1.	Ethnische Minderheiten in Europa zwischen Identitätsbewahrung und Assimilation. Vortrag von DDr. Thede Kahl
23.1.	Space Invasion I/III. Corinne Rusch. Ausstellungseröffnung
25.2.	Wilhelm Reich. Sex! Pol! Energy! Kuratorinnenführung durch die Ausstellung im Jüdischen Museum Wien von Mag. Birgit Johler
27.2.	Space Invasion – II/III. Markus Hofer. Ausstellungseröffnung
6.3.	...ein Jahr nach Papageno backstage. Mozart frei Haus. W.A. Mozart im Zentrum seiner Zeit und der Künstlergemeinschaft am Wiener Freihaus. Vortrag von Bernd Roger Bienert
10.3.	Außerordentliche Generalversammlung des Vereins Ethnographisches Museum Schloss Kittsee

12.3. Die Klosterapotheke im Mittelpunkt. Führung anlässlich der Schließung der Außenstelle Sammlung Religiöse Volkskunst in der alten Klosterapotheke im ehemaligen Ursulinenkloster, 1010 Wien, Johannesgasse 8

1.4. Space Invasion III/III. Gregor Graf. Ausstellungseröffnung

10.4. Zeit Raum Beziehung. Menschen und Dinge im Konzentrationslager Dachau. Ausstellungseröffnung

11.4. Ordentliche Generalversammlung 2008 des Vereins für Volkskunde. Anschließend: Anthropologische Grundlagen religiös-ritueller Heilkünste: lokale Kontexte – globale Perspektiven – spirituelle Dimensionen. Vortrag von ao. Univ.-Prof. Dr. Manfred Kremser, Institut für Kultur- und Sozialanthropologie der Universität Wien

22.4. Erich Hackl im Gespräch mit Ferdinand Hackl. Der Schriftsteller sprach mit dem ehemaligen Spanienkämpfer über Freundschaft und Solidarität im Konzentrationslager.

24./25.4. »... zwei, drei, viele »1968«. Deutungen und Umdeutungen. Tagung im Rahmen des Kulturschwerpunkts im 8. Bezirk »8 im 8ten denken« in Zusammenarbeit mit dem Österreichischen Museum für Volkskunde

15.5. Rudolf Kalmar »Zeit ohne Gnade«. Lesung

31.5. Frühjahrsexkursion in die westliche Slowakei (Záhorie – Niedere Karpaten) gemeinsam mit der Anthropologischen Gesellschaft Wien.

1.6. Pestkerzenumgang in St. Benedikten. Busexkursion des Vereins für Volkskunde unter der Leitung von HR Dir.i.R. Dr. Franz Grieshofer

4.6. Fußballfans als Stammeskrieger. Vortrag von Univ.-Prof. Dr. Roland Girtler

10.6. Ein Tag – Bericht aus einem deutschen Konzentrationslager. Ein Film von Egon Monk, Hamburg 1965. Filmpräsentation im Österreichischen Filmmuseum mit Diskussion

24.6. Ballesterer, Goal-Leut', Zangler – Fußball(er)-Slang in Österreich. Vortrag von Mag. Dr. Manfred Glauninger

25.6. International Negotiations in Security-Related Issues: Theory and Practice. Academic Forum for Foreign Affairs, United Nations Youth and Student Association of Austria in Zusammenarbeit mit dem Österreichischen Museum für Volkskunde

27.6. Ethno Sound Scapes. Transkulturelle Klangräume in Wien. Eine akustische Feldforschung. CD-Präsentation mit Live-Musik

14.9. Zeit Raum Beziehung. Menschen und Dinge im Konzentrationslager Dachau. Matinée und Finissage

16.9. Places of Worship. Interreligiöse Gebetsräume auf Flughäfen. Ausstellungseröffnung

27.9. Les Adieux. Abschiedsveranstaltung im Ethnographischen Museum Schloss Kittsee

3.10. Andreas Duscha im Gespräch mit Dr. Joseph Farrugia. Ausstellungsgespräch

4.10. Lange Nacht der Museen. Stündliche Kurzführungen durch die Sonderausstellung »Places of Worship. Interreligiöser Gebetsräume auf Flughäfen«. Vermittlungsprogramm »Symbolik der Weltreligionen«

5.10. Tangible Traces. Dutch Architecture and Design in the Making. Ausstellungseröffnung und Empfang. Auf Einladung der Vienna Design Week (1.10.–12.10.2008) wurde diese vom Netherlands Architecture Institute (NAI) organisierte Ausstellung in Kooperation mit dem Österreichischen Museum für Volkskunde gezeigt

17.10. Überreichung der Festschrift »Begegnungen« an Univ. Prof. Dr. Konrad Köstlin anlässlich seiner Emeritierung Ende September 2008

26.10. Aktionstag für Bücherfreunde anlässlich des Nationalfeiertags. Bücherflohmarkt, Führungen und Familientag

30.10.–2.11. Filmtage Lichtblicke im Rahmen von »Gib 8 im Achten«, Vorträge, Kurzfilmprogramm

3./4., 7.11. II. Mittelamerikanisches Filmfestival

6.11. Prag 1968. Fotografien von Heinz Hosch. Ausstellungseröffnung

10.11. Wunderwelt/Kinderwelt. Führung durch die Ausstellung im Bezirksmuseum Alsergrund

13.11. Wen interessiert schon eine Geschichte der Fotografie? 5. Josefstädter Kulturgespräch mit Statements von Dr. Eva Brunner-Szabo, Fotokünstlerin; Dr. Monika Faber, leitende Kuratorin der Fotosammlung Albertina; Otto Hochreiter, Direktor des Stadtmuseum Graz; Prof. Dr. Friedrich Tietjen, Hochschule für Grafik und Buchkunst, Leipzig;

Moderation: Dr.h.c. Timm Starl

30.11. Weihnachtskrippen. Spiegelbilder vergangener Lebenswelten. Ausstellungseröffnung

4.12. Augenschmaus und Tafelfreuden. Aus der Geschichte des gedeckten Tisches. Vortrag von Dr. Ingrid Haslinger

9.12. Bauernmöbel im Dorotheum. Führung zu ausgewählten Exponaten mit HR Dir.i.R. Dr. Franz Grieshofer und Ulrich Prinz

11.12. Mâch ma dem Kindl a Tanzl auf. Musik und Lieder bei der Weihnachtskrippe. Vortrag von Ass.Prof. Dr. Rudolf Pietsch

14.12. Paizhao. Das alte China in historischen Fotografien und Objekten. Ausstellungseröffnung

19.12. Betest Du noch, oder verkehrst Du schon? Über Zonen der Transzendenz und Nullsignifikanz im globalen und interplanetarischen Verkehr. Einladung von Trafik 02 – Wiener Arbeitsgespräche zur Kulturwissenschaft. Impulsreferate von: Herbert Justnik, Barbara Imhof, Elisabeth Timm, Tristan Weddingen

Ausstellungen

Space Invasions – Drei Ausstellungen junger Kunst in der ehemaligen Portierwohnung des Volkskundemuseums.

23.1.2008–27.4.2008

Kuratierung und Organisation: Elsy Lahner, Herbert Justnik

Die derzeit nicht genutzten Räumlichkeiten der ehemaligen Portierwohnung im Gartenpalais Schönborn waren von Mitte Jänner bis Mitte April Schauplatz für drei Einzelausstellungen im Rahmen dieses Projekts, das speziell in Räumen stattfindet, die normalerweise nicht mit Kunst assoziiert werden. Die Räume lassen noch klar erkennen, dass sie bis vor kurzem als Wohnraum gedient haben und stellen damit alles andere als einen »White Cube« dar. Während der so genannte White Cube ein ästhetisch vordefinierter Raum ist, hatte man es hier mit Zeichen lebensweltlicher Nutzung zu tun. Diese stand in einem konkreten funktionalen Bezug

zum Museum: Privater Raum in einem öffentlichen Gebäude. Dieser Umstand barg die Herausforderungen für die KünstlerInnen, sich mit den Gegebenheiten vor Ort auseinander zu setzen und den Raum mit jeder der aufeinander folgenden Ausstellungen weiter zu verändern.

23.1.2008–17.2.2008	Corinne Rusch
27.2.2008–24.3.2008	Markus Hofer
1.4.2008–27.4.2008	Gregor Graf

Zeit Raum Beziehung.
Menschen und Dinge im Konzentrationslager Dachau
11.4.2008–14.9.2008
Studierende des Instituts für Europäische Ethnologie
der Universität Wien unter der Leitung von Michaela Haibl

Diese Ausstellung – das Ergebnis einer Projektarbeit von fünfzehn Studierenden am Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien – setzte sich mit den vielschichtigen Beziehungen im Konzentrationslager Dachau auseinander und verfolgte Spuren von Menschen und Dingen im Konzentrationslager, die bis in die Gegenwart reichen. Quellen waren Dokumente und Objekte aus dem Archiv der KZ-Gedenkstätte Dachau, dem Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes und aus dem Privatbesitz österreichischer Dachau-Überlebender sowie ausführliche Gespräche der Studierenden mit Zeitzeugen. In der Behandlung konkreter Themen wie Freundschaft und Widerstand, Überleben und Sterben oder auch im Umgang ehemaliger Gefangener mit Gegenständen aus dem Lager, wurde ein Einblick in die Heterogenität des Lageralltags gegeben. Die Zeugnisse und Objekte in der Ausstellung – etwa ein zensierter Brief, die Zeichnung eines Häftlings, eine Zigarettendose, eine Ess-Schüssel oder eine Porzellanfigur – sind Symbole der Vernetzung und verweisen zugleich auf all die Beziehungen, die nicht bezeugt werden können und von denen man nichts weiß.

Die Ausstellung wurde von Bundespräsident Dr. Heinz Fischer eröffnet.

Places of Worship. Interreligiöse Gebetsräume auf Flughäfen

16.9.2008–16.11.2008
Kuratierung und Organisation: Andreas Duscha, Herbert Justnik

Für diese Ausstellung hat der Fotograf und Künstler Andreas Duscha (geb. 1976, Heidenheim a.d. Brenz/D, lebt und arbeitet in Wien) internationale Flughäfen bereist und sogenannte interreligiöse Gebetsräume dokumentiert. Sie sind Gläubigen aller Religionsgemeinschaften zugänglich, um ihren religiösen Praktiken auch auf Flughäfen nachkommen zu können. Gebetsräume stehen normalerweise in einer streng kodierten ästhetischen Tradition, sie sollen durch Architektur und Symbolik die Kontemplation und Auseinandersetzung mit einer Religion ermöglichen. Im Gegensatz dazu stehen die durch die Interreligiosität bestimmten Gebetsräume auf Flughäfen vor der Aufgabe einen quasi neutralen spirituellen Ort zu schaffen. Dabei muss auf jegliche einer bestimmten Religion zuordenbare Symbolik verzichtet werden. Duscha untersuchte, wie dies möglich sei und ob nicht die regionalen und in den jeweiligen Ländern und Kulturen verankerten Vorstellungen in die Gestaltung einfließen. Er fotografierte die Räume in einer möglichst standardisierten Weise und sie wurden so präsentiert, dass sich mögliche Typologien nachvollziehen ließen. Zu sehen waren 25 großformatige Fotografien in Leuchtkästen in einem sonst völlig dunklen Raum, sowie begleitende Dia- und Videoinstallationen.

Prag 1968 – Fotografien von Heinz Hosch

Im Rahmen des europäischen Monats der Fotografie
7.11.2008–7.12.2008
Kuratierung und Organisation: Paul Diviak, Matthias Beitl

Das Österreichische Museum für Volkskunde zeigte in einer Installation des Autors und Künstlers Paul Divjak das kürzlich entdeckte Archiv des österreichischen Pressefotografen Heinz Hosch (1927–1981) mit seinem umfangreichen Fotobestand zu Prag ´68. Als eines der Schlüsselereignisse des 20. Jahrhunderts, ist das Geschehen von damals bis heute präsent. Die mediale Distribution des Ereignisses in Foto, Film und Fernsehen hat Geschichte geschrieben, der kulturwissenschaftlichen Textproduktion dient der »Prager Frühling« und insbesondere die Chiffre ´68 als unerschöpfliche Quelle – nicht nur, aber vor allem in Jubiläums-Jahren.

Hoschs Fotobestand zu Prag '68 bot die Möglichkeit, sich fotografischen Primärquellen zuzuwenden und das Geschehen aus einem bisher unbekannten Blickwinkel zu betrachten. – Es waren die Menschen, denen Heinz Hosch in seinen nahezu 500 präzise kadrierten Schwarz-Weiß-Bildern Aufmerksamkeit zukommen ließ. Im Rahmen einer Installation holte der Autor und Künstler Paul Divjak in Kooperation mit dem Fotografen Rainer Hosch – dem Sohn von Heinz Hosch und Verwalter seines Archivs – die Dynamik der historischen Ereignisse mittels Projektion aus dem medialen Tiefenspeicher und reaktualisierte sie. Das serielle Moment der Fotos wurde aufgegriffen und durch Soundscapes des heutigen Prag atmosphärisch verdichtet. Vintage Prints und Archivalien erweiterten die künstlerische Intervention und dokumentierten die Arbeit von Heinz Hosch. Die Berichterstattung in der Tageszeitung »Die Presse« setzte dabei chronologische Markierungen, und erlaubte es, die Spuren des Fotografen im historischen Geschehen aufzunehmen.

TANGIBLE TRACES – Niederländische Architektur und Design

4.10.2008–19.10.2008
Organisation: Matthias Beitl
in Kooperation mit der Neigungsgruppe Design

»Tangible Traces – Dutch Architecture and Design« wurde vom Netherlands Architecture Institute (NAI) als Beitrag für die Architekturbiennale 2007 in Sao Paulo konzipiert. Von 4. – 19. Oktober 2008 war die Ausstellung im Rahmen der diesjährigen VIENNA DESIGN WEEK im Österreichischen Museum für Volkskunde zu sehen. Die Ausstellung ging von der Frage aus, welche Bedeutung Architektur und Design in einer Welt haben können, in der Globalisierung, Standardisierung und Kommerzialisierung die höchsten Werte sind. Eine Antwort ist die Wiedereinführung von handwerklichem Können, Tradition und Kontext. Diese Eigenschaften finden sich in den Arbeiten des Architekturstudios Onix, des Raumdesigners Frank Havermans, der Textildesignerin Claudy Jongstra, des Modedesigners Alexander van Slobbe und der Industriedesignerin Hella Jongerius. Die DesignerInnen haben in den vergangen Jahren Kreationen entwickelt, die vergessenes Handwerk und lokale Expertise bei der Verwendung von Materialien wieder aufnahmen und so in neuer Form aufleben ließen.

Weihnachtskrippen. Spiegelbilder vergangener Lebenswelten

30.11.2008–1.2.2009

Kurator: Franz Grieshofer, Ausstellungsteam: Elisabeth Egger, Gabriele Klein, Monika Maislinger, Claudia Peschel-Wacha, Nora Witzmann

Die Krippenausstellung 2008 im Österreichischen Museum für Volkskunde lud zu einer Entdeckungsreise in die kleine Welt der prachtvollen Landschafts- und Kastenkrippen der Barockzeit und des 19. Jahrhunderts aus Tirol, dem Riesengebirge und dem Salzkammergut ein. Spannend gestaltete sich die Gegenüberstellung von Miniaturobjekten in den ausgestellten Krippen mit Realien in Originalgröße aus dem Bestand des Volkskundemuseums zu den Themenkreisen Küchengeräte (Bratspieß und Feuerbock), Tafelkultur (Geschirr aus Fayence, Holz und Zinn, Besteck, Leuchter), Welt der Jäger, der Handwerker (Schmied, Fleischhauer, Gerber, Weber, Fuhrmann, Zimmermann, Schuster, Steinmetz), der Bauern (Kraxe), der Fischer, der Senner (Butterfass und Schaff), der Hirten und der Knappen, Musikinstrumente (für Hirtenmusik und höfische Musik) und die Freizeitgestaltung (Schlittenfahren, Kegeln, Scheibenschießen). Eine besondere Kostbarkeit bildete die Tiroler Krippe von Augustin Alois Probst aus dem 18. Jahrhundert, eine private Leihgabe von Karl Hohenlohe, die erstmals öffentlich präsentiert wurde.

Momente urbaner Andacht. Advent 2.0

Eine fotografische Feldforschung des Österreichischen Museums für Volkskunde und eSeL.at – Kunst kommt von Kommunizieren

Idee und Konzept: Matthias Beitl, Herbert Justnik, Lorenz Seidler

Im Rahmen der Ausstellung »Weihnachtskrippen. Spiegelbilder vergangener Lebenswelten« fand heuer ein Fotowettbewerb mit folgendem Aufruf statt:

Ergänzen Sie die Weihnachtsausstellung um ihren fotografischen Blickwinkel auf die Adventzeit der Gegenwart! Weihnachten hat viele Gesichter. Wie feiern junge Familien, urbane Singles und Patchwork-Familien das Weihnachtsfest? Wie begehen die unterschiedlichen Communities Wiens die Weihnachtszeit? Gibt es Alternativen zu Weihnachtsbaum und Shoppingwahn? Wie kommen Sie in der »Stillsten Zeit des Jahres« zur Ruhe? Wie begegnen Sie den Weihnachtsinszenierungen in der Öffentlichkeit? Christkind, Weihnachtsmann oder Weihnachtsver-

weigerer? Adventkranz, Plastikbaum oder ein stiller Weihnachtsspaziergang im Wald? Welchen Adventmoment haben Sie heuer oder im letzten Jahr fotografisch festgehalten? Senden Sie Ihr Foto aus der Vorweihnachtszeit mit einer kurzen Beschreibung per Email an advent@esel.at.

Aus den Fotos, die bis 27. November 2008 einlangten, waren 24 ausgewählte Ansichten im Rahmen der Krippen-Ausstellung zu sehen. Das Österreichische Museum für Volkskunde sowie eSeL.at präsentierten alle Einsendungen auf ihren Homepages. Unter den Einsendungen wurden 5x je ein Katalog aus dem Programm des Österreichischen Museums für Volkskunde und je eine Jahreskarte für das Volkskundemuseum verlost.

Paizhao. Das alte China in historischen Fotos und Objekten

15.12.2008–1.3.2009

Kurator: Gerd Kaminski, Organisation: Elisabeth Truxa, Herbert Justnik

Das Österreichische Institut für China- und Südostasienforschung zeigte in dieser Ausstellung Aufnahmen aus China von fünf österreichischen FotografInnen vom Anfang des 20. Jahrhunderts. Fotos des berühmten Fotografen und Chinareisenden Heinz von Perckhammer wurden durch den Nachlass der Gesandtengattin Paula von Rosthorn und jenem weiterer Marineangehöriger sowie den Bildern der in geheimer Mission unterwegs gewesenen Lucy Müller ergänzt. Inhaltliche Schwerpunkte waren Straßenszenen, Kulturdenkmäler, Religion, Frauenleben, Ausländer und die österreichische Gesandtschaftswache. Die abgebildeten pompösen Leichenzüge, die von den ausländischen Truppen nach dem Boxeraufstand zerstörten Klausurhäuschen der Kandidaten für die kaiserliche Staatsprüfung und die Prinzenfamilie in ihrer Zuflucht in der österreichischen Gesandtschaft sind Teil einer nicht mehr existenten Welt. Erinnerungsgegenstände aus dem Besitz der FotografInnen und faszinierende Objekte des damaligen chinesischen Lebens ergänzten die Fotoausstellung. Gerd Kaminski und Renate Erhart, die Großnichte Perckhammers, haben einen großformatigen Bildband zu dieser Präsentation herausgegeben.

Wissenschaft

Start des Trebitsch-Projekts: Regionale Kultur im Spiegel musealer Sammlungen. Analyse der Kollektionen von Rudolf Trebitsch (1876–1918) vor dem Hintergrund europäischer Regionalisierung

Das Österreichische Museum für Volkskunde beherbergt, neben anderem europäischem Material, interessante und international wenig bekannte Sammlungen ethnographischer Gegenstände aus der Bretagne und dem Baskenland auf spanischer wie französischer Seite. Sie stammen von dem Wiener Anthropologen und Sprachwissenschaftler Rudolf Trebitsch (1876–1918), der auch frühe Tonaufnahmen und Photographien von seinen ausgedehnten Forschungsreisen zwischen 1906 und 1913 mitgebracht hat (neben Frankreich und Spanien u.a. aus Grönland, Irland, Wales, Schottland und der römischen Campagna). Bei den insgesamt mehr als tausend Objekten, Photos, Musik- und Sprachaufnahmen – heute in verschiedenen Wiener Sammlungen verwahrt – handelt es sich teilweise um ausgesprochene Raritäten und um Zeugnisse eines frühen wissenschaftlichen Interesses an bestimmten europäischen Regionalkulturen.

Der Sammlungsbestand von Rudolf Trebitsch bietet über seine fachgeschichtliche Bedeutung für mehrere kulturhistorische Disziplinen hinaus auch Anknüpfungspunkte für gegenwärtige Fragestellungen über Identität, kulturelle Repräsentation, regionale Kultur und deren Instrumentalisierung und Nutzen vor dem Hintergrund einer dynamischen Gesellschaftsentwicklung in Europa. Ein internationaler und interdisziplinärer Dialog zu diesen und weiteren Themen wurde durch einen Studientag am 18. April 2008 angestoßen (vgl. Tagungsbericht von Matthias Beitl in: ÖZV, LXII/111, S. 316–321). Es referierten: Margot Schindler, Österreichisches Museum für Volkskunde, Einführung; Amaia Basterretxea, Euskal Museoa – Baskisches Museum für Archäologie, Ethnographie und Geschichte, Bilbao; Rafael Zulaika, Baionako Euskal Museoa – Musée Basque et de l'histoire de Bayonne, Herbert Nikitsch, Institut für Europäische Ethnologie, Universität Wien; Matthias Beitl und Herbert Justnik, Österreichisches Museum für Volkskunde, Wien; Hana Dvořáková, Mährisches Museum – Ethnographisches Institut; Christian Feest, Museum für Völkerkunde, Wien; Christian Liebl, Pho-

nogrammarchiv, Österreichische Akademie der Wissenschaften, Wien; Bernhard Hurch, Institut für Sprachwissenschaft, Universität Graz. Im Anschluss moderierte Elisabeth Timm, Institut für Europäische Ethnologie, Universität Wien, eine angeregte Diskussion. Daran schloss eine Woche der Evaluierung des baskischen Materials der Trebitsch-Sammlung durch die Kuratorin Amaia Mujika Goñi, Euskal Museoa – Baskisches Museum für Archäologie, Ethnographie and Geschichte, Bilbao, und Alfonso Arejita, Linguist an der Universität Bilbao und Mitarbeiterinnen des Volkskundemuseums an.

Ende August Anfang September 2008 sondierten vier Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen des Volkskundemuseums Wien die Situation im Baskenland im Hinblick auf den weiteren Forschungsverlauf. Matthias Beitl und Herbert Justnik unternahmen von 24.8.–8.9.2008 eine Feldforschungsreise in das französische und spanische Baskenland. Im Lauf der Reise, während der sie von den Kollegen der Partnermuseen vor Ort hervorragend betreut wurden, wurden u.a. anhand von Originalobjekten Interviews und Videoaufnahmen mit Gewährspersonen an den Sammlungsorten durchgeführt und einige zeitgenössische Objekte für die Sammlung angeschafft. Elisabeth Egger (3.9.–8.9.2008) und Margot Schindler (3.9.–13.9.2008) beteiligten sich an der gemeinsamen Projektentwicklung in Bilbao und Bayonne und unternahmen, assistiert von den kundigen baskischen Kolleginnen, einige Exkursionen. Auf der Basis dieser Vorarbeiten wurde im Herbst des Jahres ein internationales Forschungsprojekt im Rahmen der EU-Initiative Kultur 2007–2013 eingereicht.

Museale Strategien in Zeiten politischer Umbrüche.
Das Österreichische Museum für Volkskunde in den Jahren 1930–1950

Projektförderung: Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung (FWF)
Einreichung: August 2008
Bewilligungsdatum: 11. Mai 2009
Projektstart: 1. April 2010
Laufzeit: 3 Jahre
Einreicher: o. Univ.-Prof. Dr. Konrad Köstlin, em.
Projektbearbeiterinnen: Mag.ª Birgit Johler, N.N.

Auf Grund von Förderungen durch den Österreichischen Nationalfonds der Republik Österreich für Opfer des Nationalsozialismus und die Stadt Wien–MA 7 (beide 2007) konnte die Projektentwicklung für die Einreichung beim FWF finanziert werden. Das nun durch den Wissenschaftsfonds geförderte Forschungsvorhaben untersucht die institutionelle und museale Praxis des Österreichischen Museums für Volkskunde vor dem Hintergrund sich ändernder politischer Machtverhältnisse. Ausgangspunkt und Grundstock des Projekts bildet ein bemerkenswerter und augenscheinlich geschlossener Quellenbestand im ÖMV, die so genannten Direktionsakten. Im Vorfeld des Projektes wurde von Birgit Johler bereits ein Beitrag in der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde publiziert, der das Vorhaben auf Grund einer ersten Durchsicht der Direktionsakten skizziert (ÖZV, LXII/111, 3, 2008, S. 229–263).

Ordnung der Dinge, Seminar des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien am Österreichischen Museum für Volkskunde unter der Leitung von Klara Löffler und Margot Schindler

Der Umgang mit Gegenständen ist im Museum wie in anderen Alltags- und Arbeitszusammenhängen zumeist durch gezieltes Auswählen und Zusammenstellen bestimmt.

Die von Prof. Klara Löffler konzipierte Lehrveranstaltung ging den umgekehrten Weg und näherte sich dem weiten Arbeitsfeld der materiellen Kultur zunächst über die erst zu bibliographierende und diskutierende Forschungsliteratur und eine über das Los bestimmte Zuordnung von einzelnen Museumsobjekten, an deren eingehender Betrachtung und Reflexion schließlich ein Text zur Methode und Methodologie der Objektanalyse stehen sollte. Die Aufgabe der Seminarteilnehmer bestand darin, entlang der Spuren, wie sie das jeweilige Objekt, dessen Material, Form, Funktion, vorgab, Ansätze zur Analyse von Bedeutungsebenen und Aneignungsweisen der Objekte – in Alltagen wie im Museum – zu entwickeln. Die Ergebnisse der Lehrveranstaltung sind unter dem Titel: Aus dem Fundus. Skizzen zur Objektanalyse im Museum, in: ÖZV, LXII/111, S. 377–404 publiziert.

Tagungsteilnahmen von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern:

30.1. 2. Arbeitssitzung des österreichischen Wissensnetzwerkes Digitale:Langzeitarchivierung im Österreichischen Staatsarchiv. Teilnahme: Elisabeth Egger

25.–27.3. Tagung »Bibliotheken in der NS-Zeit. Provenienzforschung und Bibliotheksgeschichte« in der Wienbibliothek im Rathaus, Teilnahme: Hermann Hummer

11.4. Tagung »Audio- und Multimediaguides in Museen und Ausstellungen« in der Landesgalerie Linz. Teilnahme: Claudia Peschel-Wacha (Bericht in: neues museum, 08/2)

15.–19.4. »Museumspädagogische Exkursion nach Irland«, organisiert vom Arbeitskreis für Museumspädagogik in Salzburg. Teilnahme: Claudia Peschel-Wacha

18.4. Studientag, Österreichisches Museum für Volkskunde, Regional Culture as Reflected by Museum Collections. Analyses of the Collections of Rudolf Trebitsch (1876-1918) against the Background of European Regionalisation. Teilnahme: Matthias Beitl (Referat), Herbert Justnik (Referat), Birgit Johler, Margot Schindler

15.–16.4. Workshop zur Neupositionierung des Heimatmuseums Schruns, moderiert von Gottfried Fliedl, Teilnahme: Matthias Beitl

5.6. Workshop Museumsprojekt »Sound of Music Museum« Salzburg, Teilnahme: Matthias Beitl

13./14.6. Bildung= ((Museum + Jugend) * Spaß) ². Jugend im Museum. ICOM-Seminar in Graz-Eggenberg. Teilnahme: Claudia Peschel-Wacha

16.9. Historikertag, St. Pölten, Teilnahme: Margot Schindler

21.–27.9. 41. Internationales Hafnerei-Symposium des Arbeitskreises für Keramikforschung in Dresden, Deutschland. Teilnahme: Claudia Peschel-Wacha (Vortrag; Bericht in: ÖZV, LXII/111, 4, 2008, S. 448–452.)

10.– 11.10. Tagung und Workshop der Museumsakademie Joanneum Graz in Kooperation mit dem Österreichischen Museum für Volkskunde Wien, Museumsvolunteering. Freiwillige ehrenamtliche Freunde. Teilnahme: Margot Schindler, Claudia Peschel-Wacha (Referat; Bericht in: neues museum, 09/1)

8.–10.10. »Die Er/Findung von Authentizität. 10. Jahrestagung der Kommission für Kulturwissenschaften und Theatergeschichte.« Österreichische Akademie der Wissenschaften. Teilnahme: Herbert Justnik

23.10. »Fotos schaffen Fakten/Schaffen Fotos Fakten?« organisiert von »schnittpunkt. Plattform für Ausstellungstheorie und Praxis«. Teilnahme: Herbert Justnik

14./15.9. Steirischer Museumstag. Teilnahme: Claudia Peschel-Wacha (Referat)

21.11. SciCom. Wissenschaftskommunikation im Fokus. Organisiert von science2public, Technische Universität Wien. Teilnahme: Claudia Peschel-Wacha (Referat)

25.11. Informationsaustausch des bm:ukk zur Digitalisierung des kulturellen Erbes in Österreich. Teilnahme: Elisabeth Egger, Margot Schindler

27.11. Informationsveranstaltung der ÖCG über den Kulturpool Österreich. Teilnahme: Elisabeth Egger

Studienreisen und Exkursionen:

31.06. Frühjahrsexkursion in die westliche Slowakei (Záhorie – Niedere Karpaten) gemeinsam mit der Anthropologischen Gesellschaft Wien. (Exkursionsleitung und Organisation: Klaus Beitl, Gabriela Kiliánová, Jaro Kilián)

01.06. Abschlussfahrt des Lehrgangs »Lebensbegleitendes Lernen – Ausbildung von Vereinsmitgliedern zu AusstellungsTutorInnen« nach St. Benedikten (Organisation: Claudia Peschel-Wacha, Reiseleitung: Franz Grieshofer)

24.08 – 13.09. Studienreise in das spanische und französische Baskenland und Projektentwicklung in den zentralen Städten Bilbao, San Sebastian, Bayonne. Teilnahme: Mattias Beitl und Herbert Justnik (24.08–08.09), Elisabeth Egger (3.–08.09.), Margot Schindler (3.–13.09.)

4.1.2009 Krippenfahrt nach Oberösterreich im Rahmen der Weihnachtsausstellung (Organisation. Claudia Peschel-Wacha, Reiseleitung: Franz Grieshofer)

Sonstige Aktivitäten

Treffen des Netzwerks Europäischer Museen im ÖMV, 18.–20.4.2008

Das Museums of Europe Network ist eine lose Gemeinschaft mit wechselnden Mitgliedern, die sich eine verbesserte Vernetzung spezieller europäischer Museen zum Ziel setzt und sich vornehmlich mit der Darstellung der »Idee Europa« in Museen beschäftigt. Motor der Unternehmung ist der Historiker Laurent Gervereau, Präsident des Institut des Images. Das Wiener Treffen stand unter dem Motto »L'Europe, un continent-monde dans le monde«. Neben den Gästen aus Bilbao und Bayonne haben daran teilgenommen: Marie-Luise von Plessen (Musée de l'Europe, Bruxelles), Arnaud Pinon (Maison de Jean Monnet, Paris), Lea Sillart (Tallin City Museum), Hans-Joachim Neyer (Wilhelm Busch Museum, Hanover – Deutsches Museum für Karikatur und kritische Grafik), Roger Mayou (Musée international de la Croix Rouge, Genève), Zoltan Fejös (Museum of Ethnography, Budapest), Damodar Frlan (Museum of Etnography, Zagreb), Bojana Rogelj Skafar (Museum of Etnography, Ljubljana), Beate Wild (Museum europäischer Kulturen, Berlin), Florence Pizzorni (Musée des Civilisations de l'Europe et de la Méditerranée, Marseille), Matthias Beitl (Museum für Volkskunde, Wien), Margot Schindler (Museum für Volkskunde, Wien).

ERSTE Bank – Zentralarchiv

Das im Dezember 2007 begonnene Projekt »Corporate Archives. Das Gedächtnis des Unternehmens«, ein Auftragswerk des Österreichischen Museums für Volkskunde für die ERSTE Bank, durchgeführt von Matthias Beitl und Elisabeth Egger zusammen mit Norbert Bacher (extern), konnte mit Ende Juni 2008 fertig gestellt werden. Der Abschlussbericht umfasst über 100 Seiten, samt 300seitigem Anhang mit Materiallisten. Es handelte sich dabei um die Erstellung einer Machbarkeitsstudie zur Implementierung eines historischen Unternehmensarchivs als eigenständige Organisationseinheit, deren zentrale Aufgabe in der Sammlung, Sicherung und Aufarbeitung historisch relevanter Dokumente und Objekte besteht. Die Arbeit am Gedächtnis einer Organisation will einen aktiven und zukunftsorientierten Beitrag zur Bereitstellung von Erinnerungs-

und Orientierungswissen leisten. Gerade für »geschichtsträchtige« Unternehmen wie die ERSTE Bank kann die wissenschaftlich professionelle Kommunikation historisch gewachsener Alleinstellungsmerkmale Wettbewerbsvorteile bringen. Die Studie beschreibt nicht nur die organisatorischen und wirtschaftlichen Erfordernisse für ein historisches Unternehmensarchiv, sondern will darüber hinaus auch die Möglichkeitshorizonte proaktiven Geschichts-Marketings und die Nutzen für alle unternehmensinternen relevanten Umwelten aufzeigen.

Momente urbaner Andacht

Parallel zur Krippenausstellung im Dezember wurde gemeinsam mit dem Kunst- und Kulturportal eSeL.at eine fotografische Feldforschung mit dem Titel »Momente urbaner Andacht« lanciert. Dabei wurde zu fotografischen Beiträgen eingeladen, die auf assoziative Art und Weise auf den Begriff Andacht im urbanen Raum rund um die Weihnachtszeit Bezug nehmen sollten. Die Ergebnisse wurden im Internet und einer Vitrine im Museum präsentiert (siehe Ausstellungen).

Gib 8 im Achten
Kooperationen mit dem Bezirk

In einem Jahr mit einer 8 blickte der 8. Bezirk im Rahmen seines diesjährigen Kulturschwerpunktes auf 1848, 1918, 1938 und 1968 (Ost wie West) zurück – ein ambitioniertes Unterfangen, bei dem die gesellschaftlichen Entwicklungen im Spiegelbild und Focus des Mediums Film standen. Neben zwei Terminen im Herbst fand dazu im April 2008 ein Internationales Symposion unter dem Titel »... zwei, drei, viele 1968. Deutungen und Umdeutungen« im Österreichischen Museum für Volkskunde statt. Die Tagung entwickelte eine globale Perspektive auf das markante Jahr und die Zeit darum herum und versuchte, den Blick auf »Liegengebliebenes und Unabgegoltenes« zu richten. Weiters fand an drei Novembertagen ein Mittelamerikanisches Filmfestival statt, das Spielfilme und Dokumentationen aus El Salvador, Costa Rica, Guatemala, Panama und Cuba präsentierte.

Tagung »Museumsvolunteering. Freiwillige ehrenamtliche Freunde«

Die Museumsakademie Joanneum Graz veranstaltete im und mit dem Österreichischen Museum für Volkskunde in Wien am 10. und 11. Oktober 2008 einen Workshop zum Thema Freiwilligenmanagement. Bürgerschaftliches Engagement im Museum hat eine lange Tradition und erschließt heute in der Museumsarbeit neue Tätigkeitsfelder. Es wird für Kultureinrichtungen zunehmend eine tragende Säule ihrer Tätigkeit, wie man unschwer auch an anderen Teilen dieses Jahresberichts erkennen kann. Diskutiert wurden Handlungsstrategien, Engagementmöglichkeiten, Organisationsformen, rechtliche Aspekte. Das Volkskundemuseum kann hier auf grundlegende Erfahrungen aus den jüngst vergangenen Jahren zurückgreifen.

K3 – Kultur für Lehrlinge

»Berufsfeld Museum« ist ein Projekt, das in Kooperation zwischen dem Österreichischen Museum für Volkskunde und KulturKontakt Austria initiiert und durchgeführt wurde. Im Lauf des Jahres 2008 fanden acht Programme mit Lehrlingen unterschiedlicher Berufssparten und mit den MitarbeiterInnen des Volkskundemuseums statt, in denen Berufsfelder im Museumsbereich wie Kasse und Besucherdienst, handwerkliche Dienste, Bibliothek, Phototek und kuratorische Aufgaben vorgestellt wurden. (Claudia Peschel-Wacha, Katharina Richter-Kovarik)

Lehrgang »Museumsarbeit am Österreichischen Museum für Volkskunde«

Kurs Nr. 2515109 der Volkshochschule Alsergrund–Währing–Döbling vom 14.10.2008–2.12.2008. 14 TeilnehmerInnen absolvierten diesen Kurs, der einen Einblick in die Innenarbeit eines kulturwissenschaftlichen Museums geben sollte und einen Schneeballeffekt im Hinblick auf die Verbreitung volkskundlichen Wissens bezweckt. (Leitung: Claudia Peschel-Wacha)

Lehrgang »Lebensbegleitendes Lernen – Ausbildung von Mitgliedern des Vereins für Volkskunde zu AusstellungstutorInnen

Der Verein für Volkskunde bietet interessierten Menschen in der nachberuflichen Lebensphase museale Tätigkeitsbereiche, wo sie unter Einsatz hoher Eigenverantwortung aktiv sein können. Da es sich um freiwillige Mitarbeit handelt, wird großer Wert auf Schulung und Fortbildung gelegt. In der Zeit von Oktober 2007 bis Juni 2008 fand unter der Leitung von Dr. Claudia Peschel-Wacha ein Lehrgang statt, in dem freiwillige MitarbeiterInnen im Verlauf von 18 Modulen mit den unterschiedlichen Zielgruppen eines Museums vertraut gemacht wurden. Eine Förderung des Sozialministeriums machte es möglich, dass auch externe ReferentInnen eingeladen werden konnten. In eigenen Veranstaltungen wurde beispielsweise mit Fachleuten und Betroffenen über Barrierefreiheit im Museum diskutiert und das Museum als Sprachlernort für Deutsch lernende MigrantInnen in den Mittelpunkt gestellt. In separaten Kommunikationstreffen wurden die Inhalte der Veranstaltungen reflektiert. Die geschulten AusstellungstutorInnen werden die KulturvermittlerInnen bei der Betreuung von BesucherInnen unterstützen.

Homepage neu

Seit Jahresbeginn 2009 ist unter www.volkskundemuseum.at die neue Homepage des Österreichischen Museums für Volkskunde zu erreichen. Nach einer eingehenden Planungsphase, in die alle interessierten Mitarbeiter des Hauses eingebunden waren, setzte Arnold Gallhuber die entstandenen Ideen mit Hilfe des Systems Typo3 CMS in eine elegante, ruhige und übersichtliche Form um. Die Wartung der Seiten kann nun von mehreren Personen vorgenommen werden. Dies ermöglicht eine leichtere Aktualisierung der Inhalte. Die neue Homepage überzeugt durch Benutzerfreundlichkeit und bietet erstmals Einblicke in die Sammlungen des Hauses. Veranstaltungskalender und Bildergalerie gehören zu den Neuerungen, die den Besuchern die Informationen über die zahlreichen Aktivitäten des Volkskundemuseums leicht zugänglich machen, und bereits erfolgte Veranstaltungen in Form von reichlichem Bildmaterial dokumentieren. Der erfolgte Relaunch des Internetauftrittes des Österreichischen Museums für Volkskunde darf aufgrund der zahlreichen positiven Reaktionen als geglückt bezeichnet werden.

Engagement von MuseumsmitarbeiterInnen in Fachverbänden

Margot Schindler: Vorstandsmitglied, Museumsbund Österreich; Stellvertretende Vorsitzende, Österreichischer Fachverband für Volkskunde; Mitglied des wissenschaftlichen Beirats des Österreichischen Volksliedwerks

Matthias Beitl: Jurymitglied für das Österreichische Museumsgütesiegel, Museumsbund Österreich und ICOM-Österreich; Rechnungsprüfer, Museumsbund Österreich; Board-Mitglied und Webmaster, ICME/International Committee for Museums of Ethnology von ICOM

Claudia Peschel-Wacha: Präsidentin des Österreichischen Verbands der KulturvermittlerInnen im Museums- und Ausstellungswesen von 2000 bis 2008. Seit 2007 ist sie National Correspondent von ICOM/CECA in Österreich und seit 2006 Referentin im Rahmen der Museumskustodenausbildung der Volkskultur Niederösterreich.

Publikationen

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde. 62. Band der Neuen Serie (111. Band der Gesamtserie) mit 492 Seiten. Herausgegeben von Margot Schindler unter Mitwirkung von Franz Grieshofer und Konrad Köstlin. Redaktion: Margot Schindler, Birgit Johler (Aufsatzteil und Chronik), Michaela Haibl (Rezensionsteil).

Volkskunde in Österreich. Nachrichtenblatt des Vereins für Volkskunde. Jahrgang 43, 10 Folgen, 88 Seiten. Redaktion: Matthias Beitl, Dagmar Butterweck.

Herbert Justnik (Red.): Andreas Duscha. Places of Worship. Interfaith Prayer Rooms at Airports/Interreligiöse Gebetsräume auf Flughäfen. (=Kataloge des Österreichischen Museums für Volkskunde, Bd. 89) Wien, Metroverlag, 2008, 95 Seiten, dt./engl.

Prag 1968 – Fotografien von Heinz Hosch. Verlagsbeilage zur Wiener Zeitung. (=Beiheft zur gleichnamigen Ausstellung im Österreichischen Museum für Volkskunde vom 7.11. bis 7.12.2008) August 2008, unpag. (32 Seiten, Abb.)

Franz Grieshofer, Nora Witzmann: Weihnachtskrippen. Spiegelbilder vergangener Lebenswelten. (=Kataloge des Österreichischen Museums für Volkskunde, Bd. 90), 108 Seiten, zahlr. Abb.

Kooperationen und Leihverkehr

Leihgaben

Leopold Museum Wien »Ernestine Rotter-Peters und Eva Nagy. Zwei Künstlerinnen«: 1 Objekt
Jüdisches Museum Berlin »Typisch! Klischees von Juden und Anderen«: 1 Objekt
Kunstmeile Krems Betriebs GmbH, Kunsthalle Krems »Go West. Von Cowboys und Indianern«: 21 Objekte
Amt der OÖ. Landesregierung, Kulturdirektion, Seeschloss Ort in Gmunden »Salzkammergut«: 8 Objekte
Ethno-Expo GmbH, Zürich, Schloss Halbturn, Burgenland »Weibs-Bilder, Frauenträume & Lebensentwürfe«: 4 Objekte
Landesmuseum Joanneum GmbH, Volkskundemuseum »Blut, Schweiß und Tränen – Botschaften des Körpers«: 7 Objekte
Gerbereimuseum Burg Tittmoning »Lederwix und Krachlederne«: 13 Objekte
Museum Fronfeste »Lederwix und Krachlederne«: 42 Objekte
Marktgemeinde Reichenau an der Rax, Schloss Reichenau »Jagdfieber – und fieberhaft sammeln: 83 Objekte
Museum für Sepulkralkultur in Kassel »... und die Sterne begannen zu leuchten – Wenn Kinder sterben«: 1 Objekt
Euskal Museoa in Bilbao »Euskal Pelota Jokoa«: 4 Objekte
Spertus Museum in Chicago, Illinois »Typical!: Clichés of Jews and Others«: 1 Objekt
Bezirksmuseum Alsergrund »Wunderwelt/Kinderwelt Alsergrund«: 8 Objekte
Technisches Museum Wien mit österreichischer Mediathek »Geschmacksache. Was Essen zum Genuss macht«: 15 Objekte
Österreichisches Theatermuseum / Kunsthistorisches Museum mit MVK und ÖTM »Schein Werfen. Theater-Licht-Technik«: 9 Objekte
Wien Museum, Karlsplatz »Für 80 Heller um die Welt. Imaginäre Reisen im 19. Jahrhundert«: 3 Objekte
Pensionistenwohnhaus An der Türkenschanze »Weihnachtliches aus dem Volkskundemuseum«: 8 Objekte
Total: 229 Objekte plus 200 Objekte Goldstern/Grenoble zurück plus

787 Objekte für die Ausstellung »Weihnachtskrippen« im Haus (1.216 Objektmanipulationen)

Sonstige Kooperationen

Experimentelle Archäologie /Archäotechnik Reichert; Künstlerhaus GmbH; Slowenische Akademie der Wissenschaften / Karstforschungszentrum Postojna; Tiroler Landesmuseen-Betriebsgesellschaft m.b.H.; Wien Museum Haydnhaus; Jüdisches Museum Wien; Büro für Provenienzforschung am Bundesdenkmalamt; Israelitische Kultusgemeinde Wien; Nationalmuseum Krakau; Burg Forchtenstein; Musée dauphinois, Grenoble, Wien Museum; Museum für Völkerkunde Wien; Schlossmuseum Linz; Bergisel Museum Innsbruck; Museum für angewandte Kunst Wien; Theatermuseum Wien; Technisches Museum Wien; Heeresgeschichtliches Museum Wien; Museum Europäischer Kulturen Berlin; Musée des Civilisations de l'Europe et de la Méditerranée, Marseille; Arthothek des Bundes; Institut für Geschichte und Ethnologie der Leopold-Franzens-Universität Innsbruck; Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien; Institut für Volkskunde und Kulturanthropologie der Universität Graz; Graphische Lehr- und Versuchsanstalt Wien; Universität für Angewandte Kunst Wien; Institut für Theorie und Geschichte des Designs; Kuratorium Wiener Pensionistenwohnhäuser; Volkshochschule Wien Alsergrund; Kultur Kontakt Austria; Puppenbühne Ultima Ratio; WienXtra; Internationales Zentrum für Kulturen und Sprachen Wien; ZARA, Zivilcourage und Anti-Rassismus-Arbeit; Jüdisches Theater Austria; Bezirksvertretung Josefstadt; Österreichisches Volksliedwerk; Kulturverteiler eSeL; Raiffeisen Zentral Bank; MAGMAG Veranstaltungs GmbH; Fernwärme Wien; Picus Verlag; Metroverlag; Museumsakademie Joanneum; Verband der Wiener Fremdenführer.

Besucherservice, Vermittlung

Das Österreichische Museum für Volkskunde verzeichnete im Jahr 2008 15.514 Besucher, die Außenstelle Religiöse Volkskunst in der Klosterapotheke, die mit Ende April wegen einer Generalsanierung geschlos-

sen werden musste, wurde von 836 Gästen besucht. 8.061 Besucher und Besucherinnen, 7.337 davon im Haupthaus und 724 in der Klosterapotheke, wurden dabei von der Vermittlungsabteilung durch Claudia Peschel-Wacha und Katharina Richter-Kovarik und den externen Vermittlern und Vermittlerinnen Jan Braula, Kerstin Derntl, Ulli Fuchs, Björn Hoffmann, Ana Ionescu, Bettina Kletzer, Sabine Paukner, Henriette Rosenmayr, Daniela Schadauer, Helga Schiesterl, Marlene Schütze, Maria Seidl, Kathrin Unterleitner und Matthäus Walter persönlich betreut. Etwa 500 weitere Personen besuchten die Stände des Volkskundemuseums bei zwei Außenterminen und wurden dabei vom Vermittlungsteam mit Informationen über das Museum und seine Programme versorgt.

210 Kindergruppen mit über 4000 Buben und Mädchen frequentierten die diversen – den Jahreszeiten entsprechenden – Vermittlungsangebote in der Ständigen Schausammlung. 14 Gruppen kamen im Juni, angeregt durch das zur Fußball Europameisterschaft 2008 eigens entwickelte Programm »Bleib am Ball«, ins Haus. Jugendliche konnten im Jahr 2008 vor allem über das von KulturKontakt Austria (KKA) geförderte Lehrlingsprojekt erreicht werden (zehn Gruppen mit 148 Teilnehmenden) sowie über das Vermittlungsangebot in der Ausstellung »Zeit Raum Beziehungen«, das von Ana Ionescu konzipiert worden war (135 Teilnehmer). Auch für das Besuchersegment der Senioren gab es wieder diverse Angebote.

Das MigrantInnenprojekt, das 2007 von Katharina Richter-Kovarik mit Unterstützung von KKA konzipiert wurde, verlief im Jahr 2008 erfolgreich. Kursteilnehmende des Projekts »Mama lernt Deutsch«, der Deutsch Akademie, des Sprachenzentrums der Universität Wien und verschiedener Deutschkurse der VHS nahmen mit insgesamt 20 Gruppen mit 118 Teilnehmenden daran teil. Mit diesem Programm wurde das Österreichische Museum für Volkskunde für den Staatspreis für Erwachsenenbildung 2008 nominiert. Am 9. November 2008 leitete Frau Richter-Kovarik einen Workshop über neue »Sprachlernorte« und »Kulturvermittlung und Sprachen« bei der Tagung »Regionalmuseen & Bibliotheken als Begegnungsort mit MigrantInnen« in Baden. Die Vermittlungsabteilung kümmerte sich auch um potentielle MultiplikatorInnen wie Lehrkräfte oder FremdenführerInnen und verschiedene weitere Kooperationspartner.

Sammlungen

Hauptsammlung

Zuwachs Hauptsammlung 2008: 137 Inventarnummern, belegt wurden die Inventarnummern 83.607 bis 83.743. Es handelt sich um 102 Schenkungen, 23 Objekte aus Altbestand und 12 Ankäufe.

Angekauft wurden eine Grafik von Paul Flora (€ 50.–), ein Ölgemälde »Treidelpferde vor Kutsche bei Dürnstein« (€ 220.–), ein Papierkino und ein Stickvorlagenkasten (je € 70.–) sowie acht rezente Vergleichsobjekte aus dem Baskenland zur Sammlung Trebitsch wie Angelhaken, Espadrilles, Wallfahrtsandenken, Gipsskulpturen von Pelotaspielern (€ 102,80). Geschenkt wurden drei Herstellungsvariationen einer Baskenmütze (roh, halbfertig, fertig gestrickt – vor dem Walken).

Unter den Schenkungen befindet sich ein 34-teiliges Konvolut aus dem Nachlass Arthur Haberlandts, das dem Museum von Frau Gertrude Heß-Haberlandt übergeben wurde. Das Konvolut umfasst eine Aktentasche, Objekte zu Ostern und Nikolaus, einige Textilien und Grafiken. 27 Keramikgefäße und Keramikgegenstände, die nach der Ausstellung »Mit dem Gefühl der Hände. Zeitgenössische Töpfer in Niederösterreich« 2004 als Schenkungen erworben werden konnten, wurden inventarisiert.

Weiters wurden ein Passiersieb mit Passierholz und Reinigungsbürste, eine Kunststofftrinkflasche, wie sie in den 1970er Jahren bei Schulausflügen häufig verwendet wurde, eine Kanne und acht Becher (Rindenarbeit), eine 56teilige Spielzeugstadt mit Holzhäusern, eine Zither mit Kasten und Zubehör, ein Schlagring und bäuerliches Arbeitsgerät geschenkt. Besonders hervorzuheben ist ein Kasten mit eingebauter Badewanne und Boiler und Spiegeln an den Innentüren, der in einer Wiener Wohnung vor dem Einbau eines Badezimmers in der Küche verwendet wurde (vgl. ÖZV, LXIII/112, 2, 2009). Die Textilsammlung wurde um eine Perlenabendtasche, einen Kurzmantel aus Albanien, einen Fanschal der Fußball-WM 2006, bedruckte Hungertücher mit Motiven aus Indien, Haiti und Äthiopien sowie eine Tischdecke als Taufgeschenk erweitert.

Die Grafik verzeichnete ein Märzchen aus Rumänien, fünf Entwürfe von Maibäumen für die WIG (Wiener internationale Gartenschau) in Wien Oberlaa, ein Mappenwerk von Rudolf Schwaiger, ein Osterei aus Pappe, eine Rezeptsammlung des Wiener Volksarztes Dr. Bohr (vgl.

ÖZV, LXII/111, 4, 2008) und ein handgezeichnetes Bilderbuch (vgl. ÖZV, LXIII/112, 1, 2009) als Neuzugänge.

Aus Altbestand nachinventarisiert wurden elf Objekte aus der Baskensammlung Rudolf Trebitsch, die auf Grund seiner Publikationen eindeutig identifiziert werden konnten. Zwei Landschaftskrippen wurden nach Negativen bzw. Positiven aus der Fotosammlung rekonstruiert. Zu einer dieser Krippen wurde die gesamte Korrespondenz zur Erwerbung im Bundesdenkmalamt und im Landeskonservatorat Linz gefunden. Weitere Nachinventarisierungen aus Altbestand umfassen zwei Jagdkarten, eine keramische Plastik der Beweinung Christi, fünf Lebzeltmodel und zwei Grafiken.

Neben der Inventarisierung der neu hinzugekommenen Objekte und Nacherfassungen am Bestand verursachten im Jahr 2008 Leihgabenanfragen einen besonders großen Aufwand für das Objektmanagement und die Restauratorinnen. Die Überlassung von Leihgaben für fremde Ausstellungen bedeutet jeweils Recherche, Nachinventarisierung, Fotografieren, Objektreinigung, Erstellung von Zustandsprotokollen, Objektlisten, Leihverträgen, Versicherung, Verpackung, Versand oder Objektbegleitung und Rückholung der Leihgaben samt Rückführung an die jeweiligen Standorte im Depot. Im Zuge des Leihverkehrs, der Rückführung einer Ausstellung aus dem Ausland und der Weihnachtsausstellung im eigenen Haus wurden 2008 1.216 Objektmanipulationen durchgeführt. Nicht eingerechnet sind darin die im Rahmen des Bunkerprojekts gereinigten (1.278) und zusätzlich im Rahmen von Projekten bearbeiteten 3.097 Objekte.

Im Bereich der Gemälde- und Graphiksammlung fanden, neben der Beteiligung der Kuratorin Nora Witzmann an Ausstellungsvorbereitungen, 2008 wiederum ca. 1.000 Neu- und Nachbearbeitungen statt. Dazu wurden, gemeinsam mit der Volontärin Elisabeth Prem, sämtliche Lebzeltmodel der Sammlung fotografiert, die Karteikarten in das digitale Inventar übergeführt und ein Bestandskatalog erstellt. Eine größere Anzahl von Objekten aus der Sammlung Religiöser Kleinkunst wurde gesichtet, geordnet und verpackt, obwohl diese Objekte vielfach noch nicht fotografiert werden konnten. Durch den dafür neugestalteten Arbeitsbereich im ehemaligen Keramikraum soll dies nun aber forciert werden.

Bibliothek

Besucher: 331; Anzahl der benutzten Medien: ca. 1.000; Gesamtzuwachs an Medien: 1.561; Inventarisierung von Altbeständen: 970;Gesamtzuwachs in der Datenbank: 2.531; Ausgaben für Buchankauf: € 7.763,66; Ausgaben für Buchbinder: € 3.777,10; Tauschabgleich Verein (ÖZV): € 4.651,20; Anzahl bibliotheksbezogener E-Mails: 903; Antiquariat/ Einnahmen: € 1.346,85; Kopierer/Einnahmen: € 309,90.

Neben der routinemäßigen Arbeit wie Akquisition von Büchern und Zeitschriften durch Ankauf, Tausch, Rezensionsgaben und Geschenke, Inventarisierung und Einarbeitung in die bestehenden Bestände, Betreuung von Bibliotheksbesuchern und Mitarbeitern des Hauses, Literaturrecherche für Anfragen per Telefon oder E-Mail, Aktualisierung des kulturwissenschaftlichen Antiquariats und vielen anderen Tätigkeiten, war die Bibliothek, wie auch andere Abteilungen des Hauses, in diesem Jahr durch die Schließung des Ethnographischen Museums Schloss Kittsee besonders gefordert. Dabei wurden ca. neun Tonnen Bücher bewegt (verpacken, auspacken, neu aufstellen im Lager im Hafen Freudenau). 29 Kartons nicht inventarisierter Bücher aus Kittsee wurden in Wien einer weiteren Verwendung zugeführt (geprüft, inventarisiert bzw. als Flohmarktware ausgesondert).

Da der Bibliotheksspeicher langsam wieder an die Grenzen seiner Kapazität stößt, sind hier laufend Umschichtungen nötig, um die wenigen vorhandenen Platzreserven noch ausschöpfen zu können.

Fotosammlung

In der Fotosammlung des Österreichischen Museums für Volkskunde wurden im Jahr 2008 585 Fotografien neu inventarisiert, und zum Teil auch digitalisiert. Die Aufarbeitung des ungeordneten Materials der Fotosammlung wurde fortgesetzt, indem nicht inventarisiertes Material klassifiziert und kategorisiert wurde. Ein großer Teil der Arbeitszeit entfiel auf die Bearbeitung von Reproduktionsanfragen, die Betreuung von ForscherInnen, sowie auf die Betreuung der Herstellung von Objektfotografien. Zusätzlich wurde eine vorbereitende Machbarkeitsstudie für eine mögliche Digitalisierung der Fotosammlung durchgeführt. Aufgrund der Schließung des Ethnografischen Museums Schoss Kittsee wurde der dortige Fotobestand in die Fotosammlung des Österreichi-

schen Museums für Volkskunde in Wien übernommen. Der Kurator der Fotosammlung, Herbert Justnik, war in diesem Jahr auch intensiv in die Ausstellungsproduktion eingebunden. Er co-kuratierte die dreiteilige Ausstellungsserie »Space Invasion«, die Ausstellung »Places of Worship. Interreligiöse Gebetsräume auf Flughäfen« und betreute die Abwicklung der Ausstellung »Paizhao. Das alte China in der Linse österreichischer Fotografen«.

Infrastruktur

Die größte Infrastrukturinvestition des Jahres 2008 betraf die Erneuerung der Brandmeldeanlage. Die (teuren) Fehlalarme hatten sich im vorvergangenen Jahr derart gehäuft, dass diese Anschaffung unumgänglich war. Das Bundesministerium für Unterricht, Kunst und Kultur gewährte für diesen Zweck dankenswerterweise eine Sondersubvention von € 20.000,–.

Im August erschütterten mehrere Explosionen den Bürotrakt des Museums, die von einer aufgrund des undichten Daches stückweise berstenden Mauer des Heizhauses im Dachgeschoss des Museums hervorgerufen worden waren. Die Wiederherstellung dieser Mauer, an der die gesamte technische Anlage der Zentralheizung montiert ist, bedeutete ebenfalls einen erheblichen Aufwand.

Zu guter Letzt verschwanden an der Adresse Laudongasse 15–19 im Februar 2009 täglich 16.000 Liter Leitungswasser spurlos. Die aufwendige Suche mit Gas nach dem Leck in der Leitung erbrachte schließlich den Befund, dass ein Bleirohr, das durch den Hof führt, unter den Wurzeln der riesigen Platane geborsten war. Die Reparatur mit schwerem Gerät belief sich auf ziemlich genau € 10.000,–. Die Gebäudemängel sind bekannt, ich verweise auf die Jahresberichte der vergangenen Jahre. Der Verein steckt immer wieder Gelder, die eigentlich für den Museumsbetrieb gewidmet wären, in die nötigsten Hausinfrastrukturmaßnahmen. Die von der Stadt Wien, aufgrund des Mietvertrags von 1951 geforderte Gesamterhaltung des weitläufigen barocken Gartenpalais kann der Verein aus eigener Kraft nicht leisten. An der Lösung dieser prekären Situation wird weiterhin intensiv gearbeitet.

Finanzen und Personal

Die Subvention des Bundesministeriums für Bildung, Wissenschaft und Kultur betrug für das Jahr 2008 € 500.000,–. € 43.610,– wurden davon für die Absiedlung des Ethnographischen Museums Schloss Kittsee verwendet. Die letzte Rate von € 100.000,- wurde Mitte Dezember auf das Konto des Museums überwiesen und wird gemeinsam mit der Subvention für 2009 abgerechnet werden. Im Dezember 2008 gingen weiters als Förderung des Bundesministeriums für Unterricht, Kunst und Kultur für 2009 € 500.000,– ein. Für Projekte und Veranstaltungen wurden zusätzlich € 24.290,45 an Fördermitteln eingeworben. € 112.701,92 erwirtschaftete das Museum an eigenen Einnahmen. Inklusive Steuerrückvergütungen betrug der Kontostand mit 13.12.2008 somit € 1.200.977,88. Die wesentlichen Ausgaben betrugen: Betriebskosten, laufender Aufwand € 168.088,42, Personalkosten (Sicherheitsdienst, Reinigung) € 54.195,69, Ausstellungen € 68.176,26, Vermittlung und Rahmenprogramme € 24.389,65, Publikationen € 35.340,00 Projekte und Veranstaltungen € 72.810,19. Ausgaben gesamt: € 556.314,–.

Der Personalstand umfasste Anfang 2008 22 Mitarbeiter, wobei fünf davon teilzeitbeschäftigt waren (je 50%). Neu hinzugekommen ist mit 3. März 2008 Frau Mag. Birgit Johler, die die freiwerdenden 50% der Karenzvertretung von Mag. Kathrin Pallestrang übernehmen konnte. Herr Mag. Herbert Justnik wurde per 1. März 2008 mit der Leitung und Bearbeitung der Photothek betraut. Herr Hans Gruber beendete seinen 38 Jahre währenden Dienst im Volkskundemuseum und wurde mit 28. Februar 2008 pensioniert. Per 1. November 2008 wurden Herr OR Dr. Felix Schneeweis, wissenschaftlicher Dienst, und Herr Alexander Weiser, Gärtner, dem Österreichischen Museum für Volkskunde dienstzugeteilt. Frau Ingeborg Milleschitz verstärkt seit 1. November 2008 das Sekretariat. Sie ist Angestellte des Vereins für Volkskunde. Die drei letztgenannten Mitarbeiter waren bis 31. Oktober 2008 im Ethnographischen Museum Schloss Kittsee beschäftigt. Somit sind derzeit im Österreichischen Museum für Volkskunde 24 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter tätig, fünf davon in 50% Teilzeit, zwei sind Angestellte des Vereins für Volkskunde.

Matthias Beitl legte am 9. Jänner 2008 seine Diplomprüfung mit Auszeichnung ab. Die Verleihung des akademischen Grades »Magister der Philosophie« erfolgte am 11. Februar 2008. Dagmar Butterweck ab-

solvierte die Grundausbildung A1/v1 von 21.4. – 15.5.2008 und legte die entsprechenden Prüfungen mit 2 Auszeichnungen am 12.6.2008 ab. Regina Pichler durchlief die Grundausbildung A2/v2 von 13.9. – 21.10.2008 und absolvierte ihre Prüfungen mit 2 Auszeichnungen am 12.6.2008.

Ehrenamtliche Tätigkeit

Auch im Jahr 2008 wurden wieder sehr viele Stunden ehrenamtlicher Tätigkeiten geleistet, insgesamt 2.980 Stunden, was umgerechnet einer Arbeitsleistung von 57 Wochen bzw. 14 Monaten, also mehr als einem Arbeitsjahr entspricht. Die »Schneebälle« des Vereins für Volkskunde haben dabei einen Anteil von 30 Wochen, die sie das Jahr über in allen Aufgabenbereichen assistierend im Museum verbringen.

Museumsvolontariat

Das Museum für Volkskunde versteht seinen Bildungsauftrag auch dahingehend, Studierenden einschlägiger Fachrichtungen einen möglichst breiten Einblick in museale Praxis zu ermöglichen. Seit einigen Jahren schon bietet das ÖMV interessierten Studierenden die Möglichkeit eines Museumsvolontariats, 2008 absolvierten sieben Studierende einen solchen Aufenthalt im Museum: Susanne Oberpeilsteiner, Sabine Paukner, Uta Rogier, Marina Rossi, Stephanie Stübler, Felix Taschner, Konstantin Wertenbroch.

Die BewerberInnen kamen größtenteils aus Österreich, ein Bewerber aus Deutschland. Der Abschluss eines Vertrags mit der Universität von Teramo in Italien ermöglichte einer Studentin der do. Fakultät für Politikwissenschaft mit exzellenten Deutschkenntnissen ein Praktikum in Wien.

Die Dauer der Volontariate belief sich zwischen sechs Wochen und vier Monaten, insgesamt wurden 1.777 Stunden oder rund 44 Wochen an Volontariatsarbeit geleistet.

Betreut von den jeweiligen Kolleginnen und Kollegen des Museums, halfen die VolontärInnen beim Verfassen von Objektlisten, beim Digitalisieren von Objektdaten, beim Vorbereiten von Ausstellungen, machten Übersetzungen, übernahmen Rechercheaufträge, unterstützten die Vermittlungsabteilung bei Workshops für Kinder und bei diversen Veran-

staltungen im Besucherbereich. Ihre engagierte Mitarbeit ist für das Museum eine wertvolle Unterstützung und Bereicherung. Das Programm wird auch 2009 fortgesetzt.

Verein für Volkskunde Wien

Generalversammlung: Freitag, 13. März 2009

Tagesordnung

I. Jahresbericht des Vereins und des Österreichischen Museums für Volkskunde 2008
II. Kassenbericht
III. Entlastung der Vereinsorgane
IV. Festsetzung der Höhe des Mitgliedsbeitrags
V. Statutenänderung
VI. Allfälliges

Mitglieder

Die Statistik verzeichnet für das Vereinsjahr 2008 eine Zahl von 808 Mitgliedern bei 13 Austritten, 10 Todesfällen und 19 Neueintritten.

Im Vereinsjahr 2008 verstorbene Mitglieder

Prof. Margarete Fuchs, Felixdorf; Dr. Gerda Grober-Glück, St. Augustin/D; Alexander Haunold, Wien; em. Prof. Dr. Editha Hörandner, Wien; Christine Kreutz, Nürnberg/D; Dr. Walter Kunze, Mondsee; SRiR Dr. Friederike Prodinger, Salzburg; Prof. Herbert Rathner, Wien; PhDr. Josef Vařeka, DrSc, Praha/CZ; Prof. Dr. Dr.h.c. Günter Wiegelmann, Münster/D.

I und II. Jahresbericht und Kassenbericht siehe oben

III. Entlastung der Vereinsorgane

Über Antrag der Rechnungsprüfer, die eine eingehende Kassenprüfung vorgenommen hatten, wurde die Kassierin einstimmig von der Generalversammlung entlastet und die Vereins- und Museumsberichte zur Kenntnis genommen.

IV. Festsetzung der Höhe des Mitgliedsbeitrags

Die Höhe des Mitgliedsbeitrages blieb mit € 25,– gleich. Der Preis für die Österreichische Zeitschrift für Volkskunde wird ab 2010 leicht angehoben: Jahresabonnement der Zeitschrift für Mitglieder bisher: € 23,30, neu: € 26,– (plus Versandkosten). Der Preis des Jahresabonnements betrug im freien Verkauf bisher € 34,90, neu: € 38,–, das Einzelheft kostet € 9,50, für Mitglieder € 6,50. Der Mitgliedsbeitrag für Studenten bis zum 27. Lebensjahr blieb mit € 7,30 gleich.

V. Statutenänderung

Aufgrund eines Hinweises der Vereinsbehörde waren zwei kleinere Ergänzungen in den Vereinsstatuten von 2006 erforderlich, die einerseits die Vertretung des Vereins nach außen betrafen und andererseits die Stellvertretung der Kassierin. Die Statutenergänzungen wurden einstimmig angenommen.

VI. Allfälliges

Die Vereinsmitglieder wurden kurz über den Stand der derzeit in internen Kreisen laufenden Diskussionen zur Zukunft des Volkskundemuseums informiert (siehe Einleitung).

Im Anschluss an die Generalversammlung fand ein Vortrag von Dr. Johannes Wieninger, Kurator für Asien am Museum für angewandte Kunst, Wien, statt, in dem er die Ergebnisse der Vorarbeiten für die Ausstellung »GlOBAL:LAB. Kunst als Botschaft. Asien und Europa 1500 bis 1700« vorstellte.

Margot Schindler

Heimat-Stil. Zur Ästhetik des Verlusts

Tagung des Johannes-Künzig-Instituts in Freiburg vom 8.–10. Juli 2009

Die diesjährige, im Vortragssaal des »Hauses der Bauwirtschaft« stattgefundene Tagung des Johannes-Künzig-Instituts hat es sich zur Aufgabe gemacht, Fragen zu den Bilderwelten der Heimatvertriebenen nach dem Zweiten Weltkrieg, zur Ikonisierung von Erinnerung und ihrer Kanonisierung nachzugehen – eine Thematik, die nicht nur an der Schnittstelle verschiedener Disziplinen, sondern ebenso an der Schnittstelle von wissenschaftlicher und staatlicher Beschäftigung und damit im Brennpunkt unterschiedlich motivierter Diskurse steht. Die Organisatorin der Tagung *Elisabeth Fendl* hat VolkskundlerInnen/Europäische EthnologInnen, HistorikerInnen, MusikologInnen, aber auch MitarbeiterInnen des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa (BKGE) zu insgesamt zehn fächerübergreifenden Vorträgen zu diesem Themenfeld eingeladen, in denen auf hohem und reflektiertem Niveau Aspekte der kollektiven wie der individuell-privaten Erinnerung an die verlorene Heimat erörtert wurden. Gerade die staatliche Förderung der starken Interessensgruppe der Heimatvertriebenen – die sich selbst oftmals als generationenübergreifende Leidgemeinschaft versteht und präsentiert – stellt die universitäre interdisziplinäre Forschung zu Heimat und Heimatverlust vor die Aufgabe, Kontinuitäten und Strategien der mit symbolisch und emotional aufgeladenen Bildern operierenden Geschichtserzählung aufzuzeigen und zu befragen. Und so galt es auf dieser Tagung nachzuzeichnen, wie sich das bildhafte Gedächtnis einer »Schicksalsgemeinschaft« entwickelt hat und letztlich zum Bilderkanon einer ganzen Generation geworden ist, der bis heute Geltung beansprucht und mit seinen vielfachen Konnotationen abrufbar ist.

Die Tagung eröffnete verschiedene Blickrichtungen auf das Thema. Der Bogen spannte sich von der (ideologischen) Vorgeschichte in der später zwangsweise verlassenen Heimat über die Selbsthistorisierung und Präsentation der Heimatvertriebenen und Heimatbewegten in Museen und Publikationen zu der Bilderwelt von Flucht und Vertreibung selbst. Überaus bereichernd war dabei auch der Blick auf die »anderen« Seiten der Thematik und des Heimatvertriebenendiskurses. Dabei geholfen haben womöglich auch die Beiträge der jüngeren WissenschafterInnen, die weder aus der Erlebnisgeneration noch einer plakativ kritischen Richtung stammen und somit jenseits einer persönlichen Betroffenheit ana-

lysierten. Die »anderen« Seiten meint hier aber zusätzlich ganz konkret die Situation in den von den Vertriebenen verlassenen Gebieten. Was geschah mit den Menschen und den Landschaften, nach dem Weggang der deutschen Bevölkerung und wie wurden und werden diesbezüglich Geschichtsbilder in der Vergangenheit und heute gezeichnet? Natürlich stellten sich die TeilnehmerInnen der Tagung auch der Frage, was denn an immateriellen Werten aus der alten Heimat in die neue Heimat mit- und dort in die kollektive Erinnerung und Tradition aufgenommen wurde, mit anderen Worten: ob und wie Heimat überhaupt den Ort wechseln kann. Und schließlich wurde gefragt, wie sich den Vertriebenen die neue Heimat angeboten hat beziehungsweise wie sie hier den öffentlichen Raum erobert haben – durch Denkmäler, über die Medien oder im öffentlichen und veröffentlichten Diskurs.

Leider mussten am Eröffnungsabend im Johannes-Künzig-Institut die ein- und zum Thema hinführenden Überlegungen von *Konrad Köstlin* krankheitsbedingt entfallen. Stattdessen wurde der Film »Babicka heißt Oma« (2003) des tschechischen Filmemachers *Martin Janousek* gezeigt, der die Geschichte der deutschsprachigen Großmutter des Regisseurs, deren zweimalige Vertreibung aus ihrem Heimatdorf und schließlich deren endgültige Rückkehr zu ihrer großen Liebe ins tschechische Trinksaifen erzählt. Damit war nicht nur ein gelungener Einstieg in das Tagungsthema geboten, sondern schon zu Beginn der Blick auf die angesprochene »andere« Seite der Vertreibungsthematik ermöglicht, der jenen Perspektivenwechsel zwischen der alten und der neuen Heimat vollzog, der vor allem am letzten Tag der Tagung noch öfters beschäftigte.

Die ersten Vorträge der Tagung befassten sich mit kanonisierten Bilderwelten. So legte *Heinke Kalinke* (BKGE, Oldenburg) in ihrer Analyse eines Heimatbuches aus dem Jahr 1927 (»Grenzmark Posen-Westpreußen«) die Bild- und Sprachwelt der »kämpferischen« Heimatbewegten in den Ostprovinzen dar: Natur und Landschaft als überindividuelle Symbole des Verlusts und Projektionsflächen der Sehnsucht finden in solchen Anthologien ebenso Platz wie Stereotype über Deutsche und Polen. Von der Wirkmächtigkeit und vielseitigen Einsetzbarkeit der bereits in der Zwischenkriegszeit gefestigten Bilder zeugt nicht nur allgemein deren Aufnahme in den Erinnerungskanon der Heimatvertriebenen nach 1945, sondern konkret auch der Nachdruck des exemplarisch herangezogenen Heimatbuches noch bis 1990. *Elisabeth Fendl* veranschaulichte in ihrem Vortrag über populäre Darstellungen von Flucht und Vertreibung sehr detailreich, wie sich diese der immer selben Versatzstücke bedienen.

Auch hier ging es um die Ein- und Fortführung von bis heute eingängigen Symbolen und Bildern: Die Darstellung der Menschenkolonnen, der Trecks, der Viehwaggons – die in einer auf der Tagung diskutierten Deutungsverschiebung heute nicht mehr vordergründig als Symbole der ostdeutschen Heimatvertriebenen, sondern als Zeichen der Verbrechen des Holocaust gelten –, die Barackenlager oder Zeltstädte stehen im kollektiven Gedächtnis für Vertreibung und Heimatverlust. Hier ist vor allem die vieldeutige Darstellung des »Gepäcks« von Interesse, das einerseits die Last des unfreiwilligen Abschieds symbolisiert, andererseits bildhaft die Frage stellt, was denn neben den in Rucksäcken, Kisten und Koffern transportierten »30 bis 50 Kilo Heimat« auch an immateriellen Werten in die neue Heimat mitgebracht werden konnte. Einem ähnlichen Thema widmete sich der Historiker *Stephan Scholz* (Oldenburg), der sich mit »Ikonen von Flucht und Vertreibung« teilweise recht theoretisch beschäftigte. Scholz differenziert zwei historische Implikationen des kollektiven Bildgedächtnisses: zum einen die Feminisierung und Maternalisierung von Heimat und zum anderen die Feminisierung und Infantilisierung der Vertriebenen, die zumeist als Frauen und Kinder erinnert werden, wie sie – so wohl die intendiert provokante Annahme – letztlich allgemein als Symbol für die Rolle der Deutschen als unschuldiges Opfer nach dem Zweiten Weltkrieg gelten können. Konkreter setzte sich *Tobias Weger* (Oldenburg) mit Manifestationen von Bildern über den deutschen Osten im öffentlichen Raum auseinander, suchte im Raum Oldenburg, wo nach dem Zweiten Weltkrieg besonders viele Vertriebene aufgenommen wurden, nach symbolischen Markierungen und ging anhand von Straßennamen, Denkmälern oder Friedhöfen beziehungsweise Grabsteinen den Verweisen zur alten Heimat nach.

Ein weiterer Schwerpunkt der Tagung lag in der Darstellung von Heimat und Heimatverlust in Museen, Ausstellungen und Sammlungen beziehungsweise in den Repräsentationsstrategien der Vertriebenen und der öffentlichen/staatlichen Museen. So näherte sich etwa *Tim Völkering* (Berlin) über die Diskussion um das »Zentrum gegen Vertreibung« der von Vertriebenenseite beanstandeten Tabuisierung der Heimatvertriebenen und ihrem Schicksal in der Öffentlichkeit: In den von ihm genannten und systematisierten rund 75 (Sonder-)Ausstellungen zum Thema Flucht und Vertreibung in den Jahren 1950 bis 2009 und dem Verweis auf die sechs bundesdeutschen Museen zu dieser Thematik sieht er den Beweis erbracht, dass den Vertriebenverbänden und deren kommunikativer Taktik eine weitreichende Themenbesetzung und -lenkung gelungen ist.

Cornelia Eisler (Kiel), die in Kooperation mit dem BKGE ein Projekt zur Dokumentation von Heimatsammlungen betreut, zeigte in ihrem Vortrag über Heimatstuben sehr eindrucksvoll den Übergang dieser noch auf private Erinnerungen gestützten Orte der Pflege sozialer Heimat zu allgemeinen deutschen Erinnerungsorten, die mit ihrer reichen Ausstattung der »Heimwehindustrie« Ausgangspunkt für »mental journeys« in die verlorene Heimat wurden und werden. Doch wem obliegt in diesen Heimatstuben die Präsentation dieser eigenen Sicht auf die Vergangenheit? – Bereits in diesem Beitrag und auch in der anschließenden Diskussion wurde die berechtigte Frage nach der Deutungshoheit in der Vertriebenengeschichte gestellt. Bisher zuwenig beachtete Aspekte der Erinnerungs- und Überlieferungskultur der Heimatvertriebenen nahm auch *Henrike Hampe* vom Donauschwäbischen Zentralmuseum in Ulm in ihrem Beitrag in den Blick. Und wenn in Eislers Vortrag bestimmte, oft ausgeklammerte Aspekte (beispielsweise jüdischer oder sozial unterschiedlicher Lebenswelten) angesprochen wurden, so zeigte Hampe anhand des gängigsten Heimatzeichens, der Tracht, dass hier vor allem Frauen federführend in der Überlieferung wirken. Wobei den Frauen in diesem Bereich eine doppelte Bedeutung zukommt: Ihr Wissen und ihre Kompetenz über Kleidung und Kleidercodes machen sie zu Trägerinnen von privater Erinnerung, die mit Übergabe an Sammlungen und Museen auch ins kollektive Bild von Heimatvertriebenen eingeht; und zudem gelten sie immer noch in der kollektiven Erinnerung als Trägerinnen und Wahrerinnen der Tradition der Väter (!), von Schönheit und Werten. Was freilich alles nichts daran ändert, dass Frauen als Vertreterinnen mündlicher Tradierung in der an männlich dominiertem verschriftlichtem Wissen orientierten öffentlichen Wahrnehmung zumeist untergehen.

Die beiden ersten Vorträge des letzten Tagungstages setzten sich dann intensiv mit der Sicht der anderen Seite auseinander. Da der Beitrag von *Jutta Faehndrich* entfiel, sprang *Elisabeth Fendl* mit einem Vortrag über »neue Heimatbücher« ein. So wurde nicht nur ein Bogen zu Heinke Kalinkes Ausführungen über die »alten«, traditionellen Heimatbücher geschlagen, sondern auch schon zu Karl Brauns nachfolgendem Beitrag übergeleitet. Fendl versteht als die neuen Heimatbücher vor allem die Homepages, die nicht nur von den Vertretern (tatsächlich wieder zumeist Männer) der Erlebnisgeneration genutzt werden, um die vom Vergessen bedrohte alte Heimat virtuell den Nachkommenden zu erhalten, sondern auch von der jüngeren Generation, die den niederschwelligen Zugang des

Internets nutzen, um sich zu vernetzen und in der im Internet angelegten dialogischen Struktur neue Erinnerungsorte und -strategien zu entwerfen. Diese Homepages zeigen ebenso wie die zahlreich verlegten neuen Heimatbücher Zugänge zur tschechischen Seite und zu Orten, die in ihrer ursprünglichen Form nicht mehr bestehen. Mit Darstellungen und Bildern von und über diese tschechische Seite hat sich auch *Karl Braun* (Marburg) beschäftigt. Die tschechische Stadt Liberec und ihre Präsentation standen im Mittelpunkt des Beitrags, in dem Braun den Normalisierungsprozessen in jenen tschechischen Gebieten und Städten nachging, in denen früher »andere«, nämlich Deutsche, lebten. Wie gehen die Menschen und vor allem auch die offiziellen Stellen mit der Geschichte und der Täterrolle um und wie präsentieren sie sich in Fotobüchern, die sich an Gäste der Stadt richten, wie sie nicht zuletzt durch den verstärkten Heimwehtourismus der ehemals Vertriebenen und ihrer Nachkommen hierher kommen?

Gerade diese Ausflüge auf die tschechische Seite und die Fragen nach Opfern und TäterInnen führten zu den emotionalsten Momenten der Tagung – die aber trotz des aufgeladenen Themas immer sachlich und konstruktiv verlief, vor allem auch in den Diskussionen. Interessant zu beobachten waren jedenfalls Reaktionen im Publikum, in dem einige Personen, die offenbar der Erlebnisgeneration angehörten bzw. sonst den Anliegen der Heimatvertriebenen nahestanden, vor allem beim letzten Beitrag – für mich ein Höhepunkt der Tagung – mit ihren Gefühlen kämpften: Die beiden MusikologInnen *Annelie Kürsten* und *Dirk Kohlhaas*, die am interkulturellen Forschungsprojekt »Deutsche Musikkultur im östlichen Europa« arbeiten, gingen dem Klang der Heimat, dem Sound der Erinnerung nach und vermittelten in einem theoretisch fundierten und multimedial unterlegten Vortrag die Bedeutung und Wirkmächtigkeit des immateriellen Kultur- und Migrationsgutes. Nicht nur Darstellungen und Bilder, sondern auch und vor allem Musik, Lieder und vertraute Geräusche, die mit der alten Heimat assoziiert werden, schaffen Gemeinsamkeiten und Bindungen. Kürsten und Kohlhaas untersuchten »ostdeutsche« Liederbücher als homogenisierte Konvolute der Heimat, strichen aber auch die Bedeutung des Einsatzes von Heimatliedern mit Heimatvertriebenenhintergrund im deutschen Heimatfilm der Nachkriegszeit hervor. Besonders anschaulich wurde die herausragende Stellung, die auditive Zeichen als Erinnerungsstützen einnehmen (können), am Beispiel des Klangs der Heimatglocke – ein derart eingängiges Beispiel, dass sich in der anschließenden Diskussion, die bereits einer

Abschlussdiskussion gleichkam, zahllose Verweise und Querverbindungen dazu ziehen ließen.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die Tagung in Freiburg nicht nur hervorragend organisiert war, sondern viele Beispiele und Anregungen dafür geboten hat, wie eine qualitativ arbeitende empirische Kulturwissenschaft kritisch und dennoch den Anliegen und Deutungshorizonten der untersuchten Gruppe verpflichtet vorgehen kann. Dass ein Thema wie Flucht und Vertreibung, Heimatverlust und die unterschiedlichen Manifestationen einer auch ideologisierten Erinnerungskultur und Selbstdarstellung detail- und faktenreich behandelt und dargestellt werden muss, um nicht in Belanglosigkeit oder gar in Affirmation zu enden, hat – auch durch ihre engagierten TeilnehmerInnen und MitdiskutantInnen – diese Tagung deutlich gemacht. Vor allem drei (vielleicht auch in Österreich noch zu wenig beachtete) Aspekte sollen an dieser Stelle nochmals hervorgehoben werden. Einerseits die anregende Perspektive auf die »andere« Seite, die Suche nach Spuren oder Lücken in den zurückgelassenen Gebieten. Zum Zweiten die Erforschung der Strategien und Kommunikationstaktiken der Betroffenen, also der Vertriebenenverbände – im Konkreten die Auseinandersetzung mit der Vertriebenengeschichte als tabuisiertes Feld und den daraus resultierenden (Opfer-) Stilisierungen. Und drittens die Herausforderung an die Volkskunde beziehungsweise die historische Kulturwissenschaft, sich emotionsgeladenen Themen jenseits von Betroffenheit zu stellen und ihnen und den von ihnen berührten Personengruppen gerecht werden.

Magdalena Puchberger

Depot und Plattform: Bildarchive im post-fotografischen Zeitalter.
Tagung der Sektion Geschichte und Archive der Deutschen Gesellschaft für Photographie (DGPH) e.V. in Kooperation mit der Professur für Geschichte und Theorie der Photographie an der Universität Duisburg-Essen, Köln, Museum für Angewandte Kunst, 5.–7. Juni 2009

Wenn wir das Bildarchiv als Depot mit Disseminationstrategien begreifen, wenn wir diese Disseminationsstrategien unter dem Begriff der Plattform subsumieren, die als materielle Emanation begriffen werden kann, dann nähern wir uns vermutlich der Denkweise der TagungsveranstalterInnen an. Virulent wird diese Denkweise einer Kategorisierung in zwei verschiedene Bereiche ein und derselben Institution mit dem medialen Umbruch, den wir alle gegenwärtig miterleben. Die provokant klingende Formulierung, dass »Bilder, die nicht digitalisiert werden, nicht sichtbar sind« – so der programmatische Call for Papers des Symposiums – machte schon im Vorfeld der Tagung deutlich, dass der *digital turn*, der uns das »post-fotografische« Zeitalter beschert, neue, oder neu zu stellende Fragen an unsere (Bild-)archive aufzwingt. Die Autoren waren Anfang Juni Teilnehmer in Köln, und konnten sich davon überzeugen, dass auf diese Notwendigkeit ausführlich reagiert wird, wiewohl es möglicherweise noch einer Konsolidierung der Thematik bedarf. Andererseits konnte ein erstaunlich kohärentes Programm mit hochwertigen Beiträgen präsentiert werden.

Die Tagung war in folgende thematische Einheiten gegliedert: »Fotografische Bildarchive im Depot«, »Speichern und Organisieren von Bilddaten«, »Bildarchive auf der Plattform« und »Ökonomien des Bildarchivs«.[1] Die Vortragenden kamen bis auf André Gunthert (Paris) aus Deutschland und der Schweiz – Claus Pias (Wien) musste krankheitshalber leider absagen –, wobei aber immer wieder auf internationale Phänomene ausgegriffen wurde. Im Folgenden greifen wir hier einige Vortragende und die von ihnen aufgeworfenen Problematiken auf. Diese ließen sich auch in anderen Tagungsbeiträgen finden.

Angela Matyssek, die anlässlich dieser Tagung den Erich-Stenger-Preis verliehen bekam, konnte einen wohltuend ehrlichen Einblick in die

1 Das genaue Tagungsprogramm findet sich auf der Webseite der Deutschen Gesellschaft für Photografie unter www.dgph.de (aufgerufen am 29.7.2009).

Arbeit des Bildarchivs Foto Marburg geben, und stellte dabei theoretische Überlegungen zu einem »Verlust der Spur« an. Notwendige Leitunterscheidungen zwischen Restaurierung und Rekonstruktion, zwischen Fotografie als Monument oder reines Dokument wurden schon hier getroffen. Bei der Überführung in das Digitale wird der Quellenkritik die Basis entzogen, wenn der Zugriff auf das »Monument« Fotografie danach nicht mehr gegeben ist. Andererseits unterliegt das fotografische Material auch in Archiven aber mitunter derartigen Verfallserscheinungen, dass die Form das einzig Erhaltbare darstellt. Dem Verlust der Spur kann zwar in solchen Fällen nicht entgegengewirkt werden, doch konnte *Elias Kreyenbühl* verdeutlichen, mit welchen praktischen Strategien eine möglichst breite Abbildung dieser Spur(en) erreicht, und somit mehr als der unmittelbar reine Dokumentsinn durch einen Medienwechsel mitgenommen werden kann. Metadaten, so wurde hier deutlich, sind nicht allein das, was wir in unseren Datenbanken finden.

Die Bedeutung des Kontextes von Bildern wurde auch von *Matthias Bruhn* in seinem Beitrag zu den Ökonomien von Bildarchiven weiterverfolgt. Er stellte die provokante Frage, ob der Begriff des Bildes in seiner Allgemeinheit überhaupt etwas konkret Definierbares bezeichne, um zu konstatieren, dass er trotz seiner Unschärfe verwendet wird. Anhand der Ökonomien der Bildproduktion versuchte er eine erweiterte Dimension festzustellen, die für ihn die Bedingung der Herstellung des konkreten Bildes als geistige Schöpfung darstellt. Ein solcherart weit gefasster Begriff des Bildes gibt einerseits eine Folie ab für die Reflexionen über die gesellschaftliche Bedeutung digitalisierter Bildbestände, wie er auch die Frage aufwirft, was als Kontext mit den einzelnen Bildern in den Datenbanken verknüpft wird.

Ein Beispiel für Bruhns These von der Wirkmächtigkeit des Ökonomischen zeigte der Vortrag von *Estelle Blaschke* auf. Sie stellte die Geschichte des Bettmann-Archivs vor, das nach seiner letzten Umstrukturierung als William Gates' Bildarchiv Corbis erscheint. Als kommerzielles Bildarchiv unterlag es immer wieder ökonomisch bedingten Wandlungen, bis es mit seinen Suchmöglichkeiten und der schnellen Verfügbarkeit der Bilder in seiner heutigen digitalen Variante dem ähnelt, was schon Bettmann als die ideale Form der Zugriffsmöglichkeit gesehen hatte.

Wolfgang Ernst widmete sich in seinem Vortrag der Begriffsdefinition der »wohldefinierten (Bild-)Archive« vor dem Hintergrund des *digital turn*. Durch die Digitalisierung verliert sich die materielle Verankerung der Bilder auf ihren Trägern, die ersetzt wird durch eine klassifikatorische

Ordnung. Lokale materielle Ordnungen aus Behältern, Archivschachteln, Reihungen von Abzügen, Kontaktabzügen, werden (im besten Fall) durch standardisierte Begriffshierarchien in der Datenbank ersetzt. Nicht nur das Material als *recording device* von Geschichte fehlt, sondern das Alte erscheint vordergründig in neuer Ordnung. Doch strukturell arbeitet diese digitale klassifikatorische Ordnung mit den bibliothekarischen Mitteln wie ehedem ihre Vorgängerin. Der Zettelkasten lebt weiter, auf den Servern der Archive vermischen sich heute genuin schon immer digitale Texte, die über das digitale Medium Schrift verortet sind, mit erst seit unlängst in digitaler Form speicherbaren Bildern und Tönen bzw. Musik. Wenn im klassischen Archiv ursprünglich schriftliche Dokumente mit schriftlichen Mitteln geordnet und wieder auffindbar – oder auch versteckt – wurden, dann gab es seit der Erfindung von Photographie und Tonaufzeichnung ein Interludium gemischter Archive, die heute mit dem digitalen Medium Schrift sowohl gleichartige, als auch andersartige (analoge) Medien beherbergen. Wenn nun im prospektiven total digitalen Archiv diese Medien nach wie vor nach dem Muster der Inventarbücher und des Zettelkastens verzeichnet werden, dann erscheint das Neue doch im Gewand des Alten. Während der Text im klassischen Archiv schon immer mit einer vektoriellen Struktur operieren kann, lässt diese für digitalisierte Bilder und Töne noch auf sich warten. Die vektorielle Struktur könnte hier ein Verweissystem darstellen, das Zusammenhänge innerhalb der jeweiligen digitalen Medien herstellt, ohne auf die (unscharfen) Übersetzungen in sprachliche Klassifikationen zurückgreifen zu müssen. *Wolfgang Ernst* sieht eine mögliche Lösung in den aufkommenden Technologien, die Bilder und Musik automatisch analysieren und so strukturelle oder ikonische Ähnlichkeiten als Vektoren des Archivs sichtbar machen können. Auch *Franziska Heller* stellte Metareflexionen dazu an, wie sich durch die digitale Revolution die repräsentativen Medien ändern und mit ihnen unsere Wahrnehmung. Sie wies einerseits auf die Bedeutung der Reflexion des Kontextes von digitalen Archivmaterialien hin, da das Archiv die Form und Rezeptionsweise des Materials konstituiert. So wurden häufig Fotografien auf Archivkartons aufgeklebt und zu unterschiedlichen Clustern, die zum Teil ihre Herkunftszusammenhänge verschleiern, geordnet. Deshalb können die gewünschten Materialien vielfach auch nicht richtig interpretiert werden. Digitalisierte Fotografien sind oftmals beschnitten, Kratzer und andere historische Verfallserscheinungen werden korrigiert. Hier taucht wieder der oben erwähnte »Verlust der Spur« auf. Da die digitalen Daten die

Erinnerungsleistung des Archivs darstellen, besteht hier eine wichtige identitätspolitische Aufgabe. Denn durch die heutige nichtlineare Rezeption, zum Beispiel im Internet, erscheint der ikonische Zeigecharakter der Bilder enthistorisiert – die Einbettung in die ursprünglichen Entstehungszusammenhänge geht verloren. Franziska Heller sprach sich daher dafür aus, dass das Material immer mit wissensvermittelnden Kontexten präsentiert werden sollte. Als abschließende Überlegung stellte sie die Frage der »Naturalisierung der digitalen Bilderinnerung« in den Raum – ob nicht über das Versprechen der totalen Kopie mit ihrer Flexibiltät und Wandelbarkeit ein neues Verständnis von Indexikalität für uns natürlich werden könnte. Dieses flexible Wahrheitsversprechen der Fotografie wird durch eine heute immer wieder gestellte Frage manifest: Ist dieses Bild »echt« oder im Photoshop bearbeitet?

Die Wandelbarkeit tauchte auch in den Beiträgen und Diskussionen um das Web 2.0 auf, dessen neue Plattformen wie Flickr und Facebook trotz, oder gerade wegen ihres ephemeren Charakters, massive Nutzung erfahren. Sie veranlassten *André Gunthert* dazu, die Frage zu stellen ob mit diesen Netzwerken nicht völlig neue Arten von Kommunikation und Beziehungen auftauchen.

An Überlegungen wie diesen lässt sich erkennen, wie weit der Archivbegriff für diese Tagung gefasst wurde. Im Sinne einer Zusammenschau verschiedener Aspekte von »Depot« und »Plattform« macht dies durchaus Sinn. Die Funktionalitäten reiner Plattformen wie Flickr oder Facebook sind vielleicht der Ausblick auf das, was zukünftig in modifizierter Form zu den Verbreitungsstrategien der anderen Archive gehören könnte. Diese großzügige Anwendung des Begriffs »Archiv« erwies sich auch als taugliches diskursives Werkzeug, um die vorgestellten Formen von Wissens- und Informationsspeicher zu hinterfragen.

Die zum Teil sehr intensiv geführten Diskussionen warfen immer wieder kontroversielle und weiterführende Fragen auf, die hoffen lassen, dass diese virulente Thematik bald eine weitere Behandlung erfährt.

Herbert Justnik, Daniel Terkl

Literatur der Volkskunde

Andrea Hoffmann, Utz Jeggle, Reinhard Johler, Martin Ulmer (Hg.): Die kulturelle Seite des Antisemitismus. Zwischen Aufklärung und Shoah (= Studien & Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, Bd. 30; zugl. Tübinger kulturwissenschaftliche Gespräche, Bd. 3). Tübingen: TVV-Verlag 2006, 341 Seiten, s/w Abb.

Der Band »Die kulturelle Seite des Antisemitismus« greift auf, was Shulamit Volkov, eine der inspirierendsten Vertreterinnen der Antisemitismusforschung, in ihrem 1978 erstmals im Leo-Baeck-Institute Yearbook erschienenen Aufsatz »Antisemitismus als kultureller Code« in den Blick genommen hatte. Ausgehend von der These, der Antisemitismus des wilhelminischen Kaiserreichs könne, als kultureller Code begriffen, zu einem weitreichenderen Verständnis des Phänomens führen, öffnete sie die Forschungsperspektiven wie auch das wissenschaftliche Begriffsfeld. Und Shulamit Volkovs Antisemitismuskonzept begegnet den Lesern im Folgenden allenthalben, auch im knapp gehaltenen Vorwort, in dem Reinhard Johler, kulturwissenschaftlichen Fragestellungen folgend, den Zugang zu der 2004 in Tübingen abgehaltenen internationalen und interdisziplinären Tagung umreißt, als dessen gedrucktes Ergebnis dieser Aufsatzband vorliegt. Fünfzehn Beiträge der Tagung wurden veröffentlicht. Die Tatsache, dass sie kein einheitliches Bild der »kulturellen Seite des Antisemitismus« zeichnen, ist sicher ein Verdienst des Bandes. Schwieriger ist die qualitative Heterogenität der Beiträge, weshalb im Folgenden jene genauer betracht werden, die für eine kulturwissenschaftliche Antisemitismusforschung interessante Aspekte bieten.

So eröffnet der renommierte Antisemitismusforscher Robert S. Wistrich den Band und gibt einen Überblick zu »Jews and Antisemitism in Central European Culture«, worin er unter anderem auf die Prägung der zentraleuropäischen Kulturgeschichte durch Einstein, Freud, Marx, Schönberg, Wittgenstein, Kafka u. a. verweist. Hinsichtlich reichlich antisemitischer Erfahrungen, die die oben Genannten erfahren mussten, frägt Wistrich nach der immer wieder zitierten »German-Jewish symbiosis« in Berlin/Prag/Wien/Budapest um 1900 und danach, ob diese nicht letztlich eine »einseitige tragische Liebesaffäre« gewesen sei, wie 1966 Gershom Sholem ausgeführt hat (S. 25). Mit Blick auf Kultur- und geistesgeschichtliche Phänomene zeichnet er das Bild eines »modernen Antisemitismus«, der sich aus sozialen, gesellschaftlichen, politischen und rassistischen Elementen speiste.

Während Wistrich aus jüdischer Perspektive den kulturellen Antisemitismus betrachtet, untersucht Schaul O. Baumann aus der Position eines ehemaligen Zionisten (S. 34) »Stereotype der ›arischen‹ und der ›jüdisch-semitischen‹ Rasse« über den »Blick völkischer Intellektueller«. U.a. setzt er sich mit Ernst von Reventlow als völkischem Vordenker auseinander, »weil ich ein für allemal die stereotyp gefärbten Handlungsweisen oder rassisch bedingten Eigenschaften der deutschen Juden widerlegen möchte.« (S. 34) Im Folgenden versucht er die Begriffe Stereotyp, Rassismus und Vorurteil anhand einschlägiger völkischer Texte auszulegen, ohne jedoch selbst klare Begrifflichkeiten zu verwenden. Dies wird deutlich, wenn er etwa den sehr differenzierten und nach wie vor gültigen Stereotypenbegriff von Walter Lippman benutzt, dann aber von »Volksgruppen« spricht oder von der »Eigenschaft einer Gruppe, die durch ihre Bodenständigkeit, Sprache und Brauchtum zusammengehört« (S. 42).

Mit dem Beitrag von Clemens Heni schließlich zeigt sich, wo ein weitverbreitetes Problem der Antisemitismusforschung im Methodischen wie Theoretischen liegt. Im Aufspüren der Antisemitismen beginnt man rasch (und die Rezensentin nimmt sich davon nicht aus) im Wissen um antisemitische Phänomene sich einen stereotypen Blick anzueignen – ein Umstand der längst reflektiert und in die Forschungen, Analysen und Interpretationen eingearbeitet gehörte. Und so zeigt die Lektüre – nicht nur von »Ahasver, Moloch und Mammon. Der ›ewige Jude‹ und die deutsche Spezifik in antisemitischen Bildern seit dem 19. Jahrhundert« – wie und dass oft schon die Nennung oder Darstellung von Juden als antisemitisch begriffen wird. Ähnlich wie die anti-antisemitischen Bewegungen des späten 19. Jahrhunderts befindet sich der Antisemitismusforscher in einem Dilemma, das genauer zu untersuchen diesem Band sicher zur Ehre gereicht hätte.

Mit ihrem Text zu Warenhaus und völkischer wie nationalsozialistischer Warenhauskritik präsentiert Gudrun König nicht nur scharfsinnig eine antisemitische Rezeptionsgeschichte und deren Analyse, sondern formuliert in der aktiven Kenntnis wichtiger Diskurse zu Stereotyp und Antisemitismus vor allem auch die emotionalen Befindlichkeiten antisemitischer Ausschreitungen im Kontext Warenhaus. Beispielhaft zeigt sie dies anhand von Karikaturen (S. 99). Damit liefert König auch den Fragen nach einem kulturellen Antisemitismus die Argumentationsbasis: »Die Modernisierung zeigt sich daher als stereotypogene Krise, in der die Differenzen zwischen der jüdischen Minderheit sowie der nichtjüdischen Mehrheit markiert und zu einem Stereotypengespinst werden, das

feststehende Narrative und Bilder aktiviert und der aktuellen Situation anpasst« (S. 101). Und König arbeitet zudem begriffskritisch: »Eine terminologische Verkürzung, die allzu unbedacht mit dem Attribut ›jüdisch‹ umgeht, setzt sich dem Verdacht der Vereinnahmung, der neuerlichen Stigmatisierung oder der unreflektierten Verdoppelung antisemitischer Positionen aus« (S. 103). Damit trifft König genau ins Zentrum der semantischen Probleme, die sich im Umgang mit und in der Bearbeitungen von Stereotypen im Spannungsfeld von Antisemitismus, Völkischem und Kapitalismuskritik ergeben.

Jacob Golomb besieht in seinem Beitrag »Der jüdische Selbsthass of Theodor Lessing. Between Particularity and Universality« das Phänomen des Selbsthasses als spezifisch jüdisches Problem, basierend auf Antisemitismus und der »Marginalität des Jüdischen« beziehungsweise des Gefühls von »Marginalität«. Nach seiner These hätte »jüdischer Selbsthass« bei den europäischen Juden ohne Antisemitismus kaum eine Rolle spielen können (S. 106). Colomb verwendet Begriffe wie den der »jewish marginality« und als deutschen Begriff den des »Grenzjuden«, was durchaus kontroversiell diskutiert werden könnte. Als Grenzjuden bezeichnet er all jene Intellektuellen, die maßgeblich die Moderne in Literatur und Philosophie gestaltet und getragen haben (Zweig, Kafka, Werfel, Kraus, Toller, Freud): »[...] they had lost their religion and tradition, but had not been fully absorbed into secular German oder Austrian society« (S. 108). Den jüdischen Selbsthass exemplifiziert er am – bereits häufig bemühten – Beispiel Theodor Lessings.

Der kurze – man möchte sagen: allzu kurze – Beitrag Utz Jeggles beleuchtet einen dörflichen Antisemitismus, hellsichtig denotiert und analysiert. Aus den meist mündlichen Zeugnissen, die Jeggle anführt, extrahiert sich ein Antisemitismus, der projektiv agiert. In der Alltäglichkeit der Interaktion zwischen Nichtjuden und Juden auf dem Land vermag Utz Jeggle ein konkretes Beispiel zu geben, wie es zu einer Kultur der Projektion kommt, in der »eigenes [gemeint sind eigene Befindlichkeiten wie Neid und Eifersucht] dem anderen unterstellt« wird (S. 228). Jeggle beschreibt im Vergleich unterschiedlicher Herrschaftsgebiete in Baden-Württemberg, dass Judenfeindschaft auf dem Land als »emotional und unsystematisch und oft mehr an Überlieferung orientiert [ist] als an eigener Erfahrung« (S. 229) und resümiert: »Aber insgesamt war die rustikale Gesinnung schon eher gegen Juden eingestellt.« (S. 229). Zudem wird gezeigt, dass für das 19. Jahrhundert und die Hep-Hep-Verfolgungen, die 1819 auch auf dem Land stattfanden, galt, was auch den Antisemitismus

des Nationalsozialismus bestimmte: ein rechtsfreier Raum, der für Juden keinerlei Rechtssicherheit bot.

Martin Ulmer reflektiert in seiner Untersuchung »Antisemitische Diskurse und Alltag. Empirische und kulturtheoretische Annäherungen« am Beispiel populärer Tageszeitungen in Stuttgart und Württemberg, inwiefern die öffentliche Behandlung der »Judenfrage« »durch antisemitische Affirmation, Neutralität oder Kritik [...] wechselseitig auch in den Alltag der nichtjüdischen und jüdischen Bevölkerung« hineinwirkte (S. 233). Die Diskussion des Jahres 1893 um die Umbenennung der Judenstraße in Stuttgart zeichnet Ulmer als »starkes Interesse« an einer »symbolischen Beseitigung des Jüdischen«. Interessant wäre in diesem Zusammenhang für die Analyse gewesen, welche Haltung die jüdische Gemeinde in Stuttgart gegenüber dieser Namensänderung einnahm, könnte man die Bezeichnung »Judenstraße« doch ebenso als Juden gegenüber diffamierend verstehen (vgl. die Untersuchungen von Barbara Rösch zu sogenannten Judenwegen). Auch stellt Ulmer die Frage nach den Funktionen des Antisemitismus und erklärt: »Massensubjekte benötigen den Antisemitismus als Projektionsstrategie zur psychischen und sozialen Stabilisierung [...]« (S. 249). Mit einer solchen Argumentation wird dem Antisemitismus eine Funktion zugeschrieben, die vermuten lassen könnte, dass die Gesellschaft der Weimarer Republik ohne Antisemitismus nicht hätte funktionieren können.

Dem würde Evyatar Friesel sicher widersprechen, zeigt er doch in seinem Beitrag die Rolle des »Centralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens«, der sich 1893 als Abwehrverein gegen den politisch/rassistischen Antisemitismus des späten 19. Jahrhunderts gründete. Friesel geht den Wandlungen des Vereins in seiner Funktion bezogen auf die deutsche Politik ebenso nach wie der Frage, wie wirksam diese explizit säkulare und nicht religiös motivierte Vereinigung, deren Mitglieder aus der bürgerlichen Mittel- und Oberschicht stammten, werden konnten. Besonders schlüssig zeigt er dies an der Wandlung des Vereins von einer »Schicksalsgemeinschaft« (S. 285) hin zu einer »Gesinnungsgemeinschaft« (S. 289) – bei beiden Begriffen handelt es sich um Selbstbezeichnungen des CV – und im Blick auf weitere jüdische Organisationen und Vereine.

Andrea Hoffmann richtet das Augenmerk auf den *»wechselseitigen Blick*, den die Konfessionen in einer Kleinstadt im 19. und frühen 20. Jahrhundert aufeinander warfen und auf die Inkongruenzen in der Bewertung der *gegenseitigen* Wahrnehmungen« (S. 254). Sie spürt »veröf-

fentlichter, erwünschter und verdeckter Meinung nach« und zeigt eindrucksvoll, wie unterschiedlich – je nach Rezipienten – über das Verhältnis der Konfessionen zueinander berichtet wurde: »So äußerten sich die Pfarrer ihren Kirchenoberen gegenüber in ihren Bewertungen der Juden mitunter feindseliger und ressentimentbeladener als in der politischen Gemeinde oder gar im unmittelbaren Kontakt mit den Betroffenen« (S. 264). Zudem beobachtet Hoffmann das Phänomen der Kommunikationslatenz, die das unterschiedliche Verhalten bezogen auf antisemitische Haltungen in der Öffentlichkeit und im Gegensatz dazu im Privaten umschreibt (S. 265).

Einen rezeptionstheoretisch basierten Ansatz verwendet auch Klaus Schönberger in seiner vor allem methodisch und argumentativ sehr sorgfältig und schlüssig aufgebauten Studie »Das Internet und die Hohmann-Rede. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf die Artikulation und Kontextualisierung von Antisemitismus und Neonationalismus.« Zugleich spannt er mit seiner Untersuchung den Bogen in die Gegenwart und fordert eine » Verknüpfung der diskursanalytisch-semiotischen Perspektive mit den Sichtweisen der Akteure« (S. 304), was er im Folgenden auch einlöst. Besonders der abschließende Blick Schönbergers auf die Akteursebene gibt Aufschluss darüber, wie populäre Formen des Antisemitismus heute aussehen, und auch darüber, wie sie analytisch erfasst und erforscht werden können.

In der Zusammenschau der Beiträge zeigt sich, dass die im Titel aufgegriffene Frage nach den kulturellen Seiten des Antisemitismus immer da besonders intensiv und dicht beantwortet wird, wo an konkreten Phänomenen historisch-archivalisch, kontextuell, rezeptionsorientiert geforscht wird. Das vorhandene wie auch das neu erhobene empirische Material noch genauer akteursorientiert und kulturtheoretisch zu analysieren, würde das nach wie vor anregende und wichtige Konzept Shulamit Volkovs endlich nicht nur in die volkskundlichen Kulturwissenschaften übertragen, sondern auch hinsichtlich dessen Plausibilität befragen.

Michaela Haibl

Werner Faulstich (Hg.): Das Alltagsmedium Blatt.
München: Wilhelm Fink Verlag 2008, 216 Seiten.

Es ist ein wunderbarer Fundus, den der vorliegende Band eröffnet – nicht nur an Fragen und Themen, die eine Alltagsforschung mit ethnographischen Mitteln stellen kann und stellen soll, sondern auch an Verweisen zu Vorarbeiten und Forschungen über das Alltagsmedium Blatt und dessen vielfältige Facettierungen, wie sie aus unserem Fach, der Volkskunde und Europäischen Ethnologie, kommen. Paradoxer- und doch wieder fast logischerweise wurde der Band vom Medien- und Kommunikationswissenschaftler Werner Faulstich konzipiert und herausgegeben und wurden die siebzehn Beiträge des Bandes von Medienwissenschaftlerinnen und -wissenschaftlern am IFAM – Institut für Angewandte Medienforschung der Universität Lüneburg – verfasst.

In einer Einführung in Themen- und Forschungsfeld entwickelt Werner Faulstich eine Definition des Alltagsmediums Blatt, die wiederum Basis der Ansätze und Ergebnisse der im Band versammelten Beiträge ist: Er versteht das Blatt als »genuines Kommunikationsmedium«, das historisch sehr früh durch individuelle Verfügbarkeit gekennzeichnet ist, durch Pluralität in Formen und Funktionen, durch strukturelle Divergenz, durch Alltäglichkeit und Kleinräumigkeit in der Verbreitung und durch gesellschaftliche Ubiquität (vgl. S. 23 und S. 209). Der Schwerpunkt dieses einleitenden Textes liegt auf Forschungsberichten, in denen Faulstich nach den jeweils grundlegenden Funktionen die vielfältigen Blatt-Formen gruppiert sowie Ansätze und Befunde dazu vorstellt: zu Blättern wie Bedienungs- und Gebrauchsanleitungen, Beipackzetteln, die der Information dienen, zu Garantiescheinen, Quittungen, Formularen, bei denen die Belegfunktion im Vordergrund steht, zu Spielkarten und Losen mit Spiel- und Unterhaltungsfunktion, zu Geldscheinen und Briefmarken mit Bezahlfunktion, zu Kochrezepten und Noten mit Speicherfunktion und schließlich zu politischen Flugblättern und ökonomischen Prospekten mit Werbefunktion. In dieser kultur- und sozialwissenschaftlichen Tour d'Horizon zeigt sich, dass in unserem Fach einiges, wenn nicht Wesentliches – Faulstich verweist ausdrücklich auf Christa Pieskes grundlegende Arbeiten – geleistet worden ist; wiewohl sich die Forschungssituation insgesamt dennoch als defizitär darstellt.

Insofern sind die Beiträge des vorliegenden Bandes, dies betont Faulstich in seiner Einführung, als Dokumente »der Erprobung von Zugriffen

auf bestimmte Teilaspekte des Mediums Blatt« (S. 23) zu verstehen. Tatsächlich sind die Texte von sehr unterschiedlicher Qualität. Im Teil I des Bandes sind unter der Überschrift »Versionen des Blatts im Alltag« vor allem Bestandsaufnahmen zusammengefasst: zu Eintrittskarten (Kathrin von Klodt, Janine Knobloch), Packungsbeilagen (Claudia Ziel), Kochrezepten (Christina Rump), Speisekarten (Christina Howe), Spielkarten (Tisa Pawils), Visitenkarten (Monika A. Mysliwiec) und Flugblättern (Viktoria Wenz). In allen diesen Beiträgen bemühen sich die Autorinnen, ausgehend von ersten Pretests und Pilotstudien, um die Systematisierung der jeweiligen Varianten des Beispiels und dessen Funktionen, zumeist auch um eine möglichst exakte Erfassung von Gestaltung und materieller Beschaffenheit. Weiterführende Fragestellungen und Überlegungen aber sind in diesem Teil des Bandes eher die Ausnahme. Vor allem anderen werden hier die Ergebnisse erster Forschungsarbeiten skizziert; hierbei fällt auf, dass zwar ein großer Teil der Autorinnen darauf verweist, dass keine Repräsentativität angestrebt ist, letztlich aber die meisten mit ihren Materialien im Modus quantitativer Arbeitsmodelle verfahren, indem sie etwa vor allem Häufigkeitsverteilungen vorstellen.

Breiter angelegt ist allein der Beitrag von Claudia Ziel zu Packungsbeilagen von Medikamenten, in dem auch in einer historischen Perspektive auf die spezifische Organisation und Standardisierung (etwa durch juristische Vorgaben) dieser Blattform eingegangen wird, und jener von Viktoria Wenz zur britischen Flugblattpropaganda im Zweiten Weltkrieg, in dem an einigen Beispielen die Erzählstrategien der Verfasser und die Reaktionsweisen der deutschen Bevölkerung thematisiert werden. Freilich ist dieser Bereich der Flugblattpropaganda gerade in den beiden Weltkriegen des 20. Jahrhunderts relativ breit bearbeitet und so kann Wenz, anders als ihre Mitautorinnen, auf ein etabliertes Forschungsfeld zurückgreifen.

Konkreter an der Frage nach dem Medium Blatt in und für bestimmte Handlungsfelder orientiert sind die in Teil II »Bedeutungen und Funktionen des Blatts in kommunikativen Binnenräumen« vorgelegten Texte. Nike Thurn beschäftigt sich mit dem Blatt im Kommunikationsraum Schule, Viktoria Panitzki interessiert sich für das Medium in der Ratsbücherei Lüneburg, Nadia Ben Amara für das Blatt in der studentischen Kultur, Melanie Mergler für das Blatt im kirchlichen Kontext, Nicola Bünsch für das Blatt im Arbeitsalltag eines Kulturinstituts, Kristin Reddeck vergleicht Flyer in Musicclubs und in der Theaterszene, Jan Teichmüller konzentriert sich auf Einkaufszettel und Kim Maas legt eine

Zusammenfassung aller Varianten an Blättern vor, die wir im Alltag benutzen.

Auch in diesen Beiträgen ist sehr viel Sorgfalt auf die quantitative Aufbereitung des Materials gelegt, werden dafür andere Möglichkeiten, an dieses Material heranzugehen – etwa in Form von Interviews –, nur wenig genutzt. Nike Thurn stellt hier die Ausnahme dar: Sie kombiniert Befragungen von Lehrerinnen und Lehrern mit Beobachtungen als Hospitantin im Schulunterricht und erweitert dank dieses tendenziell qualitativen und kontextorientierten Zugangs den Blickwinkel auf das Phänomen entscheidend, indem sie beispielsweise auf die sinnlichen Qualitäten des Mediums verweist und den Umgang mit Blättern an der Schule als Teil eines intermedialen Agierens diskutiert. Weniger in die Tiefe gehen jene Texte, die sich mit dem Blatt als nebenbei konsumierbares und konsumiertes Medium der studentischen Kultur beschäftigen, mit den vielseitigen Funktionen im Büroalltag eines Kulturinstituts oder mit dem Einkaufszettel als Instrument der Alltagsstrukturierung.

Jeder dieser Beiträge aber bietet einen hilfreichen Einstieg in einen Aspekt eines Themenfeldes der alltäglichen Mediennutzung, das bei aller Aufmerksamkeit für die sogenannten neuen Medien vernachlässigt wird, während gleichzeitig die Entwicklung neuer Technologien – so ein Befund aller dieser Studien – das Blatt in unterschiedlichen und permanent erweiterten Formen verstärkt produziert, verbreitet und nutzt. Alle, auch die eher kursorisch geratenen Beiträge zeigen zudem, dass das Thema ›Blatt als Alltagsmedium‹ immer auch aus historischer Perspektive betrachtet werden muss. Werner Faulstich fordert diese Perspektive explizit in seinem, den Band abschließenden Text, wo er zur Zusammenarbeit in einer Kulturwissenschaft, verstanden »als eine Integrationswissenschaft, die auf den Einzelwissenschaften aufbaut und übergreifend neue Erkenntnisse ermöglicht« (S. 200), aufruft. Im Zusammenspiel disziplinärer Zugänge und Arbeitsweisen könnte auch die Europäische Ethnologie mit ihrer qualitativen und ethnographischen Ausrichtung und mit einer Medienforschung, die das Medium immer auch als Teil der materiellen Kultur ins Blickfeld historischer und gegenwartsorientierter Untersuchung rückt, einen wichtigen Beitrag leisten.

Klara Löffler

Hito Steyerl: Die Farbe der Wahrheit.
Dokumentarismen im Kunstfeld.
Wien: Turia und Kant 2008, 157 Seiten.

»Was ist der ›documentary turn‹? Seit mehreren Jahren mehren sich dokumentarische Stile im Kunstfeld, das als eine Art Labor fungiert, in dem innovative dokumentarische Ansätze entstehen. Ihr Auftauchen verweist nicht nur auf eine Veränderung des Kunstbegriffs, sondern auch auf die Transformation dokumentarischer Formen im Kontext medialer Globalisierung. Diese Umbrüche beeinflussen das Verhältnis dokumentarischer Formen zur Realität; sie verändern traditionelle Öffentlichkeiten ebenso wie Formen ihrer Vermittlung. ›Die Farbe der Wahrheit‹ verhandelt klassische Fragestellungen der dokumentarischen Form – ihre Funktion als Knoten von Machtwissen, als Repräsentation von Realität oder als mediale Selbstreflektion anhand von neueren Beispielen aus dem Kunstfeld.«

Soweit der ebenso konzise wie zutreffende Klappentext des Buches von Hito Steyerl, der hier als Basis für dessen Vorstellung aus kulturwissenschaftlich-volkskundlicher Sicht dienen soll. Steyerl behandelt in zwölf Essays und anhand konkreter Beispiele das Spektrum dokumentarischer Formen im Spannungsfeld gegenwärtiger Diskurse. Dabei gelingt es ihr, in Verknüpfung von Theorie und künstlerischer Praxis – vor allem aus dem visuellen Bereich – die Phänomene und das Feld der Thematik anschaulich, transparent und vor allem offen zu diskutieren und somit neue Anknüpfungspunkte für ein Weiterdenken anzubieten. Das ist nicht zuletzt ihrer Arbeitsweise geschuldet, auf die sie in einem Nachwort näher eingeht: Als Künstlerin wie als Kunsttheoretikerin wählt sie – auch aus arbeitspragmatischen Gründen – bewusst die Form des Essays, da diese »von Adorno als Aufbegehren gegen das Diktat der Identität geschätzt, heute auch konform mit einem ebenso marktförmigen Zwang zu Differenzierung und flexibler, mobiler und modulartiger Produktionsweise läuft« (S. 139).

In den einzelnen Beiträgen greift Hito Steyerl verschiedene Diskurse der »documentary turns« heraus und analysiert vor deren Folie verschiedene künstlerische Arbeiten. Die Essays können jeder für sich gelesen werden, insgesamt aber bauen sie aufeinander auf und dringen so in immer stärkerer Differenzierung in die Thematik ein. Steyerl beginnt mit der Definition von Dokumentarismen, die sie dann in weiteren Schritten entlang der Überlegungen etwa von Benjamin, Agamben, Didi-Huberman

oder Arendt auffächert und problematisiert, um sie schließlich in der Analyse von künstlerischen Arbeiten – wie z. B. »Phantom Truck« von Iñigo Manglano-Ovalle oder »Summer Camp« von Yael Bartana – mit Ausführungen von Vertov, Godard, Loos oder Faroki zu verknüpfen. So werden konkrete Kunstwerke mit theoretischen Überlegungen konfrontiert und mit deren Hilfe durchdacht, ohne den Leser in einen redundanten und additiven Theoriediskurs zu verstricken. Anhand der Videoinstallation »Küba« von Kutlug Ataman oder einiger Arbeiten von Eyal Sivan, Danica Dakić und Artur Zmijewski wird beispielsweise in Verbindung mit Thesen von Guattari oder Habermas das Phänomen Gemeinschaft bzw. das Verhältnis ›privat‹ versus ›öffentlich‹ diskutiert. Mit diesem Vorgehen gelingt es Steyerl, das Diskursfeld in seiner ganzen Komplexität darzustellen und Wege des Weiterdenkens und Weiterarbeitens aufzuzeigen.

Einer empirischen Kulturwissenschaft bietet die Lektüre dieses Buches auf mehreren Ebenen teils bekannte – aber oft vergessene –, teils auch neue Sichtweisen an. Da ist als Erstes die Frage nach dem Umgang mit Bildern, wie sie, selbst- oder fremdproduziert, von uns als Quellen genutzt werden. Da erfolgt, zweitens, der Zugriff auf mehreren Ebenen (theoretisch und künstlerisch bzw. exemplarisch und handlungsorientiert), ein bekannter volkskundlich-kulturwissenschaftlicher Zugang, der seine analytische Stärke in der genauen Beschreibung und Analyse einzelner Phänomene unter Beweis stellt – im vorliegenden Fall am Beispiel von visuellen Medien: Gerade hier wird die Stärke dieser Betrachtungsweise deutlich, wenn etwa – wie anhand der Videoinstallation »Küba« gezeigt wird – Theoriemodelle in einer praktischen Arbeit mit realen Quellen (Interviews) zu einem Spannungsfeld aufgebaut werden, das sich aus bestimmten – z. B. gesellschaftspolitischen – Fragestellungen ergibt. Bei diesem und anderen Beispielen aus Kunst und Wissenschaft wird zudem deutlich, dass es eher darum geht, die Phänomene zu gewichten anstatt zu bewerten – und sie somit offen für weitere In-Frage-Stellungen zu lassen: Steyerl bietet keine Anleitungen, wie mit dokumentarischem Material im globalen und digitalen Zeitalter umgegangen werden soll, sondern sie zeigt Lösungswege auf, die sich aus den Anforderungen der Medienstrukturen selbst ergeben. Und so zeigt diese transparente und reflektierte Arbeitsweise, drittens und schließlich, wie wichtig es ist, die eigene Forschungsarbeit zu kontextualisieren und nachvollziehbar zu machen, um sie in den jeweiligen theoretischen und praktischen Rahmen einbinden zu können und damit neue Erkenntnisse und Lösungsmöglichkeiten zu erarbeiten.

Es ist lehrreich und schön, dieser facettenreichen, im Denken und Analysieren kulturwissenschaftlichen Zugängen verpflichteten Studie einer ›Fachfremden‹ zu folgen und damit einen neuen Anstoß für das eigene empirische Arbeiten zu bekommen.

Martin Jonas

Sarah Kubin: Ritual der Individualisten.
Eine ethnographische Studie zum Wandel des katholischen Gottesdienstes (= Studien & Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, Bd. 32). Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde e.V. 2009, 195 Seiten.

Auch Juridisches kann das Interesse an ethnographischen Studien schärfen – diesfalls das derzeit bei einem niederösterreichischen Landesgericht anhängige Verfahren gegen einen (laut Berichterstattung) »theologisch anscheinend sehr bewanderten Akademiker«, der während der Messe den Pfarrer mehrmals »wegen angeblich fehlerhafter Liturgie« lautstark ausgebessert hat. Das gerichtliche Nachspiel dieser wiederholten Interventionen mag deren Insistenz und vielleicht auch Heftigkeit geschuldet sein – bemerkenswert bleibt, dass sich nun die Justiz zu Klärung aufgerufen fühlt, »ob es sich bei den Vorfällen lediglich um Unfug oder um eine Störung der Religionsausübung handelt« (http://noe.orf.at/stories/364745/). Denn mit Rückgriff zumindest auf den zweiten inkriminierten Tatbestand wird – um hier eine gängige definitorische Unterscheidung zu gebrauchen – einem ›substantialen‹, also sich inhaltlich an (und zwar ganz spezifischen) Transzendenzvorstellungen orientierenden Religionsverständnis gefolgt, nicht aber jenem ›funktionalen‹, also weltlich-säkulare Ursachen und Wirkungen in den Mittelpunkt rückenden Religionsverständnis, wie es oft als Voraussetzung zu nüchterner Betrachtung und neutraler Reflexion von Adaptionen und Modifikationen religiöser Erscheinungen gesehen wird.

Dem damit angesprochenen methodologisch-agnostizistischen Imperativ kommt Sarah Kubin in ihrer Untersuchung über den »Wandel des katholischen Gottesdienstes« sehr wohl nach. Und dies trotz ihrer in den einleitenden Ausführungen über Zugang, Methode und Forschungsfeld als »persönliche Voraussetzungen« (S. 19) offengelegten

katholisch-kirchlichen Sozialisation, wie sie sich in regelmäßigem Messebesuch, früherem Ministrantendienst und späterer Mitarbeit in einer Pfarrgemeinde manifestiert und die sie nicht hindert, den Anpassungen katholischer Kultperformanz an die aktuelle gesellschaftliche Situation hinlänglich distanziert nachzugehen. Bei diesen Anpassungen geht es allerdings auch um recht moderate liturgische Modifizierungen; und die »Ritualakteure«, ob als Priester oder Laien an der »katholischen Zentralveranstaltung« (S. 9) mitwirkend, werden in der Untersuchung als durchaus loyal gegenüber kirchenhierarchischer Struktur geschildert – wenngleich freilich im Weiteren deutlich wird, dass auch die Haltungen der als »Stammbesucher« (S. 80) bezeichneten Gemeindemitglieder vor dem Hintergrund zuweilen durchaus säkularer Lebensdiktate und in Abhängigkeit von den Bedingungen heutiger, von pluralen und heterogenen Lebensumständen und Befindlichkeiten geprägter Gesellschaft gesehen werden müssen. Dies zeigt sich bereits bei den Rechercheergebnissen zur »Verbindlichkeit des sonntäglichen Kirchgangs« (S. 54), die sich, wie bekannt, ins Fakultativ-Beliebige verschoben hat: Der Mechanismus moderner individueller Lebensgestaltung lässt, in »bewusster Entscheidung« (S. 41) und mit Rücksicht auf je persönlich-pragmatische Abwägung, Raum für vielerlei Freisetzung und Entbindung von ehemaliger Selbstverständlichkeit.

In drei – sinnvollerweise in unterschiedlicher sozialer und ökonomischer Lage situierten – Pfarrgemeinden Stuttgarts hat Kubin mit Priestern wie auch mit Laien aus dem »aktiven Gemeindekern« (S. 28) gesprochen und deren Meinungen und Haltungen zur Gestaltung des Gottesdienstes festgehalten. Aus der Perspektive der Priester werden etwa deren durchaus ambivalente Einstellungen zu verschiedenen liturgischen Vorgaben wiedergegeben – Vorgaben, die bei allen Veränderungen, wie sie das 2. Vaticanum mit sich gebracht hat, nach wie vor für viele (vor allem nicht regelmäßige) Gottesdienstbesucher von zu hoher Komplexität zu sein scheinen und so von einigen Pfarrern reduziert bzw. adaptiert werden. In diesem Zusammenhang werden übrigens auch die Reaktionen der verschiedenen Gemeindemitglieder auf die dabei vorgenommenen liturgischen »Hilfestellungen« – wie z. B. die Kürzung oder (alltags)sprachliche Vereinfachung bestimmter Gottesdienstelemente (Confiteor, Hochgebet, Allerheiligenlitanei) – als recht divergent geschildert und reichen von der Zustimmung zu solchen als notwendig empfundenen »Zugangserleichterungen« bis zum Vorwurf der »Verharmlosung« und »Trivialisierung« eines Ritualvollzugs, der seinen »Mysteriencharakter«

und Transzendenzbezug gerade jener »Differenzerfahrung« verdanke, wie sie nur tradiertes Kultrepertoire, nicht aber »eine allzu platte alltagsbezogene Gestaltung« ermögliche (S. 67ff.).

Die zuletzt zitierte Argumentation stammt freilich nicht mehr aus dem vor allem via teilnehmender Beobachtung, Gruppendiskussion und Kurzinterviews empirisch erhobenen Material (zur Methodik s. S. 20 ff.), sondern aus der von Kubin herangezogenen Literatur, mit deren Unterstützung sie im Weiteren das von ihr Vorgefundene und Festgehaltene diskutiert – wobei sie in Interpretation der verschiedenen Einstellungen zu bzw. Reaktionen auf diverse im Umfeld der katholischen Messfeier stattfindenden Adaptions- und Modifikationserscheinungen zwei Aspekte hervorhebt. Zum einen thematisiert sie eine »Informalisierung«, also eine generelle »Entmonopolisierung« und »Entdifferenzierung« und für religiös-kirchliche Verhältnisse eine »fortschreitende Nivellierung der sakramental begründeten Priester-Laien-Differenz« (S. 125, Zitat M. Ebertz) – mit all den Folgen »stärkerer Selbstzwänge«, wie sie solche »Entklerikalisierung« für beide Seiten mit sich bringt (S. 131f.). Zum anderen sieht sie in den verschiedenen Abweichungen von tradierter Kultperformanz – also dem, was den eingangs genannten ›Individualisten‹ wohl in Rage versetzt hat – für viele Ritualakteure einen Weg zur »Plausibilisierung des Glaubens« (S. 155), wie er der Forderung nach »Verständlichmachung, Übersetzung Anleitung und de[m] Ausdruck und [der] Vermittlung des Gefühls von Bedeutsamkeit und Authentizität« (S. 164) entspricht.

Wenn für Kubin in Konsequenz konstatierter »diffiziler Begegnung mit dem Heiligen« (S. 134) der katholische Gottesdienst heute »mehr den je auf Persönliches und Zwischenmenschliches angewiesen ist« (S. 159), so setzt das freilich eine Sichtweise voraus, die jenen Überlegungen entgegensteht, die eine dem Ritual immanente (und für seine außeralltägliche Funktion konstitutive) Wahl- und Wandlungsresistenz herausstreichen. So konfrontiert die vorliegende sorgfältige ethnographische Untersuchung von Sarah Kubin letztlich und wieder mit der schon von Helmut Schelsky gestellten prinzipiellen Frage nach dem Veränderungspotential von (christlicher) Religion als einer Lebensform und Institution, »deren Existenz und Legitimität in einer durchgehaltenen Kontinuität der Zeiten beruhen« (Schelsky: Ist die Dauerreflexion institutionalisierbar? 1957).

Herbert Nikitsch

Eingelangte Literatur

Altenberg, Peter: Ashantee. Afrika und Wien um 1900. Hrsg. von Kristin Kopp u. Werner Michael Schwarz. – Wien: Löcker, 2008. – 207 S.: Ill. Literaturverz. S. 199 – [206]

Alzheimer, Heidrun [Hrsg.]: Glaubenssache Krieg. Religiöse Motive auf Bildpostkarten des Ersten Weltkriegs. Unter redaktioneller Mitarbeit von Stephanie Böß und Fred G. Rausch. – Bad Windsheim: Verlag Fränkisches Freilandmuseum, 2009. – 392 S.: zahlr. Ill., Kt. – (Schriften und Kataloge des Fränkischen Freilandmuseums; 055). Literaturangaben. – Literaturverz. S. 362 – 387

Anna, Susanne [Hrsg.]: Architektenstreit. Wiederaufbau zwischen Kontinuität und Neubeginn. Diese Publikation erscheint anlässlich der gleichnamigen Ausstellung im Stadtmuseum Landeshauptstadt Düsseldorf in Kooperation mit dem BDA Düsseldorf vom 7. Juni bis 31. August 2008. Mit Beiträgen von Agatha Buslei–Wuppermann u.a. – Düsseldorf: Droste Verlag, 2009. – 175 S.: zahlr. Ill., Kt. – (Schriftenreihe Stadtmuseum). Literaturangaben. – Literaturverz. S. 171–172

Anna, Susanne [Hrsg.]: Toni Gard. Diese Publikation erscheint anlässlich der gleichnamigen Ausstellung im Stadtmuseum Landeshauptstadt Düsseldorf vom 3. Februar bis 29. April 2007. Mit Beiträgen von Antonella Giannone u.a. Düsseldorf: Droste Verlag, 2009. – 135 S.: zahlr. Ill. – (Schriftenreihe Stadtmuseum). Literaturverz. S. 126–128

Anna, Susanne [Hrsg.]: Überschreitungen. Das Wechselspiel von Wirtschaft und Kunst im 19. Jahrhundert. Diese Publikation erscheint anlässlich der gleichnamigen Ausstellung im Stadtmuseum Landeshauptstadt Düsseldorf, 11. März bis 14. Mai 2006. Mit Beiträgen von Jeffrey Fear u.a. – Düsseldorf: Droste Verlag, 2009. – 100 S.: zahlr. Ill. – (Schriftenreihe Stadtmuseum). Literaturverz. S. 57–62

Antonietti, Thomas, Bruno Meier u. Katrin Rieder [Hrsg.]: Rückkehr in die Gegenwart. Volkskultur für morgen. Diese Publikation entstand im Rahmen des Programms »Echos – Volkskultur für morgen« der Schweizer Kulturstiftung Pro Helvetia. – Baden: hier + jetzt Verl., 2008. – 256 S.: Ill. Literaturangaben

Arbeitskreis für Hausforschung [Hrsg.]: Hausbau im 15. Jahrhundert im Elsaß und am Oberrhein sowie in weiteren Regionen. Bericht über die Tagung des Arbeitskreises für Hausforschung e.V. in Wissembourg (Weißenburg/Elsaß, Frankreich) vom 10. bis 14. Oktober 2007 = La construction de maisons au XVe siècle en Alsace, dans la région du Rhin supérieur et dans d'autres règions. – Marburg: Jonas, 2008. – 592 S.: zahlr. Ill., graf. Darst., Kt. – (Jahrbuch für Hausforschung; 058). Literaturangaben

Arnold, Herta: Barocke Rätsellust. Embleme in der Tiroler Kunst. – Innsbruck [u.a.]: Tyrolia, 2008. – 80 S.: Ill. – (Tiroler Kulturgüter). Literaturverz. S. 76–77

Assmann, Aleida: Einführung in die Kulturwissenschaft. Grundbegriffe, Themen, Fragestellungen. – 2., neu bearb. Aufl. – Berlin: Schmidt, 2008. – 253 S.: graf. Darst. – (Grundlagen der Anglistik und Amerikanistik; 27). Literaturverz. S. 239–249

Athanassakis, Irini: Die Aktie als Bild. Zur Kulturgeschichte von Wertpapieren. – Wien [u.a.]: Springer, 2008. – 407 S.: zahlr. Ill. – (Edition Transfer). Literaturverz. S. 313–323

Bacher, Simone u.a. [Red.]: Für Freiheit, Wahrheit und Recht. Joseph Ennemoser und Jakob Philipp Fallmerayer. Tirol von 1809 bis 1848/49 = Libertà, verità, giustizia! Hrsg.

v. Südtiroler Landesmuseum für Kultur– und Landesgeschichte Schloss Tirol. Mit Beiträgen von Alessandro Bracco u. v. a. – Innsbruck [u.a.]: Haymon [u.a.], 2009. – 356 S.: zahlr. Ill. Literaturangaben. – Text dt. u. ital.

Becker, Joachim und Rudy Weissenbacher [Hrsg.]: Sozialismen. Entwicklungsmodelle von Lenin bis Nyerere. – Wien: Promedia [u.a.], 2009. – 234 S. – (Beiträge zur Historischen Sozialkunde: Internationale Entwicklung; 28) (Journal für Entwicklungspolitik: Ergänzungsband; 20). Literaturangaben

Beer, Bettina [Hrsg.]: Methoden ethnologischer Feldforschung. 2., überarb. u. erw. Auf. – Berlin: Reimer, 2008. – 333 S.: Ill., graf. Darst., Kt. Literaturangaben. – Register liegt lose bei (S. [325] – 333). – 1. Aufl. u.d.T.: Methoden und Techniken der Feldforschung

Beer, Bettina u. Hans Fischer: Wissenschaftliche Arbeitstechniken in der Ethnologie. – 3., überarb. u. erw. Aufl. – Berlin: Reimer, 2009. – 176 S.: graf. Darst. – (Reimer Kulturwissenschaften). Literaturverz. S. 157–171

Benzer, Christa, Christine Böhler und Christiane Erharter [Hrsg.]: Continuing dialogues. A tribute to Igor Zabel. – Zürich: JRP Ringier, [2008]. – 213 S.: zahlr. Ill. Literaturangaben

Berndt, Frauke u. Heinz J. Drügh [Hrsg.]: Symbol. Grundlagentexte aus Ästhetik, Poetik und Kulturwissenschaft. – 1. Aufl. – Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2009. – 461 S.: graf. Darst. – (Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft; 1895). Literaturangaben

Brenko, Aida u.a.: Moć boja. Kako su boje osvojile svijet. Izložba »Moć boje«, ožujak–rujan 2009. – Zagreb: Etnografski muzej, 2009. – 205 S.: zahlr. Ill. Literaturverz. S. 190–193. – Engl. Zsfassung u. d. T.: The power of colours: how did the colours conquer the world

Brückner, Wolfgang u.a. [Hrsg.]: Arbeitskreis Bild Druck Papier. Tagungsband Hagenow 2008. Christa Pieske zum 90. Geburtstag. – Münster [u.a.]: Waxmann, 2009. – 272 S.: zahlr. Ill. – (Arbeitskreis Bild Druck Papier; 013). Bibliogr. Christa Pieske S. [11] – 17. – Bibliogr. S. [241] – 249. – Personalbibliogr. S. [250] – 256 (Aus dem Inhalt: Kristina Hegner, Sparsamkeit und Kunst um 1800. Die Pappmachéprodukte der Herzoglichen Carton–Fabrique in Ludwigslust. 29–44; Jörn Münkner, Handgreifliches – Flugblätter bewegen ihre Betrachter. 45–55; Nils–Arvid Bringéus, Die schwedische Truhenbriefproduktion – Eine Übersicht. 56–70; Erdmute Nieke, Maria aus Kevelaer und Joseph in Ägypten. Religiöse Bilderbogen aus Neuruppin – Ein Überblick. 71–85; Helmut Ottenjann, Wunschbriefe und Vorschriftenblätter. Dokumente schönschreibender und buntmalender Landschulkinder des 18. und frühen 19. Jahrhunderts im Weser–Ems–Gebiet. 86–100; Cornelia Oelwein, Enthebungskarten zum Neuen Jahr in Bayern und Österreich. 101–114; Sigrid Nagy, Blumenmission und Blumenkarten. 115–118; Hans–Jörg Uther, »Die Bremer Stadtmusikanten« – Ein Märchen in den populären Bildmedien. 119–130; Carolin Raffelsbauer, Paul Hey – der Maler heiler Welten. Eine kultur– und literaturgeschichtliche Untersuchung zur illustrativen Gebrauchskunst in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. 131–148; Heinz Freiberg, Die Welt ist voller Zeichen. Publikzeichen auf dem Weg zur globalen Lingua franca der Bilder. 149–160; Heinz Schmidt–Bachem, Beiträge zur Geschichte der industriellen Papier–, Pappe– und Kunststoffverarbeitung in Deutschland. 161–162; Irene Ziehe, Zur Arbeit der Kommission Fotografie in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde. 163–167; Volker Janke und Ralf Gehler, Ferne Welten, fremde Tiere – die zauberhaften Bilder der Laterna magica. 168–174)

Burgard, Matthias: Das Monster von Morbach. Eine moderne Sage des Internetzeitalters. – Münster [u.a.]: Waxmann, 2008. – 90 S.: Ill. – (Mainzer Beiträge zur Kulturanthropologie / Volkskunde; 002). Literaturverz. S. 76 – 83

Burkarth, Axel und Bernd Holtwick [Hrsg.]: Dorf unterm Hakenkreuz. Diktatur auf dem Land im deutschen Südwesten 1933 bis 1945. Herausgegeben von der Landesstelle für Museumsbetreuung Baden–Württemberg und der Arbeitsgemeinschaft der sieben regionalen ländlichen Freilichtmuseen in Baden–Württemberg. – Ulm: Süddeutsche Verlagsgesellschaft im Thorbecke Verlag, 2009. – 175 S.: zahlr. Ill. Literaturangaben

Caysa, Volker, Kozera Barttomiej u. Justus H. Ulbricht [Hrsg.]: Kultur – Nation – Europa. Nationalkulturelle Identitäten auf einem imaginären Kontinent. – Frankfurt am Main [u.a.]: Lang, 2008. – 217 S. – (Daedalus; 18). Literaturangaben

Cvetković, Marina: Igra šarenih niti. Kolekcija pirotskih ćilima Etnografskog muzeja u Beogradu. – Beograd: Etnografski muzej, 2008. – 100 S.: zahlr. Ill., Kt. Literaturverz. S. 57–61. – Engl. Zsfassung

Dimt, Gunter: Bauernhöfe. Historische Gehöfte in Oberösterreich. Herausgegeben von den Oberösterreichischen Landesmuseen in Linz. – Weitra: publication PN°1 Bibliothek der Provinz, 2009. – 70, 717 S.: überw. Ill., graf. Darst., Kt. – (Studien zur Kulturgeschichte von Oberösterreich; 021). Literaturverz. S. 49–52

Dumitran, Ana u. Elena–Daniela Cucui: Simon Bălgrădeanul. – Alba Iulia: Editura »Altip«, 2009. – 137 S.: zahlr. Ill. Literaturangaben. – Zsfassung i. engl.

Dumitran, Ana u. Elena–Daniela Cucui: Zugravii de la Feisa. Catalogul expoziţiei temporare, Muzeul Naţional al Unirii, Alba Iulia, 2 octombrie – 7 decembrie 2008. – Alba Iulia: Editura »Altip«, 2008. – 147 S.: zahlr. Ill. Literaturverz. S. 42 – Zsfassung i. engl. u.d.T.: The Painters from Feisa

Duškovic, Vesna: Đelem, đelem. Tradicionalna kultura Roma u Srbiji. – Beograd: Etnografski muzej, 2008. – 38 S.: Ill. Literaturverz. S. 32–34. – Engl. Zsfassung

Endres, Werner: Steinzeug in Creußen. Die Sammlung Burkhardt. – Berlin [u.a.]: Deutscher Kunstverlag, 2009. – 188 S.: zahlr. Ill. Literaturverz. S. 184–185, 188

Fiebig–Drosten, Margret [Hrsg.]: Ständige Begleiter. Handtaschen und ihre Geschichten. Begleitband zur Ausstellung vom 29. März bis 6. Juli 2009. – Cloppenburg: Museumsdorf Cloppenburg, [2009]. – 157 S.: zahlr. Ill. – (Materialien & Studien zur Alltagsgeschichte und Volkskultur Niedersachsens; 040) (Schriftenreihe des Historischen Museums der Stadt Aurich; 16). Literaturverz. S. [15]

Fikentscher, Rüdiger [Hrsg.]: Trinkkulturen in Europa. Halle (Saale): Mitteldeutscher Verl., 2008. – 208 S.: Ill. – (mdv aktuell; 4). Literaturangaben

Gabriel, Theresia und Gerhard J. Winkler [Hrsg.]: Phänomen Haydn 1732–1809. Prachtliebend, bürgerlich, gottbefohlen, crossover. Katalog zur Ausstellung »Phänomen Haydn« Eisenstadt: Schauplatz musikalischer Weltliteratur; Schloss Esterházy: Brennpunkt höfischer Musikkultur, Haydn–Haus Eisenstadt: Zeugnisse privaten Lebens und Schaffens, Diözesanmuseum Eisenstadt: Kirchenmusik am Fürstenhof, Landesmuseum Burgenland: Wanderer zwischen Kulturen; 31. März bis 11. November 2009. – Eisenstadt: Schloss–Esterházy–Management, 2009. – 271 S.: zahlr. Ill., Notenbeisp. Literaturangaben

Greif, Milena [Red.]: Ein kulturelles Gedächtnis. Die Landesmuseen Österreichs und Südtirols im Überblick. Mit einem Essay von Karl-Markus Gauß und zahlreichen Fotografien von Heinrich Hermes. – 1. Aufl. – Wien: Brandstätter, 2009. – 175 S.: zahlr. Ill.

Greverus, Ina-Maria u. Ute Ritschel [Hrsg.]: Aesthetics and Anthropology. Performing Life – Performed Lives. – Münster [u.a.]: LIT, 2009. – 288 S.: zahlr. Ill., Kt. – (Trans; 9). Literaturangaben

Groschwitz, Helmut: Mondzeiten: zu Genese und Praxis moderner Mondkalender. – Münster [u.a.]: Waxmann, 2008. – 356 S.: Ill. – (Regensburger Schriften zur Volkskunde / Vergleichende Kulturwissenschaften; 018). Quellen– u. Literaturverzeichnis S. 305 – 356. – Zugl.: Regensburg, Univ., Diss, 2005

Grosskopf, Heinz: Irland in vergangener Gegenwart, 1972 bis 1980. Die Boote fahren nicht mehr, sie fliegen jetzt! Mit einem Vorwort von Stephan Alfare. – Wien: Facultas.wuv, 2008. – 74 S. überw. Ill.

Hahn, Sylvia, Alexander Heisig u. Thomas Ino Hermann [Red.]: Paradies. Neue Blicke auf einen alten Traum. Diese Publikation erscheint anlässlich der gleichnamigen Ausstellung im Diözesanmuseum Freising, 15. März bis 28. Juni 2009. – Berlin [u.a.]: Deutscher Kunstverlag [u.a.], 2009. – 135 S.: zahlr. Ill. – (Kataloge und Schriften / Diözesanmuseum für Christliche Kunst des Erzbistums München und Freising; 48)

Handl, Elisabeth u. Volker Derschmidt: Meck meck. Goassliederbuch. Ein Liederbuch, entstanden aus dem Projekt »Mit allen Sinnen« zum Thema »Die Goaß in der Volksmusik«. – Atzenbrugg: Volkskultur Niederösterreich, 2009. – 144 S.: Ill., Notenbeisp. Literaturverz. S. 137 – 140

Herlyn, Gerrit u.a. [Hrsg.]: Arbeit und Nicht–Arbeit. Entgrenzungen und Begrenzungen von Lebensbereichen und Praxen. – Mering, Schwab: Hampp, 2009. – 363 S. – (Arbeit und Alltag; 1). Literaturangaben

Hirschfelder, Gunther: Extreme Wetterereignisse und Klimawandel als Perspektive kulturwissenschaftlicher Forschung. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde. – 63/112(2009). – S. [5] – 25. – Literaturangaben

Hurnaus, Hertha, Benjamin Konrad u. Maik Novotny: Eastmodern. Architecture and design of the 1960s and 1970s in Slovakia. – Wien [u.a.]: Springer, 2007. – 238 S.: überw. Ill. Literaturangaben

Keller, Walter [Red.]: Witzerland. Diese Publikation erscheint anlässlich der gleichnamigen Ausstellung im Schweizerischen Landesmuseum Zürich, 2. April – 13. September 2009. Mit Beiträgen von François de Capitani u. v. a. – Zürich: Schweizerisches Landesmuseum, 2009. – 88 S.: zahlr. Ill. Literaturangaben. – Zsfassungen in ital. u. franz.

Kelsey, Robin, Blake Stimson [Hrsg.]: The meaning of photography. This publication is based on the proceedings of the Clark Symposium »The Meaning of Photography«, held 19 November 2005 at the Sterling and Francine Clark Art Institute, Williamstown, Massachusetts. – 1. Aufl. – Williamstown, Massachusetts: Sterlin and Francine Clark Art Institute, 2008. – XXXI, 211 S.: zahlr. Ill. – (Clark Studies in the Visual Arts). Literaturangaben

Kezich, Giovanni u. Antonella Mott: Carnavale Re d'Europa / Carnival King of Europe. Katalog zur Ausstellung vom 22. November 2008 bis 6. Jänner 2009. – San Michele all'Adige: Museo degli Usi e Costumi della Gente Trentina, 2008. – 29 S.: zahlr. Ill.

Kezik, Džovani: Karnevalot, car na evropa. Zimski maski na plodnosta vo evropskiot etnografski kontekst. Izložba. – Skopje: Muzej na Makedonija, 2009. – Faltblatt: Ill.

Knecht, Michi: Der Imperativ, sich zu verbinden. Neue kulturanthopologische Forschungen zu Verwandtschaft in europäischen Gegenwartsgesellschaften. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde. – 63/112(2009). – S. [27] – 51. – Literaturangaben

Kolmer, Lothar [Hrsg.]: »Finger fertig«. Eine Kulturgeschichte der Serviette. – Wien [u.a.]: Lit, 2008. – 187 S.: zahlr. Ill. Literaturverz. S. [181] – 187

Krenn, Katharina [Hrsg.]: Federn machen Vögel. Von Sängern, Aasfressern und Sturzpiloten. Katalog zur Sonderausstellung im Landschaftsmuseum in Schloss Trautenfels vom 4. April bis 31. Oktober 2009. – Graz: Landesmuseum Joanneum, 2009. – 128 S.: zahlr. Ill., graf. Darst., Notenbeisp. Literaturangaben

Krug-Richter, Barbara: Abenteuer Mittelalter? Zur populären Mittelalter-Rezeption in der Gegenwart. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde. – 63/112(2009). – S. [53] – 75: Ill. – Literaturangaben

Lackner, Helmut, Katharina Jesswein u. Gabriele Zuna-Kratky [Hrsg.]: 100 Jahre Technisches Museum Wien. – Wien: Ueberreuter, 2009. – 448 S.: zahlr. Ill., graf. Darst., Kt. Literaturverz. S. 434–441

Laskowska-Otwinowska, Justyna: Globalne przepływy kulturowe a obecność nowoosadników w wsi polskiej. – Łódź: Muzeum Archeologiczne i Etnograficzne w Łodzi, 2008. – 288 S.: Ill. – (Biblioteka Muzeum Archeologicznego i Etnograficznego w Łodzi; 36). Literaturverz. S. 243–254. – Texte i. poln., teilw. i. engl.

Lauterbach, Burkhart und Stephanie Lottermoser: Fremdkörper Moschee? Zum Umgang mit islamischen Kulturimporten in westeuropäischen Großstädten. – Würzburg: Königshausen & Neumann, 2009. – 180 S. – (Kulturtransfer; 005). Literaturverz. S. 155–180

Loewy, Hanno und Gerhard Milchram [Hrsg.]: Hast du meine Alpen gesehen? Eine jüdische Beziehungsgeschichte. Begleitveröffentlichung zur gleichnamigen Ausstellung im Jüdischen Museum Hohenems, im Jüdischen Museum Wien und in Kooperation mit dem Österreichischen Alpenverein. – Hohenems: Bucher-Verl., 2009. – 448 S.: zahlr. Ill. Literaturangaben

Lozoviuk, Petr: Interethnik im Wissenschaftsprozess. Deutschsprachige Volkskunde in Böhmen und ihre gesellschaftlichen Auswirkungen. – Leipzig: Leipziger Univ.-Verl., 2008. – 424 S.: Ill., Kt. – (Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde; 26). Quellen- u. Literaturverzeichnis S. 385 – 415

Maase, Kaspar [Hrsg.]: Tü amo! Italienisches im deutschen Alltag. Eine Tübinger Lokalstudie. Begleitband zur Ausstellung »Tü amo! Italienisches im Tübinger Alltag« im Haspelturm auf Schloss Hohentübingen und an 23 Ausstellungsorten in Tübingen vom 6. Februar bis 13. April 2009. Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft Tübingen; Tübinger Vereinigung für Volkskunde. – Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde, 2009. – 247 S.: zahlr. Ill. Literaturangaben.

Matt, Gerald u. Peter Weiermair [Hrsg.]: Porträt. Fotografie als Bühne. Eine Ausstellung in der Kunsthalle Wien, Halle 2, vom 3. Juli bis 18. Oktober 2009 = The portrait. – Wien [u.a.]: Kunsthalle [u.a.], 2009. – 232 S.: überw. Ill. Text dt. u. engl.

McKee, Robert: Story. Die Prinzipien des Drehbuchschreibens. – 5. Aufl. – Berlin: Alexander-Verl., 2008. – 494 S.: graf. Darst. Einheitssacht.: Story. Substance, Structure, Style, and the Principles of Screenwriting <dt.>

Mihm, Andrea: Babyphon. Auf einer Wellenlänge mit dem Kind. Eine kleine Kulturgeschichte. – Marburg: Jonas-Verl., 2008. – 111 S.: Ill. Literaturverz. S. 105–108

Milano, Alberto [Hrsg.]: Commercio delle stampe e diffusione delle immagini nei secoli XVIII e XIX = Trade and circulation of popular prints during the XVIII and XIX centuries = Bilderhandel und Bildverbreitung im 18. und 19. Jahrhundert. Rovereto:

ViaDellaTerra, 2008. – 443 S.: zahlr. Ill. Literaturangaben. – Text teilw. engl., teilw. dt. – Zsfassungen i. ital.

Mogge, Winfried: »Ihr Wandervögel in der Luft ...«. Fundstücke zur Wanderung eines romantischen Bildes und zur Selbstinszenierung einer Jugendbewegung. – Würzburg: Königshausen & Neumann, 2009. – 159 S.: Ill.: Notenbeisp. Literaturverz. S. 134 – 153

Musée Dauphinois [Hrsg.]: Habiter. Musée Daupinois, Grenoble, 26 avril 2009 – 30 juin 2010. Grenoble: Patrimoine en Isère/Musée dauphinois, 2009. – 136 S.: zahlr. Ill., Kt. Literaturangaben

Neuland-Kitzerow, Dagmar, Salwa Joram u. Erika Karasek [Hrsg.]: Tuchintarsien in Europa von 1500 bis heute. Essayband und Katalog zur gleichnamigen Ausstellung im Museum Europäischer Kulturen, Staatliche Museen zu Berlin vom 19.3. – 5.7.2009. Weitere Stationen 2009/2010: Österreichisches Museum für Volkskunde, Wien; Bautzen Stadtmuseum; Leeds Museum and Art Galleries. – Regensburg [u.a.]: Schnell & Steiner [u.a.], 2009. – 327 S.: zahlr. Ill. – (Schriftenreihe Museum Europäischer Kulturen; 006). Literaturverz. S. [314] – 318. – Text dt. u. engl.

Noever, Peter [Hrsg.]: Möbel als Trophäe. Dieser Katalog erscheint anlässlich der gleichnamigen Ausstellung im MAK Wien vom 27.05.–01.11.2009. Mit Beiträgen von Sebastian Hackenschmidt u. a. – Nürnberg: Verlag für moderne Kunst, 2009. – 119 S.: zahlr. Ill. – (MAK Studies; 16). Literaturangaben

Pleschonig, Kerstin [Red.]: Jäger– und Almlieder. In Griffschrift. Unter Mitarbeit von Eva Maria Hois u. Monika Primas. – 1. Aufl. – Graz: Steirisches Volksliedwerk, 2009. – 116 S.: Notenbeisp.

Rajch, Anja u.a. [Red.]: Betrachtungen. Tracht zwischen Wissenschaft und Pflege. – München: Bayerischer Landesverein für Heimatpflege, 2008. – 84 S.: zahlr. Ill. Literaturangaben

Rakšieva, Svetla: Pisano jajce za velikden. – Sofia: Artideja, 2007. – 95 S.: zahlr. Ill. Literaturverz. S. 94–95

Rotar, Marius u. Marina Sozzi [Hrsg.]: Proceedings of the »Dying and Death in 18th–21st centuries Europe«. International Conference, Alba Iulia, Romania, 5–7 of September 2008. – Cluj–Napoca: Editura Accent, 2009. – 296 S.: Ill., graf. Darst. Literaturangaben. – Text teilw. franz., teilw. engl.

Rustoiu, Ioana, Ana Dumitran, Elena Băjenaru u. Szőcs Fülöp Károly: ... Prin mine, Ioan Pop Zugravul. – Alba Iulia: Editura »Altip«, 2008. – 197 S.: zahlr. Ill. Literaturverz. S. 57–58. – Zsfassung i. engl. u.d.T.: Ioan Pop from Fagaras – The Biography and Painter's Work

Rössl, Joachim [Hrsg.]: Glas. Baustoff und Kunstwerk. – St. Pölten: Amt der NÖ Landesregierung, Abtlg. Kultur und Wissenschaft, 2009. – 56 S.: zahlr. Ill. – (Denkmalpflege in Niederösterreich; 041) (Mitteilungen aus Niederösterreich; 2/2009)

Schenk, Dietmar: Kleine Theorie des Archivs. – Stuttgart: Steiner, 2008. – 112 S. Literaturangaben

Schreuder, Marco [Hrsg.]: Stonewall in Wien 1969–2009. Chronologie der lesbisch–schwulen–transgender Emanzipation. – Wien: Die Grünen Andersrum, 2009. – 31 S.: Ill.

Seidl, Helmut A.: Medizinische Sprichwörter: das große Lexikon deutscher Gesundheitsregeln. – Norderstedt: Books on Demand, 2008. – 518 S. Siglen– u. Quellenverz. S. 489–518

Sideropulu, Dorota u. Małgorzata Wieczorek [Red.]: Malarstwo na szkle. XVIII–i XIX–wieczne ludowe malarstwo na szkle w zbiorach Muzeum Karkonoskiego w Jeleniej Górze. – Jelenia Góra: Muzeum Karkonoskie, 2009. – 402 S.: zahlr. Ill. Literaturverz. S. 400–402. – Text i. poln, engl. u. dt. – Dt. Text u.d.T.: Die Sammlung der Hinterglasmalerei des 18. und 19. Jh. im Riesengebirgsmuseum in Jelenia Góra/Hirschberg

Sieferle, Rolf Peter [Hrsg.]: Familiengeschichte. Die europäische, chinesische und islamische Familie im historischen Vergleich. – Wien [u.a.]: LIT–Verl., 2008. – 336 S.: graf. Darst. – (Der Europäische Sonderweg; 2). Literaturangaben

Slapansky, Wolfgang [Hrsg.]: Das Wunder Wein. »Kult – Fest – Ritual«. Dieser Katalog erscheint anlässlich der gleichnamigen Ausstellung die im Museum Lebenswelt Weinviertel im MZM, Museumszentrum Mistelbach vom 10. Mai bis 1. Dezember 2009 stattfindet. – Salzburg [u.a.]: Residenz–Verl., 2009. – 92 S.: zahlr. Ill. Literaturangaben

Strindberg, August: Unter französischen Bauern. Eine Reportage. Deutsche Fassung von Emil Schering. Durchgesehen und mit einem Essay von Thomas Steinfeld. – 1.–6. Tsd. – Frankfurt am Main: Eichborn, 2009. – 259 S. – (Die andere Bibliothek; 290). Literaturangaben

Struckmann, Johann Caspar: Bibliographie zur Geschichte des Alltags. Bände 1 bis 3. – Berlin: Trafo, 2008. – 427 S. + 299 S. + 219 S.

Syndram, Dirk u. Ulrike Weinhold [Hrsg.]: Böttgersteinzeug. Johann Friedrich Böttger und die Schatzkunst. Die Publikation wird ergänzt durch die Ausstellung »Johann Friedrich Böttger und die Schatzkunst« im Sponsel–Raum des Grünen Gewölbes, Dresden vom 25.4.2009 – 3.8.2009. – Berlin [u.a.]: Dt. Kunstverl., 2009. – 168 S.: zahlr. Ill. Literaturverz. S. 157 – 167. – Engl. Ausg. u.d.T.: Böttger stoneware

Tolley, Clive: Shamanism in norse myth and magic. Vol. 1. – Helsinki: Suomalainen Tiedeakatemia, 2009.– XXV, 589 S. – (FF Communications; 296)

Tolley, Clive: Shamanism in norse myth and magic. Vol. 2: Reference materials. – Helsinki: Suomalainen Tiedeakatemia, 2009. – 286, [18] S.: Ill., Kt. – (FF Communications; 297). Literaturverz. S. [201] – 239

Vöckler, Kai [Hrsg.]: Prishtina is everywhere. Turbo–Urbanismus: the aftermath of a Crisis. This publication accompanies the exhibition »Balkanology. New Architecture and Urban Penomena in South Eastern Europe' at the SAM, Schweizerisches Architekturmuseum, Basle, Oktober 4, 2008 – Januar 4, 2009. – Amsterdam: Archis, 2008. – 223 S.: zahlr. Ill., graf. Darst., Kt. Literaturangaben

Waldstein, Mella [Red.]: Das Waldviertel. Auf festem Grund. – Atzenbrugg: Volkskultur Niederösterreich, 2009. – 254 S.: zahlr. Ill. Quellen– u. Literaturverzeichnis S. 238 –249 (Mit Beiträgen von Armin Thurnher, Friedrich Polleroß, Franz Grieshofer, Walter Deutsch, Helga Maria Wolf u. v. a.)

Warnery, Marc: »Seul au milieu de 128 nègres«. Un planteur vaudois en Guyane hollandaise au temps de l'esclavage: lettres à ses parents, 1823–1835. Hrsg. v. Thomas David u.a.– Lausanne: Èditions d'en bas, 2008. – 239 S.: Kt. + 1 Faltkt. – (Ethno–Poche; 047). Literaturangaben

Weibel, Jules: Un industriel au cœur de l'Europe. Lettres à sa famille, 1857–1886: Hrsg. v. Luc Weibel. – Lausanne: Èditions d'en bas, 2008. – 239 S.: Ill. – (Ethno–Poche; 048). Literaturverz. S. 238 – 239

Wiewelhove, Hildegard [Hrsg.]: Kubistische Kuchen und geometrische Gelees. Abstrakte Kunst am Kalten Buffet oder zur Genese des allgemein beliebten Wackelpeters. Begleitveröffentlichung zur Ausstellung im Museum Huelsmann vom 15. Mai – 29. September 2009 in Bielefeld. Mit Textbeiträgen von Michael Fuhr und Ulrich Schmidt. – Bielefeld: Museum Huelsmann / Kunst & Design, 2009. – 64 S.: zahlr. Ill. Literaturangaben

Wirth, Uwe [Hrsg.]: Kulturwissenschaft. Eine Auswahl grundlegender Texte. – Orig.–Ausg., 1. Aufl. – Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2008. – 559 S.: Ill., graf. Darst. – (Suhrkamp–Taschenbuch Wissenschaft; 1799). Literaturangaben

Ziessow, Karl-Heinz: Der Erste Weltkrieg. Kriegswahrnehmung und Erinnerung in der Region. Begleitband zur gleichnamigen Ausstellung im Museumsdorf Cloppenburg vom 15. März bis 26 Juli 2009. Mit Beiträgen von Juliane Schikade und Linda Wilken. – Cloppenburg: Museumsdorf Cloppenburg, 2009. – 276 S.: zahlr. Ill. – (Materialien & Studien zur Alltagsgeschichte und Volkskultur Niedersachsens; 039). Literaturverz. S. 262 – 276

Überrück, Angelika: Die christlichen Motive des Blaudrucks. Spiegel der Volksfrömmigkeit in Deutschland vom Ende des 17. Jahrhunderts bis heute. – Münster [u.a.]: LIT, 2008. – 459 S.: zahlr. Ill., graf. Darst. – (Theologie interaktiv; 4). Literaturverz. S. 337–357. – Zugl.: Bochum, Univ., Diss., 2007 u.d.T.: Überrück, Angelika: Die christlichen Motive des Blaudrucks in Deutschland vom Ende des 17. Jahrhunderts bis heute als Spiegel der Volksfrömmigkeit

Internationale Zeitschriftenschau

Augsburger Volkskundliche Nachrichten. 15. Jahrgang, 2009, Heft 1. – Beiträge: *Sarah Seiwald,* Chirurgische Praxis der Frühen Neuzeit. Wundarzneiliteratur von 1500 bis 1750. 4-26; *Frank Kressing,* Religion als Bestandteil von Ethnizitätskonstruktionen. 27–51; *Nadya Khan,* Das Projekt »Nimm3« im Jungen Theater Augsburg. 52-68. Weiters Berichte, Buchbesprechungen und Veranstaltungskalender. [0948-4299]

Fotogeschichte. 29. Jahrgang, 2009, Heft 112. – Themenheft Ausgestellte Fotografien, hrsg. von Bernd Stiegler. Beiträge: *Bernd Stiegler,* Pictures at an exhibition. Fotografie-Ausstellungen 2007, 1929, 1859. 5–14; *Franziska Brons,* Fotografie als Weltanschauung. Die Internationale Photographische Ausstellung Dresden 1909. 15–30; *Anton Holzer,* Die Pressa, Köln 1928. Eine unbekannte Fotoausstellung der Moderne. 31-46; *Michael Hagner,* Das Fritsch-Projekt. Anthropologische Fotografie und kulturelles Gedächtnis. 47–54; *Anke te Heesen,* Exposition Imaginaire. Über die Stellwand bei Aby Warburg. 55–64; *Olivier Lugon,* Die globalisierte Ausstellung: the Family of Man, 1955. 65–72; *Stefanie Diekmann,* Im Museum. Über Hiroshi Sugimotos »Wax Museums« und »Dioramas«. 73-79. [ISSN 0720-5260]

Jahresheft des Siebenbürgischen Museums Gundelsheim. Neue Folge, 1/2(2006/2007). Hrsg. von Marius J. Tataru im Auftrag des Siebenbürgischen Museums Gundelsheim

mit Unterstützung des Fördervereins des Siebenbürgischen Museums e.V. – Diverse Beiträge zur Volkskultur und Kulturgeschichte Siebenbürgens. Unter anderem der erste Teil eines ausführlichen Berichtes zu einer Ausstellung über die Wohnkultur des ländlichen Siebenbürgens von Irmgard Sedler. [ISSN 1861-9037]

Montfort. Vierteljahresschrift für Geschichte und Gegenwart Vorarlbergs. 61. Jahrgang, 2009, Heft 1. – Neben anderen Beiträgen zur Regionalgeschichte Vorarlbergs ein Beitrag von *Annemarie Bösch-Niederer,* »Der Sammlung eine gute Verwahrung und Pflege angedeihen zu lassen«. Zur Geschichte des Vorarlberger Volksliedarchives. 25–36.

Schweizerisches Archiv für Volkskunde. 105. Jahrgang, 2009, Heft 1. – Themenheft Richard Weiss. Mit Beiträgen von Ueli Gyr, Jon Mathieu, Friedemann Schmoll, Klaus Beitl, Edwin Huwyler, Jakob und Hans Weiss und Elisabeth Studer-Weiss. [ISSN 0036-794X]

Zeitschrift für Kulturwissenschaften. Jg. 2009, Heft 1. – Sehnsucht nach Evidenz. Hrsg. von Karin Harasser, Helmut Lethen und Elisabeth Timm. Eine Evidenz, die klar vor Augen steht und unmittelbar einleuchtet, rückte – wie auch der Anspruch auf Wahrheit – in den Kulturwissenschaften bisher selten ernsthaft in den Blick. Das Heft fragt nach der neuerdings spürbaren »Sehnsucht nach Evidenz«, die den Horizont der Ironie der reflexiven Moderne durchstoßen will. Der Begriff »Sehnsucht« spricht dabei ein Wechselspiel aus Neugierde und dem Lustaufschub einer Skepsis an, die vermutet, dass die Dinge nur in ihren Vermittlungen zu haben sind. Im Debattenteil wird die Regulationstheorie als neue Bestimmung des Verhältnisses von Kultur und Ökonomie diskutiert.

Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaft. 20. Jahrgang, 2009, Band 2. – »*Global History* is clearly booming. It is time to bother less about cooking books and focus on the actual cooking. In this issue the reader will find survey articles, case-studies, and, in particular, contributions in which practitioners of global history tell us about their career, their points of view and their actual work. Analysing best practices and watching best practioners is much more informative than trying to formulate and follow general rules and principles.« Articles from Eric Vanhaute, Jürgen Osterhammel, John Darwin et al. [ISSN 1016-765X]

Erratum

Heft 2/2009 unserer Zeitschrift hat sich einer Tradition verweigert: Die Paginierung begann mit 1 und endete mit 133. Diese Unterbrechung der fortlaufenden Zählung pro Jahrgang bleibt hoffentlich ein ungewollter Einzelfall und will selbstverständlich behoben sein. Wir ersuchen unsere Leserinnen und Leser um Nachsicht und stellen hiermit die Seitenzahlen rückwirkend korrekt wieder her:

Editorial, S. 149

Abhandlung
Gunther Hirschfelder, Extreme Wetterereignisse und Klimawandel als Perspektive kulturwissenschaftlicher Forschung, S. 153
Michi Knecht, Der Imperativ, sich zu verbinden. Neue kulturanthropologische Forschungen zu Verwandtschaft in europäischen Gegenwartsgesellschaften, S. 175
Barbara Krug-Richter, Abenteuer Mittelalter? Zur populären Mittelalter-Rezeption in der Gegenwart, S. 201

neuerDings
Das Bad im Schrank *(Margot Schindler)*, S. 227

Chronik der Volkskunde
Mittelstadt – Urbanes Leben jenseits der Metropole. Interdisziplinäre Tagung am Institut für Kulturanthropologie/Europäische Ethnologie der Universität Göttingen, 2.–3. April 2009 *(Jens Wietschorke, Tobias Schweiger)*, S. 235
Mobilität und Mobilisierung. Arbeit im soziokulturellen, ökonomischen und politischen Wandel. Tagung der Kommission Arbeitskulturen in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Institut für Volkskunde/Europäische Ethnologie, Ludwig-Maximilians-Universität München, 26.–28. März 2009 *(Johannes Müske)*, S. 239
Das Volkskundemuseum als »Sprachlernort« *(Katharina Richter-Kovarik)*, S. 246
Verzeichnis der Schriften von Klaus Beitl 1999–2009, S. 251

Literatur der Volkskunde
Lucida Luidold, Ulrike Kammerhofer-Aggermann (Hg.): Bräuche im Salzburger Land. Zeitgeist – Lebenskonzepte – Rituale – Trends – Alternativen. *(Dieter Kramer)*, S. 261
Inge Podbrecky, Rainald Franz (Hg.): Leben mit Loos. *(Michaela Haibl)*, S. 264
Manuela Barth: »Messestadt Riem – Wo München abhebt«. *(Martin Jonas)*, S. 268
Ina-Maria Greverus: Ästhetische Orte und Zeichen. *(Ulrike Sladek)*, S. 270
Eingelangte Literatur *(Hermann Hummer)*, S. 273
Internationale Zeitschriftenschau *(Hermann Hummer)*, S. 279
Verzeichnis der Autorinnen und Autoren, S. 281

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren

Mag. Matthias Beitl
Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15–19
A-1080 Wien

Dr.in Michaela Haibl M.A.
Institut für Europäische Ethnologie
Historisch-Kulturwissenschaftliche
Fakultät der Universität Wien
Hanuschgasse 3
A-1010 Wien

Mag. Dipl. Sozialpäd. (FH) Martin Jonas
Schleifmühlgasse 18/7
A-1040 Wien

Mag. Herbert Justnik
Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15–19
A-1080 Wien

Prof.in Dr.in Gudrun Marlene König
Institut für Kunst und Materielle Kultur
Technische Universität Dortmund
Fakultät 16
Emil-Figge-Straße 50
D-44227 Dortmund

Univ.-Prof.in Dr.in Klara Löffler
Institut für Europäische Ethnologie
Historisch-Kulturwissenschaftliche
Fakultät der Universität Wien
Hanuschgasse 3
A-1010 Wien

Dr. Herbert Niktisch
Institut für Europäische Ethnologie
Historisch-Kulturwissenschaftliche
Fakultät der Universität Wien
Hanuschgasse 3
A-1010 Wien

Univ.-Ass.in Mag.a Magdalena Puchberger
Institut für Europäische Ethnologie
Historisch-Kulturwissenschaftliche
Fakultät der Universität Wien
Hanuschgasse 3
A-1010 Wien

Univ.-Prof.in Dr.in Johanna Rolshoven
Institut für Volkskunde und
Kulturanthropologie
Karl-Franzens-Universität Graz
Attemsgasse 25/I
A-8010 Graz

Univ.-Prof. Dr. Martin Scharfe
Eulenkopfstraße 23
D-35043 Marburg-Moischt

HRin Dr.in Margot Schindler
Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15–19
A-1080 Wien

Mag. Daniel Terkl
Jägerstraße 45/7
A-1200 Wien

Abhandlungen

»Der zwölfte Mann«
Die Europäische Ethnologie im Feld der Fußballfans*

Brigitta Schmidt-Lauber

Fußball ist ein etabliertes Phänomen populärer Alltagskultur, ein weltweit beliebter Sport. Der Beitrag widmet sich dem Ballfieber als exemplarischem Forschungsfeld der Europäischen Ethnologie und zeigt an ausgewählten Aspekten aus dem Feld der Fußballfankultur disziplinäre Perspektiven und Zugänge der Alltagskulturwissenschaft auf. Der Fokus richtet sich dabei besonders auf die Deutung des Geschehens im Stadion sowie auf die unmittelbare Teilhabe und Erfahrung der Zuschauenden. Darüber wird Fußball als zutiefst bedeutsames Spiel und als aussagekräftiger gesellschaftlicher Mikrokosmos verständlich.

Er ist »die schönste Nebensache«[1] der Welt – auch der Fußball bekommt diesen Titel öfters zugeschrieben. Fußball ist eine der beliebtesten Sportarten und als solche eine »weltweite Leidenschaft«[2], ein geradezu »hegemoniales« Spiel.[3] Sowohl passiv vor dem Bildschirm als auch aktiv auf

* Ich widme diesen Text meinem Vater, der kein Fußballfan war, aber viel Sinn und Verständnis für die Fragen und Zugänge meiner Disziplin (auch zum Feld der Fußballfans) zeigte. Er hat die Entstehung dieses Textes bis zuletzt begleitet. Der Beitrag basiert auf einem Vortrag, den ich am 23. Juni 2008 am Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien gehalten habe.

1 Vgl. u.a. Hermann Bausinger: Die schönste Nebensache – Etappen der Sportbegeisterung, in: Ommo Gruppe (Hg.): Kulturgut oder Körperkultur? Sport und Sportwissenschaft im Wandel. Tübingen 1990, S. 3–21.

2 Christian Bromberger: Fußball als Weltsicht und als Ritual, in: Andréa Belliger, David J. Krieger (Hg.): Ritualtheorien. Ein einführendes Handbuch. Wiesbaden 1998, S. 285–301, hier S. 285.

3 Michael Fanizadeh, Gerald Hödl, Wolfram Manzenreiter: Global Players. Kultur, Ökonomie und Politik des Fußballs. Frankfurt/Main 2005, S. 9.

dem Rasen, als Gesprächsgegenstand sowie als Erlebnisfeld zählt Fußball zu den herausragenden Kulturphänomenen der Moderne. Diesen Rang konnte der ehemals an englischen Public Schools ausgetragene Wettkampf in seiner modernen Ausprägung innerhalb nur eines Jahrhunderts erobern:[4] Die Grundregeln für das Spiel wurden in England 1863 kodifiziert[5]. Seit den 1920er Jahren erfuhr Fußball eine rasante Popularisierung; alsbald avancierte er zu einem weltweit verbreiteten Sport,[6] wobei Europa den Ausgangs- und Mittelpunkt bildet und die Vereinigten Staaten von Amerika, in denen Fußball eine untergeordnete Bedeutung hat und Frauensache ist, einen sportlichen Sonderweg beschreiten.[7] Weite Teile der Welt zeigen ein höchst bemerkenswertes »Ballfieber«. Besonders in Zeiten internationaler Meisterschaften – wie zuletzt bei der Weltmeisterschaft 2006 in Deutschland und der Europameisterschaft

4 Vgl. Christiane Eisenberg: Fußball, soccer, calcio. Ein englischer Sport auf seinem Weg um die Welt. München 1997.

5 Erik Eggers: Die Anfänge des Fußballsports in Deutschland. Zur Genese eines Massenphänomens, in: Markwart Herzog (Hg.): Fußball als Kulturphänomen. Kunst – Kultur – Kommerz. Stuttgart 2002, S. 67–91, hier S. 68ff.

6 Vgl. Detlev Claußen: Béla Guttmann. Weltgeschichte des Fußballs in einer Person. Berlin 2006.

7 Die Kultur- und Sozialgeschichte des Fußballspiels zeigt Unterschiede in der Ausbreitung und in den Konjunkturen des Sports in verschiedenen Ländern (vgl. Andrei S. Markovits, Steven Hellerman: Im Abseits. Fußball in der amerikanischen Sportkultur. Hamburg 2002). Diese Unterschiede sind in Zusammenhang mit gesellschaftspolitischen Entwicklungen und Wandlungen des jeweiligen nationalen Selbstverständnisses zu sehen, aber auch mit der Etablierung und Bedeutungszuschreibung nationaler Bewegungskulturen zu erklären (vgl. Katrin Döveling, Andrei S. Markovits: Fußball als hegemoniale Sportart? Hintergründe und Perspektiven einer zweigeteilten Fußball-Welt im Spiegel der Zeitungsberichterstattung der USA, in: Jürgen Mittag, Jörg-Uwe Nieland [Hg.]: Das Spiel mit dem Fußball. Interessen, Projektionen und Vereinnahmungen. Essen 2007, S. 377–398; Gertrud Pfister: Wem gehört der Fußball? Wie ein englisches Spiel die Welt eroberte, in: Michael Fanizadeh, Gerald Hödl, Wolfram Manzenreiter: Global Players. Kultur, Ökonomie und Politik des Fußballs. Frankfurt/Main 2005, S. 37–56; Eggers 2002 [wie Anm. 6]; Roman Horak: Gegenwart oder Vergangenheit? Eine Skizze zum komplizierten Verhältnis der Fußballländer Deutschland und Österreich, in: Jürgen Mittag, Jörg-Uwe Nieland [Hg.]: Das Spiel mit dem Fußball. Interessen, Projektionen und Vereinnahmungen. Essen 2007, S. 435–449; Andreas von Seggern: Bal(l)sam der Globalisierung. Skizzen zur Kultur- und Sozialgeschichte des globalen Fußballs, in: Jürgen Mittag, Jörg-Uwe Nieland [Hg.]: Das Spiel mit dem Fußball. Interessen, Projektionen und Vereinnahmungen. Essen 2007, S. 31–50).

2008 in Österreich und in der Schweiz – können wir dem Thema kaum entrinnen. Inszenierungen des Geschehens auf öffentlichen Plätzen und in den Medien, Fahnenmeere an Autos und Fanartikel in Supermärkten machen das Ballspektakel für kurze Zeit zur allgegenwärtigen Erscheinung im alltäglichen Leben.

Die Wissenschaft hat die enorme gesellschaftliche Bedeutung, Anziehungskraft und Symbolik von Sport und speziell dieses Sports erkannt und sich – nach anfänglicher Skepsis wie auch gegenüber anderen Freizeitphänomenen[8] – dem Thema auf breiter Ebene gewidmet. Auch wenn Fußball als Untersuchungsgegenstand vereinzelt noch heute verständnislose Reaktionen und bemerkenswert emotionale Abwertungen hervorruft, ist mittlerweile eine differenzierte Forschungslandschaft auszumachen. Seit den späten 1980er und vor allem den 1990er Jahren hat interdisziplinär ein Wandel der einseitig kritischen Haltung gegenüber Phänomenen der populären Kultur wie Fußball[9] stattgefunden, der gewiss auch der breiten Rezeption der Cultural Studies und einer damit einhergehenden Neuperspektivierung populärer Kultur[10] bis zu ihrer Überhöhung als Akte kreativer Widerständigkeit zu schulden ist. Inzwi-

8 Die Freizeit- und Tourismusforschung fand als explizites Forschungsfeld vergleichsweise spät Einzug in die Europäische Ethnologie (Volkskunde). Sie wird erst seit den 1970er Jahren verstärkt in den Blick genommen; seit den 1990er Jahren kann ein regelrechter Boom konstatiert werden.

9 Kaspar Maase und auch Johanna Rolshoven urteilen allerdings, dass Phänomene der Unterhaltungs- und Freizeitkultur wie Fußball noch immer weniger beforscht seien als andere Gebiete und weniger wissenschaftliche Reputation als »brave Bemühung um die kanonisierten Gegenstände« brächten (Kaspar Maase: Selbstfeier und Kompensation. Zum Studium der Unterhaltung, in: Kaspar Maase, Bernd Jürgen Warneken [Hg.]: Unterwelten der Kultur. Themen und Theorien der volkskundlichen Kulturwissenschaft. Köln 2003, S. 219–242, hier S. 221 und Kaspar Maase: Spiel ohne Grenzen. Von der »Massenkultur« zur »Erlebnisgesellschaft«: Wandel im Umgang mit populärer Unterhaltung, in: Zeitschrift für Volkskunde, Band 90, 1994, S. 13–36; Johanna Rolshoven: Fußball aus kulturwissenschaftlicher Perspektive, in: Brigitta Schmidt-Lauber [Hg.]: FC St. Pauli. Zur Ethnographie eines Vereins. Münster 2004, S. 34–52, hier S. 34). Dabei ist Fußball als Phänomen populärer Alltagskultur nicht nur ein ›seriöses‹ Forschungsfeld, sondern geradezu ein Exemplum europäisch-ethnologischer Alltagskulturforschung. Es wäre ein lohnenswertes Unterfangen, die Forschungen in diesem Feld in Bezug zum fachgeschichtlichen Selbstverständnis der jeweiligen Zeit sowie zur Herkunft und Ausrichtung der jeweils Forschenden zu stellen.

10 Etwa durch Stuart Hall oder John Fiske.

schen liefern Historiker, Sport- wie Wirtschaftswissenschaftler, Musik-, Kunst- und Medienwissenschaftler, Psychologen, Pädagogen, ja selbst Theologen und zunehmend auch Forschungen im Bereich der Gender Studies Interpretationen des Ballgeschehens. Auch die Europäische Ethnologie hat sich punktuell mit der Fußballkultur beschäftigt[11] und vermag spezifische Lesarten des Ballspiels anzubieten. Im Folgenden werde ich disziplinäre Perspektiven und Zugänge aufzeigen und an ausgewählten Aspekten aus dem Feld der Fußballfankultur den Beitrag der Europäischen Ethnologie zu diesem Thema fokussieren, einer Wissenschaft, die interdisziplinär verankert ist, sich jedoch perspektivisch wie methodisch als eigenständiges Fach auszeichnet.

Mein persönlicher Zugang zum Thema Fußballkultur gründet weniger auf eigener Anhängerschaft und aktivem Spiel; vielmehr führten mich kulturwissenschaftliche Neugierde auf ein höchst vielschichtiges Geschehen und dann vor allem Faszination für ein lokales, in seiner Bedeutungszuschreibung und seinem Fandom weit über den Fußballsport hinausreichendes Phänomen in meinem früheren Lebensumfeld zu diesem Thema: Gemeint ist der Hamburger Fußballclub FC St. Pauli und seine spezifische Geschichte wie Symbolik. Von 2002 bis 2003 habe ich mit Studierenden am Institut für Volkskunde der Universität Hamburg im Rahmen eines Studienprojekts den Mythos des FC St. Pauli und die spezifische Fankultur dieses Vereins untersucht.[12] Der heute weithin als »Underdog« und »Freibeuter der Liga« bekannte FC St. Pauli hat erst in den 1980er Jahren das Image des politisch, sozial und institutionell Widerständigen in der norddeutschen Hafen- und Handelsstadt bekommen und spricht darin

11 Ende der 1970er Jahre hat Rolf Lindner den Fußballsport mit Blick auf die Fankultur, die regionale Bedeutung von Fußball speziell im Ruhrgebiet und auch die zunehmende Eventisierung und Professionalisierung des Spiels sowie der Spieler wissenschaftlich befragt (vgl. Rolf Lindner [Hg.]: Der Fußballfan. Ansichten vom Zuschauer. Frankfurt/Main 1978 und Rolf Lindner, Heinrich Th. Breuer: »Sind doch nicht alles Beckenbauers«. Zur Sozialgeschichte des Fußballs im Ruhrgebiet. Frankfurt/Main 1980). Daneben hat vor allem Hermann Bausinger das Thema facettenreich und wiederholt aufgegriffen (Hermann Bausinger: Sportkultur. Tübingen 2006). Außerdem gibt es mittlerweile einige Fallstudien zu Vereinen oder Fankurven, wobei es sich oft um Qualifikationsarbeiten oder Studienprojekte handelt (z.B. Jan Jirat: Der zwölfte Mann – die Schaffhauser Bierkurve. Ethnografie einer Fussball-Fankurve, in: Schweizerisches Archiv für Volkskunde, 103, 1, 2007, S. 105–131; Brigitta Schmidt-Lauber [Hg.]: FC St. Pauli. Zur Ethnographie eines Vereins. Münster 2008³).

12 Vgl. Schmidt-Lauber (wie Anm. 12).

längst nicht nur eine fußballbegeisterte Klientel an. Eines seiner Logos ist der Totenkopf, der von Fans ins Stadion getragen, zunächst zögerlich von offizieller Seite als Symbol anerkannt wurde, inzwischen aber effektiv und auf breiter Ebene vermarktet wird. Zutiefst im Stadtteil St. Pauli verankert, lebt der FC St. Pauli doch auch gerade von seiner überregionalen Dimension und Ausstrahlung. Fanclubs des Vereins gibt es europaweit – in Österreich zum Beispiel die »St. Pauli Boys Taufkirchen« oder die Fangemeinschaft »Partizan Ebensee«, in England die »Birmingham Boys in Brown« und in Spanien den Fanclub »El Grano«.

Schon in diesem Vorhaben eines Studienprojektes zeigt sich ein zentrales Kennzeichen des Faches und seiner Herangehensweise: Die Europäische Ethnologie erforscht Alltagskulturen und zwar an Ort und Stelle des Geschehens, auch vor der eigenen Haustür, und folgt dann den Vernetzungen. Sie sucht in mikroanalytischen Studien Zugang zu kulturellen Erscheinungen und nimmt dabei besonders die Erfahrung und Praxis von Akteuren in ihren alltäglichen Lebenszusammenhängen in den Blick. Auf der Grundlage unmittelbarer Anschauung und Vermittlung werden konkrete Ereignisse und spezifische Gesellschaftsausschnitte möglichst dicht und lebensnah beschrieben, und auch in historischer Perspektive ist der Blick aufs Detail, auf Alltag und Leben in spezifischen Gesellschaftsausschnitten kennzeichnend.

Das Stadion und die Fans: Produktion und Rezeption populärer Kultur

Die Europäische Ethnologie befragt Fußball in seiner Dimension als Alltagspraxis der beteiligten Akteure – als Aspekt der alltäglichen Lebensgestaltung und sozialen Positionierung für Trainer, Spieler, Zuschauer und Kommentatoren. Von besonderem Interesse ist dabei auch das unmittelbare Geschehen im Stadion: das Ereignis und Erleben eines Fußballspiels. Auf dieses konzentriere ich mich im Folgenden. Im Stadion finden wir zwar nicht den dritten, aber den »zwölften Mann«, also jene Menschen im Kollektivsingular, die das Spiel zuschauend und kommentierend verfolgen: die Fans. »Der Fan ist eine populäre Rezeptionsfigur, die sich durch spezifische Verhaltensweisen auszeichnet. Diese werden unter dem Begriff ›Fandom‹ zusammengefasst, der darüber hinaus auch die Verbindung zu Gleichgesinnten und die Beziehung der Fans«[13] zum Objekt ihrer Begierde beinhaltet, wissen Udo Göttlich und Mohini Krischke-Ramaswamy im Handbuch populäre Kultur zu definieren.[14]

Fans sind auch deshalb ein spannendes Forschungsfeld, weil sie aus einer eindimensionalen Perspektive auf populäre Kultur herausführen. Nicht nur die Europäische Ethnologie hatte lange Zeit Mühe, bei Phänomenen populärer Kultur – diese sind vergleichsweise allgemeinverständlich, breit zugänglich und affektiv berührend –[15], nicht nur die Produktion und das Produkt, sondern zugleich auch die Rezeption und mithin die Bedeutungszuschreibungen und Nutzungsmodi in den Blick zu bekommen. Im Feld der Erzählforschung etwa konzentrierte sich die Forschung lange Zeit schwerpunktmäßig auf den Erzähler (die Erzählerpersönlichkeit) und auf die Erzählungen (die Gattungen und Erzählinhalte); erst später wurden systematisch auch die Zuhörer als genuiner Bestandteil der Populärkultur und auch die Performanz der Erzählsituation untersucht.[16] Im Bereich der Unterhaltungskultur findet nach wie vor überwiegend eine Analyse von Produkten und weniger von Praxen und Tätigkeiten der verschiedenen Akteure (Macher und Nutzer) im Umgang mit populären Inhalten statt.[17]

Für einen multiperspektivischen Zugang auf populäre Kultur, der beide Dimensionen der Produktion und Rezeption berücksichtigt und Populärkultur als komplexen Prozess der Bedeutungsproduktion und Praxis begreift, bieten Fußballfans ein exemplarisches Feld, zumal sie ganz offensichtlich auch ohne eigenen Ballkontakt das Geschehen mitgestalten und prägen. Schließlich ergibt sich das Publikum nicht passiv dem Schicksalslauf, sondern agiert lebhaft und schafft aktiv Atmosphäre und

13 Udo Göttlich, Mohini Krischke-Ramaswamy: Fan, in: Hans-Otto Hügel (Hg.): Handbuch populäre Kultur. Stuttgart, Weimar 2003, S. 167–172, hier S. 167.

14 Die Emotionalisierung der Bindung bzw. der Affektcharakter der Aneignungsweisen sind dem Begriff Fan, der auf den lateinischen Terminus fanaticus zurückgeht, eingeschrieben (vgl. Lawtence Grossberg: Is There a Fan in the House? The Affective Sensibility of Fandom, in: Lisa A. Lewis [Hg.]: The Adoring Audience. Fan Culture and Popular Media. London u.a. 1992, S. 50–65). Dabei weiß die Fankulturforschung große Differenzierungen der Intensität der Rezeption auszumachen.

15 Urs Stäheli: Die Politik des Vergnügens. Aspekte der Populärkulturanalyse in den Cultural Studies, in: Udo Göttlich, Rainer Winter (Hg.): Politik des Vergnügens. Zur Diskussion der Populärkultur in den Cultural Studies. Köln 2000, S. 321–336, hier S. 325.

16 Vgl. Lutz Röhrich: Erzählforschung, in: Rolf W. Brednich (Hg.): Grundriss der Volkskunde. Berlin 2001. S. 515–542; Regina Bendix: Rezeption, in: Enzyklopädie des Märchens. Vol. 11. Berlin 2004, S. 626–633.

17 Maase (wie Anm. 10), S. 221.

Stimmung. Die Zuseherinnen und Zuseher reagieren lauthals und gestenreich auf den Spielverlauf und versuchen, durch Gesang[18], rhythmisches Klatschen, Zurufe oder spezifische Aktionen Einfluss auf die Mannschaft zu nehmen. Die Handlungen finden spontan oder routiniert statt. Ein Beispiel eines verfestigten Fan-Rituals ist die »Rapid-Viertelstunde«: das 15-minütige Klatschen der Fans vor Spielende beim Wiener Erstligisten und neuerlichen Meister des Jahres 2008.[19] Psychologen interpretieren zwar die Wirkung lauten Fanverhaltens kontrovers, doch der Heimvorteil war lange Zeit unumstritten[20]: Ältere Untersuchungen haben ergeben, dass drei Viertel aller Elfmeter den Heimmannschaften zugesprochen werden, während 70% der Platzverweise auf die Gastmannschaften gehen.[21] Neueren Erhebungen zufolge ist der Heimvorteil dagegen seit Ende der 1980er, Anfang der 1990er Jahre am Schwinden. So spricht eine Studie der Universität Dortmund bereits vom »Mythos Heimvorteil«.[22]

Ungeachtet der Wirkung auf den Spielverlauf haben sich die Aktivitäten der Fans mittlerweile verselbständigt und zu imposanten Schaustücken entwickelt. Das Stadion stellt auch für die Fans, deren Handlungen sich perfektioniert und professionalisiert haben, eine Bühne dar. Das zeigt sich besonders bei den aufwändigen Choreographien. Während derartiger Großzeremonien verwandeln Fans zu einem festgelegten Zeitpunkt – meist zu Beginn einer Partie – durch koordiniertes Erheben farbiger Tafeln, Luftballons oder Papierstreifen das bunte Nebeneinander der Stadionkurven in ein streng geordnetes Muster oder Bild. Auf diese Weise entstehen auf den Zuschauertribünen erkennbare Gebilde wie überdimensioniert große Herzen, Schiffe, Nationalflaggen oder Vereinslogos. Damit erzeugen Fans einen gewaltigen Eindruck, der die Rede vom zwölften Mann nochmals bekräftigt.

18 Vgl. Reinhard Kopiez, Guido Brink: Fußball-Fangesänge. Eine Fanomenologie. Würzburg 1998.

19 Vgl. Heidi Thaler: Anna und ich im Klub der Hoffnungsvollen. Ein Lagebericht aus Wien, in: Antje Hagel, Nicole Selmer, Almut Sülzle: Gender kicks. Texte zu Fußball und Geschlecht. Frankfurt/Main 2005, S. 53–56, hier S. 53.

20 Vgl. Susanne Mitternacht: Ole, ole, ole, ole. Forschungsfeld Fußball, in: http://www.fluter.de/de/fussball/thema/4892/?tpl=86 (aufgerufen am 6.5.2008).

21 Vgl. Matías Martínez: Warum Fußball? Eine Einführung, in: Ders. (Hg.): Warum Fußball? Kulturwissenschaftliche Beschreibungen eines Sports. Bielefeld 2002, S. 7–35, hier S. 17.

22 Vgl. Heimvorteil in der Krise, in: http://derstandard.at/Text/?id=3362024 (aufgerufen am 7.7.2008).

Deutlicher als anderes spiegeln Choreographien Transformationen der Fankultur, sie zeigen Veränderungen in der Bedeutung des Fanseins und der Einbindung der Zuschauer in das Geschehen an. Sichtbar ist in ihnen ein vom eigentlichen Spielgeschehen losgelöstes Handeln, eine lange vorbereitete und genau einstudierte Performanz, die keine Reaktion auf das Spiel ist, sondern auf minutiöser strategischer Planung basiert und den Wettbewerbsgedanken in sich birgt: Eine Choreographie soll die besonders intensive Form des Supports *dieser* Fans zum Ausdruck bringen. Fankultur hat durch die hierfür tätige Planungsgruppe, ihre logistische Organisationsform und hierarchische Struktur eine neue Qualität und Bedeutung erhalten. Das Publikum ist »sich selbst zur Sensation« geworden.[23]

Soziale Differenzierung im Stadion

Ein Fußballspiel bringt Menschenmassen sogar bei widrigsten Wetterbedingungen auf die Tribünen und in Aktion. Doch wer sind diese Menschen, und was lockt sie ins Stadion? Vorweg eine Korrektur: *Den* Fan gibt es nicht. Im Stadion findet sich vielmehr eine bunte Mischung von ganz unterschiedlichen Menschen ein.[24] Zuseher eines Spiels können Gelegenheits- oder Dauergäste sein, es sind sowohl Einzelpersonen, die allein und ohne weitere soziale Anbindung ins Stadion gehen, als auch ›organisierte Besucher‹, die in festen Cliquen, Fanclubs oder Fankurven eingebunden sind. Neben unterschiedlichen Modi und Intensitäten der Partizipation sind Fußballzuschauer auch sonst keine homogene Masse: Jugendliche stehen neben Rentnern, Frauen jubeln neben Männern, Juristen und Politiker bangen ebenso wie Arbeitslose – und doch kommt das Publikum nicht in gleicher Weise zusammen.

Um die Unterschiedlichkeit der Zuschauer im Stadion herauszustreichen, hat speziell die sozialwissenschaftliche Forschung verschiedene Kategorien von Fans gebildet.[25] Für gewöhnlich konzentrieren sich For-

23 Per Leo: Das Stadion, in: Alexa Geisthövel, Habbo Knoch (Hg.): Orte der Moderne. Erfahrungswelten des 19. und 20. Jahrhunderts. Frankfurt/Main 2005, S. 151–160, hier S. 157.

24 Vgl. Lothar Mikos: Mythos Fan. Fußball-Fankulturen im Kontext gesellschaftlicher Veränderungen, in: Mittag, Nieland (wie Anm. 8), S. 479–498.

25 Vgl. u.a. Gunter A. Pilz: Hooligans. Europameister der Gewalt, in: Psychologie heu-

schungen auf eine spezifische Gruppe von Fans und betrachten Fans als Phänomen der Jugend- bzw. Subkultur[26]; die Einbindung des Fanseins in lebensweltliche Zusammenhänge und Alltagsroutinen jenseits des Fandoms stehen dabei indes vielfach noch aus. Eine übliche Typologie[27] unterscheidet den »konsumorientierten«, den »fußballzentrierten« und den »erlebnisorientierten Fan«; andere Autoren differenzieren Fans aufgrund ihrer Gewaltbereitschaft oder ihres Grades der Identifikation und bilden Kategorien wie den »einfachen, unauffälligen Fan«, den »Fußball-Hooligan«, in jüngerer Zeit auch speziell den Ultra, also den Anhänger von Ultrà-Bewegungen, aber auch den »Kuttenträger« – die Kutte, eine Jeansweste mit zahlreichen aufgenähten Emblemen des Vereins, als quasi moderne Form der Tracht. Im Mittelpunkt gesellschaftlicher und oft wissenschaftlicher Aufmerksamkeit steht vorzugsweise der Typus des gewaltbereiten Hooligans.[28]

Die Konzentration auf einzelne Typen von Fans oder auf Fans als Subkultur ist aufschlussreich, aber sie kann Fußball in seiner Komplexität und als gesellschaftlichen Mikrokosmos, als Ereignis wie subjektive Erfahrung nicht hinreichend erfassen. Als Zugang und Thema ei-

te 19, 1992, S. 36–39; Michaela Christ: Ich bin anders. Fanstrukturen in Deutschland und den USA: (k)ein Kulturvergleich. Zwei Ethnographien deutscher (VfB-Stuttgart-)Fußballfans und US-amerikanischer (New-England-Patriots-)Footballfans und eine soziologische Einordnung. Konstanz 2001.

26 Vgl. Göttlich (siehe Anm. 14).

27 Vgl. Wilhelm Heitmeyer, Jörg Ingo Peter: Jugendliche Fußballfans. Soziale und politische Orientierungen, Gesellungsformen, Gewalt. Weinheim, München 1988.

28 Vgl. Eric Dunning, Patrick Murphy, John Williams: The Roots of Football Hooliganism. An Historical and Sociological Study. London 1988. Oftmals ist die identitätsstiftende Dimension jugendlicher Gewaltrituale untersucht worden (vgl. Gary Armstrong: Football hooligans: Knowing the score. Oxford 2002). Gewalt wird dabei als konstitutives Element einer jugendlichen Randkultur der Rebellion gedeutet (vgl. Roland Girtler: Fußballfans als Stammeskrieger. Vortrag im Österreichischen Museum für Volkskunde am 4.6.2008) oder als Aggressionsventil und Ausdruck sozialer Ängste wie von Abstiegsängsten und Marginalisierungserfahrungen (vgl. Willhelm Heitmeyer: Jugendliche Fußballfans: soziale und politische Orientierungen, Gesellungsformen, Gewalt. Weinheim 1992). Zweifelsohne verdienen die Eskalationen an Gewalt im Kontext von Fußballspielen und speziell die teils ritualisierten Gewalthandlungen von jungen männlichen Fußballfans, die sich mitunter gezielt schon im Vorfeld eines Matches zu körperlichen Kraftproben verabreden, besondere wissenschaftliche Beachtung. Gleichwohl benennt das viel beachtete Thema »Gewalt im Stadion« eine auffallende, aber eben nur eine Erscheinung im Umfeld der Ballleidenschaft neben vielen anderen, die zudem nur einen Teil der Zuseher betrifft.

ner Alltagskulturwissenschaft genügt dies nicht, und so beschreitet die Europäische Ethnologie weitere Wege: Sie fragt nach den Bedeutungen des Geschehens für die Gesellschaft und für den Einzelnen, nach der Erfahrungsqualität und der Situations- und Kontextgebundenheit des Fan-Seins im Leben und Alltag der Akteure. Auf diese Weise wird auch der Unterschied klar, den es macht, ob der Gymnasialdirektor oder ein Angehöriger der heute als Prekariat bezeichneten Schicht zu St. Pauli oder zu Austria Wien ins Stadion geht.[29] Der mikroskopische Blick in die Ränge sowie der Überblick aus der Vogelperspektive auf das Stadionoval bringen Erfahrungsgehalte, Widersprüche[30] und Differenzierungen zum Vorschein, die verloren gehen, wenn Kategorien von Fans unterschieden oder Vereine allein nach ihrem Image – etwa als »reicher Club«, als »Underdog« oder als »Arbeiterverein« – typologisiert werden.

Raum und Kultur

Ethnologische Studien zeigen somit die Heterogenität an Lebensstilen, Milieus und Bedeutungen im Stadion. Sie dokumentieren auch, wie sich Zugehörigkeiten und Hierarchien der Gesellschaft oder einer konkreten Stadt im Stadion abbilden und zwar sogar räumlich. Das Stadion ist mehr als ein lokaler Rahmen für Ballspiele, seine Architektur nicht aussagelose Ästhetik.[31] Aufbau und Erscheinung eines Stadions verraten vielmehr

29 Nicht ohne Grund habe ich an dieser Stelle zwei konträr positionierte Vereine – neben dem »Underdog« FC St. Pauli den Fußballverein Austria Wien, dessen Anhängerschaft dem bürgerlichen Milieu zugerechnet wird – erwähnt. Bei beiden Vereinen bzw. in Stadien insgesamt findet sich de facto ein sozial weitaus differenzierteres Publikum als die als jeweils typisch zugeschriebene Anhängerschaft. Diese Tatsache gerät indes oftmals aus dem Blick. Es gehört zu den Kennzeichen der Fußballfankulturforschung, die Anhänger eines Vereins wie diesen selbst sozial zu homogenisieren als zum Beispiel »Arbeiter(club)« – wie speziell bei Fußballfans und -vereinen im Ruhrgebiet – oder als »Bonzen(club)«, wie bei den erfolgreichen und finanzstarken Vereinen des internationalen Ballgeschehens. Ein genauerer Blick auf die Zuschauerkreise, für den ich hier plädiere, zeigt dagegen sehr viel größere soziale Differenzierungen (vgl. auch Stefan Goch: Fußball im Ruhrgebiet. Der Mythos vom Arbeitersport, in: Mittag, Nieland [wie Anm. 8], S. 117–142).

30 Vgl. Matt Hills: Fan Cultures. London 2002.

31 Vgl. Matthias Marschik (Hg.): Das Stadion. Geschichte, Architektur, Politik, Ökonomie. Wien 2005.

Ordnungsprinzipien einer Gesellschaft,[32] das Stadion ist ein Ort, der soziale Strukturen erkennbar macht. Der französische Ethnologe Christian Bromberger hat eine Feldforschung unter anderem bei Olympique Marseille durchgeführt und gezeigt, dass das Stadion ein Spiegel der »sozialen Stadtgeographie« ist: In der Südkurve finden sich Familien aus den wohlhabenden kleinbürgerlichen Vierteln im Süden Marseilles, in der Nordkurve sind Jugendliche und Bewohner proletarischer Stadtquartiere aus dem Norden der Stadt zu sehen und an den seitlichen Tribünen sitzen ältere Zuschauer und Honoratioren aus Stadt, Politik und Wirtschaft.[33] Soziale Unterschiede in der Verteilung der Zuschauer im Stadion konnten wir auch in Hamburg am Millerntor beobachten: Auf den unterschiedlichen Stehplätzen findet sich eine andere (ihrerseits sozial wie politisch unterschiedene) Klientel als auf den kostspieligeren Sitzrängen, und in der Nordkurve bangen andere Zuseher als in der Südkurve. Das Stadion visualisiert *und* reproduziert gesellschaftliche Hierarchien. Die Zuschauerränge bilden einen »Schwellenraum« zwischen drinnen und draußen, in dem soziale Grenzen aber nicht nur verstärkt, sondern auch »eingerissen und neu etabliert« werden.[34] Denn nicht allein Herkunft und Einkommen, sondern auch Treue, Dauer und Intensität des Supports sind Kriterien für den Status eines Fans. Auch diese Kennzeichen sind teils am Standort ablesbar und lokalisieren sich an den jeweils unterschiedlichen Plätzen: Aus Sicht der Zuschauer finden sich in der Fankurve und im Stehblock der Ultras anders engagierte und legitimierte Fans als in der VIP-Lounge. Erscheinung und Habitus der Zuseher differieren an den verschiedenen Plätzen, und standortabhängige Rankings unter den Anhängern sowie damit verbundene wechselseitige Absprachen des Anspruchs, »wahrer Fan« zu sein, sind an der Tagesordnung.

Die darin erkennbare Topographie kultureller Phänomene führt zu einer interdisziplinär – nicht erst seit dem *spatial turn* – hoch aktuellen Frage: zum Zusammenhang von Kultur und Raum, der für das Fach Europäische Ethnologie stets eine spezifische Bedeutung hatte. Der fachgeschichtlich bedeutsame und ideologiebeladene Konnex von Raum und

32 Vgl. Markus Schroer: Vom »Bolzplatz« zum »Fußballtempel«. Was sagt die Architektur der neuen Fußballstadien über die Gesellschaft der Gegenwart aus?, in: Gabriele Klein, Michael Meuser (Hg.): Ernste Spiele. Zur politischen Soziologie des Fußballs. Materialitäten Band 6. Bielefeld 2008, S.155–173.

33 Vgl. Bromberger (wie Anm. 3), S. 285–301.

34 Leo (wie Anm. 24), S. 158.

Kultur[35] hat sensibilisiert gegenüber Verengungen wie der Begrenzung von Kultur auf geographische Räume (zumal Staaten) und aufmerksam gemacht für die Dynamik, in der Räume geschaffen, erfahren werden und wirken.[36] In diesem Feld sind auch neue Verknüpfungen zwischen Kategorien zu denken, so etwa auch der Zusammenhang von Raum und Geschlecht.[37] Und hier zeigt sich am Beispiel der Fußballfankultur: Das Stadion ist ein Ort, der Geschlechtszugehörigkeiten schafft und vermittelt.

Doing Gender

Fußball ist unübersehbar geschlechtsspezifisch geprägt. Er erscheint weithin als Männersache, ist ein sehr wichtiges gemeinsames Thema unter Männern in Europa und darüber hinaus. Für Bromberger hat Fußball sogar den Status, einziges »Element einer männlichen Weltkultur« zu sein.[38]

35 Vgl. Hermann Bausinger: Räumliche Orientierung. Vorläufige Anmerkungen zu einer vernachlässigten kulturellen Dimension, in: Nils-Arvid Bringéus, u.a. (Hg.): Wandel der Volkskultur in Europa. Festschrift für Günter Wiegelmann zum 60. Geburtstag. Münster 1988, S. 43–52.

36 U.a. Akhil Gupta, James Ferguson: Beyond »Culture«: Space, Identity, and the Politics of Difference, in: Cultural Anthropology, 7, 1, 1992, S. 6–23; Arjun Appadurai: The Productivity of Locality, in: Richard Fardon (Hg.): Counterworks: Managing the Diversity of Knowledge. Fourth Decennial Conference of the Association of Social Anthropologists of the Commonwealth, held at St Catherine's College, Oxford, in late July 1993. London 1995, S. 213–225; Martina Löw: Raum – Die topologischen Dimensionen der Kultur, in: Friedrich Jaeger, Burkhard Liebsch, Jürgen Straub (Hg.): Handbuch der Kulturwissenschaften. Bd. 1: Grundlagen und Schlüsselbegriffe. Stuttgart 2004, S. 46–59.

37 Vgl. Cornelia Klinger, Gudrun-Axeli Knapp, Birgit Sauer (Hg.): Achsen der Ungleichheit. Zum Verhältnis von Klasse, Geschlecht und Ethnizität. Frankfurt/Main 2007.

38 Auch wenn diese Kennzeichnung Plausibilität besitzt, darf neben der wachsenden Attraktivität des Fußballspiels für Frauen nicht vergessen werden, dass US-amerikanische Männer mehrheitlich nicht in diese »männliche Weltkultur« einbezogen sind, denn für sie bieten nicht Fußball, der in den USA als Frauensport gilt, sondern Football, Baseball und Basketball Bühnen für die Inszenierung von Maskulinität (vgl. Bromberger [wie Anm. 3], S. 285; Ders.: Ein ethnologischer Blick auf Sport, Fußball und männliche Identität, in: Eva Kreisky, Georg Spitaler [Hg.]: Arena der Männlichkeit. Über das Verhältnis von Fußball und Geschlecht. Frankfurt/Main 2006, S. 41–52).

Auch wenn die Fußballbegeisterung heute nicht mehr allein auf das männliche Geschlecht zu reduzieren ist, Frauenfußball üblicher geworden ist und zunehmend Spielerinnen und Publikum anzieht, wird das aktive wie mitfiebernde Engagement der Geschlechter noch immer als deutlich ungleich verteilt wahrgenommen und Frauenfußball als Ausnahme stilisiert. Untersuchungen zum Frauen- und queer-Fußball zeigen zudem, dass selbst in diesem Bereich, in dem gesellschaftliche Gender-Normen oft reflexiv befragt sowie neue Artikulationsmodi und Lebensmodelle gesucht werden, vielfach Verhaltensmodelle, Eigenschaften sowie Körpertechniken Ausdruck finden, die als männlich zugeschrieben werden.[39] Bekannt ist schließlich auch das Ausmaß an sexueller Diskriminierung gerade im Stadion. Ausgrenzungen gegenüber Frauen und Homosexuellen sind an der Tagesordnung. »Die Frau im Stadion« ist ein beliebter Topos humoriger Literatur und von Witzen,[40] und selbst bei einem sich progressiv und antisexistisch gerierenden Verein wie dem FC St. Pauli war auf den Zuschauerrängen Irritation zu beobachten, als erstmals eine Schiedsrichterin den Ton auf dem Platz angab. Männliche Zuschauer kommentierten von den Rängen aus vermeintliche Fehlentscheidungen zunächst in betont höflichem Duktus: »Fräulein, Sie haben da etwas übersehen«, und erst im Eifer des Gefechts kehrte man eigenen Beobachtungen zufolge auch hier zur üblichen Wortwahl der Schiedsrichterschelte (wie »blinde Nuss«) zurück. Im Fußballkontext werden offensichtlich überkommene Geschlechterbilder und -rollen transportiert. Nach Kommentaren Christoph Daums zu Homosexuellen im Fußball war dies im Sommer 2008 ein in der deutschen Öffentlichkeit breit diskutiertes Thema. Der Trainer des 1. FC Köln hatte gefordert, man habe gegen »jegliche Bestrebungen, die da gleichgeschlechtlich ausgeprägt ist [sic!], vorzugehen«.[41] Die Aussage traf auf umso mehr Unverständnis, als Daum in Köln, der so genannten Schwulen-Hauptstadt Deutschlands, tätig war.

39 Vgl. Antje Hagel, Nicole Selmer, Almut Sülzle: Gender kicks. Texte zu Fußball und Geschlecht. Frankfurt/Main 2005.

40 Leo (wie Anm. 24), S. 158.

41 Christoph Daum in einer Fernsehreportage des DSF, zit. in: Fußball und Homosexualität. Daum-Äußerungen empören Grünen-Politiker, in: Süddeutsche Zeitung, 23.5.2008, http://www.sueddeutsche.de/sport/zweiteliga/artikel/780/176249/(aufgerufen am 10.8.2008).

Fußball bleibt mithin ein Ort, Feld und Vermittler bemerkenswert regressiver Geschlechterrollen und -bilder, »eine stark männerbündische Disziplin«[42] für die einen, ein »Schutzraum« beziehungsweise »Reservat« proletarisch geprägter Männlichkeitsvorstellungen für die anderen.[43] Doch zugleich zeigen sich auch Widersprüche und Neubewertungen – nicht allein für Frauen, die sich dieses Terrain als Zuschauerinnen wie Spielerinnen erobern. Auch für das männliche Geschlecht bietet das Fußballstadion Verhaltensspielräume: Männer dürfen nicht nur laut grölen und sich mit nacktem Oberkörper gebärden, sondern auch und zwar ohne Verlust ihres Ansehens und ihrer »Mannhaftigkeit« weinen oder sich umarmen. »Homoerotik ist«, so urteilt Almut Sülzle, »im Fußball weit verbreitet«.[44] Wie viele andere bewertete der Präsident des FC St. Pauli Corny Littmann, der in der Öffentlichkeit als engagierter Homosexueller auftritt, das Stadion als Ort, an dem Männer unterdrückte Gefühle ausleben dürften,[45] und Birgit Sauer, Politikwissenschaftlerin der Universität Wien, sprach in den Tagen der Europameisterschaft 2008 von einer neuen »feminisierten Männlichkeit«[46]. Ob und inwiefern im Stadion andernorts nicht artikulierbare Gefühle und Verhaltensweisen Raum finden, ohne als Bruch mit den Geschlechternormen zu gelten, oder aber ob sogar sukzessiv neue Geschlechterbilder und -normen vorformuliert werden, bleibt zu prüfen. Vieles spricht für eine Interpretation, derzufolge das Stadion illustriert, wie in einem stark männlich konnotierten Kontext wie Fußball durchaus widersprüchliche Verhaltensweisen integriert werden können, ohne dass die Geschlechterzuschreibung wankt.[47] Fest steht: Der ethnographische Blick auf die »aufgeheizte, oft aggressive und

42 Fabian Brändle, Christian Koller: Goal! Kultur- und Sozialgeschichte des modernen Fussballs. Zürich 2002, hier S. 209.

43 Almut Sülzle: Schutzraum für Männlichkeit? Ethnographische Anmerkungen zum Spielraum für Geschlechter im Stadion, in: Hagel, Selmer, Sülzle (wie Anm. 40), S. 37–52, hier S. 38.

44 Ebd., S. 40.

45 Vgl. Die Welt ist rund! Faszination Fußball. Redaktion: Martina Kaimeier, http://www.wdr.de/tv/west-art/sendungsarchiv010608/index_so.phtml (aufgerufen am 10.8.2008).

46 Fußballfieber an der Universität Wien?, in: Onlinezeitung der Universität Wien, http://www.dieuniversitaet-online.at/dossiers/beitrag/news/fussball-zitate/591.html (aufgerufen am 10.8.2008).

47 Sülzle (wie Anm. 44), S. 49.

vulgäre Atmosphäre« im Stadion und seinem Umfeld[48] ermöglicht den Zugang zu aktuellen geschlechtsspezifischen Verhaltensformen, Gesten und Symbolen und ihren Aushandlungsdynamiken.

Anziehungskraft und metaphorischer Charakter des Fußballspiels

Doch, um zur Ausgangsfrage nach der Begeisterung für Fußball zurückzukehren: Wieso vermag ein auf den ersten Blick so ›nutzloses‹ Geschehen wie Fußball, bei dem 22 Männer (oder Frauen) neunzig Minuten lang um das Leder ringen, überhaupt derartig intensive Leidenschaft auszulösen? Bei der Beantwortung dieser Frage sind zunächst die Eigenheiten des Spiels selbst zu nennen. Fußball ist ein leicht verständliches und zugleich raffiniertes Spiel, dessen Komplexität und Dynamik beeindrucken, urteilt Hermann Bausinger[49] als einer der wenigen des Faches, der sich – und zwar schon vor dreißig Jahren – intensiv mit dem Thema Fußball beschäftigt hat. Die Dramatik einer aufregenden Partie oder die Strategien des Spielaufbaus ziehen in ihren Bann. Auch die sportlichen Kompetenzen einzelner Spieler begeistern, wie überhaupt im Fußball (wie im Sport allgemein) die in der »legitimen Kultur« »weitgehend dethematisierten körperlich-affektiven Seiten des Sozialen« eine Aufführung erfahren und somit eine besondere ästhetische Erfahrung bieten.[50] Und auch die Unvorhersagbarkeit eines Matches reizt den Zuschauer. Wie antwortete doch Sepp Herberger auf die Frage, warum Menschen ins Stadion gehen: »Weil sie nicht wissen, wie es ausgeht.«[51]

Fußball ist ein Mannschaftssport, der Teamgeist und Zusammenspiel verlangt, zugleich aber kann der Einzelne herausragen. Jeder kann zum Helden werden. Dabei entscheiden nicht Geburt und Herkunft über den Status und Erfolg, sondern Einsatz und Leistung. *Eine* Lesart des Fuß-

48 Victoria Schwenzer: Samstags im Reservat. Anmerkungen zum Verhältnis von Rassismus, Sexismus und Homophobie im Fußballstadion, in: Hagel, Selmer, Sülzle (wie Anm. 40), S. 57–68, hier S. 57.

49 Bausinger (wie Anm. 12), S. 79 ff.

50 Thomas Alkemeyer: Das Populäre und das Nicht-Populäre. Über den Geist des Sports und die Körperlichkeit der Hochkultur, in: Kaspar Maase (Hg.): Die Schönheiten des Populären. Ästhetische Erfahrung der Gegenwart. Frankfurt/Main 2008, S. 232–250, hier S. 232.

51 Vgl. Dirk Schümer: Gott ist rund. Die Kultur des Fußballs. Berlin 1996, S. 60.

ballspiels deutet den Sport deshalb als Spiegel und Vermittler allgemeiner gesellschaftlicher Prinzipien.[52] Fußball – als *deep play* gelesen[53] – hat zumal in demokratischen Wettbewerbsgesellschaften, deren Selbstbild auf dem Leistungsgedanken basiert, metaphorische Bedeutung und Lehrcharakter. Er vermittelt ein festes Regelwerk sowie Werte und Prinzipien wie Fairness und Disziplin.[54] Norbert Elias hat Fußball in Anbetracht seiner zunehmenden Reglementierungen zum »Symptom einer relativ hohen Zivilisationsstufe« erklärt und ihn als »kontrolliertes Kampfspiel« und Mittel der »Entladung« oder Aggressionsabfuhr gedeutet.[55] Seither hat besonders Klaus Theweleit Fußball als »Realitätsmodell« betont, das der Affekttransformation im Sinne des Gewaltabbaus diene.[56] Die verschiedentlich formulierte Abbildthese blieb zu Recht nicht unwidersprochen;[57] dennoch lohnt sich ein genauerer Blick auf das Stadion als Bühne gesellschaftlicher Selbst- und Weltbilder[58] und als Vermittler sozialer Verhaltensweisen.

Das Stadion ist zweifelsfrei ein *Ort der Moderne*, der »moderne Erfahrungen« vermittelt und »moderne Verhaltensweisen« einstudiert: Im Zuge der Popularisierung des Sports schauten immer mehr, ja beeindruckend viele Menschen kollektiv das Spiel. Tausende waren und sind in den Fankurven und auf den Rängen gleichzeitig auf engstem Raum zugegen. Durch diese massenhafte Kopräsenz von Menschen machte das Stadion die Anonymität der Großstadt erfahrbar, zugleich aber auch Zugehörigkeits- und Gemeinschaftsgefühle innerhalb der vertrauten Fangruppierung. In dieser Ambivalenz ist das Stadion ein Ort der Moderne, an dem »körperliche Nähe und Distanz, Zusammengehörigkeit und Unterscheidungen« verhandelt werden.[59] Das Ballfieber brachte und bringt

52 Vgl. Pfister (wie Anm. 8), S. 49.

53 Vgl. Clifford Geertz: Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme. Frankfurt/Main 1987, S. 202 ff.

54 Bromberger (wie Anm. 3), S. 285 ff.

55 Norbert Elias: Der Fußballsport im Prozeß der Zivilisation, in: Ders.: Gesammelte Schriften. Aufsätze und andere Schriften II. Frankfurt/Main 2006, S. 360–374, hier S. 360.

56 Zuletzt Klaus Theweleit: Tor zur Welt. Fußball als Realitätsmodell. Köln 2006.

57 U.a. Sülzle (wie Anm. 44).

58 Thomas Alkemeyer: Verkörperte Weltbilder. Sport als aufgeführte Mythologie, in: Erika Fischer-Lichte, Clemens Risi, Jens Roselt (Hg.): Kunst der Aufführung – Aufführung der Kunst. Berlin 2004, S. 210–225.

59 Leo (wie Anm. 24), S. 157.

auch eine besondere Qualität und Quantität an Mobilität mit sich: Im Wien der Zwischenkriegszeit kollabierte das Verkehrssystem an Spieltagen regelmäßig, da bis zu einem Siebtel der Einwohner Wiens Sonntag für Sonntag zu den Arenen der Vorstadt pilgerte.[60] Fußball vermittelt(e) schließlich auch »moderne« Zeitkategorien und spezifische Wahrnehmungsmodi von Zeit: Das Spiel trennt Freizeit von Arbeitszeit und es bindet auch innerhalb eines Matches für regelmäßig wiederkehrende Zeitabschnitte die Aufmerksamkeit (Halbzeiten von je einer dreiviertel Stunde, Halbzeitpause, Verlängerung etc.). Darin macht das Fußballspiel »Zeit« subjektiv als variable Größe – »langsam« oder »schnell« vergehend – erfahrbar.

Fußball erscheint mithin in mehrerlei Hinsicht als Schauplatz historisch spezifischer gesellschaftlicher Prinzipien und biographischer Erfahrungen. Für den einzelnen Zuseher mag das Fußballgeschehen auch insofern einen besonderen Wiedererkennungswert haben, als es Metapher für die Schicksalhaftigkeit des eigenen Lebens, für Gewinnen und Verlieren ist und diese zu bewältigen lehrt.[61] Ein Match führt das Ärgernis wie die Unumgänglichkeit menschlichen Fehlverhaltens vor Augen – zum Beispiel ein nicht gepfiffenes Abseits oder eine gelbe Karte –, es belohnt aber auch immer wieder – etwa für harten Einsatz im Zweikampf. Für Misserfolge werden »Rechtfertigungsgeschichten«, so die von Albrecht Lehmann[62] benannte Erzählgattung, gefunden. Und auch die Unbeständigkeit gesellschaftlichen Lebens wird im Fußballspiel dokumentiert: nicht nur in den ständig wechselnden Helden auf dem Grün, sondern auch in der schlichten Tatsache, dass sich kein Spiel wiederholen lässt. Das Fußballspiel hat so gesehen gesellschaftlichen wie individuell-biographischen Lehrcharakter.

60 Ebd., S. 155; vgl. Roman Horak: Kaffeehaus und Vorstadt, Feuilleton und Massenvergnügen. Über die doppelte Codierung des Fußballs im Wien der Zwischenkriegszeit, in: Fanizadeh, Hödl, Manzenreiter (wie Anm. 4), S. 57–72.

61 Bromberger (wie Anm. 3), S. 288 ff.

62 Albrecht Lehmann: Rechtfertigungsgeschichten, in: Rolf Wilhelm Brednich, Hermann Bausinger (Hg.): Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung. Band 11. Berlin 2003, Sp. 401–406.

Sinnlich-körperliche Erfahrung

Neben dieser Vogelperspektive auf das Fußballspiel bieten die methodischen Werkzeuge der Europäischen Ethnologie auch und vor allem einen Zugang zur körperlich-sinnlichen Erfahrung der Anwesenden. Fußball ist ein Beispiel dafür, dass und wie das Fach durch eine Methodenkombination aus Beobachtung, Interview und eigener Teilnahme der Forschenden Zugang zur Stimmung am Platz und vor allem zum Erleben von Menschen bekommt.[63] Im Stadion herrscht eine ganz besondere Atmosphäre, die sich in intensiven akustischen wie visuellen Eindrücken und Reizen spürbar manifestiert. Die Lautstärke erreicht Größenordnungen eines startenden Düsenjets. Die Lärmspitzen der Fankurven sind schon Thema von Gesundheitsmagazinen geworden. Auch die visuellen und physischen Eindrücke und Dynamiken sind gewaltig: Ungarische Biophysiker haben errechnet, dass die Stadionwelle La-Ola eine Geschwindigkeit von vierzig Stundenkilometern erreicht.[64]

Die Teilhabe an einem Spiel ist auch ein besonderes emotionales Erlebnis und kann eine geradezu ekstatische Erfahrung sein.[65] »Die affektiven Dimensionen des Populären«, so Thomas Alkemeyer, »treten im Sport besonders deutlich hervor«.[66] Spannung und Atmosphäre im Stadion wie auch an öffentlichen Plätzen führen zu intensiven und wechselnden Emotionen. Die Gefühlslagen zeigen sich spontan und expressiv, sie lösen sogar somatische Effekte aus. Ergriffen vom »Fußballrausch« agieren und erleben sich Zuschauer als Teil eines Kollektivs, einer Masse und erfahren deren gewaltige Effekte unmittelbar durch eigenes Mittun oder beobachtende Teilhabe – etwa in Form körperlicher Nähe, Berührung und Gedränge, durch zunächst vereinzelt angestimmte, dann sich wie ein Lauffeuer ausbreitende Fangesänge oder durch »überspringende« Handlungen wie im Fall einer La-Ola-Welle. Der Massencharakter ist im Übrigen auch ein Grund für die lange vorherrschenden wissenschaft-

63 Darin zeigt sich ein besonderes Potential ethnographischer Tiefenblicke in konkrete Situationen und Orte: An exemplarischen Feldern werden die oft ganz unterschiedlichen Erfahrungs- wie Bedeutungsdimensionen des Geschehens für die Menschen sichtbar. Selbst relativ klein abgesteckte Räume wie eine »Bierkurve« dienen als geeignete Felder einer Ethnographie (vgl. Jirat [wie Anm. 12]).

64 Mitternacht (wie Anm. 21).

65 Herzog (wie Anm. 6), S. 24.

66 Alkemeyer (wie Anm. 51), S. 237.

lichen Vorbehalte kulturkritischer wie kulturkonservativer Seite gegenüber der Fußballbegeisterung. Das Stadion ist einer jener Orte, an denen (auch heute) kollektive Gefühle und Handlungen evoziert werden. Dies gilt auch für die speziell seit der Weltmeisterschaft 2006 deutlich an Popularität gewinnenden öffentlichen Plätze des so genannten Public Viewing, an denen ebenfalls das so genannte »Stadionfeeling« entsteht. Hier tut sich ein neues, im Kontext der Analyse von Gesellschaft und Masse höchst aufschlussreiches Forschungsfeld auf, das – aus der Erlebnisperspektive der Akteure analysiert – neue Erkenntnisse verspricht.

Damit ist das Thema Fußball anschlussfähig an Forschungen zur Masse[67], aber auch an neuere interdisziplinäre Entwicklungen und Diskussionen um die Erforschung von Gefühlen[68], die die Neuro- und Kulturwissenschaften in einen schwierigen Dialog führen.[69] Aus kulturwissenschaftlicher Sicht stellt dieser Bereich besondere methodische

67 U.a. Gustave Le Bon: Psychologie der Masse. Stuttgart 1973; José Ortega y Gasset: Der Aufstand der Massen. Hamburg 1976; Theodor Geiger: Die Masse und ihre Aktion. Stuttgart 1967; Helge Pross, Eugen Buß: Soziologie der Masse. Heidelberg 1984; Elias Canetti: Masse und Macht. Frankfurt/Main 1994.

68 Das Social Issues Research Centre (SIRC) in Oxford hat über die Gefühle und Leidenschaft beim Ballgeschehen unter dem Titel »Football Passions« eine vergleichende Untersuchung in 18 europäischen Ländern durchgeführt. Demnach weinen die Portugiesen am meisten bei Spielen, gefolgt von den Deutschen und Briten, während Dänen unterdurchschnittlich wenig weinen würden und am zurückhaltendsten seien (vgl. SIRC – Social Issues Research Centre [Hg.]: Football Passions. Report of Research Conducted by The Social Issues Research Centre. Commissioned by Canon, http://www.sirc.org/football/football_passions.pdf [aufgerufen am 10.8.2008]). Zweifel an der Methodik sind hier gewiss angebracht: Derartige quantitative Erhebungen zu emotionalen Artikulationen – erfragt wurde, ob beim Fußball-Zuschauen im jeweiligen Land geweint würde – eruieren mehr geläufige Vorstellungen und Normen denn faktische Gefühlsregungen.

69 Lucien Febvre: Zur Geschichte eines Gefühls: Das Bedürfnis nach Sicherheit, in: Lucien Febvre, Ulrich Raulff (Hg./Übers.): Das Gewissen des Historikers. Berlin 1988, S. 113–116; William M. Reddy: The Navigation of Feeling. A Framework for the History of Emotions. Cambridge 2001; Ute Frevert (Hg.): Vertrauen. Historische Annäherungen. Göttingen 2003; Gerhard Roth: Fühlen, Denken, Handeln. Wie das Gehirn unser Verhalten steuert. Frankfurt/Main 2003; Joseph LeDoux: Das Netz der Persönlichkeit. Wie unser Selbst entsteht. Düsseldorf 2003; Birgitt Röttger-Rössler: Die kulturelle Modellierung des Gefühls. Ein Beitrag zur Theorie und Methodik ethnologischer Emotionsforschung anhand indonesischer Fallstudien. Münster 2004; Joachim Bauer: Warum ich fühle, was du fühlst. Intuitive Kommunikation und das Geheimnis der Spiegelneurone. Hamburg 2005; Antonio R. Dama-

Herausforderungen für die empirische Forschung. Neben Diskursanalysen und Kulturvergleichen zu den unterschiedlichen Bedeutungen und Ausdrucksformen von Gefühlen[70] werden in der ethnologischen Emotionsforschung methodische Zugangsweisen auch über die Sinne[71] sowie über nonverbale, körpersprachliche Artikulationspraxen[72] diskutiert und erprobt. Schwierig wird es besonders dann, wenn Stimmungen und Atmosphären kulturwissenschaftlich erschlossen werden sollen.[73] Hier sind empirische Zugänge weiterzuentwickeln.

Ritual

Eine demgegenüber unstrittige und viel dokumentierte, sozusagen alte Kompetenz des Faches Europäische Ethnologie bildet die Analyse von Fußball als Ritual. Der rituelle Charakter des Geschehens stellt eine wichtige Lesart dar, zumal die Europäische Ethnologie die wiederkehrenden Aspekte der Alltagsgestaltung und Lebensbewältigung befragt. Aufgrund ihrer stets gleichen und festgelegten Verlaufsstruktur und Dramaturgie werden Fußballspiele häufig als moderne, säkularisierte Rituale – mitunter auch als Feste[74] – bezeichnet. Sie sind ihrerseits von

sio: Der Spinoza-Effekt. Wie Gefühle unser Leben bestimmen. Berlin 2005; Peter Gay: Die Moderne. Eine Geschichte des Aufbruchs. Frankfurt/Main 2008.

70 Sieghard Beller, Andrea Bender: Cultural differences in the cognition and emotion of conditional promises and threats – Comparing Germany and Tonga, in: Kenneth D. Forbus, Dedre Gentner, Terry Regier (Hg.): Proceedings of the Twenty-Sixth Annual Conference of the Cognitive Science Society. Mahwah, NJ 2004, S. 85–90.

71 Regina Bendix: Was über das Auge hinausgeht. Zur Rolle der Sinne in der ethnographischen Forschung, in: Schweizerisches Archiv für Volkskunde, 102, 2006, S. 71–84.

72 Susanne Spülbeck: Begegnung statt Dialog. Die Einbeziehung der Körpersprache in die Methodik der Feldforschung, in: Katharina Eisch, Monika Hamm (Hg.): Die Poesie des Feldes: Beiträge zur ethnographischen Kulturanalyse. Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen. Band 93. Tübingen 2001, S. 124–139.

73 Albrecht Lehmann: Reden über Erfahrung. Kulturwissenschaftliche Bewusstseinsanalyse des Erzählens. Berlin 2007, S. 73ff.; Gernot Böhme: Atmosphäre. Essays zur neuen Ästhetik. Frankfurt/Main 1995; Michael Hauskeller: Atmosphären erleben. Philosophische Untersuchungen zur Sinneswahrnehmung. Berlin 1995.

74 Bausinger (wie Anm. 12), S. 74ff.; vgl. Michael Prosser: Stadt und Stadion. Aspekte der Entwicklung des Zuschauerfestes »Fußballveranstaltung« in Deutschland, in:

zahlreichen Ritualisierungen der Akteure begleitet wie dem Kleidungswechsel am Spieltag, der strukturierten und formalisierten Anreise bis hin zu Fürbitten bezüglich des Ausgangs.[75] Auch die einzelnen Spiele finden regelmäßig und nach geregeltem Ablauf statt: Die Gesamtdauer, die Aufteilung in zwei Wettkampfzeiten und auch die Abläufe drum herum wie dazwischen sind vertraut und wiederkehrend – wie das Vorstellen der Mannschaftsaufstellung bzw. Spieler durch den Stadionsprecher, das durch Musik, Fahnen und Rufe des Publikums gerahmte Einlaufen der Mannschaft oder die Begrüßung der Mannschaftskapitäne und Schiedsrichter etc.

Rituale bilden Zäsuren. Auch das zeigt sich beim Fußball deutlich: Für Fans ist Fußball ein verlässlicher Markstein im Wochen- und Jahreslauf, ein Strukturelement im Zeiterleben. Durch die Aufteilung in Spielzeiten sowie in verschiedene Ligen und Wettbewerbsklassen und durch die regelmäßig stattfindenden Wechsel zwischen Heim- und Auswärtsspielen gliedert Fußball für seine Anhänger Zeit. Die auf diese Weise vom Fußball abgesteckten Zeiträume liegen in Minuten-, Tages- und Wocheneinheiten und sie reichen bis zu einer Zeitspanne von vier Jahren, in denen die Kräfte auf internationalem Niveau wieder neu gemessen werden, so bei den Welt- und Europameisterschaften. Damit spiegelt Fußball gesellschaftliches Zeitbewusstsein, wobei vier Jahre in der aktuellen Zeit- und Bewusstseinsforschung schon als sehr langer Zeitraum gelten, als vielleicht längste Spanne, in der heute geplant wird bzw. alltagsweltlich Planungssicherheit besteht.

Fußball ist Strukturelement im Alltag; zugleich sind Stadionbesuche von der Forschung vielfach aber auch als Ausbrüche aus dem Alltag dargestellt worden, die gleichwohl selbst schon zur Konvention geronnen sind. Kurzfristig sind geläufige Normen außer Kraft gesetzt und durch andere ersetzt. Wie gesagt dürfen Männer im Stadion weinen; der nachmittägliche Biergenuss, das »Du« und enger Körperkontakt gegenüber wildfremden Menschen sind normal und selbstverständlich; zudem ist es sozial geradezu gefordert, in der Öffentlichkeit zu singen, lauthals zu

Olaf Bockhorn, Gunter Dimt, Edith Hörandner (Hg.): Urbane Welten. Referate der Österreichischen Volkskundetagung 1998 in Linz. Wien 1999, S. 435–449.

75 Michael Prosser: »Fußballverzückung« beim Stadionbesuch. Zum rituell-festiven Charakter von Fußballveranstaltungen in Deutschland, in: Markwart Herzog (Hg.): Fußball als Kulturphänomen. Kunst – Kultur – Kommerz. Stuttgart 2002, S. 269–292.

schreien und zu skandieren.[76] Ein Ritual wie Fußball hat insofern nicht nur gesellschaftlichen Abbildcharakter, sondern stellt zugleich auch eine »Antistruktur«, einen Gegenentwurf zur bestehenden Gesellschaft dar, der Alternativen gesellschaftlichen Lebens vor Augen führt. So gesehen ist das Stadion nach Victor Turner ein liminaler Raum:[77] Für kurze Zeit präsentiert sich eine mögliche andere Gesellschaft, die anschließend wieder zu den geläufigen Umgangsformen und Regeln zurückkehrt oder sich dabei allenfalls ein klein wenig verschiebt. Bezogen auf den Begriff Alltag als einem nach wie vor Schlüsselbegriff des Faches Europäische Ethnologie[78] sind Rituale wie Fußballspiele mithin alltäglich (geregelt wiederkehrend, selbstverständlich und habitualisiert) und außeralltäglich zugleich (daily life unterbrechend). In diesen beiden Lesarten spiegeln sich zwei unterschiedliche theoretische Perspektiven auf Rituale: Während aus ethnomethodologischer Sicht Rituale konventionalisierte Handlungsroutinen und wiederkehrende Abläufe darstellen und der Ritualbegriff damit dem Gewohnheitsbegriff sehr nahe kommt, fokussiert der klassisch ethnologische Ritualbegriff nach van Gennep und Turner

76 Thorsten Rühlemann: Die Fans im Stadion. Die kleinen Rituale des Alltags im Verhalten von Fußballfans, in: Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde, 41, 1996, S. 143–163, hier S. 145 f.

77 Victor Witter Turner: Vom Ritual zum Theater. Der Ernst des menschlichen Spiels. Frankfurt/Main 1989.

78 In ihrer kritischen Befragung des Alltagsbegriffs auf seine Bedeutung für das Fach Volkskunde für die Gesellschaft und konkret für Museen konstatierte Carola Lipp 1993 eine »gewisse Ermüdung« gegenüber der vormaligen »Faszination des Alltäglichen« (Carola Lipp: Alltagskulturforschung im Grenzbereich von Volkskunde, Soziologie und Geschichte. Aufstieg und Niedergang eines interdisziplinären Forschungskonzeptes, in: Zeitschrift für Volkskunde, 89, 1993, S. 1–33, hier S. 26). Die gesellschaftliche wie wissenschaftliche Entwicklung hat dieser Diagnose meines Erachtens widersprochen und sie zur kurzlebigen Momentaufnahme erklärt: Begriff, Gegenstand wie Konzept »Alltag« stehen nicht nur in Lehre und Forschung der Alltagskulturwissenschaft im Mittelpunkt, sondern finden interdisziplinär und gesellschaftlich bemerkenswerte Beachtung. Alltag und Dimensionen des Alltäglichen werden museal – etwa im Rahmen gelebter und angewandter Geschichte (Living History) – wie medial – im Fernsehen (Reality-TV) und im Internet (Blogs, Web-Camp) – auf breiter Ebene und mit ganz verschiedenen Bedeutungen inszeniert. Und auch die starke Resonanz, die die Ethnographie als Zugang zu Lebens- und Erfahrungswelten von Menschen in ganz unterschiedlichen Arbeitsfeldern erfährt, hat einen Grund in der starken Suche nach Alltäglichem in Wissenschaft, Gesellschaft und Kunst.

den herausgehobenen, feierlichen, formalisierten und hochkomplexen Charakter des Geschehens.[79]

Ritualen wie Fußball wird häufig eine kompensatorische (und kathartische) Funktion nachgesagt, wenngleich über die Frage nach der Bedeutung von Ritualen eine insgesamt kontroverse Diskussion[80] läuft: Aus eigener Erfahrung bezeichnen Autoren wie der verstorbene Germanist und bekennende Fußballfan Wendelin Schmidt-Dengler Fußball als Ventil für »niedere Triebe« – der Literaturwissenschaftler sprach Fußball explizit eine »therapeutische Funktion« zu.[81] Auch für den Soziologen Klaus Heinemann übernehmen Rituale wie Fußball ähnliche Aufgaben, sie reduzierten »Unsicherheit und Angst«.[82] Prekäre regionale oder nationale Identitäten würden über die Identifikation mit einer Mannschaft stabilisiert und biographisch orientierende Zugehörigkeiten geschaffen.[83] Ein anschauliches literarisches Beispiel für die identitätsstiftende und lebensgeschichtlich »begleitende« Bedeutung von Vereinen bietet der vielgelesene Roman »Fever Pitch« (Ballfieber) von Nick Hornby,[84] der das junge Leben und

79 Vgl. Axel Michaels: »Le rituel pour le rituel« oder wie sinnlos sind Rituale?, in: Carina Caduff, Joanna Pfaff-Czarnecka (Hg.): Rituale heute. Theorien – Kontroversen – Entwürfe. Berlin 1999, S. 23–47.

80 Seit geraumer Zeit wird eine Diskussion über den Sinn von Ritualen geführt mit einer Zuspitzung auf ihre Bedeutung als vermeintlich pures Vergnügen: »Ritual is pure activity, without meaning or goal« (Catherine M. Bell: Ritual Theory, Ritual Practice. New York, Oxford 1992, S. 1). Ich schließe mich hier jenen Stimmen an, die Ritualen komplexe Bedeutungen bzw. einen »Überschuss« an Bedeutung beimessen. Demnach geht deren Sinn nicht in instrumentellem Zweck oder purem Aktionismus auf. So ist der oftmals zu beobachtenden Begriffserweiterung von Ritual hin zu jeglichen Habitualisierungen zu widersprechen (wie etwa bei Jack Goody: Against «Ritual»: Loosely Structured Thoughts on a Loosely Defined Topic, in: Sally F. Moore, Barbara G. Myerhoff [Hg.]: Secular Ritual. Assen 1977, S. 25–35). Rituale sind spezifische Formen eines habitualisierten Handlungsgeschehens. Axel Michaels (1999 [wie Anm. 80]) benennt sinnvoller Weise fünf Komponenten, die Rituale von anderen habituellen Handlungen (im Sinne von Routinen) unterscheiden.

81 Wendelin Schmidt-Dengler: »Fußball befriedigt auch niedere Triebe«. Interview durch Norbert Mayer und Anne-Catherine Simon, in: Die Presse. 23.4.2008, S. 35.

82 Klaus Heinemann, zit. in: Rühlemann (wie Anm. 77), S. 144.

83 Vgl. Stefan Krankenhagen, Birger Schmidt (Hg.): Aus der Halbdistanz. Fußballbiographien und Fußballkulturen heute. Berlin 2007, S. 29–42; Martínez (wie Anm. 22), S. 24ff.; Christian Bromberger, Alain Hayot, Jean-Marc Mariottini: Le match de football. Ethnologie d'une passion partisane à Marseille, Naples et Turin. Paris 1995; Bromberger (wie Anm. 3).

84 Nick Hornby: Fever Pitch. London 1992.

die Liebe eines FC Arsenal London-Fans in Form eines Tagebuchs beschreibt, wobei jedem Eintrag ein Fußballgeschehen vorausgeht.

Nicht selten sehen Autoren gerade in unserer Zeit einen besonderen Bedarf an derartigen kollektiven Identifikationen. So heißt es etwa: »In ›Risikogesellschaften‹ wie der unseren mit hoher räumlicher, familiärer und sozialer Mobilität sowie häufig wechselnden Primärgruppenbeziehungen werden möglicherweise solche kollektiven Identitäten als Kompensationen dringender gebraucht als früher.«[85] Fußball stellt so gesehen einen Kompensationsraum dar.

Die Kompensationsthese ist eingängig, schon oftmals für ganz unterschiedliche Themen herangezogen worden und sicher auch für diese Zusammenhänge griffig.[86] Als Alltagskulturwissenschaftlerin hege ich allerdings Zweifel an dem hintergründig kulturpessimistischen Bild einer aus den Fugen geratenen Gesellschaft, die ihren Mitgliedern längst keinen Halt mehr biete. Doch ungeachtet der Frage, ob unsere heutige Zeit *mehr* Bedarf an Sinnstiftung hat oder nicht, steht fest: Fußball stiftet Orientierung, schafft und vermittelt Zugehörigkeit. Und genau da tun sich besonders spannende Fragen und zugleich zentrale Kompetenzfelder der Europäischen Ethnologie auf.

Identitäten als kontextabhängige soziale Prozesse

Prozesse des *Belonging*, der Verortung und Identitätsbildung stehen seit jeher im Fokus des Faches. Nachdem die (damals noch) Volkskunde den Gemeinschaftsbegriff in ihrer frühen Fachgeschichte und speziell im Nationalsozialismus arg strapaziert und in prekären Konnex zum Volksbegriff gesetzt hatte, gab es kritische Revisionen des Konzepts und speziell seit den 1980er Jahren weiterführende theoretische Aussagen. Empirische Studien zur Ausprägung und Bedeutungsvielfalt kollektiver Identi-

85 Martínez (wie Anm. 22), S. 24.

86 Die besonders von Hermann Lübbe ausformulierte Kompensationstheorie, nach der »Gegenwartsflucht« mit einer »Vergangenheitssucht« korrespondiere, hat die Forschung maßgeblich inspiriert (Hermann Lübbe: Im Zug der Zeit. Verkürzter Aufenthalt in der Gegenwart. Berlin 1992; Ders.: Schrumpft die Gegenwart? Über die veränderte Gegenwart von Zukunft und Vergangenheit. Luzern 2002). Sie wurde zur Interpretation zahlreicher Phänomene (der gesellschaftlichen und individuellen Erinnerungskultur, der Festkultur, der Identitätsbildung etc.) eingesetzt.

täten (seien es Ethnizitäten, nationale Identitäten, Geschlechteridentitäten etc.) zeigten an konkreten Fallbeispielen, dass und wie vermeintlich fixe Zugehörigkeiten auch als mehrdimensionale soziale Prozesse und als durchaus widersprüchliche performative Praxen im Alltag dechiffriert werden können.[87]

Die Tatsache, dass Fußball ein Feld zur Artikulation und Herausbildung kollektiver Identitäten darstellt, ist offenkundig und vielbeachtet.[88] Identität wird dabei aber oft eindimensional als starre und eindeutige Zugehörigkeit zu einer Mannschaft oder zu einem Verein gedeutet. Aus dieser Sicht stehen Vereine für eine Stadt, einen Stadtteil oder ein bestimmtes soziales oder politisches Milieu; Fußballmannschaften repräsentieren auch ganze Staaten und werden darin bisweilen sogar ästhetisch in Form unterschiedlicher nationaler Spielstile gedeutet.[89] Die dichotom angelegten Wettkämpfe haben hohe symbolische Bedeutung und besonders zwischen nationalen Kontrahenten geradezu politische Tragweite. Sie bilden eine intensiv genutzte Bühne für nationale Selbstinszenierungen sowie eine Folie für vielfältige Stereotype und Etikettierungen. Schlüsselspiele wie das »Wunder von Bern« 1954[90] oder das »Wunder

87 Vgl. Franziska Becker: Ankommen in Deutschland: Einwanderungspolitik als biographische Erfahrung im Migrationsprozeß russischer Juden. Berlin 2001; Brigitta Schmidt-Lauber: »Die verkehrte Hautfarbe«: Ethnizität deutscher Namibier als Alltagspraxis. Lebensformen, Bd. 10. Berlin 1998.

88 Klein, Meuser (wie Anm. 33).

89 Gunter Gebauer: Fußball: Nationale Repräsentation durch Körper-Inszenierungen, in: Erika Fischer-Lichte, Anne Fleig (Hg.): Körperinszenierungen. Präsenz und kultureller Wandel. Tübingen 2000, S. 149–163; Ders.: Poetik des Fußballs. Frankfurt/Main 2006.

90 Unerwartet hatte die deutsche Nationalmannschaft 1954 im Berner Wankdorf-Stadion die Weltmeisterschaft gegen den Favoriten Ungarn gewonnen. »Der Titelgewinn«, heißt es dazu heute, »löste in Deutschland einen großen Freudentaumel aus. Neun Jahre nach Ende des Zweiten Weltkriegs schien er ein ganzes Volk aus den Entbehrungen und Depressionen der Nachkriegszeit zu reißen. Am Anfang des deutschen Wirtschaftswunders stehend, wird er deshalb gelegentlich als ›die eigentliche Geburtsstunde der Bundesrepublik Deutschland‹ bezeichnet« (Wunder von Bern, in: http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Wunder_von_Bern&oldid=49381334 [aufgerufen am 11.8.2008]). Dem Ausgang des Fußballspiels wird eine hohe symbolische Bedeutung und eine enorme emotionale Wirkung zugeschrieben. Ihm kam – schenkt man der Interpretation Glauben – geradezu der Stellenwert einer politisch-moralischen Rehabilitation zu (vgl. Franz Josef Brüggemeier: Deutschland und die Fußballweltmeisterschaft 1954, in: Geschichte und Gesellschaft. Bd. 31. Göttingen 2005, S. 610–635).

von Córdoba« 1978[91] bieten Anlässe der Erinnerung und Identifikation, nationaler Überlegenheitsgefühle oder Schande. Der Wiener Kultursoziologe Roman Horak bezeichnete den 3:2 Erfolg der österreichischen Nationalmannschaft gegen das deutsche Team bei der Weltmeisterschaft 1978 sogar als »Meilenstein der Identitätspolitik Österreichs«[92]. Die Interpretation mag übertrieben klingen, auch zeigt sich gerade am Beispiel Österreichs verglichen mit Deutschland eine ganz andere Karriere und heute weitaus geringere Bedeutung des Ballspiels, wie Horak selbst verschiedentlich beschreibt.[93] Doch ungeachtet dessen bleibt es eine (auch in Österreich zu beobachtende) Tatsache, dass Fußballspiele zum Erinnerungsort zu werden vermögen – zum *lieu de mémoire*[94] –, für den sogar Akteure der Erinnerung – *milieux de mémoire* – zu benennen sind. Fuß-

91 Überraschend besiegte die österreichische Nationalmannschaft bei der Weltmeisterschaft am 21.6.1978 in Argentinien das deutsche Team 3:2, woraufhin der doppelte Torschütze Hans Krankl zum österreichischen Nationalhelden avancierte. Die Krankl zugesprochene Aussage »Wenn ich einen Deutschen sehe, werde ich zum lebendigen Rasenmäher« ist ebenso legendär geworden wie die Radioreportage Edi Fingers, in der dieser ausrief: »Tor! Tor! Tor! I wear narrisch« (zit. in: Jochen Hieber: Cordoba-Inszenierung. Und wieder wurden sie narrisch, in: F.A.Z., 115, 19.5.2008, S. 35). Aufgrund des gerade in den 1970er Jahren höchst ambivalenten Verhältnisses vieler Österreicher zu Deutschland haben Spiele und speziell Siege der österreichischen gegen die deutsche Mannschaft tendenziell eine hohe symbolische Bedeutung.

92 Horak (wie Anm. 8), S. 447.

93 Fußball war in Österreich respektive Wien zunächst ein spezifisch städtisches Vergnügen zweier differenter sozialer Milieus, häufig mit den Begriffen »Kaffeehaus« und »Vorstadt« typisiert (vgl. Roman Horak, Wolfgang Maderthaner: Mehr als ein Spiel. Fußball und populare Kulturen im Wien der Moderne. Wien 1997). Damit war das Fußballspiel auch Symbol der Auseinandersetzung zwischen Zentrum und Peripherie. Im Wien der Zwischenkriegszeit erlebte es eine gewaltige Popularisierung (vgl. Roman Horak: Fußball von Wien nach Österreich, in: Ernst Bruckmüller, Hannes Strohmeyer [Hg.]: Turnen und Sport in der Geschichte Österreichs. Wien 1998, S. 156–169; Johann Skocek, Wolfram Weisgram: Das Spiel ist das Ernste. Ein Jahrhundert Fußball in Österreich. Wien 2004). Erst allmählich avancierte Fußball in Österreich zum national konnotierten Sport, der zwar zunehmend Bedeutung erlangte, gleichwohl als nationale Identifikationsfolie in der Nachkriegsgeschichte stets ein geringeres Gewicht einnahm als der Skisport als erfolgreicher Volks- und Nationalsport (vgl. Horak [wie Anm. 8]; vgl. Thomas Marschik: Der Ball birgt ein Mysterium. Vom »englischen Sport« zur »Wiener Fußballschule«, in: Ernst Bruckmüller, Hannes Strohmeyer: Turnen und Sport in der Geschichte Österreichs. Wien 1998, S. 170–186).

94 Vgl. Gunter Gebauer: Die Bundesliga, in: Etienne Francois, Hagen Schulze (Hg.): Deutsche Erinnerungsorte. München 2002, S. 450–468.

ball ist in vielen Ländern Nationalsymbol, in Deutschland fast als einzig legitimes Nationalsymbol mit wachsender Bedeutungspluralität übrig geblieben, und auch in Österreich ist das Ballspiel – obwohl nicht Nationalsport Nummer eins – als nationales Symbol abrufbar. Nicht zuletzt die anlässlich der Europameisterschaft 2008 zahlreichen Erinnerungen und die wiederholten Inszenierungen des »Wunders von Córdoba« zeigen dies.

In den letzten Jahren haben Großveranstaltungen gerade im Fußball in wachsendem Ausmaß eine breite Zurschaustellung nationaler Symbole (besonders von Nationalflaggen) erkennen lassen. Flaggen und Nationalfarben sind selbst in Deutschland wieder populär geworden,[95] nachdem sie nach dem Zweiten Weltkrieg in der Öffentlichkeit (mit Ausnahme staatlicher Selbstpräsentationen) lange Zeit unüblich waren und als politisches Signal rechten Gruppierungen zugeschrieben wurden. Im Wissen über die Bedeutung der Fahne als Symbol und Identifikationsobjekt wurde in Österreich eigens für die Dauer der Europameisterschaft 2008 der Paragraph 54 des Kraftfahrgesetzes kurzfristig außer Kraft gesetzt, damit auch Privatautos sich mit dem österreichischen Bundesadler beflaggen dürfen. Der zuständige Verkehrsminister Werner Faymann begründete den Erlass mit den Worten: »Natürlich sollen patriotische Fußballfans ihr Auto mit dem österreichischen Wappen schmücken dürfen.«[96] Der Journalist Dirk Schümer spricht in diesem Zusammenhang von einem »sportlichen Nationalismus«, der dem gewaltsamen politischen Nationalismus des 19. und frühen 20. Jahrhunderts gefolgt sei.[97] In der Tat sind die Unterschiede nicht zu übersehen. Es hat nicht nur eine Verlagerung

95 Die WM 2006 löste in Deutschland nicht nur eine breite Begeisterung für Fußball, sondern auch dafür aus, nationale Symbole wie die Flagge und die Nationalfarben (wieder) öffentlich zu zeigen und sich zu feiern. Der darin mitunter vermutete »neue Nationalismus« wurde international zur Kenntnis genommen, teils mit Sorge, zumeist aber als unbedrohliches Selbstbewusstsein und friedliche Form des Feierns goutiert, mit der sich Deutschland in seiner Selbstinszenierung als freundlicher Gastgeber ein neues Image zu geben trachtete – das Motto der WM lautete »Die Welt zu Gast bei Freunden«.

96 Zit. in: Andrea Katschthaler: Die Versicherung zahlt sicher nicht. Euro-Fahnen: Wappen am Auto juristisch nicht strafbar, bei einem Unfall kann es allerdings teuer werden, in: Wiener Zeitung, 29.5.2008, http://www.wienerzeitung.at/DesktopDefault.aspx?TabID=4649&Alias=sport&cob=352159&currentpage=24 (aufgerufen am 10.8.2008).

97 Dirk Schümer: Der Pass spielt keine Rolle, in: F.A.Z., 131, 7.6.2008, S. 130 f.

und Konzentration ›legitimer‹ nationaler Inszenierungen von politischen Kontexten auf das Feld des Sports und eine dort sichtbare Konzentration nationaler Identifikationen stattgefunden, sondern zugleich und vor allem unterscheiden sich diese Demonstrationen nationaler Zugehörigkeit insofern von früheren Formen des Nationalismus, als es sich um eine zeitlich limitierte, situationsgebundene Zurschaustellung nationaler Zugehörigkeit handelt. Was sich in den Fahnenmeeren während der Welt- und Europameisterschaften der letzten Jahre artikuliert, ist so gesehen eine folkloristische Form nationaler Selbstdarstellung und -behauptung, eine zeitlich begrenzte, situativ auf ein bestimmtes Erlebnisfeld fokussierte Inszenierung von Nationen im und über Sport.[98] Diese kann sich bisweilen auf andere Gesellschaftsbereiche und Situationen ausdehnen, auch muss sich der sportliche Nationalismus nicht immer friedlich äußern, doch in der Regel finden gehäufte nationale (Selbst-)Darstellungen in enger Verknüpfung mit dem Sportereignis und in dessen zeitlichem Umfeld statt und verselbstständigen sich nicht in größerem Umfang. Einige Monate nach den internationalen Wettkämpfen hat sich das öffentliche Straßenbild wieder unverkennbar gewandelt: Die Fahnenmeere sind dann nicht mehr alltäglich präsent, sondern Randerscheinungen und als solche andere Bedeutungsträger.

Zweifelsohne bieten Fußballvereine lokale, regionale oder nationale Identitätsofferten,[99] und Stadionbesuche schaffen gewiss eine »Communitas«[100], die das Gefühl einer Grenzen überwindenden Gemeinschaft zu vermitteln vermag. Doch – und dies hat die Forschung verstärkt in den Blick zu nehmen – derartige Loyalitäten sind weder lebenslang verbindlich noch eindeutig, noch schließen sie sich notwendigerweise wechselseitig aus. Dies gilt auch, aber nicht nur im Fußball. Identifikationen sind vielmehr kontextgebunden und erstaunlich flexibel. Beim Fußball fallen besonders die vermeintlichen Widersprüchlichkeiten auf dem Rasen ins Auge: Der globalisierte Sport kann die fraglichen Identitäten bedienen, obwohl viele Spieler nicht aus der Region und oft nicht einmal

98 Man könnte diese Form der Demonstration kollektiver Zugehörigkeit auch »Freizeit-Nationalismus« nennen, würde damit aber das vorhandene politische Potential und die Bedeutungspluralität des Geschehens verharmlosen.

99 Siegfried Gehrmann (Hg.): Fußball und Region in Europa. Probleme regionaler Identität und die Bedeutung einer populären Sportart. Münster 1999.

100 Turner (wie Anm.78).

aus dem Land kommen, für das sie spielen.[101] Sie werden »eingekauft« und sind in ihrer Funktion als Repräsentanten des Vereins austauschbar. Bereitwilliger und unbürokratischer als den meisten anderen Einwanderern wird Balltalenten (und zwar ohne Diskussion über einen etwaigen Einbürgerungstest) die fragliche Staatsbürgerschaft verliehen. Derartige Widersprüchlichkeiten sind keine verwunderliche Tatsache, sondern als gewöhnliche Erscheinung, nämlich als Flexibilität alltäglicher gesellschaftlicher Praxis, in den Blick zu nehmen. Das Methodenrepertoire der Europäischen Ethnologie erlaubt den Zugang zu solchen Widersprüchen und situativ gebundenen Bedeutungszuschreibungen und konkret zu Fußball als »hybride[r] Kulturpraxis«.[102]

Migration und »glokale« Fankulturen

Fanverhalten wird auf diese Weise zum feinen »Vergrößerungsglas [allgemeiner] gesellschaftlicher Prozesse«.[103] Als einfach strukturierte Massenveranstaltung gibt Fußball Aufschluss über Dynamiken der Integration und Ausgrenzung, der Anpassung und Diskriminierung.[104] Das zeigt sich besonders im soeben angesprochenen Migrationskontext. Fußballplätze verschaffen Vertrautheit auf der ganzen Welt. Die internationale Begeisterung für das aufgrund seiner Körperlichkeit und Bildhaftigkeit allgemein eingängige Ballspiel[105] und die wortlos verständlichen, da überall gleichen Grundregeln bieten Zugezogenen leichte und geeignete Gelegenheiten zur Kontaktaufnahme und Anerkennung. Das zeigt sich etwa auch an den türkischen und südamerikanischen Spielern großer und kleiner Clubs in Westeuropa, die ganz selbstverständlich »unsere Burschen« genannt werden und Anerkennung genießen, wenn sie Tore schießen. Die Bedeutung des Sports im Migrationsgeschehen einerseits sowie der Migration und Globalisierung für den Sport andererseits sind nicht zu unterschätzen, auch wenn sich die Toleranz osteuropäischen

101 Vgl. Klein, Meuser (wie Anm. 33).

102 Gabriele Klein: Globalisierung, Lokalisierung, (Re-)Nationalisierung. Fußball als lokales Ereignis, globalisierte Ware und Bilderwelt, in: Klein, Meuser (wie Anm. 33), S. 31–42, hier S. 31.

103 Heitmeyer, zit. in: Rühlemann (wie Anm. 77), S. 163.

104 Vgl. Rolshoven (wie Anm. 10).

105 Vgl. Alkemeyer (wie Anm. 51), S. 235 ff.

oder schwarzen Einwanderern gegenüber auf dieses Feld begrenzt und gerade das Stadion ein bekannter Ort für rassistische Ausgrenzungen ist. Fußball *kann* ein Integrationsfaktor am neuen Wohnort sein.

Umgekehrt bieten Fußballmannschaften Migranten auch die Möglichkeit zur Rückversicherung ihrer Herkunftsregion am neuen Wohnort,[106] das veranschaulicht etwa das laute Jubeln für Galatasaray Istanbul weit außerhalb der Türkei. Gerade ein beliebter Sport wie Fußball bildet ein Feld zur Entstehung und Ausgestaltung einer transnationalen Kultur, die besonders über die Medialisierung Kontur erhält: Die »global zirkulierende Bilderwelt« bringt eine imaginäre globale Fangemeinschaft hervor und stellt zugleich den Referenzrahmen des lokalen Fußballspiels und der Erfahrung im Stadion.[107] Damit verkörpert Fußball gleichzeitig Lokalisierungs- und Globalisierungsprozesse.[108] Die Soziologin Gabriele Klein spricht in diesem Zusammenhang bereits von »›glokalen‹ Fankulturen«.[109] Lokale Praxen sind globalen Prozessen unterworfen und nehmen ihrerseits Einfluss auf die Globalisierung der Marke Fußball.

Im Migrationszusammenhang werden nationale Zuordnungen und Zugehörigkeiten besonders offensichtlich fraglich: Sie sind subjektiv wie politisch neu zu bestimmen. Gerade die internationalen Großveranstaltungen verdeutlichen auch in dieser Hinsicht wieder, dass Integration und Identifikation von Migranten sowie der Prozess nationaler Identifikation eben vielschichtiger und widersprüchlicher sind als meist vermutet.[110] Migrantinnen und Migranten haben nicht einen Ort und eine Zugehörigkeit, sondern wie andere Bürger auch verschiedene Loyalitäten und Bindungen. So kann es nicht wundern, dass sich an Autos und Geschäften während Europa- und Weltmeisterschaften zunehmend Mehrfachbeflaggungen zeigen. 2006 hissten etwa türkische Gemüsehändler in Hamburg die türkische wie die deutsche Fahne, und 2008 zeigten italienische Migranten in Wien oder italophile Österreicher die österrei-

106 Vgl. Christoph Gabler: »Understanding the real thing!« Identifikationsprozesse unter indischen Fußballfans in Zeiten globaler Imaginationsindustrien, in: Stefan Krankenhagen, Birger Schmidt (Hg.): Aus der Halbdistanz. Fußballbiographien und Fußballkulturen heute. Berlin 2007, S. 29–42.

107 Klein (wie Anm. 103), S. 32.

108 Pfister (wie Anm. 8), S. 53; vgl. Döveling, Markovits (wie Anm. 8).

109 Klein (wie Anm. 103), S. 32.

110 Vgl. Darius Zifonu: Imagined Diversities. Migrantenmilieus in der Fußballwelt, in: Klein, Meuser (wie Anm. 33), S. 43–57.

chische und daneben die italienische sowie ggf. noch weitere Flaggen – und zwar gleichzeitig oder je nach Spielplan oder Erfolg. Drogerien und Supermärkte bieten zu Zeiten internationaler Wettkämpfe so auch die unterschiedlichsten Flaggen nebeneinander im Einkaufssortiment an. Ist Fußball also ein Supermarkt nationaler Zugehörigkeiten, derer man sich bedienen kann? Meiner Argumentation zufolge wäre diese Einschätzung verfehlt. Weniger zeigt sich im Nebeneinander der Flaggen eine etwaige Beliebigkeit nationaler Zugehörigkeit und Zeichen als vielmehr die Normalität heterogener Bezüge. Es offenbart sich darin auch eine Pluralität an Bedeutungen und Intensitäten nationaler Identifikationen. Nicht jede exponierte Flagge muss ein flammendes Bekenntnis der Zugehörigkeit sein, aber die laute nationale Selbstdarstellung von Fans stellt auch nicht immer ein harmloses Spiel dar. Der genaue, differenzierende Blick auf Identifikationsprozesse, auf Praxen und Situationen der Zurschaustellung von Zugehörigkeiten tut Not.

So gesehen erscheint das Stadion als quasi spätmoderne »Identitätsfabrik«,[111] die nicht nur Identifikationen schafft, sondern zugleich eine Bühne darstellt, auf der plurale Identitäten und Identifikationsprozesse sichtbar werden. Indem die Europäische Ethnologie Forschungsgegenstände in Raum und Zeit kontextualisiert und dabei sowohl Gleichzeitigkeiten als auch plurale Ortsbezüge, »Mehrörtigkeiten«, in den Blick nimmt, wird Kultur als dynamischer Prozess deutlich.

Ein zutiefst bedeutsames Spiel

Es ist Aufgabe der Europäischen Ethnologie, Lesarten und mehrdimensionale Perspektiven kultureller Phänomene wie hier von Fußball zu entwickeln und bereitzustellen. In der Beschreibung habe ich mich auf einige Aspekte beschränkt; wichtig zu ergänzen wäre vor allem die gut erforschte historische Perspektive sowie der offenkundige Zusammenhang von Fußball und Politik.[112] Zu vertiefen wäre schließlich auch der ökonomische Konnex, eine Dimension, die inzwischen in Forschungen

111 Konrad Köstlin: »Heimat« als Identitätsfabrik, in: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, L/99, 1996, S. 321–338.

112 Vgl. Fanizadeh, Hödl, Manzenreiter (wie Anm. 8); Mittag, Nieland (wie Anm. 8); Klein, Meuser (wie Anm. 33).

der Europäischen Ethnologie häufig vernachlässigt wird, nachdem der Einfluss marxistischer Theorien seinen Zenit deutlich überschritten hat. Dabei ist auch und gerade Fußball ein mächtiger wirtschaftlicher Faktor.[113] Allein schon die Namensgebungen von Arenen und Mannschaften zeigen dies unverblümt: So heißt die österreichische Liga inzwischen offiziell »T-Mobile-Bundesliga«.

Beim Fußball ist viel Geld im Spiel – besonders offensichtlich wird dies in der Verknüpfung mit den Medien. Nach jüngeren Schätzungen erwirtschaften die europäischen Fußballclubs und -verbände einen Gesamtumsatz von annähernd 11 Milliarden Euro pro Saison.[114] »Die Euro«, wie die Europameisterschaft 2008 selbst in der Schweiz, die bis dato weder Mitglied der EU war noch den Euro nutzte, profitsicher genannt wurde, brachte Österreich zwar nicht den Titel, aber eine Wertschöpfung, die im Mai 2008 auf 641 Millionen Euro prognostiziert worden war.[115] Auch wenn die anfangs hohen Erwartungen bezüglich der Europameisterschaft letztlich nicht erfüllt wurden, boomten in ihrem Gefolge Bauwirtschaft und Tourismus in Österreich wie in der Schweiz. Auch im Gehalt zeigt sich eine aufschlussreiche Tendenz: Seit den 1990er Jahren explodierten die Personalkosten im Fußball in atemberaubende Summen. Von den Bürgern wird das Schwindel erregende Einkommen eines Beckham oder Ronaldo[116] jedoch bemerkenswerter Weise kaum je geneidet, ganz im Gegensatz zu den demgegenüber harmlosen Politikergehältern. Auch dies ist ein Zeichen der gesellschaftlichen Anerkennung des Sports und seiner Leistungsträger: Sensationelle Spitzengehälter gelten als legitim und verdient. Das darin sichtbare Zusammenspiel von Kultur und Ökonomie, von symbolischer Zuschreibung und wirtschaftlicher Dimension gilt es neu zu schärfen.

113 Mittag, Nieland (wie Anm. 8).

114 Deloitte (Hg.): Bundesliga ist Zuschauer-Spitzenreiter in Europa. Jährlicher Bericht von Deloitte untersucht wirtschaftliche Entwicklung der Top-Ligen, in: annual review of football finance. Manchester 2005, http://www.deloitte.com/dtt/press_release/0,1014,sid%253D6272%2526cid%253D85129,00.html (aufgerufen am 1.4.2008).

115 Christian Helmenstein, Anna Kleissner: Volkswirtschaftliche Effekte der UEFA EURO 2008 in Österreich. Rahmenstudie im Auftrag des Bundeskanzleramts/Sektion Sport und der Wirtschaftskammer Österreich. SportsEconAustria, Wien 2008, http://www.iv-mitgliederservice.at/iv-all/publikationen/file_446.pdf (aufgerufen am 23.5.2009).

116 Internationaler Topverdiener des Jahres 2008 war der brasilianische Fußballspieler Ronaldinho mit einem Jahreseinkommen von 23 Millionen Euro.

Abwertende Seitenblicke und Bagatellisierungen des vermeintlich proletarischen Freizeitvergnügens Fußball sind, so viel steht fest, weit gefehlt. Aus kulturwissenschaftlich-ethnologischer Sicht stellt Fußball ein mit zahlreichen Bedeutungen versehenes, mehrdimensionales Spiel und ein geradezu paradigmatisches Ereignis dar, das gesellschaftliche Zusammenhänge und Prozesse befragbar macht. Wo selbst »Christen am Ball« sind [117] und Fußball auf breiter Ebene von Medien, Markt und Museen als lautes Spektakel inszeniert wird, wie zuletzt während der Europameisterschaft 2008 in Zürich, Basel, Innsbruck oder Wien, wo die Ringstraße Fanmeile war und selbst das Burgtheater, das Künstlerhaus und das Diözesanmuseum unter dem Zeichen des Fußballs standen, zeigt sich deutlicher als sonst, dass Fußball in unserer Gesellschaft ein zutiefst bedeutsames Spiel darstellt. Die Zeichen der Evidenz mögen sich zu Hochzeiten wie spektakulären Meisterschaften verdichten, die Bedeutungsdimensionen sind aber ebenso und besonders in der Alltagsroutine des gewöhnlichen Spielbetriebs aufzuspüren. Einer Alltagskulturwissenschaft bieten die Ereignisse rund um das Ballgeschehen somit ein breites Tableau an Themen, Aufgaben und Fragen. Fußball ist vielleicht doch und erst recht aus Sicht der Europäischen Ethnologie »das letzte Gesamtkunstwerk«, so die vielzitierte Redewendung des Kunsthistorikers Horst Bredekamp [118] in Anlehnung an Joseph Beuys [119].

117 Michael Scharf: Christen am Ball. Gott ins Spiel bringen. Eine Initiative zur Europameisterschaft, http://www.christen-am-ball.com (aufgerufen am 10.8.2008).

118 Vgl. Horst Bredekamp: Fußball als letztes Gesamtkunstwerk, in: Sport konkret. Hamburg 1982, hier S. 42–46, S. 44.

119 Joseph Beuys hatte dem »reduzierten Kunstbegriff des Bildungsbürgertums« einen erweiterten Kunstbegriff gegenübergestellt, der auch performative Praxen der Alltagskultur mit einbezieht – in diesem Fall wären dies auch die Handlungen und Erfahrungen des zwölften Mannes. Dem folgend gewichtet auch Markwart Herzog Fußball als Kunst, ohne ihn auf die Ästhetik des Spiels zu reduzieren (Herzog [wie Anm. 6], S. 41).

Brigitta Schmidt-Lauber, »The Twelfth Man.«
European Ethnology in the Field of Football Fans

Football is an established phenomenon of popular everyday culture, a sport loved all over the world. This paper is dedicated to football fever as an exemplary field of research in European ethnology. Based on selected aspects from the field of football fan culture it highlights disciplinary perspectives and approaches in cultural studies of the everyday. The main focus of the paper is to interpret what goes on in the stadium and examine the direct participation and experience of the spectators. As a result, one comes to see football as a profoundly significant game and a meaningful social microcosm.

Wozu eine Europäische Ethnologie – und welche?
Kritische Überlegungen zu Sinn und Zweck einer Europäischen Ethnologie

Ullrich Kockel

Bietet die Europäische Ethnologie Perspektiven, die zu einem besseren Verständnis gegenwärtiger Probleme beitragen können? Welche Art ethnologischer Forschungspraxis und welche theoretischen Grundlagen wären einer solchen Zielsetzung angemessen? Nach einer kurzen Verortung des Feldes und seiner Problematik werden drei miteinander verbundene Formen der Ethnologie diskutiert. Überlegungen zu Hermeneutik und Interdisziplinarität führen schließlich zu der Frage, was EthnologInnen tun können und sollten, warum, und wie dabei vorzugehen wäre.

Einleitung

Im Gegensatz zu anderen Universitätsdisziplinen, deren Fachidentität bei allen internen Unterschieden durch eine gemeinsame Fachbezeichnung konstruiert wird, handelt es sich bei der Europäischen Ethnologie bekanntlich um ein »Vielnamenfach« – von der klassisch-paradigmatischen Volkskunde spannt sich der Bogen über die (mal mehr, mal weniger) Empirische Kulturwissenschaft und die Kulturanthropologie bis hin zu einer medienwissenschaftlichen Kulturwissenschaft. Auf die einzelnen Ausprägungen muss hier nicht näher eingegangen werden; sie sind in zahlreichen Einführungen und Überblicken hinreichend dargestellt.[1]

1 Siehe hierzu für den deutschen Sprachraum u.a. (Daten der Erstveröffentlichung): Hermann Bausinger, Utz Jeggle, Gottfried Korff, Martin Scharfe: Grundzüge der

Die Namensfrage ist zwar im deutschen Sprachraum besonders ausgiebig diskutiert und dokumentiert worden, stellt sich aber ebenso im europäischen Rahmen, wie nicht zuletzt die Diskussionen innnerhalb der SIEF (*Société Internationale d'Ethnologie et de Folklore*) seit einigen Jahren zeigen.[2] Hinzu kommt, dass nicht überall in Europa die gleichen oder einfach nur vergleichbare Bedingungen für die Entfaltung des Faches, unter welchem Namen auch immer, bestehen. Im Vereinigten Königreich von Großbritannien und Nordirland arbeiten FachkollegInnen in einem institutionellen Umfeld, in dem die Europäische Ethnologie als eigenständiges Universitätsfach praktisch kaum existiert.[3] Angesichts an-

Volkskunde. Darmstadt 1978; Ina-Maria Greverus: Kultur und Alltagswelt: Eine Einführung in Fragen der Kulturanthropologie. München 1978; Rolf Brednich: Grundriss der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie. Berlin 1988; Günter Wiegelmann: Theoretische Konzepte der Europäischen Ethnologie. Diskussionen um Regeln und Modelle. Münster 1990; Wolfgang Kaschuba (Hg.): Kulturen – Identitäten – Diskurse. Perspektiven Europäischer Ethnologie. Berlin 1995; ders.: Einführung in die Europäische Ethnologie. München 1999; Silke Göttsch, Albrecht Lehmann (Hg.): Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie. Berlin 2001; Helge Gerndt: Kulturwissenschaft im Zeitalter der Globalisierung. Volkskundliche Markierungen. Münster 2002; Dieter Haller: dtv-Atlas Ethnologie. München 2005; Harm-Peer Zimmermann (Hg.): Empirische Kulturwissenschaft – Europäische Ethnologie – Kulturanthropologie – Volkskunde. Leitfaden für das Studium einer Kulturwissenschaft an deutschsprachigen Universitäten. Deutschland – Österreich – Schweiz. Marburg 2005; Bernd Warneken: Die Ethnographie populärer Kulturen. Eine Einführung. Wien, Köln, Weimar 2006; Reinhard Johler, Bernhard Tschofen (Hg.): Empirische Kulturwissenschaft. Eine Tübinger Enzyklopädie. Tübingen 2008.

2 Zur Europäischen Ethnologie außerhalb des deutschen Sprachraumes, siehe u.a. Máiréad Nic Craith, Ullrich Kockel, Reinhard Johler (Hg.): Everyday Culture in Europe. Approaches and Methodologies. Aldershot, Burlington/VT 2008. Zur Namensdiskussion in SIEF, siehe u.a. Bjarne Rogan: The Troubled Past of European Ethnology. SIEF and International Cooperation from Prague to Derry, in: Ethnologia Europaea, 38(1), 2008, p. 66–78.

3 Die wenigen Studienprogramme außerhalb der School of Scottish Studies in Edinburgh sind anderen Fächern angegliedert: Anglistik (BA/MA, Sheffield), Keltologie (MA, Cardiff), Kulturgeschichte und Sozialanthropologie (MA, Aberdeen), Geschichte/Anglistik/Politologie (MA, Ulster). Gegenwärtig sind nur die beiden Lehrstühle in Ulster besetzt, deren Ausrichtung primär auf MA- und PhD-Ebene liegt. Siehe dazu auch Ullrich Kockel: Turning the World Upside Down. Towards a European Ethnology in and of England, in: Craith, Kockel, Johler (wie Anm. 2), p. 149–63.

gespannter öffentlicher Haushalte sind nahezu alle geistes- und mittlerweile auch viele sozialwissenschaftliche Fächer einem stetig wachsenden Legitimationszwang ausgesetzt, und finden sich so graduell in dieselbe marginale Lage gepresst, in der unser Feld im Königreich von jeher sitzt. Von den großen Philologien ist an britischen Universitäten kaum noch etwas übrig, Philosophie ist vielerorts längst begraben oder hält sich, versteckt sich in anderen Fächern, mehr schlecht als recht über Wasser; mit Ausnahme von Geschichte und Anglistik scheinen fast nur noch Fächer erwünscht zu sein, die einen direkt – d.h.: ohne weiteres Nachdenken – erkennbaren Marktwert haben. Angesichts der bildungs- und forschungspolitischen Situation stellt sich für Europäische EthnologInnen im Königreich zunehmend die Frage, was wir einzubringen vermögen, das andere Fächer (zumindest so) nicht leisten können.[4]

Im Folgenden möchte ich zunächst drei Spielarten der Europäischen Ethnologie etwas näher beleuchten und dabei tentative Wegzeichen für die weitere Diskussion setzen, bei der es dann um Aspekte des Erkenntnisprozesses und der Interdisziplinarität gehen soll, bevor ich mich der Frage zuwende, was eine Europäische Ethnologie heute tun kann und sollte, wobei auch kurz auf das »warum« einzugehen sein wird, und wie das im konkreten Fall aussehen mag.

Europäische Ethnologie als Fachwissenschaft vom Hiesigen

Zunächst – und vielleicht am naheliegendsten, wenn das klassische Verständnis der Volkskunde als Partner und Spiegelbild der Heimatkunde ins Auge gefasst wird – kann Europäische Ethnologie als Fachwissenschaft vom Hiesigen verstanden werden. Dabei ist anzumerken, dass die-

4 Dass Hermann Bausinger schon in seiner klassischen Einführung in die Volkskunde diese Frage ähnlich stellte, zeigt, daß die Lage im deutschsprachigen Raum, trotz der vergleichsweise stärkeren Position des Faches hier, so anders auch wieder nicht ist bzw. war. Siehe Hermann Bausinger: Volkskunde. Von der Altertumsforschung zur Kulturanalyse. Darmstadt 1971. Vgl. hierzu auch: Christine Burckhardt-Seebass (Hg.): Zwischen den Stühlen fest im Sattel? Eine Diskussion um Zentrum, Perspektiven und Verbindungen des Faches Volkskunde. Hochschultagung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Basel. 31. Oktober–2. November 1996. Göttingen 1997; Gudrun König, Gottfried Korff (Hg.): Volkskunde '00. Hochschulreform und Fachidentität. Hochschultagung der deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Tübingen, 9.–11. November 2000. Tübingen 2001.

ser Begriff weder in unserem noch – meines Wissens – in einem anderen Fach zur Zeit hinreichend theoretisiert ist und damit intellektuelle Risiken birgt, die einen bewussten und vorsichtigen Umgang mit der Terminologie erfordern.

Begegnet ist mir der Begriff des »Hiesigen« in seiner deutschsprachigen Version zuerst in Zusammenhang mit der jüngeren Geschichte Mittelosteuropas, insbesondere der Kresy-Region, die zwischen den Weltkriegen den Osten Polens bildete.[5] Dort ist er abgeleitet aus der Selbstzuschreibung, die von vielen Einwohnern der Region bei Volkszählungen angegeben wurde. Zuvor war mir bereits während der Beschäftigung mit Diskursen über die Lage der »Mitte Europas« die slawische Version in der provokativen Deutung Adrian Ivakhivs[6] aufgefallen: »The most genuinely nomadic [...] may be those designated by the simple term *tuteishyi*, the word for those who are simply ›from here‹ even if that ›here‹ changes in relation to the ›theres‹ which have shaped and defined the territory [...] over its many imperial and political-economic realignments.« In diesem Sinne verstanden verliert der Begriff des »Hiesigen« schon einiges von seiner etwas altmodischen Aura. Zugleich wird deutlich, dass über das Deskriptive der regionalgeschichtlichen Betrachtung hinaus in diesem Begriff analytisches Potential steckt. Europäische Ethnologie als Fachwissenschaft vom Hiesigen kann und darf nicht bei der detaillierten Beschreibung des putativ Eigenen stehen bleiben, zumal diese, wenn sie unreflektiert bleibt, einem wie auch immer motivierten Zelebrieren dieses Eigenen zuarbeitet, das letztendlich, wie die Erfahrung der alten Volkskunde gezeigt hat, von der Gering- zur Verachtung des Anderen, Fremden führen kann, mit mörderischen Konsequenzen. Europäische Ethnologie als Fachwissenschaft vom Hiesigen muss stattdessen das Eigene immer im Zusammenhang mit dem Fremden betrachten, denn das eine ist ohne das andere nicht denkbar. Daraus wird ein Fokus auf das Eigene im Fremden und das Fremde im Eigenen, als Grundlage eines komparativen Verstehens des Eigenen.[7] Doch auch damit ist es noch nicht genug.

5 Siehe z.B. Hans-Christian Trepte: Das Problem der »Hiesigen« (tutejsi) im polnisch-weißrussischen Grenzraum, in Krynki: Annus Albaruthenus, 2004, S. 67–87.

6 Adrian Ivakhiv: Stoking the Heart of (a Certain) Europe. Crafting Hybrid Identities in the Ukraine-EU Borderlands, in: Spaces of Identity, 6(1), 2006, p. 11–44, p. 38.

7 Ähnliche Gedankengänge finden sich bereits in Munasu Duala-M'bedy: Xenologie. Die Wissenschaft vom Fremden und die Verdrängung der Humanität in der Anthro-

Selbst ein solcher komparativer Ansatz bietet keine Sicherheit, dass, wenn auch nicht in der Forschung selbst so doch von sich darauf beziehenden politischen Interessen, daraus nicht Reinheitsansprüche abgeleitet werden. Auch wenn keine Überlegenheit eingeklagt wird, sind solche Ansprüche problematisch, zumal sie selten empirisch fundierbar sind. Selbstbewusste Kulturträger, wie beispielsweise »traditionelle« Musikanten in Irland, erkennen schon seit längerem Formen und Praktiken als authentisch an, wenn sie im je gegebenen Zusammenhang, ungeachtet ihrer Herkunft, ihren Zweck erfüllen.[8] Damit ist auf eine besondere Qualität des Hiesigen gegenüber der Konzentration auf das Eigene hingewiesen. Um beim Beispiel zu bleiben: »traditionelle« irische Musik ist international als solche zu erkennen, selbst wenn sie mit anderen Einflüssen durchwirkt ist. Es geht also beim Studium des Hiesigen nicht um irgendwie konstituierte Reinheitsgebote, sondern darum, wie interkulturelle Begegnungen und Konflikte im kulturellen Alltag vor Ort ausgehandelt werden. Deshalb definiert Ivakhiv die Hiesigen als die eigentlichen Nomaden, und zeigt darin den tiefen Zusammenhang von Eigenem und Fremdem, wie ich ihn in meinen Überlegungen über Trenn- und Mischgrenzen ansatzweise herausgearbeitet habe.[9]

Dabei ist die Wichtigkeit des Ortes nicht zu übersehen oder zu unterschätzen. Wir hören und lesen heute viel von »Globalisierung« und der

pologie. Freiburg 1977. Duala-M'bedy postuliert die Nichtexistenz des Fremden an sich, um damit den Fokus auf das Konstruierte desselben zu lenken. Der Ansatz ist äußerst sinnvoll und fruchtbar, spiegelt aber auch den zeitgenössisch-postmodernen Hyperindividualismus wider, demzufolge das Ego die Wurzel aller Wirklichkeit ist. Bei aller Erkenntnis des Konstruierten scheint es mir aber geboten, die materielle Wirklichkeit jenseits des Bildes nicht ganz aus den Augen zu verlieren. Eine interessante Perspektive in diesem Zusammenhang bietet Yoshiro Nakamura: Xenosophie. Bausteine für eine Theorie der Fremdheit. Darmstadt 2000.

8 Vgl. Ullrich Kockel: »Authentisch ist, was funktioniert!« Tradition und Identität in drei irischen Städten, in: Silke Göttsch, Wolfgang Kaschuba und Konrad Vanja (Hg.): Ort – Arbeit – Körper. Ethnografie europäischer Modernen. 34. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Berlin 2003. Münster 2005, S. 127–34.

9 Siehe z.B. Ullrich Kockel: Heimat als Widerständigkeit: Beobachtungen in einem Europa freischwebender Regionen, in: Silke Götsch und Christel Köhle-Hezinger (Hg.): Komplexe Welt. Kulturelle Ordnungssysteme als Orientierung. 33. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Jena 2001. Münster 2003, S. 167–76. Ders.: Frontiers, in: Gisela Welz and Ramona Lenz (Hg.): Von Alltagswelt bis Wandmalerei. Eine kleine Enzyklopädie. Ina-Maria Greverus zum Fünfundsiebzigsten. Münster 2005, S. 62–3.

damit verbundenen, zunehmenden globalen Vernetzung aller Sphären des Alltagslebens. Wissenschaftliche Begriffe haben bisweilen eine erstaunliche Tendenz, zu metaphysischen Kräften zu mutieren. So erscheint Globalisierung vielen als unaufhaltsame Kraft des sozio-kulturellen und ökonomischen Wandels. Das hat dann manchmal etwas von Götzen- oder Schicksalsglauben, den die Modernisierung – noch so eine metaphysische Kraft – doch eigentlich längst überwunden haben sollte. Ob es sich nun bei jeder Aushandlung interkultureller Begegnungen und Konflikte im kulturellen Alltag vor Ort um einen Aspekt der Globalisierung handelt, ist eher fraglich. In historischer Perspektive sind Kulturbegegnungen, -konflikte und -austausch nichts Neues. Aus der ökonomischen Globalisierung – der zunehmend globalen Verbreitung der neo-liberalistischen Version des kapitalistischen Wirtschaftsmodells (zumindest bis zur jüngsten Krise des Systems) – sollten wir nicht ohne kritische Reflexion eine kulturelle Globalisierung ableiten, denn damit würden wir die Analyse des Geschehens vor Ort auf ökonomische Faktoren verkürzen. Wenn diese auch von enormer Bedeutung sind und angemessen berücksichtigt werden müssen, so kommt es doch gerade einer Europäischen Ethnologie als Fachwissenschaft vom Hiesigen zu, im Konzert der Disziplinen darauf hin zu weisen, dass damit längst nicht alles gesagt und das Wichtigste vielleicht sogar ausgelassen ist. An zahlreichen interdisziplinären Schnittpunkten kann sie vermittelnd und filternd wirken – zwischen der lokal-spezifischen Ebene des Angewandten und der universal-generalisierenden Theorie – und wird damit zu einer Art ortsbezogenem Gewissen der Forschung.

Europäische Ethnologie als angewandte Regionalwissenschaft

Eine Europäische Ethnologie als Fachwissenschaft vom Hiesigen muss, um glaubwürdig zu sein, also orts- und raumspezifisch arbeiten, darf sich dabei aber nicht allein dem Einsammeln detaillierter Einzelbetrachtungen verschreiben. Vielmehr sollte sie systemorientiert sein und relational denken, wobei es hier weniger um Spielereien mit den hypothetisch-metaphorischen globalen Systemzusammenhängen auf rein konzeptioneller Ebene geht, sondern um jeweils ganz konkrete kulturökologische Vernetzungen und deren alltägliche Wirkungen. In diesem Sinne ist die Europäische Ethnologie als angewandte Regionalwissenschaft zu verstehen, was ihr oft bemängeltes Theoriedefizit gegenüber anderen Sozial- und Geisteswissenschaften in einem weniger harten Licht erscheinen läßt.

Damit soll weder einem krassen Induktivismus noch einer reaktionären Theoriefeindlichkeit das Wort geredet werden. Ersterer vergisst, dass alles Interpretieren einen theoretischen Rahmen erfordert, hinter letzterer verbirgt sich eine Universaltheorie, die politische Tatsachen nicht untersuchen will sondern in ihrem Weltbild voraussetzt. Einer Europäischen Ethnologie als angewandter Regionalwissenschaft geht es dagegen darum, an einer orts- und raumfundierten Theoriebildung[10] mitzuwirken, die in ihrer Ausrichtung an sozio-ökonomischem und politischem Wandel aktiv interessiert ist.

Im Ende der 60er Jahre des letzten Jahrhunderts postulierten »Abschied vom Volksleben«[11] kam Abwendung von der traditionellen Volkskunde, die ihre Wurzeln in den romantischen Nationalbewegungen des 19. Jahrhunderts hatte, zum Ausdruck. An ihrer Stelle wurde eine wenigstens in Ansätzen sozial- und politikrelevante Kulturwissenschaft gefordert, die den gesellschaftlichen Bedingungen Rechnung trägt und sich von einer sozialkritischen Warte aus mit dem Studium vergangener wie gegenwärtiger Lebenswelten befasst. Dieter Kramer sprach von der »Notwendigkeit« der Kulturwissenschaft[12] als Element des Verstehens, aber auch der aktiven sozialen Veränderung auf dem Weg zu einer angemessenen Theorie der Kultur. Die Angemessenheit einer solchen Theorie entscheidet sich nicht zuletzt an ihrer örtlichen und räumlichen Tiefe sowie an ihrem Bezug zur Alltagserfahrung und Lebenspraxis der Menschen, auf die sie sich bezieht. Deshalb hat sich auch in der Europäischen Ethnologie als angewandter Regionalwissenschaft – allen Unkenrufen von der Konstruiertheit kultureller Gemeinschaften zum Trotz – ethnographische »Gemeindeforschung« nicht nur erhalten, sondern als ein Kernanliegen in neue Dimensionen entwickeln können.[13]

10 Das könnte, muß aber nicht im Sinne einer »Grounded Theory« verstanden werden. Diese bringt ihre eigenen Probleme und Kontroversen mit sich, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann. Siehe dazu die Kritik des Ansatzes in Gary Thomas, David James: Reinventing grounded theory: some questions about theory, ground and discovery, in: British Educational Research Journal, 32(6), 2006, p. 767–795.

11 Klaus Geiger, Utz Jeggle, Gottfried Korff (Hg.): Abschied vom Volksleben. Tübingen 1970.

12 Dieter Kramer: Von der Notwendigkeit der Kulturwissenschaft. Aufsätze zu Volkskunde und Kulturtheorie. Marburg 1997.

13 Siehe u.a. Gisela Welz: Village as Ecosystem. An Environmental Approach to German Community Studies, in: Anthropological Journal on European Cultures, 1(2), 1992, p. 81–102.

Der »Abschied vom Volksleben« kam etwa zeitgleich mit einem zaghaften »Heimkommen« der Anthropologie. Durch die Aufnahme kulturanthropologischer Perspektiven, zunächst vor allem in Skandinavien, wurde die Europäische Ethnologie teilweise »anthropologisiert«, was sich auch in der Bennung einzelner Institute ausdrückte, aber keineswegs auf diese Institute beschränkt blieb. Mit dieser Anthropologisierung kamen neue Fragen in den Fokus: Migration, Vermischung, Tourismus, um nur einige zu nennen. Neben den traditionell ortsgebundenen Gemeindestudien entwickelte sich eine »multi-sited ethnography« als Methode des Umgangs mit solchen Phänomenen, die von der klassischen Volkskunde weitgehend ausgeklammert geblieben waren. Gerade das Aufblühen der »multi-sited ethnography« scheint, zumindest oberflächlich, dem hier entworfenen Bild einer Europäischen Ethnologie als angewandter Regionalwissenschaft zu widersprechen. Dieser scheinbare Widerspruch ergibt sich jedoch nur in den abstrakten Räumen des reinen Konstruktivismus. Auch eine Forschung die »multi-sited« vorgeht, findet letztendlich in diskreten »sites«, also an konkreten Orten, statt. Das gilt auch, zumindest bedingt, für Feldforschung in der virtuellen Welt des Internets.[14]

Mit dem »Abschied vom Volksleben« kam es auch zu einer Rückbesinnung – oder vielleicht eher Neuentdeckung – der verschütteten politischen Wurzeln des Fachs in der Allgemeinen Staatswissenschaft der Aufklärung. Während das Augenmerk im 18. Jahrhundert darauf lag, topographische Informationen zu sammeln, die dem Ideal einer aufgeklärten Regierung zur Formulierung guter Politik hilfreich sein würden, der Blick also quasi von oben nach unten und wieder zurück ging, hat sich die Blickrichtung heute eher umgekehrt. Den Ausgangspunkt stellen die Gegebenheiten und Notwendigkeiten vor Ort dar. Damit steht die Europäische Ethnologie als angewandte Regionalwissenschaft deutlich in der Nähe interdisziplinärer Ansätze zur sogenannten »endogenen« Entwicklung, wie sie international, im österreichischen Kontext z. B. von Walter Stöhr,[15] seit den 70er Jahren des letzten Jahrhunderts entfaltet

14 Ortsungebundene Studien in diesem Bereich wären daran zu messen, ob und in welchem Sinne sie tatsächliche Lebenswelten zum Gegenstand haben. Wo ihre Relevanz am konkreten Beispiel ausgeführt werden kann, leisten sie durchaus einen Beitrag zu einer Europäischen Ethnolgie als angewandte Regionalwissenschaft.

15 Walter Stöhr: Alternative räumliche Entwicklungsstrategien endogener »selektiver Eigenständigkeit«, in: Österreichische Zeitschrift für Soziologie, 8(3), 1983, S. 117–134.

wurden und seither in die Regionalpolitik, etwa in Form des LEADER-Programms der Europäischen Union, Eingang gefunden haben. Im Zuge dieses Prozesses wurde auch Kultur zunehmend als Ressource für lokale und regionale Wirtschaftsentwicklung gesehen und behandelt. Damit ist die Europäische Ethnologie vor Herausforderungen gestellt, die, über die empirischen Aspekte einer angewandten Regionalwissenschaft weit hinausgehend, in die Philosophie reichen.

Europäische Ethnologie als kulturphilosophischer Ansatz

Dabei geht es weniger um die Grundsatzfrage, was denn nun »Kultur« ist bzw. sein soll und kann, die eher im abstrakten Raum der Philosophie angesiedelt ist, sondern um ganz konkrete philosophische Fragen der Einordnung im Konzert der Disziplinen. Eine Wissenschaft, die sich als »Europäisch« tituliert – in der Regel mit einem großen »E« – muss sich über diese Designation Gedanken machen, vor allem wenn damit das Hiesige fachlich im Sinne einer angewandten Regionalwissenschaft analysiert werden soll. Was genau ist »europäisch« an der Europäischen Ethnologie? Inwiefern geht es bei Europäischer Ethnologie auch, vor allem, oder gar ausschließlich um Europa, und welches Europa ist da gemeint? Diese Fragen lassen sich zwar rein pragmatisch beantworten, im Sinne einer immer kontingenten Abzirkelung des Zuständigkeits- und Definitionsbereichs, der von Fall zu Fall, von Studie zu Studie wechseln kann. Daran ist an sich nichts auszusetzen, aber mir geht es hier um etwas Grundlegenderes – den Versuch einer Verortung eines allgemeineren Denkansatzes. Europäische Ethnologie lässt sich kulturphilosophisch zumindest in dreifacher Weise verstehen, wobei die verschiedenen Interpretationen einander nicht ausschließen, sondern durchaus überschneiden.

Europäische Ethnologie als kulturphilosophischer Ansatz kann zunächst als denken aus und mit Europa verstanden werden. Dabei steht die geistige – und zu einem geringeren Grad auch die geographische – Herkunft im Vordergrund. Anlässlich des 7. SIEF-Kongresses 2001 in Budapest sprach Konrad Köstlin von der Europäischen Ethnologie als einer spezifischen Form der Neugier. Gemeint war damit sicher nicht, daß sich diese Neugier aus dem spezifischen, physikalisch-geographischen Boden des westeurasischen Subkontinents speist. Geographie liefert den kulturökologischen Rahmen, und der ist durchaus wichtig. Mir scheint es aber

hier um die Notwendigkeit zu gehen, unsere Fach- und Ideengeschichte im Zusammenhang einer ganz bestimmten kulturphilosophischen Prägung (selbst-)kritisch zu reflektieren. Einfach ausgedrückt: Wir müssen dort zu graben anfangen, wo wir stehen.[16] So sehr wir auch darunter leiden mögen, dass wir durch Geburt in einen Kulturzusammenhang geworfen wurden, der heutzutage zu Recht als »eurozentrisch« bezeichnet wird – wir können doch nicht so tun, als ließe sich dieser Zusammenhang einfach durch die richtigen intellektuellen Exerzitien abschütteln. Statt dessen täten wir besser daran, uns mit dem unvermeidbaren Eurozentrismus unserer Existenz kreativ auseinanderzusetzen, so gut es eben geht. Dazu gehört auch der Mut, sich zu eben diesem Zusammenhang offen zu bekennen – eben aus und mit, und nicht aus einem falsch verstandenen Prinzip gegen Europa zu denken.

Als kulturphilosophischer Ansatz kann Europäische Ethnologie somit auch einen Blickwinkel darstellen: von und über Europa denken. Europa wird damit als der Standpunkt, Standort einer emischen Perspektive anerkannt. Anders als die Anthropologie vor ihrer »Heimkehr« aus den Kolonien konnte sich eine Europäische Ethnologie nie so ganz hinter der Fiktion einer klaren Trennung zwischen emischer und etischer Perspektive verstecken – was nicht heißt, es wurde nicht versucht. In diesem Blickwinkel ist die oben angesprochene, kritische Selbstreflexion als Basis enthalten, denn ohne sie wäre das rahmenlose Denken von Europa aus gefährlich, würde leicht vom beobachtungs-perspektivischen in einen normativ-hierarchischen Eurozentrismus abrutschen, von dem wir uns eben befreit haben. Dazu gehört aber auch, dass wir von diesem Blickwinkel aus Europa selbst, als Begriff und Vorstellung, ins Visier nehmen. Was immer wir ethnologisch ins Auge fassen, ist von daher auf seinen Bezug zu Europa hin abzuklopfen. Das bedeutet keineswegs, dass wir in jeder kleinen (oder auch großen) Studie anspruchsvolle Fragen über Europa, was immer das sein mag, aufwerfen müssten oder auch nur sollten. Aber es bedeutet, daß jede solche Studie etwas über unseren Standort aussagt, ob uns das gefällt oder nicht, und wir uns deshalb dessen bewusst sein sollten. Die gelebten Erfahrungswelten, über die wir schreiben, verschmelzen mit unseren eigenen, persönlichen Welten, deren kultureller Zusammenhang unmittelbar jenes Europa ist, mit dem wir uns

16 Diese Formulierung verdanke ich einem schottischen Kollegen. S. auch Alastair McIntosh: Soil and Soul: People versus Corporate Power. 3. Aufl., London 2004.

manchmal konzeptionell und ideologisch so schwer tun. Wir können gar nicht anders als von diesem Zusammenhang her denken, und deshalb ist es notwendig, immer auch Europa sorgfältig zu überdenken.

Sofern wir all das akzeptieren, ergibt sich daraus schließlich die Frage: warum und wozu das alles? Besteht für ein Fach, das sich »Europäisch« mit großem E nennt, eine moralische oder anderweitige Verpflichtung, sich um und wegen Europa Gedanken zu machen, oder ist das nur eine Beiläufigkeit? Mehr noch, sollen sich diese Gedanken darauf richten, was Europa sein kann, soll oder darf, oder sollte die Europäische Ethnologie es mit reflexiven Beschreibungen europäischer Lebenswelten genug sein lassen? Als kulturphilosophischer Ansatz muss sich die Europäische Ethnologie der Herausforderung stellen, Europa nicht nur deskriptiv, sondern dezidiert normativ zu definieren, auch wenn alle solche Definitionen vorläufig und ungenau bleiben werden. Vom Konstruktivismus und Dekonstruktivismus ist Europa längst umfassend für tot erklärt worden. Wenn Europa nun aber »tot« ist oder aus anderen Gründen nicht (mehr) existiert, was bedeutet das für die Europäische Ethnologie? Andererseits, wenn Europa doch noch »lebt« bzw. existiert, welche Verantwortung erwächst daraus für ein Fach, dessen Name deutlich auf diesen Subkontinent verweist? Was ist Europa, und wo ist es? An anderer Stelle habe ich ausführlicher über diese Problematik nachgedacht.[17] Die Antworten mögen variieren, je nachdem von wo aus die Europäische Ethnologie auf Europa schaut, und wer da mitschaut –welche politschen Interessen, vor allem aber auch welche lokal spezifischen interdisziplinären Vernetzungen. Fragen nach der Identität Europas müssen ethisch, ästhetisch and ökologisch gestellt werden, nicht nur weil Europa allzu oft über den Identitätskontrast jüdisch-christlich vis-à-vis islamisch definiert wird.

17 Ullrich Kockel: EuroVisions. Journeys to the Heart of a Lost Continent, in: Journal of Contemporary European Studies, 11(1), 2003, p. 53–66. Ders.: Ieškant Europos vidaus ribų: ekoetnologiniai pamąstymai apie vietos ir istoriškumo prasmę, in: Lietuvos Etnologija – socialinės antropologijos ir etnologijos studijos, 7(16), 2007, p. 57–76.

Europäische Ethnologie als zyklischer Erkenntnisprozess

Die drei hier skizzierten Spielarten der Europäischen Ethnologie stehen nicht in Konkurrenz, sondern stellen eine Kon-Kurrenz dar: ein Zusammenfließen. Sie sind ineinander verflochten, bauen aufeinander auf, bedingen einander. Die Europäische Ethnologie als Fachwissenschaft vom Hiesigen ist dabei Grundlage und Ausgangspunkt des Erkenntnisprozesses, und dies nicht aus einem engen Induktivismus, der sich an kleinräumiger Empirie festklammert, sondern weil alles Leben vor Ort statt findet – dort wo wir sind. Das mag banal klingen, sollte aber gerade in einem Fach nicht vergessen werden, das alltägliche Lebenswelten thematisiert.

Wenn wir dies anerkennen, dann stellt sich als nächstes die Frage, was dieser Fokus auf das Hiesige für das Zusammenleben in realen Kontexten bedeutet. Im Hiesigen kommen diverse Individuen und Gruppen auf einen gemeinsamen Nenner, bei allem was sie trennen oder auch nur unterscheiden mag. Gemeinsamkeiten und Besonderheiten, in ihren je lokal spezifischen und historisch gewachsenen Gemengelagen, schaffen Orte und Räume. Welche Forderungen erwachsen daraus für die Politik, insbesondere auf der lokalen und regionalen Ebene? Ein Fach, das vor Ort ist und sein kann wie kaum ein anderes, hat damit die Verantwortung, einen konkreten Beitrag zur Politik vor allem auf diesen Ebenen zu leisten.

Wie formt gelebte Erfahrung, die immer vor Ort stattfindet, unser Weltbild? Woran – an welche nicht unmittelbar begreifbaren Wirklichkeiten glauben wir? Dazu gehören nicht nur höhere Wesen, sondern auch Ideen wie »Europa«. Was meinen wir damit, und wie formt, wie wirkt diese Bedeutung zurück auf unsere gelebte Erfahrung? Fragen wie diese sind nicht allein empirisch zu beantworten, sondern bedürfen der philosophischen – und bisweilen vielleicht auch der theologischen – Reflexion, ohne die wir kaum auf die grundlegende Frage werden antworten können: Was oder wen meinen wir mit »uns«? Damit schließt sich der Kreis des Erkenntnisprozesses, wir sind wieder vor Ort und müssen uns fragen lassen: Wie drücken wir die Glaubenssätze unseres Weltbildes aus in der – alltäglichen wie auch wissenschaftlichen – Abgrenzung (=Definition) des Hiesigen?

Europäische Ethnologie als interdisziplinäre Kernfusion

Für den Umgang mit solchen Fragen scheint die Europäische Ethnologie besonders geeignet zu sein. Ihre polyzentrische Geschichte hatte nicht nur die Namens-, sondern auch eine rege Methodenvielfalt zur Folge, durch die sich Synergiepotentiale im Konzert der Disziplinen ergeben, die über den bloßen Austausch von Daten und Ideen hinausgehend interdisziplinäre Innovationen erzeugen helfen können. Die Europäische Ethnologie kann diverse Zugänge auf den oder die gemeinsame(n) Kernpunkt(e) bringen, Disziplinen zusammenführen, quasi im Zentrum der Kon-Kurrenz sitzend. Klein wie sie als Universitätsfach sein mag, stellt sie damit eine zentrale Kraft dar und kann helfen, nicht nur zwischen unterschiedlichen Zugängen zu übersetzen, sondern etwas wirklich Neues zu schaffen. Um das zu erreichen, müssen wir als Europäische EthnologInnen ein bißchen von allem sein, in verschiedenen Disziplinen zuhause, dürfen uns dabei aber nicht verzetteln in einem oberflächlichen Zusammenklauben diverser Ansätze, was allzu oft als Interdisziplinarität missverstanden wird.

In der Forschungspraxis findet interdisziplinäres Arbeiten in eklektisch zusammengesetzten Gruppen statt, wobei die Disziplinen zwar distinkt bleiben, deren Grenzen allerdings in Flux geraten, denn echte Interdisziplinarität ist ein epistemologisches Projekt, bei dem es um die Gestaltung neuer Methodologien geht. Diese bauen auf dem Fundus der beteiligten Fächer auf, greifen aber auch über diese hinaus. Die Methodenvielfalt des Vielnamenfaches kann dabei sehr von Nutzen sein. Je nach ihrem institutionellen und geographischen Umfeld ergeben sich für Europäische EthnologInnen unterschiedliche Konstellationen, in denen sie, geleitet von der persönlichen Neugier, die – neben der Verfügbarkeit finanzieller Mittel – Grundmotivation des Forschens ist, solche interdisziplinären Projekte verfolgen können.[18] Wie das im konkreten Fall aussehen mag, habe ich in einem Essay über den deutschen Künstler Joseph Beuys als ethnologischer Feldforscher versucht anzudeuten.[19]

18 Siehe dazu auch Ullrich Kockel: Liberating the Ethnological Imagination, in: Ethnologia Europaea, 38(1), 2008, p. 8–12.

19 Ullrich Kockel: Morphogenetic Fieldwork and the Ethnologic of Toposophy. Meditation on a Coyote Wandering on Rannoch Moor, in: Christa-Maria Lerm Hayes (Hg.): Beuysian Legacies in Ireland and Beyond. Art, Culture and Politics. Münster (in press).

Wozu eine Europäische *Ethnologie*?

Kommen wir nun auf die Titelfrage zurück, die in ihre Einzelteile zerlegt werden kann. Wozu Ethnologie – die vergleichende Erforschung kultureller Unterschiede und Gemeinsamkeiten? Ethnologische Forschung erschließt Horizonte des Selbst- und Fremdverständnisses und kann damit wichtige Anregungen und praktische Hilfestellung bei der Kulturvermittlung anbieten, wobei es sich sowohl um Vermittlung *von* Kultur wie auch um Vermittlung *zwischen* Kulturen handeln kann. Die relative Ortsbezogenheit theoretischer Konzepte bietet einen notwendigen Kontrast zu universalisierenden Theorien anderer Disziplinen.

Die Europäische Ethnologie untersucht Identitätsfacetten im gelebten Alltag (einschließlich der akademischen Arbeit), sowohl im öffentlichen wie im privaten Bereich, als Performanz und als Kulturerbe, ob autologisch oder xenologisch, und problematisiert die sich daraus ergebenden Kombinationen.[20] Die Vermittlung von Kultur(en) kann als akademische oder auch populärwissenschaftliche Lehre erfolgen; es kann sich aber auch um Mitwirkung in der Konfliktlösung, des Zusammenbringens verschiedener Gruppen handeln. Beides erfordert eine Art Spiegelfunktion: Die ethnographisch Beschriebenen und ethnologisch Analysierten sollen sich als Beteiligte selbst möglichst unverzerrt erkennen können. Wie aber gehen wir mit dem daraus ableitbaren Wahrhaftigkeitsanspruch um im Zeitalter der erklärten Relativität aller Werte? Unter anderem wegen solcher Fragestellungen ist es für die Europäische Ethnologie notwendig, fruchtbare Kontakte mit Theologie und Philosophie zu pflegen.

Günter Wiegelmanns Gebrauch des Terminus »Theorien mittlerer Reichweite«[21] wurde von Fachkollegen kritisiert,[22] bleibt aber nach wie vor bedenkenswert. Europäische Ethnologie wie ich sie hier skizziert habe ist grundsätzlich lokal/regional zu entwickeln (ohne dass dabei das International/Globale aus den Augen verloren würde!). Eine solche Ethnologie, die sich darin vornehmlich auf Theorien mittlerer Reichweite

20 Siehe hierzu Ullrich Kockel: Heritage versus Tradition. Cultural Resources for a New Europe? in: Marion Demossier (Hg.): The European Puzzle. The Political Structuring of Cultural Identities at a Time of Transition. Berghahn 2007, p. 85–101.

21 Wie Anm. 1., Kap. 6.

22 Siehe u.a. die Beiträge im Anhang zu Günter Wiegelmann: Theoretische Konzepte der Europäischen Ethnologie. Diskussionen um Regeln und Modelle. 2., erw. Aufl., Münster 1995, S. 213–251.

stützt, kann wie nur wenige andere Fächer elementare Ideen am Lokal-Konkreten überprüfen.

Wozu eine *Europäische* Ethnologie?

Wozu aber das Ganze auf »europäisch«? Eigenes und Fremdes müssen historisch verortet werden, um nicht im luftleeren Raum des reinen Diskurses zu vergehen. Dabei ist die Geschichtlichkeit des Ansatzes anzuerkennen, und zwar sowohl in ihrer in einen spezifischen Zusammenhang eingebundenen Gewordenheit wie auch in ihrem Potential aktiver Zukunftsgestaltung. In diesem Zusammenhang müssen erklärte Gemeinsamkeiten kritisch reflektiert werden. Sowohl auto- wie xenologische Identifikationsmuster müssen historisch ausgemessen werden, Differenzen wo nötig anerkannt – nicht aus »political correctness« verleugnet – und Formen des Umgangs mit diesen sorgfältig erarbeitet werden. Dabei stehen wir nun einmal in Europa. Von dieser Warte aus ist die geschichtliche Bedingtheit des je eigenen Zugangs – im Persönlichen und Lokalen ebenso wie im Gesellschaftlichen und Globalen – wie auch die Schaffenskraft dieses Zugangs in ihren Grenzen und Potentialen kritisch zu bewertet. Hier geht es um den Umgang mit der Vergangenheit, auf der wir unsere Zukunft aufbauen, im dem Bewusstsein, dass Tradition durchaus auch subversiv sein kann.[23]

Heute werden Gemeinsamkeiten in verschiedensten gesellschaftlichen Zusammenhängen weithin betont, Differenzen dagegen heruntergespielt. Nur zum Teil läßt sich das aus dem mittlerweile etwas altmodisch gewordenen Konstruktivismus erklären. Die Gründe für die weit verbreitete Furcht vor der Differenz, die Werner Schiffauer[24] schon Mitte der 90er Jahre des letzten Jahrhunderts diagnositizierte, sind noch zu wenig hinterfragt. Nach der Mode des Multikulturalismus erfreut sich heute der Begriff des Kosmopolitischen einer Renaissance. »Kosmopolitisch« bedeutet jedoch nicht – wie oft missverstanden – unterschiedsfreie Welten, sondern kulturelle Lebenswelten, deren Teilnehmer bei al-

23 Siehe dazu u.a. Ullrich Kockel: Putting the Folk in Their Place. Tradition, Ecology and the Public Role of Ethnology, in: Anthropological Journal of European Cultures, 17(1), 2008, p. 5–23.

24 Werner Schiffauer: The Fear of Difference. New Trends in Cultural Anthropology, in: Anthropological Journal on European Cultures 5(1), 1996, p. 49–62.

len Unterschieden, und manchmal trotz derselben, gut zusammen leben können. [25]

... und welche?

Europäische Ethnologie wie hier skizziert, ist in gewissem Sinne in sich widersprüchlich, aber gerade durch diese Widersprüchlichkeit wird sie kohärent. Bei aller im Hiesigen verwurzelten Bodenständigkeit ist sie doch polyzentrisch, hat viele verschiedene Formen und Farben. Von daher ist sie schwer einzuordnen, und kann mit einigem Recht als undiszipliniert bezeichnet werden; allerdings ist dies keine Undisziplinierthеit um des kanonischen Ungehorsams willen, sondern eine für interdisziplinäre Innovationen fähige und – hoffentlich – aufgeschlossene. Sie ist sich ihrer Fachtraditionen bewusst, allerdings kritisch, und zugleich kreativ. Europäische Ethnologie kann – ich würde sagen: muss – divers sein, um in der Betonung der Unterschiede Grundlagen eines echt kosmopolitischen Kulturverständnisses schaffen zu können.

Jonas Frykman und Nils Gilje erinnern uns[26], dass eine Schlüsseluniversalie der Europäischen Ethnologie ist, dass es in ihr wenige Universalien gibt. Was augenscheinlich als Schwächen erscheinen mag, sind in Wirklichkeit ihre Stärken:

- Bodenständig polyzentrisch zu sein heißt: Es gibt kein dominantes Paradigma außer der Betonung der Diversität, und der Forderung eines ökologisch fundierten Bewußtseins.
- Methodenpluralismus heißt: Es gibt keine Scheu vor disziplinären Grenzverletzungen; Methoden werden eher von den Fragen her bestimmt als vom disziplinären Kanon.

25 Siehe u.a. Pnina Werbner (Hg.): Anthropology and the New Cosmopolitanism. Rooted, Feminist and Vernacular Perspectives (=ASA Monographs, 45). Oxford 2007.

26 Jonas Frykman and Nils Gilje (2003), ›Being There. An Introduction‹, in: Jonas Frykman and Nils Gilje (eds), Being There. New Perspectives on Phenomenology and the Analysis of Culture, Lund: Nordic Academic Press, p. 7–51, esp. 10 f.; die Frage des Aussagewerts universellen Theoretisierens wird in der Europäischen Ethnologie schon seit langem gestellt, z.B. von Manfred Eggert: Zur Theoriebildung in der Europäischen Ethnologie. Ein Diskussionsbeitrag zu Günter Wiegelmann, in: Zeitschrift für Volkskunde, 70, 1974, S. 58–63.

– Problemorientierung heißt: auf die Belange der Hiesigen fokusiert und mit einem pragmatischen Sinn für Differenzierung ausgestattet.

Eine solche Europäische Ethnologie ist und bleibt wissenschaftliches Fach, ist aber zugleich als Handwerk nicht nur im rhetorischen Sinne zu verstehen, sondern mit Richard Sennett[27] als ein auf Tradition aufbauender Prozess im Wandel, bei dem es darum geht, die Welt nicht nur zu beobachten, sondern teilnehmend in sie eingreifen. Das erfordert eine Zukunftsvision die mit der, nicht gegen die Vergangenheit entwickelt wird und sich so auf ihre Traditionen zu stützen vermag, ohne von ihnen gefangen gehalten zu werden.

Wozu eine Europäische Ethnologie – und welche?

Eine Europäische Ethnologie wie hier skizziert, als kulturphilosophischer Ansatz zu einer tief im Hiesigen begründeten, angewandten Regionalwissenschaft, gewänne an Sinn in dem Maße, in dem ihre VertreterInnen die angesprochenen Potentiale zu verwirklichen bereit und in der Lage wären. Die Orts- und Regionalbezogenheit der Forschung wird auf die Ausformung der Praxis rückwirken. So wird diese Europäische Ethnologie, bei aller Gemeinsamkeit der Interessen und Gedanken über geographische wie auch disziplinäre Grenzen hinweg, sich immer örtlich (zum Teil sehr) verschieden entwickeln. Im Sinne des hier skizzierten Ansatzes kann deshalb die Frage, wie sich dies im lokalen Kontext umsetzen ließe von außen, von einem kurzfristig »Zugereisten«, nur mit Hilfe Hiesiger konkret beantwortet werden. Aus diesem Grund seien hier anstatt Schlussfolgerungen zwei (von vielen möglichen) Fragen an eben diese Hiesigen gestellt:

– Was sind die Konditionen des Hiesigen, von denen auszugehen und auf die einzugehen ist, bevor wir uns ins ethnologische Feld vor Ort begeben?
– Wo sind die normativen wie auch die praktischen Grenzen einer solcherart konstituierten Europäischen Ethnologie im konkreten Fall zu vermuten, und warum gerade dort? (Mit anderen Worten: Wie weit kann und sollte sie gehen, wovon sollte sie vielleicht besser die Finger lassen und weshalb?)

27 Richard Sennett: The Craftsman. London 2008.

Die Antworten werden nicht allein von fachlich-empirischen oder theoretisch-imaginativen Faktoren abhängen, sondern vor allem vom institutionellen Rahmen und dessen Schranken – im engeren, administrativen wie im weiteren, anthropologischen Sinne.

Ullrich Kockel, Why a European Ethnology – and Which One?
Critical Reflections on Meaning and Purpose
of a European Ethnology

The essay explores whether and how the perspective of European Ethnology might make a useful contribution to the study of contemporary issues, raising the question of what kind of ethnology – in terms of research practice and its theoretical foundations – would be the most appropriate and useful in this context, and what is needed to achieve this. A brief sketch of the current position and problems of the field is followed by an examination of three interconnected types of ethnology, which leads to reflections on processes of understanding and interdisciplinarity, and finally to consideration of what ethnologists can and should do, why, and how they might go about it.

Raum als Forschungskategorie
Zu Wegen und Zielsetzungen ethnografisch-kulturwissenschaftlicher Raumanalyse

Manfred Seifert

Als Folge der globalisierenden Moderne wird vielfach eine qualitative Um- bzw. Abwertung der Raumbezüge im Alltag diagnostiziert. In den Geistes- und Kulturwissenschaften veranlasst dieser Wandel eine neue Aufmerksamkeit gegenüber dem Faktor Raum. Die Europäische Ethnologie/Volkskunde kann dabei auf eine rund 200 Jahre andauernde Beschäftigung mit Raumfragen zurückblicken. Die ältere Forschung stellt sich dabei als problematisch dar. Die Neuorientierung nach 1945 und schließlich die aktuelle Forschung wechselten vom territorialen Raumbegriff zum Raum als soziales Konstrukt. Der Beitrag unternimmt eine kritische Sondierung dieses Perspektivenwechsels.

Konkrete Orte, lokale Gegebenheiten, materiell vorgefundene Räume sind in den Analysen des Alltagslebens der Spätmoderne zunehmend als vernachlässigbar eingestuft worden. Chatrooms, Indoor-Freizeitwelten und Ortspolygamie bilden demnach sinnfällige Momente eines umfassenden Transformationsprozesses, der im Zuge von Globalisierung, zunehmender Mobilität und wachsender Flexibilität die aktuellen Lebenswelten bedingt. Überlokale Verbindungen und geografisch weit gespannte Netzwerke mittels moderner Informations- und Kommunikationstechniken suggerieren, dass das Lokale für die Alltagspraktik unwichtiger wird. So lauten einige Befunde, die daraus eine neue Qualität des Raumes ableiten, der nun als dynamische und prozessuale Größe systematisiert wird. Räumliche Bezüge werden nun selbst flexibel, kontingent und fragil.[1] Ortsidentitäten werden verhandelbar. Und vor allem: die alltagsweltliche Perzeption und Lebensvollzüge erfahren eine

prinzipielle Enträumlichung. Nach Arjun Appadurai bildet Lokalität eine fragile soziale Errungenschaft, die primär relational und kontextual ist und weniger räumlich.[2]

Diese Konzeptualisierung des Raumes und der Raumwahrnehmung blieb jedoch in jüngster Zeit nicht unwidersprochen. Gerade auch aus der Europäischen Ethnologie kommt die Kritik an einer zu starken bzw. einseitigen Gewichtung von Mobilität und Kreativität in den von der Globalisierung kontaminierten Lebensverhältnissen sowie der Hinweis auf widersprüchliche bzw. gegenläufige Entwicklungen: auf neue Formen individueller wie kollektiver Ortsbezogenheit, auf Vorgänge der Deterritorialisierung wie der Reterritorialisierung.[3] Im Bereich der Geistes- und Kulturwissenschaften generell gewinnt der Faktor Raum seit einigen Jahren steigende Aufmerksamkeit. Der Diagnose Michel Foucaults von 1967 zufolge lässt sich unsere Gegenwart als »Zeitalter des Raumes begreifen«[4]. Der vor allem in den Sozialwissenschaften ausgerufene und inzwischen zu einer geradezu inflationär gewordenen Floskel geratene *spatial turn* umreißt programmatisch eine neue Hinwendung zum Raum.[5] Die Auseinandersetzung mit der aktuellen »Raumemphase«[6] hat dabei inzwischen auch zu einer Kritik an der These vom Verschwinden des Raumes geführt, die auf die Grenzen der Enträumlichung innerhalb der gesell-

1 Zur Diskussion dieser Ansätze siehe exemplarisch die Beiträge von Franziska Becker, Beate Binder, Peter T. Lenhard, Asta Vonderau und Brigitta Schmidt-Lauber im Panel: Fragile Räume und angeeignete Orte: Zur Ethnografie von Ortsbezogenheit in der Spätmoderne, in: Beate Binder, Silke Göttsch, Wolfgang Kaschuba, Konrad Vanja (Hg): Ort. Arbeit. Körper. Ethnografie Europäischer Modernen. 34. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Berlin 2003. Münster u.a. 2005, S. 157–214.

2 Arjun Appadurai: The Production of Locality. In: Fardon, R. (Hg.): Counterworks: Managing the Diversity of Knowledge. London 1995, p. 204–225.

3 Franziska Becker, Beate Binder: Einführung, in: Binder u.a. (wie Anm. 1), S. 157–159.

4 Michel Foucault: Von anderen Räumen, in: Jörg Dünne, Stephan Günzel (Hg.): Raumtheorie. Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften. Frankfurt a. M. 2006, S. 317–329, hier S. 317.

5 Jörg Dünne, Stephan Günzel: Vorwort, in: Dies. (wie Anm. 4), S. 9–15; Jörg Döring, Tristan Thielmann (Hg.): Spatial Turn. Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften. Bielefeld 2008.

6 Jörg Döring, Tristan Thielmann: Einleitung: Was lesen wir im Raume? Der ›Spatial Turn‹ und das geheime Wissen der Geographen, in: Döring, Thielemann 2008 (wie Anm. 5), S. 7–45, hier S. 12.

schaftlich-kulturellen Strukturen und Prozesse hinweist. Der physische Raum verschwindet demzufolge nicht. Er wird auch unter den aktuellen Bedingungen soziotechnisch reorganisiert. Freilich verändern sich damit die Raumbezüge. Das Lokale steht nun unter den Bedingungen und im Kontext globalisierender Prozesse und bedarf daher einer stetigen Neukonstituierung. Und globale Standardisierungen erfahren im Lokalen ihre je spezifischen Einbindungen und finden dort ihren örtlichen Ausdruck.[7]

Der Diskurs um die neue Qualität des Faktors Raum in unserer Gegenwart markiert also eine Herausforderung an die Europäische Ethnologie, die drei Ebenen berührt: die Ebene theoretisch-konzeptioneller Überlegungen, die Ebene der Perspektivierung der Forschung sowie die Ebene des praktisch methodischen Vorgehens. Ich möchte mich im Folgenden auf die Ebene theoretisch-konzeptioneller Überlegungen konzentrieren.

Für die Europäische Ethnologie stellt meines Erachtens die kritischen Rekapitulation der bisherigen Modellbildung zur Raumforschung insbesondere aus zwei Gründen eine positive Herausforderung dar. Denn diese Fachdisziplin verfügt mit ihrem alltagskulturellen Forschungsansatz über einen Zugriff auf Nahwelten, die je spezifisch mit konkreten Ortsbezügen, Raumpraxen und Raumwahrnehmungen verschränkt sind. Und die Europäische Ethnologie verfügt über eine lange Fachtradition bei der Konzeption des Wechselverhältnisses zwischen Kultur und Raum, die bis an den Anfang des 19. Jahrhunderts zurückreicht. Diese Fachtradition verlief weder geradlinig und durchweg unproblematisch, noch kann sie aus heutiger Sicht als besonders erfolgreich eingeschätzt werden. Allerdings – oder gerade deshalb – vermag sie trotz mancher Schwächen und Brüche insgesamt lohnende Reflexionen vor dem Hintergrund des aktuellen Raumdiskurses anzustoßen.

7 Anthony Giddens: Konsequenzen der Moderne. Frankfurt a. M. 1995. Siehe hierzu auch die Beiträge von Gisela Welz sowie Maren Klotz und Michi Knecht auf der dgv-Hochschultagung 2008 unter dem Titel »Kultur-Forschung. Zum Profil einer volkskundlichen_Kulturwissenschaft« (im Druck), vgl. hierzu den Tagungsbericht von Sabine Imeri in der Zeitschrift für Volkskunde, 105, 2009, S. 83–89.

Rückblicke auf die Fachtradition

Die älteren Raummodelle nehmen in der ethnologisch orientierten Forschung ihren Ausgang bei der klassischen Ethnologie.[8] Ihre Aufmerksamkeit galt den als stabil gedachten Formen der Raumaneignung durch ethnische Gruppen (also Siedlungen, Stammesgebiete, Territorien). Eine prominente Bedeutung erlangte der geografische Raum für die Ethnowissenschaften ohnehin erst ab dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts in Gestalt der so genannten Kulturkreislehre. In ihr wurde der Raum zu einer die Kultur bestimmenden Dimension deklariert. Man versuchte, für räumlich beschränkte Gebiete einen Komplex von Kulturelementen zu identifizieren, bei denen man annahm, dass sie für diese Gebiete charakteristisch seien. Anhand solcher Kulturkreise, ihrer Vermischung und Überlagerung, wollte man geschichtliche Entwicklungen von Völkern und Kulturen rekonstruieren, über die man keine schriftliche Überlieferung besaß.[9]

Basierten geisteswissenschaftliche Raumkonzeptionen insgesamt vor der Entfaltung dieser Lehre und auch weiter neben ihr auf linearem Kontinuitätsdenken, so behandelte die Kulturkreislehre ihrerseits Räume nicht mehr als durchgängig statische Größen, die dauerhaft geografisch fest um-

8 Zu diesem Ansatz mit Blick auf die deutsche Atlasforschung siehe Günter Wiegelmann, Michael Simon: Die Untersuchung regionaler Unterschiede. In: Silke Göttsch, Albrecht Lehmann (Hg.): Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie. Berlin 2001, S. 99–121; Günter Wiegelmann: Von der Detailkarte zum Kulturraum. Kriterien des kulturellen Gewichts, in: Ders.: Theoretische Konzepte der Europäischen Ethnologie. Diskussionen um Regeln und Modelle (= Grundlagen der europäischen Ethnologie, 1). Münster 1991, S. 151–172; Heidi Gansohr-Meinel: »Fragen an das Volk«. Der Atlas der deutschen Volkskunde 1928–1945. Ein Beitrag zur Geschichte einer Institution (= Quellen und Forschungen zur europäischen Ethnologie, 13). Würzburg 1993; Manfred Seifert: Volkskundeatlanten. Zu Möglichkeiten und Problemen ihrer Verwendung in der Regionalforschung, in: Rektor der Universität Passau (Hg.): Studientagung zur Kulturarbeit in Niederbayern 1995 (= Nachrichten und Berichte, Sonderheft 15). Passau 1996, S. 41–57; Vera Deissner: Die Volkskunde und ihre Methoden. Perspektiven auf die Geschichte einer »tastend schreitenden Wissenschaft« bis 1945. Die Entstehung und Entwicklung des volkskundlich-methodologischen Paradigmas im Spannungsfeld des gesellschaftlichen Diskurses bis 1945 (= Studien zur Volkskultur in Rheinland-Pfalz, 21). Mainz 1997.

9 Karl-Heinz Kohl: Ethnologie – die Wissenschaft vom kulturell Fremden. Eine Einführung. München 1993, S. 132–137.

rissen sind. Vielmehr begriff man Kulturräume nun als Endprodukte einer Mischung infolge dynamischer Gestaltungskräfte der Geschichte. Ambivalent blieb das Verhältnis zwischen Statik und Dynamik allerdings, da Wandlungsprozesse ausschließlich in der historischen Rückverfolgung von Interesse waren und im Übrigen stabile Kulturverhältnisse verstärkte Beachtung fanden.

Die Kulturkreislehre bildete einen ersten Ausgangspunkt der volkskundlichen Kulturraumforschung, wie sie unter anderem im deutschsprachigen Raum ab den 1920er Jahren betrieben wurde. Sie vor allem ist dafür verantwortlich, dass man schon bei der Materialerhebung für die vielfältigen Atlasprojekte darauf bedacht war, auch möglichst altartige Zustände zu erfassen, um über einen besseren Ausgangspunkt für historische Rekonstruktionen zu verfügen. Zudem: Der Mensch als individueller Kulturträger und Akteur kam bei dieser Form der Raumkulturforschung nicht vor. Personengruppen bzw. »Volks«-Gruppen verstand man in diesem Kontext als stammlich rückgebundene und ansonsten ungegliederte Bevölkerungsbasis jenseits der gesellschaftsführenden Schichten. In den von Region zu Region unterschiedlichen Kulturformen erkannte dieser Forschungsansatz letztlich Ausprägungen der jeweiligen ethnischen Substanz. Dies bedingte wiederum die Annahme von grundsätzlich stabilen – weil ethnisch rückgebundenen – Kulturformen in der älteren Kulturforschung. Neben einem ganzen Bündel an Problemen, die dieser Ansatz aus heutiger Sicht aufwirft, ist für unseren Zusammenhang besonders zu kritisieren, dass daraus eine Raumkonzeption resultierte, die Kultur als weitgehend raumstabile Dokumentationsmatrix imaginierte. Kulturräume geraten dabei zu homogenen Einheiten, in denen Differenzierungen zwischen und innerhalb der verschieden Bevölkerungsteile nicht wahrgenommen werden.

Neben der Kulturkreislehre wirkte die Sprachgeografie auf die Raumkonzeption der volkskundlichen Kulturraumforschung ein. Denn die Volkskunde sollte »die von der Sprachgeografie erarbeiteten ›Kulturräume‹ absichern helfen.«[10] Die Dialektgeografie hatte sich beispielsweise vorrangig der räumlichen Identifikation von Mundartgrenzen verschrieben, die sie anhand sich überlagernder Verbreitungslinien sprachlicher Phänomene festschrieb. Analog solcher Isoglossenbündel und ihrer Konstellationstypen sollten nun auch Kulturphänomene räum-

10 Edith Hörandner: Kultur – Raum – Grenze, in: H. L. Cox (Hg.): Kulturgrenzen und nationale Identität. Bonn 1993, S. 27–37, hier S. 29.

lich fixiert werden. Sprache und Kultur wurden bei diesem Ansatz gleich gesetzt. Im Kontext kulturräumlicher Betrachtung wurden die sprachlichen Entwicklungen in ihrer Ausbreitung als vorbildgebend für die kulturellen Zusammenhänge in Raum und Zeit aufgefasst.[11]

Die Anlehnung der Kulturforschung an die Sprachgeografie erwies sich ex post allerdings als durchaus problematisch. Denn die Annahme, dass volkskulturelle Phänomene in ihrer Entwicklungslogik und Verbreitungsweise weitgehend mit sprachlichen Erscheinungen übereinstimmen, erwies sich in genereller Form als falsch. Die unterstellte Konformität zwischen sprachlichen und kulturellen Gegebenheiten verkannte die Differenzen von sprachlichen Strukturprinzipien gegenüber kulturellen Kontexten und Prozessen.[12]

Für diese Entwicklungsphase der ethnografischen Raumforschung lässt sich also folgendes Fazit ziehen: In der volkskundlichen Kulturraumforschung – und nicht nur hier – herrschte lange Zeit ein territorialer Raumbegriff vor. Der geografische Raum an sich wurde in dieser disziplinären Perspektive als Flächeneinheit gehandelt, auf der sich Kulturphänomene lokalisieren. Man war dabei der Überzeugung, dass Kulturphänomene automatisch einen Raumbezug aufweisen. Dieses Anschauungsmodell lässt sich als »Behälter-Raum«-Konzept umschreiben.[13] Ziel war die möglichst exakte Lokalisierung von Kultur im Raum, der damit zum Kulturraum transformierte, wobei er allerdings gemäß der zeitgenössischen Auffassung menschenlos blieb: Die im gegebenen Raum befindlichen Subjekte mit ihren materiellen wie immateriellen Bezügen zu den betrachteten Kulturphänomenen blieben weithin unberücksichtigt. Die Raumkonzeption der klassischen Volks-

11 Ebd.

12 Als klassisch gewordenes Beispiel für den fehlenden Zusammenhang zwischen Kulturgrenzen und Sprachgrenzen gilt die so genannte Brünig-Napf-Reuss-Linie des Schweizerischen Atlas für Volkskunde. Siehe hierzu Richard Weiss: Sprachgrenzen und Konfessionsgrenzen als Kulturgrenzen. Aufgrund des Atlasses der schweizerischen Volkskunde, in: Laos, 1, 1951, S. 96–110; Christine Burghardt-Seebass: »Brünig-Napf-Reuss-Linie« oder »Röstigraben« – das Konzept des ASV und die kulturellen und sprachlichen Grenzen in der gegenwärtigen Schweiz, in: Cox (wie Anm. 10), S. 15–26.

13 Johanna Rolshoven: Von der Kulturraum- zur Raumkulturforschung. Theoretische Herausforderungen an eine Kultur- und Sozialwissenschaft des Alltags, in: Zeitschrift für Volkskunde, 99(2), 2003 , S. 189–213, hier S. 191.

kunde war dementsprechend die eines als objektiv und stetig definierten dreidimensionalen Ding- und Vorstellungsraumes.[14]

Neuorientierung nach 1945

Diese ältere Raumkonzeption der volkskundlichen Kulturraumforschung ist spätestens ab der Mitte des 20. Jahrhunderts brüchig geworden. Denn zum einen relativierten und konterkarierten die eigenen Ergebnisse die theoretischen Annahmen. Die Kartenbilder zeigten oftmals eben keine oder nur schwache bzw. nicht klar umgrenzte Sektoren für die einzelnen Kulturphänomene. Es ergab sich selten Deckungsgleichheit zwischen den Verbreitungsbildern verschiedener Kulturelemente. Sprachgrenzen konnten kulturell durchgängig nicht bestätigt werden – und so weiter. So hatten schon zu einem für den Fachdiskurs frühen Zeitpunkt die Arbeiten am Schweizerischen Atlas für Volkskunde Richard Weiss zu einem Vorschlag bewegt, bei der geografisch orientierten Alltagskulturforschung die Raumbeziehungen der Subjekte stärker zu berücksichtigen und damit auch deutlicher zwischen objektiven und subjektiven Räumen zu differenzieren.[15]

Zum anderen entwickelte sich nach 1900 in der Soziologie die Auffassung, wonach die gesellschaftlich-kulturelle Bedeutung des Raums weniger in seiner natürlich-geografischen Bedingtheit beruhe als in seiner Existenz als soziales Konstrukt, das kulturspezifisch semantisiert ist. Im Hintergrund dieser Auffassung stand das Bestreben, das Soziale unabhängig von möglichen Bindungen an Biologisches oder Räumliches zu konstituieren.[16] Entsprechend dieser interessengeleiteten Setzung konstatierte Georg Simmel, dass »der Raum überhaupt nur eine Tätigkeit der Seele ist, nur die menschliche Art, an sich unverbundene Sinnesaffektationen zu einheitlichen Anschauungen zu verbinden.«[17]

14 Vgl. ebd., S. 190–193.

15 Hermann Bausinger: Räumliche Orientierung. Vorläufige Anmerkungen zu einer vernachlässigten kulturellen Dimension, in: Reinhard Johler, Bernhard Tschofen (Hg.): Empirische Kulturwissenschaft. Eine Tübinger Enzyklopädie (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 100). Tübingen 2008 (Erstdruck des Aufsatzes 1988), S. 583–585.

16 Döring, Thielmann (wie Anm. 5), S. 24.

17 Georg Simmel: Soziologie des Raumes, in: Heinz-Jürgen Dahme, Otthein Ramm-

Zum Dritten hatte sich zur Mitte des 20. Jahrhunderts über den britischen Funktionalismus und kulturanthropologische Ansätze eine neue Sichtweise auf die Wechselbeziehung zwischen Kultur und Raum herausgebildet, die nun den Menschen in den Mittelpunkt rückte. Ich möchte dies nur an einem Beispiel referieren: So schuf der Sozialökologe Erik Cohen ein Raumorientierungsmodell, das die deutsche Kulturanthropologin Ina-Maria Greverus weiterentwickelte. Diesem Modell lag eine kulturökologische Konzeption zugrunde, die die »Ursachen und Folgen von Gleichgewichtsstörungen der Mensch-Umwelt-Beziehung in den arbeitsteiligen und zentralistisch organisierten Industriegesellschaften« erkunden wollte.[18] Die Ausgangsthese hierzu lautete, dass die Identifikation mit einer Umwelt – und damit zugleich ihre Anerkennung und Erhaltung – abhängig vom Grad der Bedürfnisbefriedigung sei, den diese Umwelt ermöglicht. Entsprechend sollte dieses Modell ermöglichen, die Bedeutung zu ermitteln, die eine bestimmte Umwelt für die in ihr lebenden Menschen besitzt. Diesem Raumorientierungsmodell zufolge gliedern sich die raumbezogenen menschlichen Bedürfnisse in vier Bereiche, die als transkulturell erachtet werden. Dies sind die instrumentale Raumorientierung, der die kontrollierende, die sozio-kulturelle und die symbolische Raumorientierung zur Seite stehen.[19]

Der Raum hörte damit für die Kultur- und Sozialwissenschaften auf, lediglich eine physikalisch-geografische Größe zu sein. Raum wurde mehr und mehr als soziale Größe, als menschliches Konstrukt verstanden. In der weiteren Entwicklung verschwand dann der materiell vorgefundene Raum so gut wie vollständig aus dieser Raumkonzeption. Für den kulturwissenschaftlich-ethnografischen Bereich definierte Hermann Bausinger im Jahr 1988 in dieser Folge die räumliche Orientierung des Menschen als »relationale Größe« und als »soziales Konstrukt«.[20]

stedt (Hg.): Georg Simmel. Schriften zur Soziologie. Frankfurt a. M. 1983 (Erstdruck des Aufsatzes 1903), S. 221–242, bes. S. 222 und S. 229.

18 Ina-Maria Greverus: Was halten die Bürger von ihrem Ort?, in: Dies., Gottfried Kiesow, Reinhard Reuter (Hg.): Das hessische Dorf. Frankfurt a. M. 1982, S. 68–99, S. 69 f. Das Zitat stammt aus Heike Lauer: Leben in Neuer Sachlichkeit. Zur Aneignung der Siedlung Römerstadt in Frankfurt am Main (= Kulturanthropologie-Notizen, 31). Frankfurt a. M. 1990, S. 106. Vgl. Ina-Maria Greverus: Der territoriale Mensch. Ein literaturanthropologischer Versuch zum Heimatphänomen. Frankfurt a. M. 1972, bes. S. 23–25.

19 Ina-Maria Greverus: Auf der Suche nach Heimat. München 1979, S. 219–222.

20 Bausinger (wie Anm. 15), S. 581.

Aktuelle Forschungsperspektive

Volkskundlich-kulturwissenschaftliche Raumanalysen gehen entsprechend heute von einer Raumkonzeption aus, deren Verständnis auf einem »komplexen aktionsrelevanten und relationalen Orientierungsraum« basiert.[21] Raum als kulturwissenschaftlicher Faktor ist somit eine menschliche Syntheseleistung[22] und infolge dieser Aktivität auch ein dynamisches Konstrukt. Dieses Raumverständnis orientiert sich eng an der Bandbreite individueller Wahrnehmungsweisen und subjektiver Implikationen. Der Raum gerät in dieser Auffassung zu einer vielschichtigen Kategorie: Als soziokulturelles Konstrukt ist er stets semiotisch aufgeladen, einerseits als individuell gelebter Raum und andererseits als ein spezifischer gesellschaftlicher Raum, in dem zudem die Historie seiner Nutzungsformen und Bedeutungszuweisungen eingelagert ist. Dabei unterliegen sowohl der konkrete Lebensraum wie auch der Raum als Bedeutungsraum gesellschaftlichen Macht- und Herrschaftsprozessen. Beide Raumqualitäten sind deshalb auch im Kontext gesellschaftlicher Integration und Abgrenzung instrumentalisierbar. Die Alltagspraxis des Raumumgangs umgreift demnach den komplex determinierten Lebensraum ebenso wie den Bedeutungsraum als psychisches Konstrukt.

Eine kritische Würdigung dieses modernen Raumkonzepts kann zunächst konstatieren, dass gerade die Hinwendung zum Menschen in seinem Raumerleben und seiner Raumnutzung ein vielgestaltiges Forschungsfeld erschließt. Die sozioökonomischen Differenzen der Raumbeziehungen vermögen die Raumforschung aus der Akteursperspektive zu bereichern, ebenso wie die Variationsbreite der Raumbezüge. Eine perspektivische Verengung ist jedoch für die ethnografische Raumanalyse dadurch gegeben, dass dieses Raumkonzept handlungstheoretisch fundiert und systemtheoretisch angeleitet ist. Das heißt: Raum lässt sich nur als sozial produzierte Größe und als vom Wertesystem der gesellschaftlichen Systemstruktur gesteuerter Faktor konzeptualisieren.

21 Rolshoven (wie Anm. 13), S. 190.

22 Dieter Läpple: Essay über den Raum, in: Hartmut Häußermann u. a. (Hg.): Stadt und Raum. Soziologische Analysen (= Stadt, Raum und Gesellschaft, 1). Pfaffenweiler 1991, S. 164. Zitiert nach Rolshoven 2003 (wie Anm. 13), S. 209.

Zwar wird in jüngeren Varianten der Systemtheorie[23] der räumlich-materiellen Umwelt kausale Bedeutung für die Sozialsysteme zugebilligt.[24] Doch dominieren die kulturellen Konstruktionsleistungen über diskursanalytische und kultursemiotische Ansätze nach wie vor sehr stark die Konzeption dieses Wechselverhältnisses zwischen Kultur und Raum.

Ausblick

Welches Resümee lässt sich also für die Konzeption des Raumes in der Europäischen Ethnologie ziehen, wenn man die lange Traditionslinie überblickt? Bei der ansatzweisen Beantwortung dieser Frage möchte ich mich nun denjenigen Effekten zuwenden, die mir gewinnbringend für die Raumfragen der Gegenwart erscheinen. Problematische Aspekte der jeweiligen Raumkonzepte habe ich bereits in den vorangehenden Passagen an Ort und Stelle angesprochen.

Die ältere Forschung konnte mit ihrem territorialen Raumbegriff die Differenzen zwischen Sprache und Kultur überzeugend herausarbeiten. Zudem hat das Fach über diesen Zugang eine reiche Erfahrung und gründliche Reflexion zur Aussagekraft und Gestaltung von Kartenbildern erworben. Zur Verteilung unterschiedlicher Dichtegrade und Intensitäten kultureller Phänomene bieten sich kartografische Verfahren auch heute an.[25] Und schließlich erscheint es angesichts der starken Dominanz des sozialkonstruktivistischen Raumbegriffs sinnvoll darauf hinzuweisen, dass in dieser älteren Phase versucht wurde, den Raum in seiner kulturrelevanten Bedeutung auch und gerade als eine konkrete physikalische Größe zu berücksichtigen.

Der große Vorzug der aktuellen Raum-Konzeptionen liegt darin, dass sie den Menschen und sein Verhältnis zum Raum angemessen berücksichtigen. Was sie zudem für Kulturprozesse in der globalisie-

23 Vgl. Rudolf Stichweh: Raum, Region und Stadt in der Systemtheorie, in: Ders.: Die Weltgesellschaft: Soziologische Analysen. Frankfurt a. M. 2000, S. 184–206. Stichweh ist Schüler von Niklas Luhmann.

24 Döring, Thielemann (wie Anm. 5), S. 27.

25 Vgl. hierzu etwa Bausinger (wie Anm. 15), S. 580 im Hinblick auf die Perzeptionsforschung: »mit raumstatistischen Methoden ließe sich wohl hier einiges bewerkstelligen; die Zugehörigkeitsgrade, wie sie beispielsweise von Heiner Treinen erhoben wurden, ließen sich durchaus in ein Kartenbild umsetzen.«

renden Gegenwart generell auszeichnet, ist die Tatsache, dass sich in diesem Raummodell verschiedene ineinander greifende Ebenen zusammendenken lassen. Damit erlaubt dieser Zugang auch, komplexe Situationen abzubilden. Und gerade innerhalb der Schnittmengen der dynamisch interagierenden Raumkonstellationen werden mit Recht die maßgeblichen Kulturprozesse vermutet, die unter anderem für das Ausmaß und die Ausformung der Orts- und Raumbezogenheit in der Spätmoderne relevant sind.[26] Mit der aktuellen Raumkonzeption haben die Europäische Ethnologie und andere Kulturwissenschaften einen geeigneten Zugang und ein adäquates Analysemittel für die Raumfragen in der Gegenwart (Globalisierung etc.) erlangt. Eine besondere Qualität dieses Modells ist nun freilich auch darin zu sehen, dass man mit ihm in der Lage ist, sowohl den Raum als physikalisch-geografische Tatsache wie auch den Menschen als Raumkonstrukteur angemessen zu analysieren. Die Forschung täte gut daran, in diesem Zuge der Gefahr zu entgehen, den Raum als Apriori unberücksichtigt zu lassen. Räumliches als Handlungs- und Wahrnehmungsfaktor ist eben nicht nur als Imagination zu begreifen, sondern in der Gestalt des physischen Orts auch als erlebbares Gegenüber des Menschen.

Eine so verstandene Raumforschung vermag den Menschen in seiner Eigenart als territoriales Wesen zu reflektieren gerade in einer Zeit, da die Orts- und Raumbindungen angesichts der nicht nur geografischen Verflüssigung unserer Lebensstile vielfältiger und scheinbar unbedeutender werden: scheinbar! Hier lohnt ein näherer Blick. Denn es deutet sich durchaus an, dass gerade angesichts wachsender Mobilität und sinkender existentiell bedingter Ortsbindung der Faktor Raum eher an subjektiver Bedeutung gewonnen hat.[27]

26 Vgl. Rolshoven (wie Anm. 13), S. 211 f.

27 Hartmut Rosa: Heimat im Zeitalter der Globalisierung, in: Der blaue Reiter 23(1), 2007, S. 13–18.

Manfred Seifert, Space as a Research Category.
On the Paths and Objectives of Ethnographically
Relevant Cultural Scientific Spatial Analysis

As a result of the globalization of the modern world, a qualitative shift and deterioration of everyday spatial relationships can often be diagnosed. In the humanities and cultural sciences this transformation has led to a new focus of attention in respect to the space factor. As a discipline, European ethnological studies/folkloristics looks back on a roughly 200-year history of dealing with the issues of space and place. Earlier research is of questionable value. The post-1945 reorientation in the field and current research have shifted the focus from a territorial conception of space to one of space as a social construct. This paper is a critical investigation of this change of perspective.

neuerDings

»Nach des Tages Last, halt in Frieden Rast«
Drei Sterbetücher aus Niederösterreich

Schriftzug, Kreuz, Ähre und Lilie in Flachstickerei und Kettenstich, die Kanten mit Hexenstich eingefasst sowie Schriftzug, florale Motive in Ketten- und Stielstich, die Kanten mit Borte verziert und Schriftzug von zwei Engel flankiert, florale Motive in Flachstickerei und Stielstich, drei Kanten mit Passepoil verziert. Alle Stickereien und Borten sind schwarz, denn es handelt sich bei diesen drei Textilien um Baumwoll- bzw. Leinentücher, die, so die Erzählung der Überbringerin, während der mehrtätigen häuslichen Aufbahrung von Verstorbenen über diese gebreitet wurden. Mit dem Bau von Leichenhallen, so die Überbringerin der Textilien weiter, fanden Tücher dieser Art ab den 1970er Jahren keine Verwendung mehr. – Die gesetzliche Pflicht zur unverzüglichen Überführung der Leichen in die Obhut der Bestatter und die dortige Aufbahrung hatten den Umgang mit dem toten Körper im häuslichen Bereich mit einem Mal grundlegend verändert.

Worin jedoch lag genau der Sinn dieser Tücher? Wenn die im Sarg liegende, aufgebahrte Leiche[1] damit zugedeckt war, wurde dann das Tuch entfernt, wenn Besucher ins Haus kamen, um die/den Verstorbenen ein letztes Mal zu sehen, zu beten und sich von der Toten/vom Toten zu verabschieden?

Norbert Stefenelli, der den Umgang früherer Generationen mit dem Tod bzw. dem Leichnam beschreibt, bezeichnet ein Tuch, das während der Aufbahrung über den Toten gelegt wurde, als »Übertan«.[2] Die Leiche sollte damit vor den Einflüssen der Temperatur und vor Insekten geschützt werden, insbesondere das Gesicht. Kamen Besucher in den Aufbahrungsraum, wurde das Tuch vorsichtig zurückgeschlagen. Das Zimmer selbst war vielfach verdunkelt, Tücher aus Leinen oder bestickte »Sterbevorhänge«[3] verhüllten die Fenster. In der Nähe des aufgebahrten Toten standen auf Tischdeckchen für gewöhnlich Andachtsbilder, ein

1 In Niederösterreich wurde die Leiche nicht im Sarg, sondern zumeist auf der so genannten Bahrlade aufgebahrt, s. Gabriele Tschallener: Sterben und Tod in Kult und Brauchtum. Bd. 3. Rankweil 1992, S. 46.

2 Norbert Stefenelli (Hg.): Körper ohne Leben. Begegnung und Umgang mit Toten. Wien, Köln, Weimar 1998, S. 150.

3 Ebd.

Kreuz, ein Behältnis mit Weihwasser, Kerzen und Blumen. Die Sterbevorhänge wie auch die Tischdeckchen oder Leichentücher waren, so Stefenelli, oftmalig mit Sprüchen bestickt, deren Sinn sich an die so genannten Abschiedslieder (Totenwachtlieder), in denen sich der Verstorbene an die Hinterbliebenen bzw. die Hinterbliebenen an den Verstorbenen wenden, anlehnte. Verabschiedung, Dank für erfahrene Wohltaten, Abbitte oder Hoffnung auf ein Wiedersehen waren häufige Elemente dieser Lieder bzw. Sprüche. Junge Frauen sollen diese Stickereien im Rahmen ihres Handarbeitsunterrichts oder in Mußestunden an Sonn- und Feiertagen hergestellt haben.[4]

Die kürzlich ins Museum für Volkskunde gelangten Tücher werden im Folgenden – in Anlehnung an Stefenelli – als Sterbetücher bezeichnet. Auf Grund der unterschiedlichen Größe der drei Tücher wäre es auch denkbar, dass die beiden kleineren nicht als Leichentücher, sondern als Tischdecken in der oben beschriebenen Funktion Verwendung fanden. Ob Leichentuch oder Tischtuch – die Textilien sind einem spezifischen Kontext zuzuordnen, die Phase des Gebrauchs war allerdings kurz.

Trotz ihrer (einmaligen) Verwendung können die Objekte auch, wie ich meine, mit Krzysztof Pomians Konzept der *Semiophoren* betrachtet werden.[5] Semiophoren sind Dinge ohne Nützlichkeit; sie können nicht konsumiert werden bzw. unterliegen nicht dem Verschleiß. Es sind Gegenstände, die mit Bedeutung versehen sind, denn sie repräsentieren das Unsichtbare. Weil sie bedeutsam sind, werden sie ausgestellt, um die Blicke auf sich zu ziehen – in unserem Fall jene der Hinterbliebenen und jene der Toten, denn am Sarg oder an der Bahre treffen die Welt des Diesseits und die Welt des Jenseits zusammen.[6]

4 Ebd., S. 167.

5 Krzysztof Pomian: Der Ursprung des Museums. Vom Sammeln. Aus dem Französischen von Gustav Roßler. (Kleine Kulturwissenschaftliche Bibliothek, 9). Berlin 2001.

6 Pomian erklärt die Semiophoren und ihre Funktion als Zeichenträger u.a. am Beispiel der Opfergaben der Griechen und Römer. Ihre einzige Funktion war es, angeschaut zu werden und zwar von den Pilgern, die zum Gebet in die Tempel kamen, aber auch von den Göttern im Jenseits, denen die Opfergaben geweiht wurden. Die an diesen Orten angesammelten Gegenstände sind von uns heute als Vermittler zwischen den Betrachtern im Diesseits und dem »Unsichtbaren« – in diesem Fall der Götter im Jenseits – zu deuten. Semiophoren können mitunter auch nützlich sein, die hier beschriebenen Sterbetücher wären dieser Gattung zuzuordnen. Die meisten Semiophoren haben jedoch keine Nützlichkeit. Pomian, a.a.O., S. 23 ff und S. 86.

Diese Tücher dienten vordergründig dem Schutz der Leiche, vielleicht auch dem Verbergen des toten Körpers vor dem Blick mancher Trauernden. Verziert für den »letzten Augenblick«, ist in ihnen noch eine weitere Bedeutungsebene eingeschrieben: Die Abschiedssprüche entfernen sich von ihren Urheberinnen (den Frauen) und erhalten erst an der Bahre ihren eigentlichen Sinn: Sie verweisen auf das Unsichtbare – auf die konkreten Wünsche oder Gebete der Hinterbliebenen für die Verstorbenen, auf die Mahnung des Toten an die Lebenden. Die Worte in Zierstich verschriftlichen diese unsichtbare Beziehung und es wirkt, als wären die Toten noch lebendig: »Nach des Tages Last, halt in Frieden Rast«[7]; »Ist die Trennung auch recht bitter / und kann kein Mensch den Schmerz verstehn' / Ein Sternlein leuchtet doch vom Himmel / Dort oben gibt's ein Wiedersehn.«[8] (Abb 1 und 2) Und vom Jenseits blickt der Verstorbene auf die Hinterbliebenen und ihre Trauer- und Bestattungsrituale. Er spricht sie direkt an: »Verlassen muss ich jetzt das Haus / Als Leiche trägt Ihr mich hinaus, / Betet gern und denkt daran, / Dass auch Euch / der Tod bald treffen kann.«[9] (Abb 3)

Das Tuch berührt den Verstorbenen bzw. deckt ihn zu und schützt ihn. Noch ist er hier, nicht fort. Die Ambivalenz der An- und Abwesenheit des Menschen im Tod kann zugleich Vertrautheit und auch Unbehagen wecken. Nicht für jedermann war vermutlich die Aufgabe bewältigbar, neben der Leiche zu verweilen und das Zu- und Abdecken zu übernehmen. Die häusliche Aufbahrung dauerte üblicherweise drei Tage, dann wurde das Tuch endgültig vom Verstorbenen genommen, der Sarg geschlossen und der Tote zur letzten Ruhestätte begleitet.

Leichen- bzw. Sterbetücher nun sind – so darf angenommen werden – nicht Dinge, die der Verstorbene Zeit seines Lebens schon um sich hatte, sie erhalten ihre Bedeutung erst in Zusammenhang mit dessen Tod. Welcher Umgang *nach* der Bestattung eines Menschen mit Dingen wie diesen gefunden wird, ist weiters relevant für die Bedeutung derartiger Objekte. H. erinnert sich an seine oberösterreichische Großmutter: Nach dem Tod ihres Mannes habe sie ein solches Tuch jahrelang neben sich, auf dem Bett des Verstorbenen, liegen gehabt. Seine Mutter jedoch kann eine solche Aneignung nicht bestätigen. Von den Tüchern, die ins

7 Sterbetuch, Leinen, H: 66 cm, B: 147 cm, ÖMV Inv.Nr. 83.883.
8 Sterbetuch, Baumwolle, H: 69 cm, B: 112 cm, ÖMV Inv.Nr. 83.882.
9 Sterbetuch, Leinen, H: 83 cm, B: 236 cm, ÖMV Inv.Nr. 83.884.

Abb.1: Sterbetuch, ÖMV Inv.Nr. 83.883

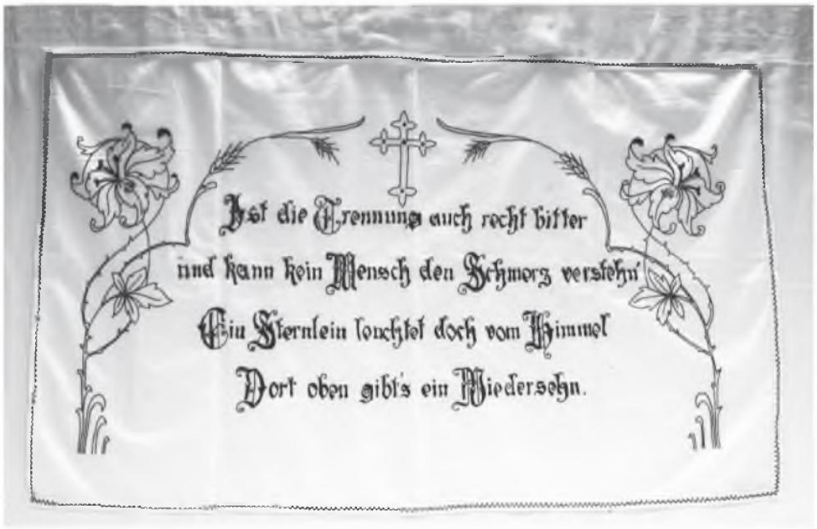

Abb. 2: Sterbetuch, ÖMV Inv.Nr. 83.882

Abb. 3: Sterbetuch, ÖMV Inv.Nr. 83.884

Museum kamen, wissen wir nicht mehr, als eingangs wiedergegeben, ihre »Biografien« sind uns nicht bekannt. Weder kennen wir die Namen der Verstorbenen, für die die Tücher verwendet wurden bzw. können wir feststellen, ob sie eine Frau oder einen Mann zugedeckt haben, noch wissen wir, wann sie erworben wurden, wer sie hergestellt hat oder ob sie einen weiteren (gefühlsbesetzten) Umgang nach der Bestattung des Toten erfuhren. Vielleicht wurden sie verstaut und für lange Zeit vergessen oder doch als Erinnerungsstücke an einen bestimmten Menschen bzw. an dessen Tod besonders bewahrt.

Die Überbringerin der drei Sterbetücher kauft und verkauft regelmäßig auf Flohmärkten. Sie erwarb die Textilien im Zuge der Auflösung einer Verlassenschaft in Niederösterreich. Ob tatsächlich aus einer einzigen, ist nicht mehr rekonstruierbar. Mit der Veräußerung wurden die Tücher zu Waren mit Tauschwert, das Museum hat sie für insgesamt € 400,- erworben. In ihrem einstigen Verwendungs- und Sinnkontext waren sie für die Hinterbliebenen durch eine mehrdimensionale Funktion bzw. Beziehung zum/zur Verstorbenen von Bedeutung. Das Museum bewahrt sie nun als stoffliche Zeugnisse einer nicht mehr existenten Begräbniskultur bzw. als Memorialobjekte, die auf bestimmte Gebrauchs- und Gefühlswerte verweisen.

Birgit Johler

Neuerscheinung

Matthias Beitl, Christian Rapp, Nadia Rapp-Wimberger
Wer hat der hat. Eine illustrierte Kulturgeschichte des Sparens.

Der vorsichtige Sparer, diese Leitfigur der Nachkriegszeit, kehrt angesichts der aktuellen Finanzkrise auf die Bühne zurück. Doch Sparen ist mehr, als überschüssiges Geld auf die Bank zu tragen. Sparen ist Haltung, Strategie und eine Frage des Vertrauens. In dieser illustrierten Kulturgeschichte nähern sich Historiker, Psychologen und Ethnologen den vielfältigen Deutungen des Sparens an. Der Schwerpunkt liegt auf den Jahren seit 1945.

Wien, Metroverlag, 2009. 319 Seiten, Katalogteil, zahlr. Farbabb., 25 x 17, geb.
ISBN 978-3-902517-96-8
(= Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde, 30)
€ 28.- (exkl. Versand), € 18,50 (für Mitglieder des Vereins für Volkskunde, exkl. Versand)

Bestellungen
Verein für Volkskunde/Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15-19, A-1080 Wien
Tel. +432/4068905, Fax +431/408 53 42
E-mail: office@ volkskundemuseum.at

Inhalt
Vorwort: Aktualität und das vorangegangene Ausstellungsprojekt; Fantastischer Gedächtnisverlust, *Hans-Magnus Enzensberger* im Interview zur Finanzkrise; Wer das Wort hat ... Über die Karrieren des Begriffs »Sparsamkeit«, *Klara Löffler*; Funktional Repräsentativ Sicher, Die Architektur von Banken, *Ulrike Zimmert*; Sparen in der Zeit ... Wirtschaftliche, institutionelle und gesellschaftliche Rahmenbedingungen des Sparens nach 1945 in Österreich, *Christian Dirninger*; Von Sparerziehern und Spaßmachern, Strategien des Vertrauens in der Finanzwerbung der Nachkriegszeit, *Christian Rapp*; Jugend und Sparen – zwischen Moral und Markt, Nachlese aus einer Betriebszeitung 1953–1981, *Matthias Beitl*; Sparen im Übergang von der Überflussgesellschaft zur Gesellschaft des Weniger, *Alfred Pfabigan*; Spare Dich reich! Über einige Tugenden und Laster, Geld zu gebrauchen, *Rolf Haubl*; Ethischer Luxus – Wenn Sparen fehl am Platz ist, Statements einer Diskussion, *Christian Felber*; Das wird spannend, *Matthias Horx* im Interview zur Zukunft des Sparens; Was wäre eine Sparkasse ohne Spardosen? Beispiele aus der Sparbehelfsammlung der Erste Bank, *Matthias Beitl*

Chronik der Volkskunde

»Museen schaffen Identität(en)« – Tagungsbericht zum 20. Österreichischen Museumstag 2009 von 14.–18. Oktober 2009 in Linz

Nachdem der Österreichische Museumstag 2008 in Kärnten abgesagt wurde[1], fand der 20. Österreichische Museumstag 2009 in der diesjährigen europäischen Kulturhauptstadt Linz, im neu errichteten Südtrakt des Schlossmuseums, statt. Der erste Tag war den Sitzungen diverser Museumsinstitutionen vorbehalten, das Tagungsprogramm selbst sollte laut den Veranstaltern die Aufgabe erfüllen, sich Museen als zentralen Orten der Identitätsbildung im komplexen Wechselspiel zwischen Politik, Öffentlichkeit, Wissenschaft und Vermittlung auf mehreren Ebenen zu nähern. Das ehrgeizige Anliegen, die Thematik möglichst vielschichtig zu beleuchten – also die Gegenüberstellung der österreichischen der europäischen Perspektive, die Betrachtungsweise von ausgewählten Stadt-, Regional- und Heimatmuseen sowie die Berücksichtigung der speziellen Sichtweisen von Kunst- und Naturmuseen – mündete in einem umfangreichen, parallel laufenden Vortragsprogramm, das wie in den letzten Jahren leider öfter, die »Qual der Wahl« für die TeilnehmerInnen implizierte, welche Sektionen besucht werden und auf welche dadurch verzichtet werden muss.

Nach den Begrüßungen durch die Vertreter der veranstaltenden Institutionen – *Dr. Peter Assmann,* Direktor der OÖ Landesmuseen und Präsident des Museumsbundes Österreich, betonte die brennende Aktualität des Themas »Identität(en)« und *Dr. Wilfried Seipel,* Präsident von ICOM Österreich, bezeichnete den Museumstag, die Zeitschrift »neues museum« sowie das Museumsgütesiegel als identitätsstiftend für die österreichischen Museen – folgten die Grußworte von *Dr. Michael P. Franz,* Bundesministerium für Unterricht, Kunst und Kultur. Darin betonte er die Bedeutung von Museen weit über das Bewahren hinaus, so beispielsweise im ökonomischen Bereich des Kulturtourismus, und nannte als besonders gelungene Beispiele die europäische Kulturhauptstadt Linz und das Haydnjahr im Burgenland. An laufenden Ministeriums-Projekten führte er die Revitalisierung des 20er Hauses und das »Museum Neu« an, also die geplante Zusammenführung von Volks- und Völkerkundemuseum. Allein die öffentliche Nennung des letztgenann-

1 wegen des Unfalltodes des do. Landeshauptmannes

ten Projektes lässt ein ernsthaftes Interesse seitens des Ministeriums an dieser Fusion vermuten.

Der Plenarvortrag von *Michael Frank,* Süddeutsche Zeitung mit dem Titel »Tote Tempel? Allein Lebensnähe macht Museen zu Identitätstiftern«, muss inhaltlich unter der Prämisse gesehen werden, die der Vortragende selbst zu Beginn betonte – dass er eben von keinem Museumsfachmann gehalten werde. Frank bezeichnete Museen als »Tempel der toten Dinge«, die ihre Hauptantriebskraft aus dem Verlust des Gedächtnisses für die unmittelbare Zeit, für Geschichte, das Bewusstsein, für Dinge etc. schöpfen und forderte sie auf, diese Gedächtnislosigkeit zu bekämpfen. Auch wenn er Museen »Wunderkammern des Daseins« nannte, in denen Abenteuer, das Schaffen von Querverbindungen, Bewusstseinsbildung und Verlustausgleich sowie Selbstvergewisserung möglich seien, kritisierte er doch auch die Event-Ausstellungskultur, bei der nur BesucherInnenzahlen und Medienpräsenz zählen – geradezu ein »Klassiker« unter den Kritiken an Museen. Außerdem stellte er die mittlerweile in vielen Museen Gottseidank überholte Forderung nach einer aufklärerischen, wirklichkeitstauglichen Darstellung gesellschaftsrelevanter Themen auf. Allerdings zitierte er auch positive Beispiele von Ausstellungen, bei denen seiner Meinung nach diese Forderung erfüllt wurden.

Auf den nächsten Vortag war von Sektionschef Franz schon neugierig gemacht worden, und zwar die Vorstellung der Pläne für die Zusammenführung von Volks- und Völkerkundemuseum zu einem neuen, noch zu benennenden, die Bestände der beiden Häuser vereinenden Kulturmuseum. *Dr. Christian Feest,* Direktor des Museums für Völkerkunde, berichtete über die Rahmenbedingungen des Projekts, die gemeinsamen historischen Wurzeln, aus denen die Fächer Volks- und Völkerkunde in Wien hervorgegangen waren und über die gemeinsamen Aspekte beider Fächer, die tragfähig genug für ein zu formierendes neues Museum der »Völkerkunden Europas und der restlichen Welt« wären. *Dr. Margot Schindler,* Direktorin des Österreichischen Museums für Volkskunde, skizzierte im Anschluss die wichtigsten Parameter des bisher erarbeiteten Programmkonzepts, das laut Schindler in öffentlicher Diskussion unter Fachleuten noch verfeinert und geschärft werden soll. Die Fusionspläne werden vom Ministerium u.a. durch die Bereitstellung eines professionellen Mediators unterstützt, was wiederum ein Zeichen für das ernstzunehmende Interesse des Ministeriums an der Zusammenlegung ist. Schließlich sei, um ein inhaltliches Argument dafür zu nennen, laut Schindler die historisch gewachsene Trennung von »Eigenem« – also

österreichischer bzw. europäischer Kultur – und »Fremdem« – also außereuropäischer Kultur – nicht mehr aufrecht zu erhalten. Jedenfalls wurde gemeinsam ein Rohkonzept ausgearbeitet, das gesellschaftspolitisch relevant, prozesshaft, partizipatorisch und nachhaltig sein soll. Abgesehen von diesen vielen klingenden Schlagwörtern nannte Schindler auch konkret die vier Hauptprogrammfelder:

»Weltenschätze: Highlights und Meisterwerke«, »Zeitenbilder: Geschichte und Geschichten«, »Lebenswelten: Kultur und Kulturen« sowie »Dingwelten: Zauber der Gegenstände«, die in weitere Segmente unterteilt werden sollen, also ein Modulsystem mit »erneuerbaren« Teilbereichen soll entstehen, das sich nicht mehr an regionaler, sondern thematischer, vergleichender Einbindung orientiert. Allerdings wurde auch offensichtlich, dass es noch viele offenen Themen wie den Ort des neuen Museums, die Benennung, ständige Schausammlung oder nicht u.v.m. zu besprechen und beschließen gilt. Wesentlich mehr wollten oder konnten die Vortragenden (noch) nicht verlautbaren, denn bevor das Bundesministerium für Unterricht, Kunst und Kultur noch nicht die entsprechenden gesetzlichen und finanziellen Voraussetzungen für diese Pläne geschaffen hat und damit endgültig grünes Licht für die Gründung eines derartigen umfassenden Kulturmuseums gibt, erscheint es nicht sinnvoll, nähere Details auszubreiten.

Die Pause wurde von der Verfasserin – wie von den Veranstaltern vorgesehen – für einen Sektionswechsel zu den Regional- und Heimatmuseen genützt. Dort präsentierte *Dr. Herlinde Menardi,* Leiterin des Tiroler Volkskunstmuseums, das Konzept der Neuaufstellung des seit 80 Jahren bestehenden Museums. Nach einem kurzen Überblick über die Geschichte des Museums führte Menardi verbal und bildlich durch die Neuaufstellung der Schweizer Firma Steiner Sarnen, nach dem Konzept von Prof. Martin Scharfe, Mag. Karl Berger und Dr. Menardi: Empfangen werden die BesucherInnen von einer Luzifer-Figur, die als Zweifler, Einflüsterer und Hinterfrager verstanden werden soll. Es folgt ein Gang durch »das Pralle Jahr«, also den Jahreslauf anhand von Festen und jahreszeitlich bestimmten Arbeiten. Der Ausstellungsbereich »Das prekäre Leben« zeigt Objekte und Dokumente über das Leben von der Geburt bis über den Tod hinaus unter Berücksichtigung der jeweiligen Rites des Passages. Die Abteilung »Schein und Sein« wirft einen Blick auf die Trachtensammlung, die allerdings größtenteils aus dem Kostümverleih und dem Nachlass eines Wiener Produzenten entstanden ist und erst im Museum in Ensembles arrangiert wurden. In der Studiensamm-

lung unter dem Motto »Erb.Gut« lässt sich die Geschichte des Sammelns für das Museum anhand von Objekten der Hausindustrie, Möbeln, Hausmodellen etc. ablesen. In diesem Bereich ist auch Platz für die museumspädagogischen Programme. Einen Höhepunkt des Museums bilden weiterhin die 1928/29 eingebauten Stuben der Gotik, der Renaissance und des Barocks aus adeligen, bürgerlichen und bäuerlichen Wohngebäuden, ergänzt durch Hörspiele, die einen besseren Einblick in das Leben in den Stuben bieten. In den anschließenden Schauräumen spiegeln ausgestellte Krippen deren Entwicklung in Tirol vom 18. bis zum späten 20. Jahrhundert wider. Im Bereich des Besucher-Service bieten audiovisuelle »Museumsguides« in Deutsch, Englisch und Italienisch Informationen, Erzählungen und Musik zu den präsentierten Objekten. Eine erste Analyse der BesucherInnen-Entwicklung nach der Neuaufstellung zeigt einen erfreulichen Anstieg der »Einheimischen« – wozu vom Museum bewusst Nord-, Ost- und Südtiroler gezählt werden.

Im Anschluss an die Vorträge folgte die Generalversammlung von ICOM Österreich sowie das Kabarettprogramm »Zur Lage der (Museums)Nation« von Lainer&Linhart. Der Empfang des Landes Oberösterreich konnte wohl aufgrund der knapp vorangegangenen Wahl noch nicht von einem Mitglied der neuen Landesregierung eröffnet werden.

Der Vormittag des zweiten Tages stand unter dem naheliegenden Motto »Kulturhauptstädte, Museen & Tourismus« und wurde von *Martin Heller,* dem Intendanten von Linz09 eröffnet. Er bezeichnete die Kulturhauptstadt Linz 2009 als Stadtentwicklungsprojekt unter kulturellen Vorzeichen, an das er mit Fragen wie »Welches Bild hat Linz von sich? Mit welchen Identitäten lebt diese Stadt?« herangegangen ist. Heller sah seine Aufgabe als Intendant darin, diese Identitäten zu prüfen und zu hinterfragen, d.h. die diesbezüglich vorhandenen Teilblindheiten, also Lücken und Fehlstellen städtischer und regionaler Selbst- wie Fremdwahrnehmungen, sichtbar und bewusst zu machen. Dem knappen Zeitbudget des Vortrags entsprechend sehr verkürzt dargestellt, brachte er die Linzer Selbstdarstellung »von der Industrie- zur Kulturstadt« auf die Formel »Industrie + Kultur + Natur« und nannte einige Beispiele, wo sich Linz bereits durch den Kulturhauptstadt-Status verändert hatte, aber auch die Problematik, die Nachhaltigkeit dererlei Projekte zu ermöglichen.

Der nächste Vortragende, *Prof. Dr. Willi Xylander,* berichtete rhetorisch hervorragend und dazu sehr unterhaltsam von der Kulturhauptstadtbewerbung der in einen deutschen und einen polnischen Teil geteilten Stadt Görlitz/Zgorzelec – »Erfahrungen des Zweiten Siegers«. Nach

einer durch reichlich und beeindruckendes Bildmaterial unterstützten Vorstellung der Stadt, die immerhin 3400 Baudenkmäler aus fünf Epochen beherbergt, stellte er die Bewerbung zur Kulturhauptstadt 2010 vor, deren Spezifikum die grenzüberschreitende Partnerschaft der beiden Stadtteile als Beispiel für das Zusammenwachsen Europas am Übergang zum 21. Jahrhundert bildete. Görlitz wurde als einer der beiden potentiellen Kandidaten vorgeschlagen, verlor jedoch den Wettbewerb knapp gegen Essen im Ruhgebiet. Die Enttäuschung war anfänglich groß, aber die Auswirkungen der Kulturhauptstadtbewerbung sind noch immer in mehreren Bereichen spürbar, so beispielsweise in der deutlich gestiegenen und stärker reflektierten Identifikation der BürgerInnen mit ihrer Stadt, ihrer Geschichte und ihrer Kultur einschließlich der Kultureinrichtungen; in der Fortsetzung der Zusammenarbeit der beiden Stadteile auch nach der Bewerbung; in der Entwicklung eines positiven Images nach außen durch deutlich intensivere Medienberichte mit Konsequenzen für den Zuzug, den Hochschulstandort, aber auch für Industrieansiedelungen; in der gestiegenen Anzahl von Übernachtungen, die sich seit Beginn der Bewerbungsphase verdoppelt haben und immer noch zunehmen; durch die Umsetzung kultureller Projekte, die auf die Bewerbungsphase zurückgehen – so die grenzüberschreitende Landesausstellung »Via Regia« im Jahr 2011; in Bauinvestitionen für kulturell bedeutende Gebäude, die nachhaltig die Wahrnehmung der Stadt als Kulturstadt sicherstellen werden.

Der Vortrag von *Dr. Rolf Voß* beinhaltete einen Überblick über die Museen und museumsähnlichen Einrichtungen in Mecklenburg-Vorpommern. Einerseits werden die Ausgrabungen bzw. archäologischen Forschungsergebnisse zur frühmittelalterlichen slawischen Siedlungsperiode wissenschaftlich aufbereitet und laufend in Museen wie dem Slawendorf in Groß Raden – dem ersten archäologischen Freilichtmuseum der DDR, eröffnet 1968 – präsentiert. Andererseits wollen laut Voß viele Institutionen auf denselben Zug aufspringen. Ihnen ginge es nur um eine profitable Einnahmequelle im Tourismus, dabei würden unwissenschaftlich und historisch unkorrekt Scheinwelten des frühen Mittelalters errichtet[2]. Abschließend stellte der Vortragende zahlreiche weitere museale Einrichtungen des Bundeslandes vor. Neben den Highlights an

2 Eine differenziertere Sichtweise zu diesem Phänomen präsentierte vor kurzem Barbara Krug-Richter in ihrem Beitrag »Abenteuer Mittelalter? Zur populären Mittelalter-Rezeption in der Gegenwart«, ÖZV, LXII (112), 2, 2009, S. 53–75.

der Küste bzw. in großen Orten bietet Mecklenburg-Vorpommern ein scheinbar unendliches Spektrum von Museen und Sammlungen mit ortsspezifischen Inhalten.

In der anschließenden »aktuellen Stunde« berichtete *Dr. Monika Sommer* über den neu eingerichteten Beirat für Museumsförderung des BMUKK, *Elisabeta Petrusa-Strukelj* über NEMO, »Network of European Museums Organisations«, *Thorsten Siegmann* über »euromuse.net«, ein Ausstellungsportal für Europa, das als Link zwischen Museums- und Tourismussektor gedacht ist, sowie *Michaela Leutzendorff-Pakesch* über »schau«, das neue Kunstmagazin für Jugendliche.

Am Nachmittag widmete sich die Perspektive Gedächtnisort Museum den Themen »Religiöse Minderheiten« sowie »Alte Heimat/Neue Heimat«. Den Beginn machte *Hannah Landsmann*, die Leiterin der Abteilung Kommunikation und Vermittlung des Jüdischen Museums Wien, die die Ausstellungsbereiche des Museums – den Sonderausstellungsbereich, die Dauerinstallation mit Hologrammen und das begehbare Schaudepot – sowie einige Elemente der Vermittlung vorstellte. Entgegen des Sektionstitels versteht sich das Museum nicht als Museum einer religiösen Minderheit, sondern als kulturhistorisches Museum, deren BesucherInnen mehrheitlich Nicht-Juden sind. Zirka ein Drittel der BesucherInnen sind SchülerInnen, die mit verschiedenen Vermittlungsprogrammen bedient werden.

Mag. Hansjörg Eichmeyer, der Initiator des Evangelischen Museums Oberösterreich in Rutzenmoos und Superintendent i.R., präsentierte krankheitshalber zwar fast stimmlos, aber umso engagierter seine Institution, die die bewegte, aber relativ unbekannte Geschichte der Evangelischen Kirche in Oberösterreich darstellen und bekannt machen will. Gleichzeitig möchte das Museum einen Blick über den konfessionellen Gartenzaun bieten und Unterschieden zu sowie Gemeinsamkeiten mit dem römisch-katholischen Glauben nachgehen. Das Museum bietet nach einer filmischen Einführung in die Geschichte der Protestanten in Österreich einen Rundgang zur Geschichte der Protestanten in Oberösterreich von der Ausbreitung des Glaubens über die Vertreibung von rund 100.000 Evangelischen zur Zeit der Gegenreformation bis zur Duldung durch Kaiser Joseph II. mittels Toleranzpatent von 1781, das die Basis für die heutige Evangelische Kirche darstellte. Die BesucherInnen dieses Museums sind, ebenso wie beim zuvor vorgestellten Jüdischen Museum, nicht mehrheitlich dieses Glaubens. Eine wichtige Besuchergruppe sind auch hier die SchülerInnen, die im Rahmen des Programms »Schule und

Museum« die Reisekosten für den Museumsbesuch vom Land Oberösterreich ersetzt bekommen.

Über die Situation der Vertriebenenmuseen in Bayern berichtete *Dr. Wolfgang Stäbler* von der Landesstelle für nichtstaatliche Museen in Bayern. Dort befinden sich mehr als 80 Museen und Sammlungen, die sich mit Vertriebenen aus den Gebieten im östlichen und südöstlichen Europa, die bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges von Deutschen besiedelt waren, beschäftigen. Besonders stark vertreten sind darunter Museen der Sudetendeutschen. Alle diese Sammlungen wurden zur Erinnerung an die »alte Heimat« angelegt, sie enthalten oft ganz persönliche »Devotionalien des Heimwehs«, wollen Identität bewahren und auch an den Verlust erinnern. Der erste Gründungsboom war 1949–59, also gleich nach der Vertreibung, der zweite in den Jahren 1980–89. Neben einigen größeren Häusern dominieren meist kleine bis kleinste Sammlungen (10–50 m²), die durchwegs ehrenamtlich betrieben werden. Die Untersuchungen sind u.a. in einer aufwändig gestalteten Publikation festgehalten, in der alle diese Institutionen vorgestellt und kurz beschrieben sind.

Eine Spezialgruppe von Vertriebenen aus Österreich, die Landler, und deren Museum in Bad Goisern, stellte *Mag. Renate Bauinger*, selbst als Deutschsprachige in Hermannstadt/Sibiu geboren, vor. Als Landler, nach dem »Landl«, dem Gebiet zwischen Gmunden, Vöcklabruck und Wels benannt, werden die Vertriebenen bzw. deren Nachkommen bezeichnet, die im 18. Jahrhundert im Zuge der Gegenreformation unter Karl VI. und Maria Theresia aus dem Inneren Salzkammergut in das heute zu Rumänien gehörende Siebenbürgen zwangsweise umgesiedelt wurden. In den drei siebenbürgischen Gemeinden Neppendorf, Großau und Großpolt konnten sie – so die Vortragende – bis in die Gegenwart ihre »österreichische Identität« in Sprache, Kleidung und Bräuchen bewahren. 1989/90 kam es zum massenhaften Wegzug der Landler, von denen sich die meisten in Deutschland, nur wenige in Österreich niederließen. Am 27. Juni 1992 wurde – auf Initiative von Dr. Lore-Lotte Hassfurther – im Heimatmuseum von Bad Goisern ein eigenes Landlermuseum eröffnet. Auf kleinem Raum werden hier die Geschichte der Landler, ihre Wohnkultur und protestantische Lebenshaltung am Beispiel von Haustextilien sowie Handwerk und Gewerbe anhand von teilweise sehr persönlichen Objekten dargestellt. Das Museum sei nicht nur »Endstation« für die Zeugnisse einer spezifischen Kultur, sondern auch Mittelpunkt der Landler-Treffen, der Ort, an dem die Landler Erinnerungen suchen und wo für sie »Identität eine Heimat gefunden hat«.

Den Abschluss des zweiten Vortragstages bildete die Generalversammlung des Österreichischen Museumsbundes sowie die Verleihung des Österreichischen Museumsgütesiegel im Lentos Kunstmuseum. Sieben Museen erhielten 2009 erstmals das Museumsgütesiegel verliehen, 96 Museen wurde das Museumsgütesiegel für weitere fünf Jahre zuerkannt.

Im Anschluss an den Österreichischen Museumstag wurde der 8. Oberösterreichische Museumstag abgehalten, weshalb erst am Tag danach die üblichen Museumsexkursionen statt fanden. Abschließend lässt sich feststellen, dass die Vorträge wie jedes Jahr einmal mehr, einmal weniger das Tagungsthema trafen, die meisten bemühten sich jedoch, dieses zumindest zu streifen. Als beruflich-soziales Zusammentreffen ist der Österreichische Museumstag jedoch eine, oder gar die wichtigste Veranstaltung für die österreichischen Museen und Sammlungen und damit wenn nicht identitätsstiftend, so zumindest sehr gemeinschaftsfördernd für diese.

Veronika Plöckinger-Walenta

Mobilitäten. Europa in Bewegung als Herausforderung kulturanalytischer Forschung

37. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Freiburg im Breisgau, 27.–30. September 2009

Grenzen verschieben sich, Menschen sind ebenso wie Güter und Ideen mobil, wollen es sein oder müssen es. Raumbezüge und Raumwahrnehmungen ändern sich, der Wandel bestimmt Politiken, Gesellschaften und Alltagspraxen. Die Herausforderung einer Beschäftigung mit diesen massiven Veränderungen durch Mobilitäten nahmen Ende September mehr als 400 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler an, die meist aus Deutschland, aber auch aus anderen europäischen Staaten und manche sogar aus Übersee nach Freiburg im Breisgau, der Stadt im Dreiländereck, gekommen sind. Organisiert von *Prof. Dr. Max Matter* (Freiburg) und den MitarbeiterInnen des Instituts für Volkskunde, fand in den Räumen der Albert-Ludwigs-Universität der 37. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde statt. Vier Tage lang boten eine Vielzahl von Plenarvorträgen, Sektionen und Panels Blicke auf die volks-

kundliche Beschäftigung mit unterschiedlichen aktuellen wie historischen Mobilitäten in Europa. Es wurden Fragen zu Europa als Raum, Idee und Utopie gestellt; es ging um Handlungsräume von Menschen, um soziale Mobilität und Geschlechterdynamiken ebenso wie um Politik(en), um Technik und Umwelt und die Frage, inwiefern Mobilitäten prägend für unsere Fachgeschichte sind.

Am ersten Tag des Kongresses bestand für die TeilnehmerInnen am frühen Nachmittag die Möglichkeit, selbst mobil zu sein und Freiburg auf thematischen Stadtführungen zu erkunden. Im Tagungsgebäude eröffnete später nach der Begrüßung von *Dr. h.c. Gernot Erler*, Staatsminister im Auswärtigen Amt, *Prof. Dr. Gisela Riescher*, Dekanin der Philosophischen Fakultät und dem 1. Vorsitzenden der dgv, *Prof. Dr. Reinhard Johler* (Tübingen) *Prof. Dr. Silke Göttsch-Elten* (Kiel) den Kongress. Sie fragte nach Alltagspraktiken, Deutungshorizonten und Forschungsperspektiven von Mobilität und betonte die Schwierigkeiten einer Definition des schillernden, allumfassend anmutenden Begriffs. Eine Analyse sei immer nur über Gegenbilder möglich, die größte Herausforderung des Kongresses sei die Vernetzung der verschiedenen Perspektiven. Sie zeichnete das Bild einer Mobilität, die immer nur als Gegensatz zu Sesshaftigkeit (hier gedacht als Haltung, unter deren Zeichen die Volkskunde quasi entstanden ist) denkbar ist und deren Einschätzung zwischen Kritik an Ortslosigkeit und Lob der Allbeweglichkeit schwankt. Letztendlich sei es möglich, über das Konstrukt Heimat die mit der Globalisierung einher gehenden Veränderungen zu ertragen – Heimat und Mehrortigkeit seien kein Gegensatz mehr. Mobilität sei vielmehr eine zentrale Metapher der reflexiven Moderne, deren Verwirklichung gleichzeitig aber für viele unmöglich oder negativ behaftet ist. Daher brauche es empirische Arbeiten, die sich der Thematik sensibel annähern und die Sicht der AkteurInnen und Fragen zum Verhältnis von Selbstdeutung und Theorien in den Mittelpunkt nehmen – eine Stärke des Faches, die es zu nutzen gelte.

Nach diesem Überblick, der die Vielschichtigkeit in der Beschäftigung mit Mobilitäten der kommenden Tage schon erahnen ließ und die Hoffnung auf einen spannenden Kongress weckte, fand der Sonntag seinen Ausklang mit einem Empfang und, wie Max Matter betonte, kulinarischen Spezialitäten der Region – als Kontrapunkt zum Kongressthema serviert von Trägerinnen lokaler Tracht.

Am Montag eröffnete Max Matter, kurzfristig für den erkrankten Prof. Dr. Michael Bommes (Osnabrück) eingesprungen, mit seinem Plenarvortrag den Blick auf ein Europa in Bewegung. Fragen nach Migration

und Integration als Forschungsfelder des Faches standen im Mittelpunkt seines Vortrages – Matter betonte die große Notwendigkeit interdisziplinärer empirischer Studien und fragte, warum dieser gesellschaftlich äußerst relevante Bereich in unserem Fach nur periphere Bedeutung hat. Er sah darin eine unnötige Selbstbeschränkung. Matter schloss mit der These, dass das Fach zur Verwirklichung von interkulturellem Verständnis beitragen kann. Während er ein allgemeines Plädoyer für mehr Beschäftigung mit Mobilität aussprach, wies *Prof. Dr. Floya Anthias* (London) im Anschluss auf die mangelnde Berücksichtigung der Kategorie Gender innerhalb der Mobilitätsforschung hin. Vor allem im Hinblick auf soziale Mobilität sei dieser Aspekt nicht zu vernachlässigen; sie forderte daher für künftige Studien ein neues Überdenken der Verbindungen, die sich aus Geschlecht, Gesellschaftsschicht und Ethnizität ergeben.

Nach diesen beiden Plenarvorträgen, die sich mit grundsätzlichen Forderungen an eine Auseinadersetzung mit Mobilität beschäftigt haben, fanden parallel Sektionen bzw. Panels statt, weshalb im Folgenden nur auf einzelne Beiträge näher eingegangen werden kann.

In der studentischen Sektion moderierte *Prof. Dr. Anke te Heesen* (Tübingen) neben der Vorstellung der Zeitschrift »Fensterplatz« die Präsentation von Projekten aus Frankfurt/Main (»Kulturtourismus und Europäisierung«), Marburg (»the basement turn. zum forschen in den keller gehen«) und Tübingen (»Tü amo – Italienisches im Tübinger Alltag«). Das Panel der dgv-Kommission Arbeitskulturen befasste sich unter Leitung von *Prof. Dr. Irene Götz* (München), *Dr. Klaus Schönberger* (Zürich) und *PD Dr. Manfred Seifert* (Dresden) mit Verschränkungen von Narrativen des Mobilen und des Immobilen. Gleichzeitig stellten mit Moderation von *Prof. Dr. Gisela Welz* (Frankfurt/Main) drei junge Forscherinnen ihre derzeitige Beschäftigung mit der Regierung Europas vor. *Dr. Sabine Hess* (München) fragte danach, wie, wo und durch wen Europäisierung stattfindet; in den Feldforschungen zu ihrem Habilitationsprojekt konnte sie in semistaatlichen Institutionen neue Akteure ausmachen. Hess' Plädoyer für eine neue Analytik und vor allem ihre Beschreibung eines transversalen Forschungsansatzes, mit dem sie sich der Netzwerkstruktur des Feldes nähern konnte, scheinen für künftige Herausforderungen an unser Fach viel versprechend. *Britta Schmidt M.A.* (Frankfurt/Main) ist in einer ethnographischen Studie bei attac Deutschland der Frage nachgegangen, wie über deren Aktivitäten Perspektiven auf den Klimawandel und darüber ein Common Sense entstehen. Klimaschutz als Diskurs, der Veränderungen durch jeweils dominante Denkrichtun-

gen unterworfen ist – hier wäre auch eine wissenschaftsgeschichtliche Auseinandersetzung interessant gewesen. Als letzte Vortragende dieser Sektion befasste sich *Dr. Alexandra Schwell* (Wien) mit der Frage nach österreichischen Reaktionen auf die sicherheitspolitischen Herausforderungen der Schengenerweiterung. Sehr anschaulich konnte sie zeigen, dass durch das Innenministerium und Boulevardblätter Sicherheitsrisiken instrumentalisiert und passend zu den je eigenen Zielen konstruiert werden. In dieser Sektion entstand das Bild eines Europa, das geprägt ist von neuen Formen des Regierens und der Meinungsbildung, ein Europa, in dem Nationalstaaten an Deutungsmacht verlieren und Soft Laws gewinnen. Für Annäherungen unseres Fachs an dieses komplexe Gebilde wurde mit dem Konzept der Transversalität eine Möglichkeit aufgezeigt, wie sich ethnographische Studien diesen Veränderungen anpassen könnten.

Am Nachmittag wurde deutlich, wie vielfältig das Spektrum der Beschäftigung mit Mobilität ist. Ein Panel befasste sich unter Moderation von *Dr. Ina Dietzsch* (Durham) mit Entschleunigung in der Mitte Europas, mit Denk- und Lebenswelten jenseits von Mobilitäten. Zeitgleich moderierte *Prof. Dr. Johannes Moser* (München) eine Sektion, die nach sozialer Mobilität, etwa deutscher Elitemigranten in Shanghai und São Paulo oder akademischer Existenzgründer, fragt. Das dritte Panel des Nachmittags, moderiert und kommentiert von *Prof. Dr. Beate Binder* (Berlin), wollte den Blick auf die Bedeutung lesbischer und schwuler Emanzipationsbewegungen für Wandlungsprozesse in Europa lenken. Die Hörerschaft des Panels bestand fast ausschließlich aus Studierenden und Doktoranden, hier herrschte also großes Interesse am Thema – das Fehlen der akademisch Etablierten war bedauerlich. Eingangs sprach *Andrea Bettels M.A.* (Greifswald) über die Geschichte homosexueller Frauen in der tschechoslowakischen Gesellschaft der 1960er bis 1980er Jahre und die Bedeutung der postsozialistischen Transformationen, *Richard Joseph Martin* (Princeton) anschließend ebenfalls auf empirischer Basis über seine Forschungen in der Berliner BDSM-Szene. Beide Ansätze haben sicherlich großes Potential zur Beantwortung der Frage, wie Sexualität zur Forschungskategorie werden kann, es ging hier jedoch weniger um Analytik als mehr um Beschreibung. Im dritten Referat dieses Panels befasste sich *Sebastian Mohr* (Berlin) über Sexualität als Kategorie des Wissens; das Auditorium vermisste die im Titel angekündigte Verbindung von Homosexualität und Wissenschaft in der DDR. Aus diesen drei unterschiedlichen und wichtigen Ansätzen Zusammenhänge inner-

halb des Panels bzw. zum Thema des Kongresses herzustellen, fiel nicht leicht – eventuell wäre eine noch stärkere Verknüpfung mit Raum hilfreich gewesen.

Im letzten Block des Tages wurde ein von *Prof. Dr. Alexa Färber* (Kiel) und *Dr. Stefan Lanz* (Frankfurt/Oder) geleitetes interdisziplinäres Forschungsprojekt vorgestellt, das sich mit Transformationen des Städtischen durch Billigflieger befasste. In einem von *Dr. Michi Knecht* (Berlin) moderierten Panel wurden Fragen nach den Konsequenzen der Mobilität und nach der Neuformulierung kulturwissenschaftlicher Forschung angesichts von Superdiversität und Transkulturalität aufgeworfen. Unter der Überschrift »Offene Räume« versammelten sich in der von *Prof. Dr. Thomas Hengartner* (Hamburg) moderierten Sektion drei Vortragende, die sich in ihren empirischen Studien mit ganz konkreten Raumelementen befassten. So machte sich *Prof. Dr. Jorge Freitas Branco* (Lissabon) auf die Suche nach dem Mobilen eines seiner Gestalt nach statischen Universitätsbaus; er listete die Veränderungen akribisch auf. *Dr. Guido Fackler* (Würzburg) schloss mit der Betrachtung von Verkehrswegen, also mit Mobilität aus der Perspektive des physischen Transports von Gütern und Menschen an und konnte anschaulich zeigen, wie durch die Techniken Landschaft und verschiedene Blicke darauf entstehen. Den Abschluss bildete *Prof. Dr. Róbert Keményfi* (Debrecen), der sich mit Karten beschäftigt, diese aber nicht als ein Ergebnis von geographischen Tatsachen versteht, sondern als kulturelle Zeichensysteme, geprägt von den Interessen und Intentionen des jeweiligen Verfassers.

Der dritte Tag des Kongresses begann mit vier gleichzeitigen Veranstaltungen. In der von *Prof. Dr. Timo Heimerdinger* (Mainz) moderierten Magistersektion konnten vier Absolventinnen ihre Projekte vorstellen, *Prof. Dr. Ingrid Tomkowiak* (Zürich) leitete eine Sektion, in der neue Entwicklungen europäischer Städte in Bezug auf Kulturhauptstadt- und Städtepartnerschaftskonzepte thematisiert wurden, die von *Prof. Dr. Karl Braun* (Marburg) moderierte Sektion trug die recht offene Überschrift Transformationen – hier ging es etwa um den Wandel des Ehrbegriffs von nach Deutschland zugewanderten Frauen. Parallel dazu moderierte *Prof. Dr. Werner Mezger* (Freiburg) vor vollem Saal eine Sektion, die den Fokus stark auf das Vielnamenfach lenkte, die fragte, woher es kommt und wohin es sich entwickeln könnte. *Dr. Heinke Kalinke* (Oldenburg) begann mit einem Blick auf die Zwischenkriegszeit; hier konnte sie interessante Berührungspunkte zwischen der sich als akademisches Fach etablierenden Volkskunde und der Wandervogel-Bewe-

gung aufzeigen. Ihr anschaulicher Bericht einer frühen Wanderreise von Studenten verdeutlichte die Suche nach einer immer mehr völkisch verklärten Heimat. Die Methode der ethnographischen Wanderung wurde bei diesen frühen Volkskundlern nicht reflektiert, weist aber in manchem Punkt überraschende Parallelen zur heutigen *multi-sited ethnography* auf. *Christian Marchetti M.A.* (Tübingen) befasste sich ebenfalls mit reisender Forschung. Es ging hier um die frühe österreichische Volkskunde im Habsburger Reich, um eine interdisziplinäre Expedition auf den Balkan im Jahr 1916, die zur Bestandsaufnahme der Kulturgüter der eroberten Länder und zu einer Annäherung an die Grenzen des Reichs beitragen sollte. Mit dem anschließenden Referat von *PD Dr. Friedemann Schmoll* (Tübingen) folgte ein wissenschaftsgeschichtlicher Blick auf die internationalen Verflechtungen der europäischen Volkskunden im frühen 20. Jahrhundert. Heute werden die Ansätze der damaligen Fachvertreter kontrovers diskutiert, die Wahrnehmungen liegen zwischen der einer nationalen Befangenheit auf der einen und einer ausgeprägten Internationalität auf der anderen Seite. Schmoll endete mit der provozierenden These, dass auch diese vor Torheit und Ignoranz nicht schütze. Auch hieran entzündete sich eine lange Diskussion – die einzelnen Redebeiträge bewiesen großes Interesse und Bedürfnis nach weiterer Aufarbeitung der Geschichte des Faches. Nach diesen Beiträgen näherte sich *Jens Wietschorke M.A.* (Berlin) in einem biographischen und wissenschaftsgeschichtlichen Beitrag Wilhelm Brepohl an – hier erfuhr Fachgeschichte eine Personifizierung. Brepohl erweist sich als zweischneidige Persönlichkeit: Einerseits hatte dieser früh mit innovativen Ansätzen das Ruhrgebiet als Forschungsfeld entdeckt und quasi eine Volkskunde der Mobilität begründet, war aber andererseits gleichsam rassenbiologischen, völkischen Denkweisen verhaftet und leistete etwa im Zweiten Weltkrieg ideologische Schützenhilfe.

Den Abschluss fand der Vormittag mit einem von *Prof. Dr. Bernhard Tschofen* (Tübingen) moderierten Plenarvortrag von *Prof. Dr. Johanna Rolshoven* (Graz). Sie sprach sich für die Fundierung einer kulturwissenschaftlichen Beschäftigung mit Mobilität und darüber für die Entwicklung eines Begriffs von kultureller Mobilität aus. Als Beispiel hierzu diente ihr die ausführliche Beschäftigung mit der urbanen Bewegungstechnik »Parcours«. Die Videosequenzen, die Rolshoven von dieser hochmobilen und dennoch ortsbezogenen Jugendkultur zeigte, demonstrierten nicht nur Freude an körperlicher Bewegung, sondern erlaubten auch Blicke auf neue Formen städtischer Netzwerke.

An diesem dritten Nachmittag des Kongresses fand die Mitgliederversammlung der dgv statt, die TeilnehmerInnen kamen erst wieder zum Abendvortrag von *Prof. Dr. Werner Schiffauer* (Frankfurt/Oder) zusammen. Hier gelang es Schiffauer, sich der Religion als transnationalem Phänomen zwischen den islamischen Ländern und der Migration in die europäische Diaspora jenseits des oft als problematisch beschriebenen Verhältnisses unserer heutigen Gesellschaft zum Islam zu nähern. Die Frage war dabei, welche Folgen die Abwanderung nach Europa und das dortige Leben als Minderheit für das religiöse Feld des Islam haben wird. In der anschließenden, von Max Matter moderierten Diskussion erntete Schiffauer viel Zustimmung, aber auch kritische Nachfragen angesichts der Aussagen über *den* Islam und *die* Moslems.

Am Morgen des letzten Kongresstages standen die von *Prof. Dr. Uwe Meiners* (Cloppenburg) moderierten Plenarvorträge von *Prof. Dr. Klaus Schriewer* (Murcia) und *Dr. Denis Chevallier* (Marseille) auf dem Programm. Anhand seiner Feldforschung in einer Siedlung nordeuropäischer RentnerInnen in Spanien beschrieb Schriewer das Verhältnis von Europäischer Union und ihren BürgerInnen. Er sah die Konzepte von Interpelation (L. Althusser) und *imagined community* (B. Anderson) als geeignet, sich dieser Relation zu nähern, und forderte auch für subjektbezogene Studien einen stärkeren Bezug auf politische Systeme. Dieser sei für eine Kulturwissenschaft Europas und der Europäischen Union unabdingbar. Chevallier hingegen nahm eine konkrete Museumsfrage in den Mittelpunkt. Er blickte auf die Herausforderungen, die die mobile Gesellschaft an die Institution Museum (und hier vor allem an *folk life museums*) stellt. Traditionelle Inhalte und Vermittlungstechniken entsprächen nicht mehr den Bedürfnissen der heutigen Zeit, es brauche Ansätze, die auf die konstante Bewegung von Menschen, Gütern und Ideen eingehen. Aber wie ist Mobilität im Museum aufstellbar? Beispielhafte Antwort gab Chevallier anhand einiger französischer Museen.

Eines der drei folgenden Panels knüpfte direkt an die Vorlage von Chevallier an. Unter Moderation von *Prof. Dr. Dr. Markus Walz* (Leipzig) befassten sich fünf Museumsbeiträge mit einer Fehlstelle der bisherigen Mobilitätsdebatte: Zur Diskussion standen die Relationen von polylokalen Personen und monolokalen Museen. Auf die museumspraktischen Beiträge vorbereitend befasste sich Walz mit Theorien zu Mehrortigkeit im Museum. Es ging ihm um die Frage, wie Dinge im Museum auf diese Lebenspraxis verweisen und darum, welche Auswirkungen aktuelle Tendenzen (Stichwort Partizipität) hier haben könnten.

Der Beitrag von *Dr. Elisabeth Tietmeyer* (Berlin) fasste das Problem nach der recht allgemeinen Einleitung von Walz enger. Bei ihr stand die museale Beschäftigung mit dem Phänomen der Transmigration im Fokus. Sie ging davon aus, dass TransmigrantInnen weniger zwischen zwei oder mehr Kulturen leben als in einer Hybridisierung dieser – hier ergibt sich für Museen die Aufgabe, sich den Manifestationen dieser Vermengung zu nähern. Konkrete Ansatzpunkte dafür sah Tietmeyer in der *multi-sited ethnography* und Untersuchungen der materiellen Kultur. Unberücksichtigt blieb in diesem hochinteressanten Beitrag die Frage nach Bezügen zu einer Kultur, die nicht emotional-nostalgisch besetzt sind. *Dr. Jens Stöcker* (Kaiserslautern), *Daniel Bein M.A.* (Hamburg) und *Jan Borgmann M.A.* (Glentleiten) berichteten anschließend in kurzen Beiträgen von den vielfältigen Möglichkeiten, wie in ihrer Praxis, in Museen oder Forschungsprojekten, Mehrortigkeit vermittelt wird: So ist die Rede von Raumbezügen US-amerikanischer Truppenverbände, von palastartigen Prachtbauten einer eigenständigen »Zigeuner«-Architektur (eine reflektierte, dennoch fragwürdige Bezeichnung) und von Lebenspraxen beim Wirtschaften auf der Alm. Parallel dazu beschäftigten sich Vertreter dreier Länder (Dänemark, Schweiz und Spanien) in einem Panel unter Leitung von *Prof. Dr. Thomas Højrup* (Kopenhagen) mit den Diskursen, die dort in Gesellschaft und Politik zu Globalisierung, Europäisierung und Migration geführt werden. Hier war es erneut bedauerlich, aufgrund der parallelen Struktur nicht alle Referate hören zu können und so auf diese Innensicht auf Gesellschaften verzichten zu müssen. Dies galt auch in Hinsicht auf die ebenfalls parallel laufende, von *Prof. Dr. Sonja Windmüller* (Hamburg) moderierte Sektion, in der es um Bilder auf Mobilität und Bewegung ging. Hier wurde etwa nach der Entstehung, der inneren Logik und der Funktion von Fremdbildern gefragt, es ging um Spuren von Mobilität in Photos und um Auto-Ethnographien von EuropäerInen, die zwischen mehreren Sprachen und Kulturen leben.

Nach der Mittagspause fanden die letzten drei Panels des Kongresses statt: Hier wurde mit Konzepten der *science and technology studies* Kritik an hergebrachten Vorstellungen von Raum und Mobilität geübt und mit *Prof. Dr. Daniel Drascek* (Regensburg) die Grenzen Europas als Forschungsmittelpunkt thematisiert. Die Moderatorin *Prof. Dr. Silke Göttsch-Elten* (Kiel) leitete das dritte Panel ein, das als einer der Höhepunkte der Freiburger Tagung zu bezeichnen ist. Hier ging es um die Volkskunde vor, zwischen und nach den Weltkriegen, es stand somit in direkter Verbindung zu den fachgeschichtlichen Referaten des vergan-

genen Tages. Ebenso wie dort wurde das große Interesse dem Thema gegenüber schon daran deutlich, dass die Zahl der TeilnehmerInnen die einiger Plenarvorträge bei weitem übertraf. Im Panel wurde nun die Ausrichtung der Volkskunde in ihrer Gründungsphase betrachtet und dabei eine andere als die im Fach gängige Perspektive vertreten. Den Anfang machte *Prof. Dr. Bernd Jürgen Warneken* (Tübingen) mit einem Beitrag, der enge Verbindungen zu dem von Friedemann Schmoll aufwies. Warneken ging näher auf das Kulturverständnis der frühen Volkskunde (1890–1918) ein und deutete es als ein universalistisches und eben nicht, wie weithin angenommen, als ein partikularistisches oder gar völkisches. Anhand vieler Belege untermauerte er seinen Standpunkt und fragte danach, warum diese Sicht so wenig verbreitet ist bzw. warum es so schwer falle, sich vom Bild einer nationalbornierten Volkskunde zu verabschieden. Der Beitrag von *Prof. Dr. Konrad Köstlin* (Wien) schloss sich chronologisch an: Er ging, beginnend in der Zwischenkriegszeit, darauf ein, wie wissenschaftliche Kontakte in Europa zunehmend abbrachen und allmählich eine Isolierung der deutschen Vertreter des Faches stattfand, die schließlich in einer Volkskunde als spezifisch deutsche Schöpfung mündete. Mit dem nachdenklichen Beitrag auf Internationalität und deutsche Volkskunde von *Prof. Dr. Brigitte Bönisch-Brednich* (Wellington) war das Panel im Heute angekommen. Nach einer Kritik an jüngsten Entwicklungen im Universitätsbetrieb wie der einer oftmals hysterischen Ausrichtung an der Globalisierung richtete die »Ausländerin«, wie sie sich selbst bezeichnete, einen flammenden Appell an ihre Hörerschaft: Die Volkskunde besitze die Theorien und Methoden, um sich den Herausforderungen der Moderne zu stellen – und müsse dies nun auch tun! Für den Fall, dass eine internationale Ausrichtung künftig nicht gelänge, entwarf Bönisch-Brednich ein düsteres Zukunftsszenario, dann werde es das Fach bald nicht mehr geben. Leider fand dieses mutige, mit großer Passion für das Fach vorgetragene Referat in der folgenden Diskussion wenig Nachklang – wachgerüttelt ist man geneigt, sich den Bedenken Bönisch-Brednichs anzuschließen.

Was bleibt nun vom dgv-Kongress in Freiburg? Im Abschlussvortrag fasste *Prof. Dr. Bernhard Tschofen* (Tübingen) Eindrücke, Nachfragen und Ausblicke zusammen. Er zog ein positives Resümee, sah etwa eine konzentrierte thematische Hinwendung, eine Entwicklung von neuen Fragestellungen und eine Sensibilisierung für ein Feld, in dem die Volkskunde schon lange Kompetenzen bewiesen habe. In seinen Schlussworten dankte *Prof. Dr. Reinhard Johler* (Tübingen) den Organisatoren für

den gelungenen Kongress. Aus den von der Autorin besuchten Panels und Sektionen bleiben folgende Gedanken: Es waren vier sehr gute organisierte Tage an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg voller interessanter Referate und Begegnungen. Es bleibt lediglich der Wunsch nach manch anderer Ordnung der einzelnen Beiträge; es wäre lohnenswert gewesen, grundlegende Beiträge im Plenum zu hören – empirische Studien hingegen eher in den Panels bzw. Sektionen. Dem Verständnis des Gesamtkongresses könnte es auch dienlich sein, theoretische Impulse in den ersten Tagen, quasi als Grundlage für das Kommende, zu platzieren. Inhaltlich wurde deutlich, dass das Thema des Kongresses ein wahrhaft weites Feld ist, dem sich VolkskundlerInnen in beeindruckender Vielfalt und Tiefe nähern können, dass Mobilität schon von daher berechtigterweise im Plural zu denken ist. Besonders erwähnenswert sind hier die empirische Orientierung und die Vielzahl der ethnographischen Zugänge, die berechtigterweise von den meisten RednerInnen als große Stärke des Faches gepriesen wurden. Dabei sind die Ansätze allerdings so unterschiedlich, dass sogar in Frage gestellt werden kann, ob es ausreichend ist, von Mobilität*en* zu reden, ob nicht eine Definition schlichtweg unmöglich wird. In Freiburg wurde deutlich, dass Mobilitäten und ihr Gegenüber, eine wie auch immer geartete Sesshaftigkeit, die Herausforderung unserer Zeit sind. Überraschend ist die Zahl derer, die die Überschrift des Kongresses nicht nur zu Beschäftigung mit historischen Mobilitäten angeregt hat, sondern zu Überlegungen zur Mobilität des Faches Volkskunde an sich, also zu einer Auseinandersetzung mit der Fachgeschichte. Wie Köstlin im Abstract zu seinem Vortrag schreibt, bezieht sich die Beschäftigung damit weniger auf die Vergangenheit, sondern vielmehr auf Fragen aus der Gegenwart des Faches. Was heißt das nun, warum nimmt die Beschäftigung mit der Geschichte des Faches einen so zentralen Raum ein? Blicken wir krisengebeugt in die Vergangenheit, um uns zu vergewissern, wo wir herkommen und wo wir hingehen können? Mobil sein – hieße das, übertragen auf unser Fach nicht, sich Altem, Vertrautem und Liebem zwar bewusst zu sein, sich aber auch ein Stück weit davon zu trennen, um so neue Blicke wagen zu können? Der Grat zwischen Verlust der eigenen Identität und Zugewinn mag schmal sein, bei vorsichtigem Begehen dennoch aber lohnenswert. Es bleibt zu hoffen, dass die dgv-Hochschultagung in Marburg im kommenden Jahr unter dem Titel »Umbruchszeiten« hierzu weiterdenken wird.

Carmen Weith

Die Leiche zuckt noch? Die Leiche hat vier Tage lang auf dem Tisch getanzt!

Impressionen einer Studierendentagung

Unter dem Thema »Altes und Neues« fand vom 11. bis zum 14. Juni 2009 die Studierendentagung Innsbruck 09 statt. Wie die vorangegangen Veranstaltungen dieser Art war sie ein rein studentisches Projekt, frei nach dem Motto: *von* Studierenden, *für* Studierende und gerade *wegen* Studierenden. Obwohl die Bezeichnung Studierendentagung nicht so sehr den Eventcharakter der Veranstaltung unterstrich wie die vormalige Benennung Studierendentreffen, nahmen über hundert Studierende der Europäischen Ethnologie, Empirischen Kulturwissenschaft, Populären Kulturen, Kulturgeschichte und der Volkskunde aus dem gesamten deutschsprachigen Raum teil – für die VeranstalterInnen spiegelte sich hier das ausgeprägte studentische Interesse am Fach sowie die Motivation, sich aktiv in dessen Gestaltung einzubringen. Das erklärte Ziel der Tagung war es, uns und unseren Gästen »die Möglichkeiten zum gegenseitigen Austausch [zu] geben, um Kontakte zu knüpfen und mittels verschiedener Workshops gemeinsam den wissenschaftlichen Fachdiskurs auf studentischer Ebene wahrzunehmen, zu bearbeiten und zu bereichern«[1]. Dies geschah im Rahmen eines zweitägigen Workshopprogramms, in dem die TeilnehmerInnen in insgesamt neun Arbeitskreisen und auf äußerst produktive Weise ein breitgefächertes Themenspektrum bearbeiteten. Die Ergebnisse der Kleingruppen, aber auch deren Eindrücke von den Workshops wurden im Rahmen einer gemeinsamen Abschlussveranstaltung am Sonntag Vormittag präsentiert. Weiters galt es für uns Innsbrucker, den studentischen Wanderpokal *Koffer* an die Veranstalter der nächsten Studierendentagung weiterzureichen – eine beinahe wehmütige Angelegenheit.

Aber wie kommt Innsbruck als kleines, schon totgesagtes Institut überhaupt dazu, eine Veranstaltung dieser Art tragen zu wollen? Will man *Amanfanganfangen*, muss man wohl zwei Jahre zurückblicken und die ansprechende Wiener Veranstaltung[2] nennen, die unter Innsbrucker

1 Einladung zur Studierendentagung Innsbruck 09, http://www.uibk.ac.at/geschichte-ethnologie/aktuelles/studierendentagung/tagung.html (aufgerufen am 20.11.2009).

2 dgv-Studierendentreffen 2007, Gedanken zur Fachidentität.

Studierenden erste Flammen der Begeisterung schürten. Ebenso kann die Bewerbung als Zeichen des Aufwindes gesehen werden, der durch die Innsbrucker Europäische Ethnologie wehte: die angekündigte Neubesetzung des Lehrstuhls, steigende Studierendenzahlen und die abgewendete Auflösung des Fachs. Diese Euphorie sprang in Kiel[3] wohl so sehr auf die Kommilitonen über, dass Innsbruck als Tagungsort 2009 gewählt wurde. Was dann folgte, war für uns als Organisationsteam – wahrscheinlich wie für unsere Vorgänger auch – ein einzigartiges Experiment und eine spannende Herausforderung. Wir hatten allesamt Feuer gefangen für eine Veranstaltung, die uns erlauben würde, Studierende anderer Universitäten persönlich kennen zu lernen, uns mit ihnen zu vernetzen, auszutauschen sowie gemeinsam an spannenden Themen zu arbeiten – Themen, die wir selbst und nach unseren eigenen Interessen und Wünschen gestalten konnten. Das Potential der Veranstaltung sahen wir darin, die studentische Gestaltungskraft nach außen, aber auch nach innen, für uns selbst, sichtbar zu machen. Auch das Eintauchen in die universitären Strukturen der Wissensgenerierung, des Wissensaustausches sowie der Administration erschien uns reizvoll.

Zwischen Vorstellung und praktischer Umsetzung klafft aber bekanntermaßen oft eine breite Kluft. Wie sah der Spagat darüber aus? Einem lauschigen und lockeren Abend zu Beginn der Organisationsphase folgten hunderte Stunden Arbeit: Diskussion, Ideenfindung, Ideenverwertung, Ideenverwerfung, Textproduktion, Finanzkalkulation, Grafikgestaltung, Überzeugungs- und Motivationsarbeit, aber auch Kistenschleppen, Buffet-Organisieren, Kopfzerbrechen, Protokollwut-Haben, Sich-über-bürokratische-Universitäts-Strukturen-Ärgern und so weiter und so fort. Und alles auf ehrenamtlicher Basis – das versteht sich. Zwei der wichtigsten Punkte in diesem Zusammenhang sollen im Folgenden heraus gegriffen werden: die thematische Ausrichtung sowie der Zugang zu entsprechenden Fördermitteln die zur Umsetzung unsere Ideen nötig waren.

Zunächst zu unserem Stern, der grundsätzlichen Orientierung, dem Tagungsthema: »Altes und Neues«. Dieser Stern, um beim metaphorischen Bild zu bleiben, sollte nicht nur einen Weg ausleuchten, sondern den Gabelpunkt mehrerer angestellter Überlegungen erhellen. Zunächst kann festgestellt werden, dass »Altes und Neues« viele Lesarten zulässt.

3 dgv-Studierendentreffen 2008, Von der Kunst, kein Taxifahrer zu werden.

Der Bruch zwischen Altem und Neuem kann eine mögliche Perspektive sein, ebenso aber auch die Integration des anscheinend dichotomen Begriffpaares: Versöhnlich nebeneinander gestellt und nach den Regeln der Dialektik synthetisiert, öffnet es Interpretationsräume. Diese Deutungsbreite hat es uns schließlich auch ermöglicht, die verschiedenen sich abzeichnenden Assoziationen zu fassen. Etwa der schon angesprochene Aufwind am Institut, die Neubesetzung des Innsbrucker Lehrstuhls, die drohende Auflösung des Faches, die Neuerungen im Zuge des Bologna-Prozesses. Wie sind diese Veränderungen im Lichte des Themas »Altes und Neues« zu beurteilen?

»Die Leiche zuckt noch«, soll einer der letzen dgv-Vorsitzenden zum Innsbrucker Institut für Europäische Ethnologie/Volkskunde angemerkt haben, als dessen Ende schon beschlossene Sache war. Wenige Jahre später darf man anfügen, dass es inzwischen Teil der Geschichte ist.[4] An anderen Orten fusionierte man ebenso, und insgesamt drängt sich langsam, aber sicher die Frage auf, wie lange denn die großen Institute noch standhalten werden und ob sie die schon durch viele Münder artikulierte Reform der Bologna-Reform denn übertauchen werden. Das Zucken der Leiche bleibt kein lokales, auf Innsbruck begrenztes Phänomen. Einiges an Erklärungsbedarf scheint dabei allerdings vonnöten, vor allem wenn man die einhergehende Konjunktur europäisch-ethnologischer Schlüsselthemen, deren Definitionsmacht die Volkskunde einmal inne hatte (und wohl noch hätte[5]), sowie den starken Zustrom von Studierenden betrachtet. Gerade die Metaphorik der Leiche konfrontiert mit einem ebenso großen wie ungewissen Fragezeichen. »Die Leiche tanzte« lautet deshalb der etwas makabre Titel dieses Tagungsberichtes, der aber nicht die Euphorie der Verzweiflung, sondern den Lebenswillen der Totgesagten dokumentieren soll.

4 Im Zuge der Neustrukturierung der Universität Innsbruck fand unter Miteinbeziehung des Instituts für Europäische Ethnologie/Volkskunde eine Fusionierung der geschichtswissenschaftlichen Institute zum Institut für Geschichte und Ethnologie statt.

5 »Herders Ideen zum ‚Volk' werden heute grausam exekutiert«, merkte Konrad Köstlin zur Definitionsmacht der Volkskunde an und unterstrich damit, dass gesellschaftliche Relevanz nicht erst ge- und erfunden werden muss. Vgl. Konrad Köstlin: Das ethnographische Paradigma und die Jahrhundertwende, in: Ethnologia Europaea, 24, 1994, S. 5–20, hier S. 6.

Die Krise als Ursache des Zusammenrückens, als Trigger des Gemeinschaftsdenkens, für Integration und Solidarität, war Ausgangspunkt der Überlegung. »Altes und Neues« als Tagungstitel wollte deshalb, ganz in diesem Sinne, wohl mehr als Frage an die Gesamtheit des, *falkensteinisch* betrachtet, äußerst jungen Vielnamenfachs verstanden werden und trachtete danach, die Aufforderung zur Mitarbeit auch an jene zurückzureichen, die den Studierenden Gestaltungsraum überließen. Denn schließlich soll es im Lichte der gewaltig gewalttätigen Bologna-Zäsur nicht mehr darum gehen, das Fach in seinen Befindlichkeiten auszuleuchten. Es ist an der Zeit, allen Widrigkeiten des Erfolgs- und Effizienzdenkens zum Trotz, gemeinschaftlich die Inhalte, die das Fach unkonventionell und interessant, gleichermaßen aber so unverständlich und vieldeutig machen, in die neuen Universitätsstrukturen zu integrieren.

»Altes und Neues« taugte, um sowohl die reflexiven als auch die pragmatischen Ebenen zu vereinen. Um Letztere Revue passieren zu lassen: Wir standen vor der Schließung des alten Instituts, deren Abwehr schon wieder alt ist; wir stehen mitten in neuen Reformen, die eine neue Positionierung erfordern und uns neue Strukturen in einem älterem Fach bescheren; wir stehen mit neuen Studierenden vor neuen Themen und müssen sowohl eine alte als auch eine neue Verantwortung tragen. Und genau hier finden sich die verschiedenen Lesarten, denn wie ist unser Umgang mit diesem Alten und Neuen: nebeneinanderstellen, integrieren, verwerfen, synthetisieren?

Der zweite nötige Spagat, der die Kluft zwischen Vorstellung und Wirklichkeit zu überbrücken suchte, galt der Finanzierung. Nicht nur, dass wir unseren Gästen etwas bieten wollten, das über die Arbeit hinaus reichte und auch geselliges Beisammensein ermöglichen sollte. Vielmehr war unsere Intention, InteressentInnen nicht aus finanziellen Gründen von der Tagung auszuschließen. Zumindest die Kosten für Material und die Raummieten sollten gedeckt sein. »Geld her!« war unsere Devise, aber: »Weiß überhaupt jemand, wie das geht?« Denn obwohl viele Alumni an Projekten arbeiten, ist der Bereich des Projektmanagements ein Stiefkind der kulturwissenschaftlichen Ausbildung. Konzepte schreiben, Finanzpläne erstellen und Subventionsanträge stellen – dies sind nur einige der Kompetenzen, die unabdingbar für ein solches Vorhaben sind, für uns aber absolutes Neuland waren. Was uns alleine nicht gelungen war, nämlich die öffentlichen Subventionsgeber zu überzeugen, wurde erst erreicht, als das Treffen zur Tagung umbenannt und als universitäres Drittmittelprojekt anerkannt worden war.[6] So war das gesamte Jahr der

Vorbereitung an einem seidenen Faden gespannt: zwischen Ideen, Inhalten, hehren Zielen und der organisatorischen Praxis, die sich zumindest zu Beginn aufgrund unseres Erfahrungsmangels erst einspielen musste. Und das selbstorganisierte Werkeln wäre wohl erheblich schwerer gefallen, hätten wir nicht dankenswerterweise so viel Unterstützung von Seiten der Institutsleitung, der InstitutsmitarbeiterInnen, der Fachverbände, des Volkskunstmuseums, der Studierendenvertretung und – nicht zu vergessen – der Studierenden erfahren.

Diese breite Unterstützung ermöglichte schließlich die Durchführung eines breitgefächerten Workshopprogramms. Dieses erstreckte sich von der Bearbeitung thematischer Teilgebiete, von methodischen Herangehensweisen, medialer Umsetzung des fachlichen Wissens bis zur studentischen Selbstverortung im Fach.

Ein aktuelles Thema griff der Workshop »Fußball – Mehr als nur ein Sport« auf. Dabei konzentrierten sich die TeilnehmerInnen unter der Leitung von *Georges Yucesoy* besonders auf die Fangemeinde der Ultras, die sich aktiv in das Fußballgeschehen einzumischen versuchen. Neben einer umfangreichen Recherche im Internet interviewte die Gruppe auch aktive Ultras und beschäftigte sich mit deren kulturellen Objektivationen, Selbstverständnis und Problemen.

Helga Kirchleitner und *Julia Lechner* organisierten den Workshop »Altstadt-NOidorf: Blick auf eine kleine Weltstadt«. Die Gruppe setzte sich mit alten und neuen Zeugnissen von Innsbruck auseinander. Ausgehend von der Überlegung, dass der permanente Wandel einer Stadt von den BewohnerInnen nicht in seiner Dynamik erlebt wird, untersuchte die Gruppe insbesondere die sich verändernde gewerbliche Infrastruktur der historischen Altstadt und im Kontrast dazu das Olympische Dorf als relativ jungen Stadtteil.

Im Workshop »Video – aus 2 Tagen 30 sec machen« von *Richard Schwarz* drehte sich alles um die mediale Vermittlung fachrelevanter Inhalte, die dafür notwendigen praktischen Fähigkeiten, aber auch um die

6 Fördergeber waren die Deutsche Gesellschaft für Volkskunde (dgv), der Österreichische Fachverband für Volkskunde (öfv), das Land Tirol, das Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung (BMW_f), die Österreichische Hochschülerschaft (ÖH), die Fakultätsstudienrichtungsvertretung der Philosophisch-Historischen Fakultät der Universität Innsbruck und die Philosophisch-Historische Fakultät der Universität Innsbruck. Ihnen allen sei an dieser Stelle ausdrücklich für die Unterstützung gedankt.

Reflexion der Methode. Den Konstruktionscharakter von in sich abgeschlossener Narration im Hinterkopf behaltend, drehte die Gruppe einen kurzen Werbespot für die Europäische Ethnologie.[7]

Ebenfalls mediale Vermittlungsstrategien hatte der Workshop »s´funkt« von *Sandra Linter* und *Michael Neuhauser* im Fokus. Dabei gingen die TeilnehmerInnen mittels Zeitungsartikel und Internetrecherche, aber auch Interviews der Mythisierung und Kommerzialisierung des Tiroler National- und Freiheitshelden Andreas Hofers auf den Grund. Mit diesem Material gestaltete die Gruppe einen ca. einstündigen Radiobeitrag.[8]

Die Geschichte beim Schopfe packend und eine Basismethode der Europäischen Ethnologie näher beleuchtend, beschäftigte sich der Workshop »ZU FUSS. Volkskundliche WandErkundungen« von *Martina Hausmann* mit dem Wandern und Beobachten. Diese sich auf Riehl berufende alte Arbeitsweise wurde dabei anhand von zwei Wander- und Beobachtungstouren kritisch hinterfragt. Dabei stellten die TeilnehmerInnen zwar einerseits methodische Schwierigkeiten fest, konnten anderseits aber einen Zusammenhang zwischen Wandermotiv, kultureller Objektivation und Wanderrouten ausmachen.

Einen Schwerpunkt auf Methodik legte der Workshop »Innsbrucker Raumwahrnehmungen im Spiegel von Mental Maps«, vorbereitet von *Sarah Sailer, Jenny Illing* und *Stefanie Kießling*. Die Methode des *mental mapping* wurde in Diskussionen, mittels Fachliteratur aber auch in der Praxis auf ihre Stärken und Schwächen hin untersucht. Ein besonderes Augenmerk galt dabei der unterschiedlichen Raumwahrnehmung von Neu- und Alt-InnsbruckerInnen.

Weiters beschäftigte sich der Workshop »Experimentelle Ethnologie – Ein Flashmob vor dem Goldenen Dachl« mit methodischen Fragen. Müssen Europäische EthnologInnen als ForscherInnen zwingend den passiven, beobachtenden und selten eingreifenden Part einnehmen, fragte sich die Gruppe und erprobte mittels aktiver Teilnahme an einem Smartmob einen anderen Weg. Überdies wurden auch der Grundgedanke, die Organisation, der Ablauf und die Wirkung eines Flashmobs auf Passanten untersucht.

7 Abrufbar unter http://www.vimeo.com/5270380 (aufgerufen am 20.11.2009).

8 Abrufbar unter http://www.uibk.ac.at/geschichte-ethnologie/aktuelles/studierendentagung/workshops.html (aufgerufen am 20.11.2009).

Mit der Selbstverortung Studierender im Wissenschaftsbetrieb, der Wissensgenerierung und der Wissensvermittlung beschäftigte sich der von *Elisabeth Wackerle* und *Martin Steidl* vorbereitete Workshop »Studentische Gestaltungskraft«. Die Gruppe setzte sich mit Zäsuren des Fachs, etwa mit Falkenstein oder den – sehr dürftigen – Vereinbarungen zum Bologna-Prozess, auseinander und fragte, wie sich eine studentische Wissenschaftsgemeinschaft gemeinschaftlich organisieren und einbringen könne.

In einem weiteren Workshop wurde die redaktionelle Arbeit für die erste Ausgabe zur studentischen Zeitschrift »Fensterplatz« fortgeführt und fertig gestellt. Außerdem wurde über das Thema der nächsten Ausgabe und den Call for Papers hierzu diskutiert.

Neben der fachlichen Arbeit kam jedoch auch der informelle Aspekt nicht zu kurz. Die Eröffnungsveranstaltung im Volkskunstmuseum, die gemeinsam verbrachten Abende und das Abschlussfest im Kulturgasthaus Bierstindl boten reichlich Raum für Kontakte und persönliches Kennenlernen.

Was bleibt von der Tagung? Lebendige Eindrücke, reichlich Erfahrung, vielleicht auch harte Fakten, schwarz auf weiß. Denn die Workshops sollen in einer eigenständigen Publikation als Prozesse der Wissensgenerierung, abseits des Denkens in Erfolgen, beschrieben werden. Und was bleibt noch? Die Vorfreude auf nächstes Jahr, dem Koffer nach Jena zu folgen, um dort altbekannte Gesichter und neue Herausforderungen zu finden.

Alexandra Bröckl, Stefanie Kießling, Martin Steidl

Bericht über den 25. Österreichischen Historikertag vom 15. bis 19. September 2008 in St. Pölten

Der nunmehr in dreijährigem Rhythmus veranstaltete Österreichische Historikertag ist in die Jahre gekommen. Diese Feststellung bezieht sich zunächst auf die erfreuliche Tatsache, dass in St. Pölten seit 1945 bereits die 25. Tagung des Verbandes Österreichischer Historiker und Geschichtsvereine stattfand. Also eine Jubiläumstagung, die Anlass zu einer Standortbestimmung hätte geben können. Davon war allerdings nichts zu bemerken. Das einstige solidarische Interesse der Historikerzunft an

ihrer Verbandstagung scheint im Abnehmen begriffen zu sein. Sogar die geplante Generalversammlung des Verbandes Österreichischer Historiker und Geschichtsvereine wurde kurzerhand abgesagt. Dabei hatten die örtlichen Veranstalter, das Niederösterreichische Archiv und das Niederösterreichische Institut für Landeskunde, mit der Wahl des Tagungsortes im Neuen Festspielhaus und in der NÖ Landesbibliothek die besten Voraussetzungen für einen reibungslosen Ablauf der Tagung geschaffen. Der Große Saal des Festspielhauses, in dem die TeilnehmerInnen allerdings etwas verloren wirkten, bot denn auch den würdigen Rahmen für die Eröffnung.

Mit Genugtuung konnten die Anwesenden aus dem Mund von Landesrat *Mag. Wolfgang Sobotka* das Bekenntnis des Landes Niederösterreich zur Bedeutung der Geisteswissenschaften vernehmen. In seiner beachtenswerten Begrüßungsansprache zollte er der Qualität der historischen Forschung ein großes Lob. Den hohen Leistungsstandard sah er in der Herausgabe einer dreibändigen Geschichte Niederösterreichs im 20. Jahrhundert, des NÖ. Urkundenbuches und in der Edition der Bestände der Stadtarchive, die alle im Rahmen der Tagung präsentiert wurden, dokumentiert.

Anschließend an die Rede von Landesrat Sobotka, der auch, sollte sich kein anderes Bundesland finden, neuerlich eine Einladung für den nächsten Historikertag aussprach, referierte der Rektor der Universität Innsbruck *Karlheinz Töchterle* über »Die fragile Basis der Geisteswissenschaften und ihre machtvolle Entwicklung«. Eingangs stellte er fest, dass es eine Fülle an Definitionen für die Geisteswissenschaft gibt, die sich auf eine enge und auf eine weite generalisieren lassen. Landläufig verstehe man die Geisteswissenschaften im Gegensatz zu den Naturwissenschaften als *moral sciences*. Bei all dem müsse freilich bedacht werden, dass das geisteswissenschaftliche Bildungsideal einem ständigen Wandel unterliege. So sei vor allem Johann Joachim Winkelmann die Rezeption der Antike zu verdanken. Die Reformen Wilhelm von Humboldts riefen einen neuen Idealismus hervor und der solcherart wiedererwachte Neuhumanismus wurde zum Ausgangspunkt einer neuen Wissenschaftsauffassung. Das führte im 19. Jahrhundert zur Gründung der philosophischen Fakultäten und der humanistischen Gymnasien, die den Bildungsbetrieb in Deutschland maßgeblich bestimmten. In der Folge wurde der Neuhumanismus durch den Historismus und den Positivismus abgelöst. Die klassische Philologie verlor dadurch ihre Basis und ihren Schwung. Demgegenüber waren die Texte zu allen Zeiten wichtig. Sie dienen den

Geisteswissenschaften zur Interpretation, den Geschichtswissenschaften zur Schaffung von Identifikation. Gegenwärtig scheint, wie der Vortragende konstatierte, das humanistische Fundament weggebrochen zu sein. Die alten Sprachen hätten ihren Sitz im Leben verloren, dennoch rekurrierten alle Wissenschaften weiterhin auf die humanistischen Fächer. Karlheinz Töchterle zeigte sich, etwa mit dem Hinweis auf die Semiotik, daher durchaus optimistisch, dass es neuerlich zu einer Konjunktur der Geisteswissenschaften kommen werde.

Im Anschluss an diese Eröffnung begann sich die Tagung in die verschiedenen Sektionen aufzuspalten. Als Neuerung kamen zu den 18 Sektionen am Historikertag in St. Pölten zusätzlich noch zwei weitere Sektionen hinzu: eine Sektion für »Frauen- und Geschlechtergeschichte« und anlässlich des 20jährigen Bestehens des Instituts für Geschichte der Juden in Österreich eine Sektion »Jüdische Geschichte«. Die Fraktionierung der einzelnen historischen Teildisziplinen in Sektionen ermöglicht zwar einen aktuelleren und persönlicheren wissenschaftlichen Austausch und eine intensivere Diskussion unter den SpezialistInnen, auf der Strekke bleibt freilich eine Gesamtschau, wie sie bei früheren Tagungen durch Plenarvorträge geboten wurde. Diese Aufteilung führt auch dazu, dass die Vortragenden wie die TeilnehmerInnen vielfach nur mehr zu ihrer Sektion kommen.

Für die in Sektion 11 noch unter der alten Fachbezeichnung vereinigte Historische Volks- und Völkerkunde stand ein Nachmittag zur Verfügung, an dem nach üblicher Gepflogenheit jeweils zwei Vorträge gehalten wurden. Für die Volkskunde referierten *Univ. Prof. Dr. Klara Löffler* über »Dinge als Medien, Medien als Dinge. Fragestellungen der Europäischen Ethnologie« und *Ass. Prof. Dr. Burkhard Pöttler* »Zur Materialität der Alltagsdinge«, für die Völkerkunde *Univ. Doz. Dr. Helmut Lukas* »Über die Notwendigkeit einer Zusammenarbeit zwischen Geisteswissenschaften und Kulturanthropologie in Südostasien« und Lektorin *Dr. Gabriele Weichart* über »Christliche Kirchen und »westliche« Schulen: Integration und Individualität in Nord-Sulawesi«.

Klara Löffler wählte zur Veranschaulichung ihrer Thesen das Begriffspaar Buch und Lesen. Ausgehend von der traditionellen Sachkulturforschung verwies sie darauf, dass das Buch nicht nur ein Medium zum Lesen und zum Schmökern sei und solcherart der Bildung und dem Vergnügen diene, sondern dass es sich beim Buch auch um ein Objekt handelt, dem eine Geschichte und ein spezieller (subjektiver) Stellenwert zukommt. Diese unterschiedlichen Seinsweisen lassen sich mit den Kate-

gorien Aneignung und Bedeutung erfassen. Während ersteres mehr der Pädagogik zuzuordnen ist, beschäftigt sich die Kulturwissenschaft mit der Wertigkeit des Buches. Hier bildet die Verortung des Buches einen ersten interessanten Zugang. Wo stehen welche Bücher in der Buchhandlung, wo finden sie sich im privaten Bereich und welche Rolle spielen sie hier? An Hand des Kochbuches, das sich ja dem gängigen Leseverhalten entzieht, deutliche Gebrauchsspuren zeigt, mit handschriftlichen Ergänzungen versehen ist und seinen Platz in der Küche hat, gelang es Klara Löffler sehr plausibel, die Spezifik kulturwissenschaftlicher Betrachtungsweisen zu verdeutlichen.

Auf die Frage nach den empirischen Grundlagen ihrer Ausführungen replizierte Klara Löffler, dass es ihr in dem Vortrag im Sinne einer qualitativen Methode um die Bewusstmachung von Problemstellungen ging.

Burkhard Pöttler legte in seinem Vortrag das Augenmerk auf die Tatsache, dass innerhalb der Sachforschung die Materialität vielfach außer Acht gelassen wurde, dass aber gerade ihr eine wichtige Rolle für die Wertigkeit der Dinge insbesondere auch im Alltag zukomme. Anhand der Wohnwelt beziehungsweise des Hausbaus exemplifizierte Pöttler die Bedeutung der unterschiedlichen Materialien. Gerade die Berücksichtigung der Materialität ist nämlich geeignet, einen Beitrag zur Kulturanalyse zu leisten.

Ausgehend von den strukturellen Unterschieden der Tieflandvölker mit den Hochland- oder Inlandvölkern betonte Dozent Lukas in seinem überaus lebendig vorgetragenen Referat die Notwendigkeit der oralen Forschung, um die »Lao« in ihren Eigenheiten erfassen zu können, was freilich die Kenntnis der indigenen Sprachen zur Voraussetzung habe. Er warnte auch vor einem zu unkritischen (exotischen) Blick auf die voreuropäische Zeit, mit dem man der tribalen Gesellschaft keinesfalls gerecht werden könne.

Gabriele Weichart, die neben Australien Indonesien zu ihrem Spezialgebiet zählt, beschäftigte sich in ihrem Vortrag mit der Gesellschaft von Minahasa, einer Provinz im Nordosten von Sulawesi (ehemals Celebes). In dieser Region hatte die Kolonisation, insbesondere jene durch die Niederlande, starke Spuren hinterlassen. Kirche und Schule (fast 100% evangelisch) sollten die zahlreichen ethnischen Gruppen vereinheitlichen. Sie verhießen sozialen und ökonomischen Aufstieg in der eigenen Gesellschaft, in der Kolonialverwaltung und in den Kirchenverbänden. So entstand – neben den Aristokraten, die ihre Privilegien weiter vererbten – eine neue, aufstrebende, westlich orientierte Mittelklasse, was zu einer

größeren sozialen Diversifizierung führte. Die Kopfjagd gilt freilich nach wie vor als Topos für die Minahasa.

Abschließend sei darauf hingewiesen, dass alle Vorträge, auch jene der anderen Sektionen, im Tagungsband (= Berichte über den 25. Österreichischen Historikertag in St. Pölten), der hoffentlich bald erscheinen wird, nachzulesen sein werden.

Franz Grieshofer

Utz Jeggle †

Empirie. Feldforschung. Judendörfer. Kiebingen. Psychoanalyse.

Fünf alphabetisch gereihte *keywords* sind heute der Rahmen für die Selbst-Verschlagwortung wissenschaftlicher Artikel. Utz Jeggle bediente solche Systeme eher lakonisch, mit einer Mischung aus Geduld und Subversion – man schaue sich nur den Eintrag »Gewürzluiken« im Sachregister des Feldforschungsbandes an, das steht dort zwischen »Geschlechtszugehörigkeit« und »Ginzburg, Carlo«. Für mich persönlich markieren die fünf *keywords* Themen und wissenschaftliche Haltungen, die ich mit Utz Jeggle als Lehrer verbinde. Darüber hinaus aber sind das auch Felder, in denen er mit der Kulturwissenschaft EKW für Innovationen gesorgt hat, die interdisziplinär leider bis heute zu wenig bekannt sind. Die Verantwortlichen am Tübinger Institut arbeiten merkwürdigerweise nach besten Kräften an diesem Vergessen – einige Zeit lang durfte er auf der dortigen Homepage noch mit dem Vermerk auf seinen Tod und einige Nachrufe gestorben sein, die Seite zu seiner Person mit der Liste der Publikationen wurde nun aber nicht einmal drei Monate nach seinem Tod entfernt, als ob er nie dabei gewesen wäre. Dass sogar das Internet für Erinnerung und Würdigung zu klein scheint zeigt, wie schwierig der Umgang mit einem solchen Verlust ist. Allerdings hätte Utz Jeggle als Forscher des Erinnerns und Vergessens die Tatsache, dass es im Internet einen unkontrollierbaren Ort namens *im cache* gibt, an dem er nun zu finden ist, sicher gefallen.

Empirie. Utz Jeggle war ein kulturwissenschaftlicher Empiriker. Ich meine damit »Empiriker« der Art die, wie Michel Foucault in seiner Studie zur »Geburt der Klinik« aufgewiesen hat, gemeinsam mit den »Scharlatanen« von der modernen Wissenschaft zurückgelassen wurden:

Weil sie keine Trennung in Theorie und Empirie vornahmen, weil sie bestimmte Systematisierungen die ohne ein wahrnehmendes Subjekt auskamen als wenig ertragreich erfuhren, weil sie keine Daten im Labor produzierten sondern im lebendigen Zusammenhang sich ein Bild machten und dann einen Reim darauf. Foucault untersuchte das für eine emergente medizinische Praxis; in den sich herausbildenden Sozial- und Kulturwissenschaften dürfen wir von ähnlichen Prozessen der Abspaltung des im wörtlichen Sinne empirischen (nämlich: erfahrungswissenschaftlichen) Moments ausgehen, auch wenn das bisher wissensarchäologisch kaum untersucht wurde. Utz Jeggle hat diese Verluste erkannt und hat auch deshalb »die Rückgewinnung der ethnographischen Dimension« in der Forschungsarbeit gefordert. In seinen Schriften verwob er durch eine ebenso poetische wie genaue Sprache die Empirie mit dem Theorie-Wissen und Forschungsdiskussionen aus ganz unterschiedlichen Fächern. Seine Arbeiten sind wirklich »dichte Beschreibungen«, also das, was dann ab Ende der 1980er Jahre plötzlich überall gefordert wurde – allerdings unterscheiden sie sich beträchtlich vom unter der Überschrift »Ethnographie« häufig anzutreffenden Positivismus des Augenscheins: er zog strictement Geschichten der Geschichte vor und vollbrachte dabei stets das Kunststück, das in der Darstellung äußerst elegant mit Theorien von Subjekt und Gesellschaft zu verbinden. Immer ist das grundiert mit einer Differenzierung nach – in heutigen Worten – *race, class, gender* – (und noch anderem mehr), allerdings ohne solche Kategorien aufzufahren und zu systematisieren, sondern stets aus dem empirischen Material heraus entwickelt. Diese Herangehensweise hat den Nachteil mangelnder Plakativität, aber den Vorteil der Genauigkeit und sie lässt der Empirie die Situiertheit, die alle zu *Methoden* erstarrten Verfahren auf irgendeine Art und Weise wegblenden.

Feldforschung: Jede empirische Forschung in der Sozial- und Kulturanalyse beruht auf der Aufnahme von Beziehungen. Sie sind die Grundlage für die Produktion empirischer Daten, aber auch ihre Grenze. Wenn die Forschung Raum haben soll, muss diese Beziehungsdimension thematisiert werden. Ein Subjekt, das Gefühle hat, ist nach wie vor das einzige uns bekannte Instrument zur Wahrnehmung von Gefühlen – und bisher ist kein Untersuchungsgegenstand bekannt, der nicht mit Gefühlen zu tun hat. Das ist der Grund, warum die Gefühle des/der Forschenden wichtig sind – nicht, weil eine Forschung irgendwie privilegiert für Selbstbespiegelungen oder weil diese besonders interessant wären oder weil es um die Feldforschung als persönliche Erfahrung der forschen-

den Person geht. Utz Jeggle hat gelehrt, diese Dimension zu entdecken. Dafür braucht es Mut und Unterstützung und eine kontinuierliche Praxis der Reflexion und ihre Übung. Deshalb kann die Reflexion der Forschungsbeziehung auch nicht historisiert werden als Spezifikum einer Methodendiskussion der 1980er Jahre, wie das in der aktuellen Methodendebatte der Europäischen Ethnologie versucht wird – Feldforschung und das Arbeiten mit qualitativen Interviews lernt man nicht über einfache Bedienungsanleitungen oder durch methodengeschichtliche Überblicke, sondern anhand von Fallstudien und in der Reflexion einzelner konkreter Begegnungen. Utz Jeggle hat dazu vielfach mit Studierenden gearbeitet (beispielsweise das kleine Methodenreflexionsprojekt der ethnographischen Begleitung von Handwerkern im Tübinger Schloss und dem anschließenden Austausch mit ihnen über diese Forschung); nahezu jeder Text von ihm bietet solchen Lehrstoff. Es ist wissenschaftspolitisch wichtig, dieses Kapital unseres Faches, das wir ihm verdanken, viel mehr in Wert zu setzen – gerade heute, wo andere Fächer diese Herangehensweise entdecken, man schaue sich nur einmal die Fallbeispiele für Übertragungsphänomene in Forschungsbeziehungen bei Untersuchungen zur NS-Zeit an, die Karl Fallend in der Österreichischen Zeitschrift für Geschichtsforschung 2008 auflistet und erörtert.

Judendörfer. Utz Jeggle wurde 1969 mit einer Arbeit über »Judendörfer in Württemberg« promoviert; 1999 hat die Tübinger Vereinigung für Volkskunde die vergriffene Arbeit ein zweites Mal in erweiterter Form aufgelegt. Diese Untersuchung ist bis heute ein Solitär, und zwar vor allem weil Utz Jeggle damit eine sprachliche Form fand für die Erzählung der in seinen Worten »heillosen Geschichte« der Ermordung der europäischen Juden: »Unbefangenheit wird man nie wieder finden«. Nur der geringste Teil dieser nun schon 40 Jahre alten Forschung ist heute als Teil der Wissenschaftsgeschichte zu betrachten – etwa die in einigen Passagen noch konkretistische Orientierung an der Idee des »falschen Bewusstseins« der Frankfurter Schule (später brauchte er solche Kategorien nicht mehr); das Gewährsleuteprinzip der Volkskunde nutzte er noch – allerdings in sozusagen entwendeter Form: Das muss erstmal einem einfallen, im Jahr 1966 in württembergischen Dörfern herumzugehen und die Leute nach den Juden zu fragen, statt wie bis dahin nach Hochzeitsbräuchen, Arbeitsgerät, Dialektwörtern etc. Auf der Grundlage von Gesprächen – »wie einige Versuche zeigten, erwies sich Abfragen als unergiebig; deshalb wurde die Form des Gesprächs gewählt, in das eine Reihe von Pflichtfragen eingeflochten wurde. Diese Fragen waren mög-

lichst sachlich und speziell.« – und gedruckten Quellen sowie Archivmaterial rekonstruierte er »die sozialen Beziehungen zwischen Juden und Christen«. Das basierte übrigens auch auf einem durchweg kritischen Verständnis von »Emanzipation«, »Anpassung«, »Assimilation«, »Integration« und »jüdischen Mitbürgern« – solche Semantiken und Politiken waren, wie er das kurz nannte, »nicht Axiom, sondern Problem dieser Untersuchung« – auch das wäre also etwas, auf das die heutige Europäische Ethnologie, wenn sie sich etwa in der kritischen Migrationsforschung aufmacht zur Dekonstruktion des Ideologems der »Integration«, als längst erarbeitet verweisen könnte.

Kiebingen: »Die Weite und der dunkle Südrand brechen das Licht je nach Jahreszeit täglich und stündlich neu. (...) Schon vor ½ 7 Uhr fahren zwei Züge und zwei Busse in Richtung Tübingen, die die Arbeiter in den einzelnen Orten einsammeln.« Wer verstehen will, was das Leben und Arbeiten in der für ganz Europa relevanten kleinbäuerlichen Ökonomie bedeutete und bedeutet, sollte die Habilitationsschrift von Utz Jeggle lesen (die freilich mit einer Gemeinschaftsarbeit anderer Tübinger KollegInnen verbunden war). Diese Kombination von historischer Arbeit mit Archivquellen und Feldforschung, fundiert mit qualitativen wie quantitativen Auswertungen und dargestellt in einer Analyse, für die Statistik und Empathie keine einander widersprechenden Zugänge zum Untersuchungsgegenstand sind – 1977, als dieses Buch erstmals erschienen ist, gab es dazu kein Vorbild, weder in der Volkskunde oder Ethnologie, noch in der Geschichtswissenschaft oder Soziologie. Das war wirklich innovativ – solche Vokabeln mochte Utz Jeggle nicht – »Die Arbeit wurde als Habilitationsleistung anerkannt«, mit dieser knappen Formulierung benannte er das auf der Homepage des Tübinger Instituts.

Psychoanalyse. Nicht nur der methodische Zugang, den Utz Jeggle praktizierte und lehrte, war psychoanalytisch informiert. Auch in der Kulturtheorie legte er Wert auf die Einsichten der Psychoanalyse. Sigmund Freuds These vom »Unbehagen in der Kultur« als die unausweichliche Gefährdung des Menschen durch die Bedrängnisse seiner gesellschaftlichen Existenz und die Möglichkeit, dass Menschen nicht nur lieben sondern auch töten können, verstand er als Wachsamkeit erforderndes Merkzeichen. Er hat die Psychoanalyse nicht auf eine symbol- oder objektbeziehungstheoretische Lesart reduziert, sondern immer auch als Triebtheorie verstanden, durch alle kulturalistischen und handlungstheoretischen kulturwissenschaftlichen Moden hindurch. Aber auch andere Aspekte der Psychoanalyse, zu den Dynamiken von Erin-

nern und Vergessen, wendete er an auf kulturelle Formen. Vor allem in der Erforschung der NS-Zeit war das natürlich relevant, und Utz Jeggles Herangehensweise zeichnete sich dadurch aus, dass er das Thema nie abwehrte, indem er sich und die anderen Beteiligten in den zahlreichen Studien-, Forschungs-, Ausstellungsprojekten in sichere Ecken flüchtete – das wäre etwa die Identifikation mit Opfern oder eine Erforschung irgendwelcher fremder, als Bestien dargestellter Täter gewesen. Nein, das alles untersuchte er nicht nur geographisch sondern auch in jeder anderen Hinsicht so nahe bei uns wie möglich, also dort, wo meist nicht viel Rettung in Sicht ist, weil die Geschichten verwickelt sind und sich die Welt nicht mehr beruhigend in gut und böse aufteilen lässt (was aber keinesfalls identisch ist mit einer politischen Indifferenz – so haben das manche missverstanden und diesem konfrontativen Ansatz »Psychologisierung« vorgeworfen). Das war keinesfalls eine rein akademische Angelegenheit, sondern verbunden mit Projekten der öffentlichen Kultur- und Geschichtsarbeit am Ort und in der Region, die er mit beneidenswerter Produktivität und Bedachtsamkeit initiierte, begleitete, schuf – als Beispiel sei nur auf die Restaurierung der Baisinger Synagoge hingewiesen, wo kein neuer Putz die Illusion schafft, dass die Zerstörungen der NS-Zeit einfach übertüncht werden könnten – sichtbar sind die Beschädigungen und verweisen damit auf nicht wieder gut zu Machendes, das, wie Utz Jeggle oft formulierte, ausgehalten werden muss.

Es bedarf zumindest eines Subjekts – so hat Jeanne Favret-Saada in ihrer Untersuchung über den Hexenglauben im Hainland von Westfrankreich das ethnographische Tun wohl begründet und charakterisiert. Utz Jeggle war ein solches Subjekt, er hatte den Mut und das Können, in der Forschung wie in ihrer Darstellung immer wieder den Raum zu entwickeln, den die einen mit langweiligen Methodenlisten (‚narratives Interview, Experteninterview, biographisches Interview') vergittern und den die anderen mit pseudoemanzipativem gutem Willen anfüllen (‚Polyphonie, dialogisches Schreiben, Reziprozität im Gespräch'). Utz Jeggle ist am 18. September 2009 gestorben. Er war erst 68 Jahre alt. Egal unter welchem Namen die Volkskunde heute firmiert, sie sollte ziemlich froh sein, dass sie ihn hatte; es gibt das – nun auch traurige – Glück seine Texte lesen zu können, diesen wahren Wort-Schatz der Kulturanalyse.

Elisabeth Timm

Literatur der Volkskunde

Andreas Oberhofer: Der *Andere* Hofer.
Der Mensch hinter dem Mythos (= Schlern-Schriften 347).
Innsbruck: Wagner 2009, 424 Seiten, zahlr. farb. Abb.

»Es ist bemerkenswert, dass es bis heute keine wirklich große Biografie des Sandwirts gibt; ein klarer Hinweis auf die abschreckende Kraft seines Mythos, der nicht einmal den Gedanken aufkommen lässt, hinter dem überlebensgroßen Monument nochmals den Anlauf zu starten, sein Leben umfassend darzustellen.«[1] – Der junge, aus Brixen stammende Historiker Andreas Oberhofer hat sich daran gemacht, diese von Hans Heiss vor kurzem konstatierte Lücke zu füllen, ohne dabei in die Fallen seiner zahllosen Vorgänger zu tappen und in dieser Biographie weder dem »Helden« und »Mythos« zu sehr zu huldigen, noch in die andere Richtung auszuschlagen und Andreas Hofer als allzu kleines Rädchen zu betrachten, das im Weltgeschehen der Napoleonischen Kriege untergehen musste und damit als frei von ›Schuld‹ und Verantwortung für die Verheerungen des Jahres 1809 zu sehen sei. Dabei hilft Oberhofer in erster Linie seine genaue Kenntnis der Quellenlage zu Andreas Hofer. Immerhin hat er im Rahmen seines Dissertationsprojektes an der Universität Innsbruck alle auffindbaren Quellen aus Bibliotheken, Archiven oder aus Privatbesitz zu Andreas gesichtet und 2008 editiert[2] und damit einen umfassenden Überblick der von Andreas Hofer verfassten Schriftstücke veröffentlicht.

Gleich zu Beginn der Biographie macht Andreas Oberhofer seine Intentionen deutlich: Er will Licht ins diffuse, durch viele Heldengeschichten und Legenden verstellte Bild von Andreas Hofer bringen und mit seinem Buch »eine kritische Auseinandersetzung mit dem Sandwirt und Tiroler ›Volkshelden‹ erleichtern« (S. 9). Schon zu Lebzeiten Hofers setzte ja die romantische und franzosenfeindliche (vor allem auch deutscher und britischer Perspektive verpflichtete) Verklärung des Tiroler »Freiheits- und Volkshelden« ein, wie sie über die Zeiten und politischen Wendungen hinweg immer neuen Stoff und Inhalt erfuhren:

1 Hans Heiss: Andreas Hofer in seiner Zeit. Einspruch gegen den Mythos, in: Grüne Bildungswerkstatt Tirol (Hg.): Mythos: Andreas Hofer. Wien 2008, S.13 f.

2 Andreas Oberhofer: Weltbild eines »Helden«. Andreas Hofers schriftliche Hinterlassenschaft (= Schlern-Schriften, 243). Innsbruck 2008.

»Von Anfang an waren die ›Fakten‹ über das Leben des Sandwirts mehr Erzählung als Forschung.« (S. 10), und so erfreut sich Andreas Hofer in Tirol zwar hoher Bekanntheits- und Beliebtheitswerte, doch historisch fundiertes Wissen besteht in der Bevölkerung kaum. Angesichts dessen war es längst fällig, dass in den letzten Jahren – nicht zuletzt im Zuge der Tiroler und Südtiroler Ausstellungen zum heurigen Gedenkjahr (etwa im Touriseum in Meran, im MuseumPasseier oder im Innsbrucker Ferdinandeum) – der »Mythos« Hofer kritisch befragt worden ist. In diese Bemühungen reiht sich auch Oberhofers Biographie ein, die, gestützt auf historisch gesicherten Quellenbestand, in erster Linie den Menschen Andreas Hofer in den Mittelpunkt stellen und so einen Gegenentwurf zu den bislang kursierenden zahllosen und inhaltlich repetitiven Lebensbeschreibungen bietet will: »Neue Faktenkenntnisse stellen somit den wichtigsten Aspekt und die wesentliche Legitimation gegenüber vorangegangenen Biographien dar.« (S. 11)

Im einleitenden Kapitel des Buches legt Oberhofer, nach einem Überblick der bislang existierenden Hofer-Biographien, seinen methodischen Zugang dar, der vor allem der historischen Anthropologie verpflichtet ist, die nach Richard Dülmen eine »Auseinandersetzung mit ›Menschenbildern‹ im weitesten Sinne« zum Ziel hat und eine »integrative Behandlung mentalitäts-, sozial-, alltags- und mikrogeschichtlicher Fragestellungen« (S. 30) anstrebt. Im zweiten Kapitel – »Der Lebenslauf des Sandwirts: Handlungsräume und -rollen« (S. 37–49) – erläutert er, warum in seiner Darstellung nicht mehr die kurzen Jahre um 1809 und damit die militärischen Aktivitäten Hofers im Vordergrund stehen, sondern dessen Jahre als Wirt, Händler und Bauer. Für ihn stellt sich vordringlich »die Frage nach der Rolle Andreas Hofers und seiner Vorfahren, Verwandten und Bekannten in der Gemeinde bzw. im Gericht, d.h. nach der Zugehörigkeit zu einer ländlichen Elite, die Erklärungen für die spätere herausragende Position des Sandwirts bieten könnte.« (S. 37) Andreas Oberhofer beschreibt die Lebensjahre Hofers (1767–1810) als »Zeit des Umbruchs«, als Übergang von der selbstversorgungszentrierten Agrargesellschaft zur Marktwirtschaft. Er streicht die Heterogenität der ländlichen bzw. bäuerlichen Lebenswelten heraus, in der er einen der Gründe für die Unzufriedenheit der Bevölkerung sieht, die letztlich zum Aufstand von 1809 führte. Der Person Andreas Hofer nähert sich der Autor in stets kleineren konzentrischen Kreisen (wobei allerdings manchmal etwas verwirrend zwischen diesen Kreisen gewechselt wird): Beginnend mit einer zeitlichen Umgrenzung der »Frühen Neuzeit«, der

Schilderung des »Landes«, der ländlich-bäuerlichen Bevölkerung und der Gerichtsgemeinde Passeier als der »Heimat« Andreas Hofers wird der Blick auf Familie und Verwandtschaft im weiteren Sinne, auf das Gemeindeleben, auf Leben und Wirtschaften am Sandhof und schließlich auf Hofer als Ehemann und Vater gerichtet. Die oft spärlichen Quellen werden durch Erkenntnisse aus der allgemeinen Forschung zur Frühen Neuzeit ergänzt, etwa wenn Fragen der religiösen Praxis, der rechtlichen bzw. sozial tradierten Familien- und Eheorganisation oder die arbeitsteiligen Abläufe in einem Wirtshaus und im Handel erläutert werden.

Der Hauptteil des Buches setzt sich mit den schriftlich festgehaltenen Quellen zum Leben Andreas Hofers (handschriftliche Zeugnisse Hofers sowie Verwaltungs- und Gerichtsaufzeichnungen) auseinander. Diese Quellen bedingen auch die Form der weiteren Abhandlung: So werden die Kapitel über Hofers Vorfahren, über seine Kindheit und Jugend und über die Jahre seiner Erwerbstätigkeit als Händler, Bauer und Wirt in Ermangelung einer umfassenden Quellenlage mit teilweise recht weit hergeholten Vergleichen zu anderen Personen aus der Region oder von ähnlicher sozialer Position aufgefüllt, was den Blick auf den Sandwirt eher verstellt als freigibt. Dafür ist die Zeit von Hofers militärischen (Miss-)Erfolgen bis hin zu seinem Tod (und im Anschluss daran die Situation seiner Familie) aufgrund der zahlreicher erhaltenen Schriftstücke und Ego-Dokumente ›näher‹ an der Person geschildert und auch leichter und anschaulicher nachvollziehbar.

Im Folgenden seien die wichtigsten – weil in bisheriger Literatur kaum erfolgten – Schwerpunktsetzungen in Andreas Oberhofers Biographie herausgestrichen. Zunächst ist bemerkenswert, dass Andreas Hofer aus der Abgelegenheit der Alpen hervorgeholt und mit Betrachtung seiner Herkunft aus einer Wirtsfamilie in einen weiteren räumlichen Zusammenhang gestellt wird. So absolvierte Hofer, bevor er den Sandhof in St. Leonhard übernahm und Anna Ladurner heiratete, einen mehrjährigen Aufenthalt in »Welschtirol« (und sprach deshalb auch italienisch, S. 119 ff). Als Säumer und Weinhändler bereiste er zudem fast das gesamte Gebiet des historischen Tirol und verfügte über ein reiches Netz an Kontakten (S. 191–232). Viel Raum widmet Oberhofer auch der sozialen und kommunikativen Stellung Andreas Hofers in seiner Funktion als Wirt (S. 157–175): Die Lage an einer der wichtigsten Handelsstraßen über die Alpen Richtung Norden machten den Sandhof zu einem Informationszentrum, das später auch zur Organisation des Aufstandes genutzt werden konnte. Anschaulich dargestellt wird Hofer auch als fixer

und wichtiger Bestandteil des Passeier und Tiroler Lebens – was seiner späteren Rolle als charismatischer Führer der widerständigen Bergbewohner ebenfalls zugute kam.

Natürlich kommt auch das Vorfeld der Ereignisse des Jahres 1809 nicht zu kurz. Die »administrativen Umformungen« (S. 263–270), wie sie sich nicht nur durch die neue Herrschaft der Bayern und Franzosen ergaben, sondern bereits in den Reformen des Habsburgers Joseph II. intendiert waren, werden im Vergleich zu den rückständigen Tiroler Verhältnissen dargestellt, in deren Rahmen sich zu dieser Zeit im Verbund mit dem traditionellen Katholizismus eine Art »patriotisches Zusammengehörigkeitsgefühl« (S. 265) zu entwickeln begann: Man sah sich durch wirtschaftliche Veränderungen (S. 270–275) wie Währungs-, Steuer- und Zollreform in den Alltagsgeschäften beeinflusst, wie ja auch viele der neuen Gesetze und Verordnungen den Wirt und Händler Andreas Hofer persönlich beschränkten (S. 263–277). Noch tiefer betroffen fühlten sich die Menschen in Tirol aber von den kirchlichen Erneuerungen: Einschränkungen bei den kirchlichen Feiertagen und liturgischen Feiern, Wallfahrten und Bittgängen, Säkularisierungen, neue Priester und die Absetzung und Verbannung der bisherigen religiösen Leitfiguren wollten die TirolerInnen nicht einfach hinnehmen. Vor allem in den herrschenden Kriegszeiten, die als »Strafe Gottes« interpretiert wurden, verlangten sie nach tradierten Riten: »Die Unmöglichkeit, dem gewohnten religiösen Kult nachzugehen, führte zwangsläufig zu noch größerer Unzufriedenheit, bangten die Pfarrangehörigen doch um ihr Seelenheil.« (S. 285)

Der Aufstand selbst, Hofers Rolle bei den Schlachten, seine Zeit als Landesvater (S. 301–332) und eine Bewertung seiner militärischen Bedeutung für den Aufstand 1809 (S. 333–344) werden in den quellenmäßig reichsten Kapiteln behandelt, ebenso »Hofers Ende«, seine Flucht, sein Aufenthalt auf der Pfandleralm, seine Verhaftung und seine Hinrichtung. Auch hier werden die Ereignisse aus bisher so nicht bekannter Perspektive gesehen, beispielsweise wenn der legendäre Verrat Franz Raffls auf der Pfandleralm relativiert wird, indem herausgestellt wird, dass es sich doch dabei keineswegs um ein Geheimversteck, sondern um einen Ort handelte, wo vielmehr »ein regelmäßiges Kommen und Gehen« (S. 348) herrschte. Ein Verdienst des Buches ist mit Sicherheit gerade die Bezugnahme auf die Netzwerke, in denen sich Andreas Hofer bewegte, und das nicht nur, wo es um Hofers Vorfahren und um den sozialen Status seiner Familie geht, sondern auch, wo das Leben dieser Familie nach Hofers Tod nachgezeichnet wird: Da wird etwa zum einen der völlig her-

untergewirtschaftete Sandhof und zum anderen der Umgang der österreichischen Herrschaft beschrieben, die zwar die Familie Hofer in die Tiroler Adelsmatrikel aufnimmt und teilweise finanziell unterstützt, sich ungeachtet dessen aber mit diesem eigenwilligen Volkshelden denkbar schwer tut.

Die neue Andreas Hofer-Biographie bietet viele verdienstvolle Facetten, sie widmet sich detail- und faktenreich einem Helden, der hier als Mensch dargestellt werden soll. Allerdings hat Oberhofer selbst nicht ganz Unrecht, wenn er schreibt »dass die Figur Hofers, entkleidet von mythologischen und legendenhaften ›Schnörkeln‹ (Laurence Cole), ein dünnes Gerippe bleibt« (S. 399 f). Die lückenhafte Quellenlage zu einem Großteil von Andreas Hofers Leben und der dennoch wirksame »Zwang zur Bildung von Kohärenz« (S. 33) in biographischen Erzählungen führen zu einer zuweilen unübersichtlichen Darstellung. Ein Überangebot an wenig eingeführten Namen und Orten lassen leicht den Überblick verlieren, wobei schwer zu bewerten ist, wie sich das weitgehende Fehlen der ansonsten üblichen Personen, die mit Andreas Hofer und den Kämpfen von 1809 in Verbindung gebracht werden (etwa Pater Haspinger oder Josef Speckbacher), auf die Nachvollziehbarkeit der Erzählung auswirkt. Alles in allem aber besticht dieses Buch in seiner Detailfülle und in der Zurechtrückung so mancher Narrative – auch wenn man im Endeffekt etwas ratlos in Bezug auf den »Menschen« Andreas Hofer zurückbleibt.

Magdalena Puchberger

Şerban Văetişi: Noile teorii etnografice şi conceptul de descriere a culturii [Die neuen ethnographischen Theorien und das Konzept der Kulturbeschreibung] (= Identităţi culturale 13).
Cluj-Napoca: Editura Fundaţiei pentru Studii Europene, 2008, 405 Seiten.

Nach 1989 wurden an rumänischen Universitäten die sozial- und kulturwissenschaftlichen Disziplinen wieder als eigene Studienfächer etabliert. Die rumänische Wissenschaftslandschaft konfrontierte das mit der Frage, inwiefern die traditionellen ethnologischen Disziplinen mit ihren Methoden und Konzepten, die sich unter starken ideologischen Zwängen entwickelt hatten, geeignet sind, die neue, postkommunistische Realität angemessen zu erfassen. Vor allem an anglo-amerikanischen Vorbil-

dern orientiert, wurde in den letzten zehn Jahren an mehreren Universitäten Kulturanthropologie als Studienrichtung eingeführt. Diese bietet zwar neue Denkanstöße, vermag aber nur unter großen Schwierigkeiten Bezüge zur »alten rumänischen Ethnologie« herzustellen. In diesem Spannungsfeld verortet Şerban Văetişi, Lektor an der Fakultät für Europäische Studien der Universität Cluj, sein Buch »Die neuen ethnographischen Theorien und das Konzept der Kulturbeschreibung«, mit dem er darauf abzielt, durch die Entwicklung eines »gemeinsamen theoretischen Rahmens« (S. 10) Kommunikationsmöglichkeiten zwischen alten und neuen Konzepten der ethnologischen Disziplinen zu schaffen und konkret gangbare Vorschläge für kulturwissenschaftliche Arbeitsweisen zu entwerfen, die aus beiden schöpfen.

Der erste Teil des Buches widmet sich unter der Überschrift »Neue ethnographische Theorien« zunächst knapp und übersichtlich dem Status quo (vor allem) der britischen und anglo-amerikanischen Kultur- und Sozialanthropologie. So skizziert Văetişi deren Geschichte beginnend mit der »Lehnstuhlethnologie« über die Konturierung des Fachs rund um das Konzept der Ethnographie als Kulturbeschreibung (ausgehend von der Feldforschung nach Malinowski'schem Vorbild am Beginn des 20. Jahrhunderts) bis hin zum Paradigmenwechsel ab den 60er und 70er Jahren, der mit dem »linguistic turn« und der Krise der ethnographischen Repräsentation zu einer »neuen Ethnographie« mit »neuen ethnographischen Theorien« geführt hat. Unter »neuer Ethnographie« subsumiert Văetişi die »postmoderne«, »experimentelle« und »kritische« Ethnographie (S. 70) und mit »ethnographischen Theorien« meint er weniger eine Theorie, die die Realität beschreibt, sondern die Art und Weise, wie die Disziplin neu gedacht wird. Als zentrale Merkmale nennt Văetişi Reflexivität – also das Bewusstsein der eigenen Situiertheit –, den Umgang mit der Textualität von Kultur und die Textualisierung ethnographischer Forschung, den experimentellen Charakter – sowohl der Feldforschung als auch der Repräsentation – sowie die Fähigkeit, die gesellschaftlichen Umstände und die eigene Wissensproduktion differenziert zu betrachten. Vor allem in der Möglichkeit, sich auf allgemein gesellschaftlicher wie auch wissenschaftlicher Ebene kritisch mit Ideologien auseinanderzusetzen, sieht Văetişi einen fruchtbaren Ansatzpunkt für eine Neubewertung und Neukonzeption der ethnologischen Disziplinen in Rumänien.

Im zweiten Abschnitt des Buches – »Eine kritische Evaluierung der rumänischen Ethnographie« – bezieht Văetişi die im ersten Teil dargelegten Überlegungen auf die Geschichte der ethnologischen Disziplinen

in Rumänien, zu denen er unter anderen Soziologie, Kulturanthropologie, Folkloristik (als Beschreibung der »geistigen Kultur«) und Ethnographie im engeren Sinn (als Beschreibung und Analyse der »materiellen Kultur«) zählt. Damit zielt er auf eine Metaethnographie ab, also ein »Lesen« der rumänischen Fachgeschichte im Kontext der kulturellen, sozialen und politischen Entwicklungen sowie der damit verbundenen Ideologien. In diesem Sinne sieht Văetişi die Entstehung der ethnologischen Disziplinen in Rumänien (und des Weiteren in ganz Osteuropa) im 19. Jahrhundert eng verbunden mit dem nationalstaatlichen Paradigma. Auch die wissenschaftliche Institutionalisierung der Ethnographie und der Folkloristik um 1900 ändert nichts an deren nationalistischer Ausrichtung, die sich unter anderem in einer Fokussierung und Idealisierung vergangener und bäuerlicher Lebenswelten niederschlägt und die methodologischen wie die theoretischen Zugänge bestimmt. Den Höhepunkt der Professionalisierung der rumänischen Ethnologie (vor allem in Hinblick auf ihre Methodologien) sieht Văetişi in den Arbeiten der Soziologischen Schule von Bukarest unter Dimitrie Gusti, der in der Zwischenkriegszeit ein großes sozialreformerisches nationales Projekt zur multidisziplinären Erforschung der Dörfer Rumäniens entworfen hat, das – so die Bewertung von Şerban Văetişi – den Anspruch der empirischen Forschung ernst nahm und sich zumindest in der wissenschaftlichen Arbeit von nationalen Kategorien ab- und sozialen Kategorien zuwandte. Mit der Auflösung der Soziologischen Schule nach 1945 und dem ideologischen Druck, dem besonders die Kultur- und Sozialwissenschaften (die nunmehr lediglich in einem außeruniversitären Rahmen betrieben wurden) ausgesetzt waren, wurde die Mythisierung und Ideologisierung der rumänischen »Volkskultur« weiter vorangetrieben. Trotz seiner kritischen Betrachtung der Entwicklung der ethnologischen Disziplinen in Rumänien und deren – sehr gelungener – politischer und ideologischer Kontextualisierung plädiert Şerban Văetişi aber nicht für eine vollständige Abkehr von diesen Fächern. Vielmehr streicht er die Leistungen einzelner Forscher wie beispielsweise Nicolae Petrescu (1886–1954) oder Henri H. Stahl (1901–1991) heraus, die sich dem Mainstream der Wissenschaft ihrer Zeit widersetzt haben und deren Arbeiten Anknüpfungspunkte für eine Neukonzeption der Disziplinen bieten können. Darüber hinaus fordert Văetişi – in Berufung auf Konzepte der westeuropäischen und angloamerikanischen Kultur- und Sozialanthropologie – eine vertiefte »programmatisch kritische« (S. 278 f) Reevaluierung der traditionellen rumänischen Ethnographie (diesmal im weiten Sinn dieser Bezeichnung).

Deren Analyse scheint ihm für das Verständnis der gegenwärtigen Realität Rumäniens insgesamt unentbehrlich zu sein, da Wissenschaft ein essenzieller Teil der gesellschaftlichen Entwicklung ist.

Im dritten Teil seines Buches – »Eine praktische Kritik der Kulturbeschreibung« – zeigt Văetişi anhand dreier Fallbeispiele, wie eine »neue ethnographische Beschreibung« aussehen könnte, und entwickelt daraufhin Überlegungen hinsichtlich einer »praktischen Lösung für die Krise der rumänischen Ethnographie« (S. 296). Das erste Beispiel ist das auf mehreren Feldforschungsaufenthalten basierende Buch »The solitude of collectivism. Romanian villagers to the revolution and beyond« (1993) des US-amerikanischen Anthropologen David Kideckel, das Văetişi als »eine ›alternative‹ Beschreibung des rumänischen Dorfes in der kommunistischen Periode« (S. 297) bezeichnet. Als »alternativ« versteht er dabei die Tatsache, dass Kideckel im Gegensatz zu den in Rumänien üblichen ethnologischen Arbeiten kein statisches, sondern ein dynamisches und prozessuales Konzept von Kultur entwirft und das Handeln konkreter Menschen in ihren soziokulturellen Kontexten in den Mittelpunkt stellt und nicht ein von archaischer Symbolik gezeichnetes Lebenswelt-System »des rumänischen Bauern« als stilisierte Nationalfigur. Als zweites Beispiel nennt Văetişi eine von ihm im Jahr 2005 mit Studierenden zum Thema »ruraler Tourismus« durchgeführte Feldforschung in einem rumänischen Dorf. Wie der von Văetişi gewählte Titel, »Die Beschreibung der Veränderung des dörflichen Lebens in der postkommunistischen Periode« (S. 313), andeutet, lag dieser Studie, die wesentliche Elemente der »neuen Ethnographien« integriert, die Vorstellung einer dynamischen, veränderbaren Lebenswelt des Dorfes zugrunde, in der sich konkrete Akteure aktiv Elemente der »folkloristischen« Diskurse aneignen und diese mit einem wirtschaftlichen Interesse (nämlich dem, Touristen anzuziehen) reproduzieren. Mit dem dritten Fallbeispiel, einer Forschung Şerban Văetişis in einer semiruralen Region South Carolinas, veranschaulicht er, welche zentralen – methodologische wie theoretische – Fragen eine für die rumänische Ethnologie überaus ungewöhnliche Praxis der Erforschung einer »fremden Kultur« aufwirft. Abschließend rekapituliert Şerban Văetişi die seines Erachtens wesentlichen Elemente der von ihm skizzierten Diskussionen – unter den Schlagworten »Geschichte«, »Tradition«, »Theorie«, »Ideologie«, »kritische Methode«, »Kulturbeschreibung«, »kritische Themen« und »Projekte der Erneuerung« – und erläutert deren Bedeutung und mögliche Nutzbarmachung für die Zukunft der ethnologischen Disziplinen in Rumänien.

Breit informierend, gut kontextualisierend und kommentierend präsentiert Şerban Văetişi einen Überblick über zentrale Entwicklungen der angloamerikanischen Kultur- und Sozialanthropologie wie auch der ethnologischen Disziplinen in Rumänien. Die große Stärke dieser Untersuchung besteht jedoch in der Synthese verschiedener Ansätze aus diesen miteinander verwandten Disziplinen. Dem Autor gelingt es, ein brauchbares Modell für eine mögliche und notwendige Annäherung zwischen der nach wie vor an ihren ideologisch geprägten Konzepten festhaltenden Ethnographie und Folkloristik und der davon völlig losgelösten, in Rumänien neu institutionalisierten und konzipierten Kulturanthropologie zu entwickeln. Besonders hervorzuheben ist, dass er nicht bei einer Kritik vergangener und gegenwärtiger wissenschaftlicher Entwicklungen in Rumänien stehen bleibt. Er argumentiert nicht allein auf einer wissenschaftshistorischen und -theoretischen Ebene, sondern legt konkrete Möglichkeiten für die Umsetzung seiner Überlegungen dar.

Bedauerlicherweise sorgen neben redaktionellen Mängeln und teils wenig aussagekräftigen Überschriften vor allem begriffliche Ungenauigkeiten für Irritationen. Das Wort »kritisch« zieht sich in schwer verdaulicher Häufigkeit durch den gesamten Text, ohne dass deutlich würde, in welcher Bedeutung es gerade verwendet wird. Schwierig ist auch der Umgang mit den Bezeichnungen »Anthropologie«, »Ethnologie«, »Ethnographie«. Vor allem letzteres stiftet Verwirrung, zumal mit »Ethnographie« zum einen »Kulturbeschreibung« als Kernelement der Kulturanthropologie gemeint ist, zum anderen aber auch die in Rumänien schon länger verankerten, den älteren Paradigmen verpflichteten ethnologischen Disziplinen (Văetişi bezeichnet diese als »traditionelle rumänische Ethnographie«). Den Begriff »Ethnographie« benutzt er im engeren (und in Rumänien gebräuchlichen) Sinne, aber auch zur Bezeichnung einer eigenen wissenschaftlichen Disziplin, die sich der Erforschung der materiellen Kultur widmet.

Problematisch scheint mir in gewisser Hinsicht auch die (im Buch selbst kaum angezweifelte) Dominanz von vor allem ab den 1980er Jahren im Rahmen der angloamerikanischen Kultur- und Sozialanthropologie entwickelten Konzepten, die Văetişi als »neue ethnographische Theorien« bezeichnet. Die Nützlichkeit einiger dieser Ideen für die Weiterentwicklung der ethnologischen Disziplinen in Rumänien leuchtet ein, dennoch wäre ein stärkeres Bewusstsein für die Grenzen dieser Ansätze wünschenswert. In diesem Kontext könnte auch ein Blick in die Fachdiskussionen Skandinaviens und der deutschsprachigen Länder, die – ähn-

lich wie Rumänien – eine längere Tradition der »nationalen Ethnologie« haben, aufschlussreich sein.

Insgesamt bleibt der außerordentliche Wert dieser Arbeit für die rumänische Fachdiskussion unbestreitbar. Aus westeuropäischer Perspektive eröffnet das Buch von Şerban Văetişi – sieht man von den sprachlichen Hindernissen ab – nicht nur interessante Einblicke in die Fachgeschichte und die aktuellen Probleme und Debatten der rumänischen Ethnologie (im weitesten Sinne), sondern bietet auch reizvolle Überlegungen für den möglichen Umgang mit der eigenen Fachgeschichte und Beispiele für die kreative Aneignung und Adaptierung von in anderen wissenschaftlichen Kontexten entwickelten Konzepten.

Ana Ionescu

Paul Rösch, Konrad Köstlin (Hg.): Andreas Hofer.
Ein Tourismusheld? (= Tourism & Museum. Studienreihe des Touriseums Bd. 3). Innsbruck, Wien, Bozen: StudienVerlag 2009, 702 Seiten;
Der mit dem Bart ... L'Andreas Hofer del turismo.
Katalog zur Sonderausstellung 2009. Meran: Tourismusmuseum Schloss Trauttmannsdorff – Touriseum 2009, 136 Seiten.

Lässt sich Pathos, auch patriotisches Pathos, aus dem gesellschaftlichen Leben verbannen? Bei den Meraner Hofer-Festspielen in Algund von 2009 hat man sich wenig Mühe gegeben, es in dem Text von Carl Wolf zu relativieren, und immer wieder konnte man sich fragen: Ist das die Sprache von Hofer und seinen Bauern (während die Sprache des mönchischen Hasspredigers Haspinger nicht nur auch in der Gegenwart allzu vertraut, sondern auch zeit- und milieugerecht erschien; vgl. zur Geschichte dieses Spieles Carl Wolf: Meraner Volksschauspiele, in ZDÖAV XXVI/1895, S. 25–35). Aber auch heute heischen Gemeinschaften, denen im Rahmen von Zwangsmodernisierungsprogrammen das Recht auf ein Leben in eigener Würde und Tradition verwehrt wird, Gehör und Sympathie. Die UNESCO bestärkt prinzipiell dieses Recht als Menschenrecht, setzt aber mit der Verpflichtung auf Menschenrechte und gemeinsame Verantwortung einen Rahmen und fordert (wie die EU) die Staaten auf, dieses Recht auch innerhalb der eigenen Grenzen mit geeigneten Formen der kulturellen und religiösen Autonomie zu gewähr-

leisten. Solange dies nicht geschehen ist, wird es in China und anderswo entsprechende Konflikte geben. Die Formeln, in denen im Rahmen der Menschrechtskonvention jedem »Volk« (people) dieses Recht zugestanden wird, offenbaren die Schwierigkeit dieser Programmatik: Wer darf definieren, was ein Volk ist, und wie muss dessen Selbstbestimmung gesichert bzw. kodifiziert werden?

Auch beim Andreas-Hofer-Jubiläum in Südtirol 2009 wurden solche Fragen virulent, und deswegen ist es gut, dass es eine Institution wie das Touriseum gibt, die damit verantwortungsbewusst und differenziert umgeht – hier freilich, dem Auftrag des Museums entsprechend, voll konzentriert auf die offenkundigen Beziehungen zum Tourismus und seinem Marketing. Die im angezeigten Katalog dokumentierte Ausstellung dekonstruiert, wie das so üblich ist, mit entsprechenden Objekten und Bildern die Nutzung einer vertrauten Figur als Werbeträger im Marketing und als Identifizierungsmittel: Ein Andi für jeden Anlass. Präsent ist er in Belletristik, Film, Theater und Musik ebenso wie in Souvenirs und Werbung (einschließlich jener für Hotellerie und Gastronomie). Darüber hinaus werden auch weitere gern als Tourismuspromotoren genutzte Helden (inklusive Che Guevara) einbezogen.

Der hier vor allem zu behandelnde Band aus der Studienreihe des Touriseums ist aus einer Tagung im September 2008 hervorgegangen und begleitet wie die angeführte Ausstellung mit Analysen und Bildern das 2009er Jubiläum. Schon William Wordsworth' »Tyrolean Champion« und mit ihm England feierten den Feind Napoleons und werkelten damit auch bereits an dem Tourismus-Image und dem Mythos Tirol. Dieser Mythos ist immer wieder aktivierbar – zu verschiedensten Anlässen und Zwecken. 1848 und dann verstärkt 1866/67 wird der »Geist von 1809« gegen Italien genutzt. Ein Schlachtfeldtourismus zu den Plätzen von 1809 entsteht, der Berg Isel z. B. wird 1909 entsprechend ausgestaltet. Bei der Jahrhundertfeier gibt es für den Kaiser von Carl Wolf, dem Erfinder der Hofer-Festspiele, arrangierte Landsturmtruppen. Die verzweifelte, opferreiche, aber unnütze Schlacht am Küchelberg bei Meran vom 16. November 1809 (S. 15, S. 28/29) ist letzter Punkt des Mythos. Um 1820 beginnt der Meran-Tourismus, Schloss Tirol wird als zweite Stammburg der Habsburger gewertet, die Veteranen der Kriege, die als Schlosshauptmänner dienen, kommen durch zahlreiche Reisende – z. B. Victor von Scheffel (S. 21) oder Görres (S. 25) – ins Gerede.

Das alles wird dargestellt, auch die Glorifizierung Hofers in der Jugendliteratur, dabei durchaus auch Differenzierungen herausarbeitend –

sogar als »Freund der Arbeiter« wird Andreas Hofer dingfest gemacht. Interessant sind die Parallelen: Barbara Piatti (»Unterwegs mit Friedrich Schillers Wilhelm Tell«, S. 151 ff.) zeigt, wie Schiller, obwohl nie in der Schweiz gewesen, mit seinem Tell ebenfalls Tourismus-Ziele generiert.

Wenn es um die Bedeutung von Andreas Hofer für die touristische Entwicklung des Passeiertales (mit dem Wohnort Hofers) geht, dann werden die Klischeetiroler in der Werbung, die italienische Namenspolitik in der Zwischenkriegszeit (sie zwingt die Hotels zu anderen Namen) dargestellt (Monika Mader). Die Timmelsjochstraße, 1959 vollendet und verbreitert, verbindet das einst nur in Verbindung mit dem Jaufenpass wichtige Passeiertal mit dem Ötztal und soll den Tourismus fördern. Die Sprengstoffanschläge von 1961 bedeuten einen Einbruch für die Nächtigungszahlen. Andreas Hofer als Bestandteil des Hotelnamens bietet erkennbar Wettbewerbsvorteile (S. 477); sein Bekanntheitsgrad ist bei den deutschen Touristen erstaunlicherweise höher als bei den österreichischen (S. 511), am niedrigsten bei den Italienern. Der Text des volksliedhaften Ohrwurms »Zu Mantua in Banden« stammt, auch das ist erstaunlich, von dem Vogtländer Julius Mosen (dass er einst Moses hieß und jüdischer Abkunft war, behaupten manche, vgl. S. 575), seine Melodie von Leopold Knebelsberger, ebenfalls aus Sachsen. Hofer habe in Innsbruck »eine Art katholisches Taliban-Regime« eingeführt, zitiert Siegfried Steinlechner, der den unterschiedlichen Interpretationen des Tirol-Mythos nachgeht, aus dem »Standard« anno 2008 (S. 193). Roland Halbritter produziert ein Mail-Art-Kunstprojekt (S. 233), ein anderer Beitrag geht der Instrumentalisierung der Tiroler Herz-Jesu-Verehrung im 1. Weltkrieg nach, mit der die französische Herkunft dieser Kultform relativiert wird (Claudia Schlager, S. 287).

Vom Freiheitshelden zur Werbefigur ist unter heutigen Verhältnissen der Weg nicht weit. Reinhard Johler fragt, ob der Tourismus Helden schafft oder von der Heldenproduktion profitiert: Auf jeden Fall »gingen politisch betriebener Heldenkult und Tourismus enge Beziehungen ein« (S. 551) – auch, »weil mit dem entstehenden Tourismus ein wirtschaftlich starker und kulturell hegemonialer Akteur vom ›Heldenhaften‹ in Tirol zu profitieren suchte« (S. 554). Mitherausgeber Konrad Köstlin kann dem behaupteten und konstruierten *deutschen* Charakter Südtirols nachgehen, der als Marketing-Faktor für die Gewinnung und die »Urlaubstreue« deutscher Urlaubsgäste eine Rolle spielt (auch der hessische CDU-Rechtsaußen Alfred Dregger hat einst nach eigener Aussage seine Urlaubsaufenthalte bei einem Bergbauern in Südtirol als bewusste Stär-

kung des Deutschtum gewertet). Köstlin kann die »Versüdtirolerung« von Hofer belegen, die durch alle Jubiläen hindurch sich entwickelt und Teil der Tiroler Leidensgeschichte als Kontrapunkt des Klischees vom »lustigen Tiroler« bildet: Er sei »Leitfigur eines neuen Nationalbewusstseins geworden, der Südtirol zur eigenen Nation macht« (S. 584).

Die Publikationen des Touriseums sind in deutscher und italienischer Sprache publiziert. Die Zweisprachigkeit in Südtirol zeigt, dass dieses Miteinander von Menschen mit erheblich unterschiedlicher kultureller Prägung gelingen kann, dass aber ohne zureichende Rechtssicherheit und ohne eingefahrene Selbstverständlichkeiten jederzeit wieder Konflikte produziert werden können, die den Konsens gefährden. Weitere Schriften dieses, sieht man von den verschiedenen Alpinen Museen ab, einzigartigen Projekts des musealen Umgangs mit dem Tourismus seien abschließend erwähnt: Frau Emma Europa. Eine große Gastwirtin (1817–1904) (zusammen mit dem Fremdenverkehrsmuseum Hochpustertal, Haus Wassermann Niederdorf). Meran 2004, 144 S.; Josef Rohrer: Zimmer frei. Das Buch zum Touriseum. Bozen/Meran: Tourismusmuseum Schloss Trauttmannsdorff – Touriseum2003, 248 S. [mit Zeitleiste ab 1750]; Paul Rösch: Meraner Badegeschichten. Vom Strandbad zum Lido. Bozen: Athesia 2007, 199 S.; Orient all inclusive. Eine Reise ins Morgenland auf den Spuren der k.u.k. Monarchie. Eine Reisetagebuch, aufgezeichnet nach Reiseberichten und Reiseführern der Zeit um 1900 von Elmar Samsinger [Asylrichter in Wien, Sammler]. Wien, Bozen: Folio Verl. 2006. Ausstellung Remise Touriseum 2006, 216 S.; Cordula Seger, Reinhard G. Wittmanan: Grand Hotel. Bühnen der Literatur. Ein »Drehbuch« zur Ausstellung. Meran: Touriseum; München: Literaturhaus 2007, 48 S. [nur in deutscher Sprache].

Dieter Kramer

Anne Dreesbach: Gezähmte Wilde.
Die Zurschaustellung »exotischer« Menschen in Deutschland 1870–1940.
Frankfurt/New York: Campus Verlag 2005, 372 Seiten, 11 s/w-Abb.

Mit so genannten »Völkerausstellungen« – also jenen Zurschaustellungen von als »exotisch« wahrgenommenen Menschen aus vorwiegend außereuropäischen Gesellschaften, wie sie im 19. Jahrhundert populär wurden – hat sich mittlerweile eine ganze Reihe von WissenschafterInnen, hauptsächlich EthnologInnen, beschäftigt. Lag bei der Auseinandersetzung letzterer hauptsächlich der Zusammenhang mit der eigenen Fachgeschichte im Fokus, so liefert nun die Historikerin Anne Dreesbach mit ihrer Dissertation über »Gezähmte Wilde. Die Zurschaustellung ›exotischer‹ Menschen in Deutschland 1870–1940« einen groß angelegten Versuch, »alle Facetten des Phänomens aufzuzeigen« (S. 10). In der Tat entwirft die Autorin auf breiter Quellenbasis ein vielfältiges Bild dieser (im zeitgenössischen Diskurs bevorzugt »Völkerausstellungen« oder auch »ethnographische« bzw. »ethnologische Ausstellungen« genannten) Schauen, die insbesondere im auslaufenden 19., aber noch weit bis ins 20. Jahrhundert hinein massenhaft Publikum anzogen. Gerade den kommerziellen Aspekt derartiger Völkerschau-Unternehmen betont Deesenbach durchgängig: Zwar auch (bzw. vorgeblich) zum Zwecke der »Belehrung«, viel mehr aber der Unterhaltung (womit sich schließlich viel Geld verdienen ließ) wurden »fremde« Menschen zur Schau gestellt, und auch viele der Orte der Vorführungen verweisen auf diesen kommerziellen Kontext: Zoologische Gärten, Jahrmärkte, Volksfeste, Zirkus, Panoptiken, daneben auch Gewerbe- und allerlei andere Ausstellungen, bei welchen die »Fremden« »als exotisches Beiwerk« (S. 11) dienten.

Ähnlich wie in einem großen Teil der damaligen völkerkundlichen Literatur artikulierte sich in den Völkerschauen der Blick der sich als zivilisiert wähnenden auf vermeintlich »wilde« Menschen, die in einer Art Ursprünglichkeit fortlebten und den »Zivilisierten« somit eine Vorstellung früherer »Kulturstufen« vermitteln konnten. Doch während die sich sukzessive verwissenschaftlichende Völkerkunde eine vergleichsweise kleine interessierte Leserschaft fand, scheint das Format der Völkerschau ein wahrhaftes Massenmedium gewesen zu sein: Anne Dreesbach berichtet für den Zeitraum 1875 bis 1930 von »etwa 400 Gruppen« von Menschen, die deutschlandweit ausgestellt wurden, häufig »an jeweils zehn bis zwanzig Gastspielorten« (S. 79). Dass diese Schauen ausgespro-

chen gut besucht waren (und deren Organisatoren dementsprechend viel Geld einbrachten), lässt sich gut belegen.

Ein wichtiger Grund für diese Popularität von Völkerschauen ist nach Dreesbach jedoch in deren jeweils nur relativen Neuheit zu sehen, wurden hier doch stets bereits bestehende Stereotypen bemüht, die durch den Konsum der Ausstellungen bestätigt werden konnten. So lässt sich denn mit Dreesbach ein Set an nur wenigen Menschen- (bzw. »Völker«-) »typen« rekonstruieren, die immer und immer wieder dargestellt wurden, wobei sich diese Darstellung an den gleichen Klischees orientierte: »Indianer« z.B. trugen u.a. Federschmuck und mit Fransen verzierte Ledergewänder sowie diverse Kriegsaccessoires (aber waren durchaus auch mit der Friedenspfeife zu sehen); Südseeinsulaner hingegen waren prinzipiell friedlich und zeigten sich freizügig, etwa in Hinblick auf die spärliche Bekleidung der Frauen – Exotik verband sich hier mit Erotik. Das Besondere und Attraktive an Völkerschauen war freilich, dass hier nicht distanziert von fremden »Völkern« berichtet wurde, sondern dass diese »Fremden«, diese (manchmal) »Wilden« leibhaftig zu sehen waren. Die Protagonisten der Völkerschauen lebten ihre Leben öffentlich vor, sie agierten in vermeintlich »natürlichem«, also lebensechtem Setting, sprich: die Menschen kochten vor ihren Hütten oder Zelten und nahmen ihre »typischen« Mahlzeiten vor den Augen der ZuschauerInnen ein, beschäftigen sich mit ihrer »traditionellen« Handwerkskunst und gingen allgemein ihren üblichen Alltagstätigkeiten nach. Vorführungen etwa von »Tänzen und landesüblichen Spielen« (S. 259) sollten die Vorstellungen, die sich die ZuschauerInnen von den »Fremden« bereits gemacht hatten, weiter nähren.

Die Performer dieser Darbietungen – manchmal ganze Familienverbände, gelegentlich über 100 Personen – wurden von europäischen Geschäftsleuten bzw. deren Partnern eigens für diese Art der Selbstausstellung angeworben. Die Bedingungen und Umstände der darauf folgenden Ausstellungsreisen werden für die Ausgestellten häufig alles andere als günstig gewesen sein, jedoch wird in Dreesbachs Arbeit auch deutlich, dass manche der Völkerschau-Protagonisten sehr geschäftstüchtig agierten und zweifellos genau wussten, was sie da (und wozu sie es) taten. Die »gezähmten Wilden« waren also nicht ausnahmslos die Opfer eines kolonialen Verhältnisses, sondern selbstbewusste Akteure, die das Spiel zum eigenen Nutzen eben mitspielten (bzw. sich in manchen Fällen auch das Recht nahmen auszusteigen).

Die Mechanismen des Geschäfts mit den Völkerschauen werden von Dreesbach vielseitig beleuchtet. Quellen wie Zeitungsberichte, Plakate, behördliche Aufzeichnungen, (Auto-)Biographien von Schaustellern und – soweit vorhanden – auch Berichte aus der Sicht der Ausgestellten werden herangezogen, um die üblichen Abläufe rund um diese Menschenausstellungen zu rekonstruieren. Wir erfahren, wie die »Wilden« angeworben wurden, welche Verträge mit ihnen abgeschlossen wurden, wie die Schauen beworben wurden, welche behördlichen Auflagen es gab, was bei den Schauen schließlich gezeigt wurde und wie darauf reagiert wurde – wobei Dreesbach auch deutlich macht, dass es nicht, wie man aus den Publikumszahlen schließen könnte, ausschließlich Begeisterung über die Völkerschauen gab: Es wurde auch – unterschiedlich motivierte – Kritik geäußert. Bemängelten die einen die nur unzureichende Authentizität des Dargebotenen, so lehnten andere wiederum – freilich eine verschwindend kleine Minderheit – die Völkerschauen generell als »menschenverachtend« ab. Neben dieser Vielfalt an Aspekten (von denen einige vielleicht etwas über Gebühr abgehandelt werden: So bringen etwa die ausführlichen Zitate aus behördlichen Protokollen keinen wesentlich neuen Erkenntnisgewinn) kommen auch das Verhältnis Völkerschauen und Kolonialpropaganda sowie die Stellung von Ethnologie und Anthropologie zu den Menschenausstellungen zur Sprache – denn, bei aller Betonung, »nicht alles war Kommerz«, wie das letzte Kapitel des Buches überschrieben ist. Bei allem Bemühen, sämtliche Aspekte abzuhandeln (anzumerken ist hierbei vielleicht, dass die Gliederung des Textes sowie die Kapitelüberschriften nicht immer ganz geglückt scheinen), bleibt dann aber doch manch relevante Frage unbehandelt: So ist schade, dass Dreesbach mit keinem Wort erwähnt, dass neben den von ihr der Einfachheit den »außereuropäischen Völkern« zugeordneten »Lappländern« mitunter auch andere europäische Menschen in ähnlichen Kontexten wie die außereuropäischen »ExotInnen« ausgestellt wurden. Zu denken ist hier an die »Ausstattung« des »ethnographischen Dorfes« auf der Wiener Weltausstellung 1873 mit »authentischen« BewohnerInnen, die zur Besichtigung standen. Ob Derartiges auch in Deutschland vorkam und über Hintergründe dazu erfährt man in Dreesbachs Buch leider nichts.

Tobias Schweiger

Bernd Wagner: Fürstenhof und Bürgergesellschaft.
Zur Entstehung, Entwicklung und Legitimation von Kulturpolitik.
Bonn: Kulturpolitische Gesellschaft; Essen: Klartext Verl. 2009,
500 Seiten, 12 Tabellen.

Machiavelli lobt die deutschen Städte: Sie haben »›große Freiheit und wenig Landgebiet, sie gehorchen dem Kaiser, soweit sie wollen, und fürchten sich vor keinem Nachbar‹, da sie stark befestigt sind und über hinreichendes Geschütz und in den öffentlichen Speichern über genügend Lebensmittel und Brennholz verfügen. ›Zudem vermögen sie dem kleinen Volke ohne Schaden für das Gemeinwohl seinen Unterhalt zu sichern, indem sie ihm für ein Jahr Arbeit in den Gewerben geben, die den Lebensnerv der Stadt bilden und von denen das Volk lebt. Auch halten sie die Kriegsübungen in Ehren und besitzen mancherlei Einrichtungen, um die Lust daran zu erhalten‹« (zit. Wagner S. 100). Das Zitat einer solchen Passage, in der Machiavelli das Geheimnis der Lebenskraft der früheren Städte enthüllt, lohnt das genaue Lesen dieses Buches. Die Verbindung von Nutzen und Vergnügen bei der Überlebenssicherung gehört zur Legitimation der kulturellen Einrichtungen der Städte. Sie sind neben den Fürstenhäusern Träger der Kulturpolitik, und an dieser Zweigliederung entlang entwickelt der Autor für die frühe Neuzeit Geschichte und Theorien der *Kulturpolitik*: Gemeint sind damit jene Superstrukturen, die sich *neben* dem kulturellen Leben (dem Kulturprozess) in den sozialen Einheiten entwickeln, es durchdringen, fördernd reglementieren: Staatlich-herrschaftlicher Einfluss auf den Kulturprozess, *geprägt* von den dominierenden Wertvorstellungen in einer Gesellschaft, gleichzeitig *prägend*, aber nicht allmächtig. Bürgergesellschaft, wie sie im Titel genannt ist, umfasst dabei die vom städtischen Herrschaftssystem des Patriziats (das ja mit Demokratie wenig, eher mit Republik der Privilegierten etwas zu tun hat) *top down* betriebenen Vorkehrungen und unterhaltenen Einrichtungen. Sie sind das Thema von Bernd Wagners Werk.

Aber es gibt (auch in den Fürstenstädten und Metropolen) die meist unter Aufsicht der städtischen Behörden und oft genug im Konflikt mit ihnen existierenden »zivilgesellschaftlichen« Assoziationen der Stadtbürger: Zünfte, religiöse und weltliche Bruderschaften, Kongregationen von Altersgruppen, später von Vereinen und Festgesellschaften usf. – ein vielfältiges Netzwerk, dem das sozialkulturelle Leben der Städte zu verdanken ist. Dazu gehört auch der religiöse Bereich, wo populäre Religi-

onspraxis und Kirchenpraxis – beide zweifellos Teil des öffentlichen Lebens – gar nicht immer kongruent laufen, etwa bei den ländlichen oder städtischen Andachts- und Gebetspraktiken, die, und deswegen geraten sie spätestens in der Aufklärung in Konflikt mit den herrschaftlichen Institutionen, immer festfreudigen Genuss und Gemeinschaftsbestätigung (»Heiratsmarkt« inbegriffen) miteinander verbinden. Die Verständigung über das, was den Menschen in ihrer jeweiligen Situation wichtig und lebenswert ist, manifestiert sich in ihren selbstorganisierten »kulturellen« Aktivitäten von Festen, Ritualen, Bräuchen und ästhetisch-kulturellen Produktionen.

Diese »freien« Bereiche des vielfältigen Lebens der »vormodernen« Welt werden bei Wagner und seinem »etatistischen« Ansatz (der die Stadt als ein dem Territorialstaat ähnliches Gebilde betrachtet) weniger intensiv berücksichtigt (erst später für die »bürgerliche« Gesellschaft werden sie ausführlich dargestellt). Daraus ist Wagner allerdings kaum ein Vorwurf zu machen, denn auch die meisten Forschungen der »Etablierten« der Europäischen Ethnologie oder der Alltagskultur und Sozialgeschichte haben ihre Lücken: Über allen Fallstudien, Monographien und gattungsspezifischen (z. B. auf Brauch oder Volkslied bezogenen) Studien behandeln sie nur zögerlich die Eigendynamik dieser Prozesse der Sozialkultur und vergessen dabei gern den Einfluss der öffentlich-staatlichen Kräfte und die Beziehungen zu ihnen.

Dennoch ist dieses Buch – auf den deutschsprachigen Raum bezogen, dabei die speziellen österreichischen Verhältnisse einschließlich der Aufklärung (mit Sonnenfels und Josephinismus) einbeziehend – auch für Ethnologen wichtig, zeigt es doch, wie kulturelles Leben und Herrschaft programmatisch verquickt werden. Wagner analysiert profund die Geschichte der Legitimationen kulturpolitischen Handelns, indem er sich auf die »politisch-theoretische Literatur der entsprechenden Zeit« bezieht wie sie speziell in »Schriften zum ›Gemeinen Nutzen‹, Fürstenspiegeln und Regimentstraktaten in der Frühen Neuzeit über die Policey-Ordnungen und Staatslehren des Absolutismus bis zu philosophischen Systementwürfen und ästhetisch-künstlerischen Konzepten mit Beginn der bürgerlichen Gesellschaft« erscheinen (S. 17). Mit der Herausbildung des »modernen« Staates entstehen die Policey-Ordnungen auf verschiedenen Ebenen (sie ersetzen Weistümer und Landrechte früherer Zeiten) mit großer Regelungsdichte und viel Regelungsbedarf (eingeschlossen die immer wieder erneuerten Kleiderordnungen, S. 31) und legitimiert durch den »gemeinen Nutzen«. »Verstaatlichung der Macht« und »Priva-

tisierung der Gesellschaft« sind für das ausgehende Mittelalter die Stichworte (S. 33), unter denen Höfe und Städte sich positionieren.

»Volk« wird mit Formeln von Huizinga interpretiert, und die »weltliche Kultur lebensfroher Feste« wird nur erwähnt: »Es war als führten die Menschen in den Dörfern und Städten ›des Mittelalters sozusagen zwei Leben‹«, ein strenges, ernstes, »amtliches« und eines der Exzessivität, der Lebenslust (in Anlehnung an Bachtin und Gurjewitsch 1986, zit. S. 60). Das müsste mehr und mit anderen Begriffen berücksichtigt werden, wenn man die Wechselbeziehungen zwischen der Eigendynamik dieser Milieus und den Herrschaftsverhältnissen berücksichtigen will.

Der »Rückbau der Stadtherrlichkeit« durch die Landesfürsten (S. 137) und deren Eingriffe in das kulturelle Leben bedeuten eine Richtungsänderung weg von der bloßen Reglementierung zur bewussten Gestaltung: Der antike Begriff der Pflege des Geistes (Cicero, S. 138) beginnt z. B. bei dem brandenburgischen Historiker Samuel Pufendorf eine Rolle zu spielen und wird bei ihm ergänzt durch die neue Gewichtung der »Gesellschaftlichkeit kulturellen Handelns der Individuen«. Der Wortgebrauch fokussiert sich auf »*cultura* als Gesellschaftlichkeit, Überwindung der Naturbindungen, Tugendhaftigkeit und geselliges, verfeinertes Leben« (S. 139). Die gönnerhafte Gestattung für ehrliche Lustbarkeiten und Ergötzlichkeiten charakterisieren die kulturpolitischen Ansichten in Veit Ludwig von Seckendorffs »Fürstenstaat« von 1656 (S. 143). In der Aufklärung bedeuten »Gemeiner Nutz« und »gute Policey« die Legitimation der aufklärerischen Bevormundung und begründen einen Gestaltungswillen für nahezu alles im Rahmen der Staatsraison. – Dass Wagner Autoren wie Pufendorf, Seckendorff Wolff, Justi, Sonnenfels (mit letzterem werden der Josephinismus und der aufklärerische Kompromiss zum Thema, S. 146) neu gelesen und für seine Interpretation hinzugezogen hat, gehört zu seinen besonderen Verdiensten. Ähnliches gilt für die liberalen Staatslexika des 19. Jahrhunderts.

Ab Mitte des 18. Jahrhunderts bilden sich die Assoziationen des »modernen« Bürgertums heraus, in sich differenziert, aber immer zu den privilegierten Schichten gehörend. Wagner formuliert: »Die ›idealistische Imprägnierung‹ der Begriffe ›Bildung‹ und ›Kultur‹ führte im Fortgang zu einer zunehmenden Einengung von Kultur auf Wissenschaft, Kunst und Kultus.« Das hilft verstehen, wieso sich »Volksleben« und Bildungswelt so stark auseinander entwickeln.

Kapitalismus und Markt leiten eine Phase der »Modernisierung« ein –, so die von Wagner übernommene gängige Interpretation. Die

Übergänge lassen sich freilich auch als sehr allmähliche relativieren, und ob ein Umschlag von der Quantität in eine neue Qualität gesetzt wird, ist eine Definitionsfrage. Eigentlich beginnt nach dem Feudalabsolutismus des aufgeklärten Absolutismus nur eine neue Phase, der wiederum eine andere Phase folgt und so fort – auch die Moderne ist eine inzwischen abgeschlossene Phase dieser Art. Modernisierungsprozesse scheinen linear zu verlaufen (S. 271) – aber wenn diese Moderne in eine Krise mündet, kommt dieser Prozess nicht zu seinem Ende.

»Bürgerliche Kultur, Kunstreligion und Massenkultur« ist ein Abschnitt überschrieben für eine Zeit, in der statistisch über 70 % der Bevölkerung zu den »unterbürgerlichen« Schichten gehören. Aristokratische und bürgerliche Elite treffen sich im 19. Jahrhundert in ihren Bildungswelten, abgehoben »von realen Interessen und Erfahrungswelten« (S. 277). Vervollkommnung des Individuums ist das Ziel, Kunst dient als säkularer Ersatz für Religion. Hier sind die Verhältnisse im katholischen Österreich vermutlich anders, aber auch hier entsteht eine »Parallelwelt« in den Arbeiterkulturvereinen (S. 311 ff.), und kulturelle »Volksbildung« entwickelt sich vom liberal-aufklärerischen Projekt zu einem Hegemonie sichernden, paternalistisch bevormundenden Projekt. Deutlicher als in allen anderen Phasen ist jetzt in den Nationalstaaten das ganze Staatsvolk Adressat der Kulturpolitik (während sie später Selbstbedienungsladen der bildungsbürgerlichen Schichten wird). Trotz aller unterschwelligen Romantisierung von »Volk« konstruieren Volksbildung und alle anderen mit dem Kompositum »Volk« verbundenen Aktivitäten seit dem zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts die Nation – zunächst z. B. mit der Popularisierung der Klassiker und des Wissens mit liberal-demokratischem Einschlag, dann in der zweiten Hälfte immer mehr verbunden mit Hegemonie-Projekten und mit dem Versuch, abdriftende Schichten (etwa der Arbeiter) zurückzubinden.

Wenn Europäische Ethnologie das ganze Geflecht des kulturellen Lebens und der mannigfaltig miteinander verbundenen Kulturprozesse in der ständischen und der klassenspezifisch aufgeteilten Gesellschaft analysieren will, dann hilft dieses Buch, die Bedeutung der Beziehungen zu den hegemonialen, bevormundenden Herrschaftsinstitutionen vor allem der Aufklärung und des Liberalismus zu verstehen.

Dieter Kramer

Hilde Stockinger (Hg.): Jung-Sein in Linz.
Geschichten aus den 50ern.
Wien, Köln, Weimar: Böhlau Verlag, 2008, 185 Seiten, 48 Abb.

Das hier anzuzeigende Buch ist 2008 erschienen, wohl nicht ganz unabhängig von der für den Absatz förderlichen Tatsache, dass im Folgejahr die oberösterreichische Landeshauptstadt Linz als *Linz 09* europäische Kulturhauptstadt sein würde. Es vereint Erinnerungen, »Geschichten«, großteils von (zum Teil zugewanderten) Linzerinnen und Linzern, die hier in den 1950er Jahren »jung« waren, also noch in die Schule gingen oder erste berufliche Erfahrungen sammelten, den Wiederaufbau und somit den wirtschaftlichen Aufschwung miterlebten, Zeitzeugen eines Aufbruchs in neue Zeiten waren...

Zeitzeugen sind, der Historiker Roman Sandgruber betont das in seinem kurzen Vorwort, wertvolle Informanten der Geschichte, in diesem Falle vor allem der Alltags- und Regionalgeschichte des Linzer Raumes. Linzbezogen sind die Fakten, wie Ereignisse, Namen, Straßen etc., die anklingenden Probleme aber – Nachkriegszeit, Innovationen (nicht nur im Haushalt), Schul- und Freizeit, fehlende elterliche Aufklärung und erste Liebe(n) – teilten die Autorinnen und Autoren mit anderen jungen und speziell urbanen Menschen. So betrachtet ist der Band nicht nur von regionalem Interesse; es geht, nochmals Sandgruber, ganz allgemein »darum, sich immer wieder zu erinnern.«

Dennoch: Die Sammlung wird vor allem jene ansprechen, die in Linz dieses »lange Jahrzehnt«, die »wilden Fünfziger« (die so »wild« gar nicht waren; zumindest in Linzer jungbürgerlichen Kreisen wurde auf Partys der Gruppensex [vgl. S. 15] damals *nicht* erfunden) aktiv erlebt, die heutzutage allesamt den »Sechziger« bereits vor einigen Jahren überschritten haben und deren Erinnerungen zunehmend zum »Erzählgut« geworden sind. Wenn mich Sebastian, mein sechsjähriger Enkel, bittet, ihm eine Geschichte aus meiner Kindheit und Jugend zu erzählen (was er häufig macht), so sind es immer auch Geschichten aus Linz, wohin meine Mutter mit mir 1948 zog und das ich 1960 wieder verließ, um aus doch etwas beengter Linzer Sicht »in die weite Welt« zu ziehen, in meinem Fall zum Studium nach Wien.

Viele der »Erinnerungen«, welche die Herausgeberin Heide Stockinger, Autorin und ORF-Mitarbeiterin, angeregt, gesammelt und mit einem lesenswerten einleitenden (und gleichzeitig zusammenfassenden)

Essay versehen hat, gleichen oder ähneln den meinen: an die Amerikaner diesseits und die Russen jenseits der Donau, in Urfahr; an die nicht mehr oder noch immer bestehenden Geschäfte am Taubenmarkt, einem kleinen Platz an der Schnittstelle von donaunaher »Altstadt« und südlich anschließender »Neustadt« (die bis zur Westbahn reicht; wer jenseits der Bahnlinie wohnte, in Kleinmünchen, in der Neuen Heimat etwa, die oder der fuhr oder ging »in die Stadt«, siehe etwa S. 113 ff.); an die O-Bus-End- bzw. Anfangsstation am Hessenplatz, Drehscheibe zwischen Zentrum und Peripherie; an den gesellschaftlichen Status, den »bürgerlichen Standesdünkel« mancher Geschäftsleute der Landstraße (so heißt die Linzer Hauptstraße); sie reicht vom Taubenmarkt bis zur Blumau und durchschneidet die weitgehend (spät)gründerzeitliche Neustadt (an besagte »Dünkel« erinnert, wenn sich der im Band als Autor aufscheinende und bereits pensionierte Spross einer Familie, die noch immer Besitzerin einer 1871 gegründeten großen Textilhandlung ist, mit einem wohl der Tradition verpflichteten »von« schmückt und die Herausgeberin diesen Gesetzesbruch respektiert); an die elitäre Tanzschule des Fred (natürlich: von) Schlesinger und seiner Frau Grete, die – an Diens- und Donnerstagen – eigene Kurse nur für Mittelschüler/innen (wie GymnasiastInnen damals hießen) anboten (die Mädchen besuchten in der Regel die sechste, die Burschen die siebente Klasse, was für die gesellschaftliche Zusammenführung der Geschlechter und später den gemeinsamen Besuch von Bällen im Kaufmännischen Vereinshaus angemessen schien); an die vom Ehepaar Schlesinger und durch die erhoffte Lektüre von einschlägigen Ratgebern vermittelten Regeln für gutes Benehmen (1958/59 schenkte mir meine Großmutter – in der Ausgabe der Buchgemeinschaft Donauland – das erstmals 1957 erschienene Buch »Gutes Benehmen wieder gefragt« von Willy Elmayer. Ich besitze es immer noch; etwas vergilbt, aber weitgehend ungelesen steht es in unserem Bücherschrank. Ihm verdanke ich lediglich die damals erworbene und für Ballbesuche notwendige Fähigkeit, ein »Mascherl« binden und auf solche mit Gummiband verzichten zu können, weil das im Anhang anhand einer anschaulichen Zeichnung verdeutlicht wird – die beim Durchblättern erst jetzt entdeckte Anrede für eine »unverheiratete Grafentochter« auf S. 278 wäre ich hingegen niemals zu verwenden in der Lage gewesen, weil mir der Verkehr mit einer solchen leider nicht »gegönnt« war); an die Orte (Römerberg, Freinberg, Froschberg, Pöstlingberg...), die man aufsuchte, um, wie Gunda Heitbrink (S. 51 ff.) es ausdrückt, »Mund-zu-Mund-Beatmungen« zu testen (oder sie zu perfektionieren, wozu auch manche keineswegs rauchfreie Party

beitrug); an die beiden rivalisierenden Mädchenrealgymnasien (inklusive angeschlossener Frauenoberschulen, deren Besucherinnen der verpflichtende Lateinunterricht erspart blieb), die, wiewohl im gleichen Gebäude untergebracht, unterschiedliche Namen führten, die auf die Straßen verwiesen, an denen Schule lag: Eisenhand- und Körnerschule (die Raumnot führte zu wöchentlich wechselndem Vor- bzw. Nachmittagsunterricht und zu Schwierigkeiten bei Terminvereinbarungen vor oder nahe der Schule; uns Schülern des nahegelegenen BRG Khevenhüllerstraße wurde um 1958 seitens des Direktors ein Aufenthalt vor der Mädchenschule untersagt, was außerschulisches Gelächter und absolute Nichtbeachtung zur Folge hatte); an den Geschichtsunterricht, der in Linz wie anderswo in der Regel mit dem Ausgang des Weltkrieges (des ersten selbstverständlich) schon deshalb zwangsläufig endete, weil die Matura nahte, also auch das Schuljahr zu Ende ging und »einfach keine Zeit« geblieben war, um die ereignislosen folgenden drei Jahrzehnte abzuhandeln; schließlich an die (weitgehend auch innerfamiliär) ausgebliebene Auseinandersetzung mit Nationalsozialismus, Zweitem Weltkrieg und Holocaust, an das »große Schweigen« bzw. Verschweigen, was sich ein Jahrzehnt später, spätestens zur Zeit der 68er-Bewegung, rächen sollte...

Dass in mündlicher Geschichte und populärer Autographik manches nur noch vage erinnert wird, trifft auch für Details in diesem Buch zu: Ein Auto namens »Isabella Borgward« gab es nicht – Borgward war der Firmenname, das Auto hieß nur »Isabella«; »Tom Dooley« war der Titel eines Liedes (»Hang down your head, Tom Dooley, hang down your head and cry...«) und nicht der Name eines Sängers (»Und ich steh an der Bar und ich habe kein Geld« sang also nicht Tom Dooley, sondern Chris Howland – glaube ich zumindest); in besagter Tanzschule Schlesinger lernte man, ich kann das für 1958/59 absolut verbindlich sagen, keine »wilden« Tänze (die »wildesten« waren dort Polka und Quickstep), man lernte sie – Rock'n'Roll, Boogie – durch Zusehen und auf Partys (bei denen ich im letzten Drittel der 50er Jahre allerdings niemals auf zuerst anwesende und dann bei Erklingen von Bill Haleys »Rock around the clock« flüchtende Eltern traf; wahrscheinlich habe ich mich in schlechter Gesellschaft bewegt); die einschlägige Musik (Bill Haley, Little Richard, Jerry Lee Lewis, Elvis Presley, Pat Boone und Co. – die beiden Letztgenannten eigneten sich auch für die Mund-zu-Mund-Beatmung bestens) hatte man zuerst nicht im heimischen Rundfunk, sondern im Vergnügungsteil des zweimal jährlich stattfindenen Urfahraner Jahrmarkts, auf Radio Luxenburg (im juvenilen Volksmund »Rädio Laxenbörg« – die Volksempfänger

hatten neuen Geräten mit UKW-Empfang Platz gemacht, die dank großer Reichweite endlich musikalische Alternativen boten), auf den kleinen 45er-Platten (man kaufte sie bei Bräuer und Weineck, einer auch nicht mehr existierenden Musikalienhandlung auf der Spittelwiese) und im Kino gehört, im heute als Theater dienenden Phönix, das, wenn ich mich recht erinnere, unter der jugendlichen Begeisterung gewissen Schaden nahm (das Phönix liegt an der Wienerstraße, die damals noch Wiener Reichsstraße hieß und somit an die Reichsstraße Nr. 1 erinnerte, die vom Provinzstädtchen in die Haupt- und Residenzstadt führte).

Womit ich bei den in derartigen Kompendien unvermeidlichen Lücken bin; ich zähle einige wohl nicht nur für mich, sondern auch für viele andere und nicht nur männliche Jugendliche wichtigen Linzer Freizeitvergnügen auf: Fußball (damals Synonym für den LASK) auf dem alten LASK-Platz, dann im neuen Stadion; Urfahraner Jahrmarkt (siehe oben, das Bier in den nach ihm genannten Zelten nicht zu vergessen); Eislaufen (zuerst vorwiegend im »Bisikelklub«, also auf den Plätzen eines renommierten Linzer Tennisvereins in Bahnhofsnähe, dessen frühe Mitglieder offensichtlich (auch?) dem Radsport gefrönt hatten, später auf der Kunsteisbahn im Linzer Parkbad); der Pichlingersee als neues und mit dem Fahrrad leicht erreichbares Badeparadies, an dessen Ufern man auch zarte Bande knüpfen konnte... Ich vermute, dass für die männlichen Autoren in diesem Band, ab Mitte der 50er großteils berufstätig, schon motorisiert und daher mobil, die aufgezählten Bereiche wahrscheinlich nicht mehr erinnerungs- bzw. berichtenswert waren und für die weiblichen Beiträgerinnen, die meisten zwar nur wenig älter als ich, aber damals an älteren Begleitern interessiert, nicht wichtig genug.

Vielleicht hängen diese Lücken aber auch damit zusammen, dass Erinnerungen junger Linzerinnen und Linzer, die damals eine Lehre absolvierten, Friseurinnen, Verkäufer/innen, Mechaniker, VOEST-Arbeiter usw. wurden oder schon waren, also die Mehrheit der Jugendlichen, in diesem Buch keine Aufnahme fanden. Ich gestehe, dass mir der Band insgesamt gefallen, dass mich seine Lektüre dank meiner Linz-Vergangenheit nachdenklich und nostalgisch gestimmt hat. Als Volkskundler jedoch muss ich festhalten, dass das Buch – wieder einmal – eines ist, das Angehörige gehobener Sozialschichten für Leser/innen gehobener Sozialschichten geschrieben haben; »die da unten« kommen nicht vor. Schade eigentlich.

Olaf Bockhorn

Eingelangte Literatur

Ahlbäck, Tore u. Björn Dahla [Hrsg.]: Postmodern spirituality. Based on papers read at the Symposium on Postmodern Spirituality, held at Åbo, Finland, on 11 – 13 June 2008. – Åbo: The Donner Inst. for Research in Religious and Cult. History, 2009. – 281 S. – (Scripta Instituti Donneriani Aboensis; 021). Literaturangaben

Alker, Stefan, Christina Köstner u. Markus Stumpf [Hrsg.]: Bibliotheken in der NS–Zeit. Provenienzforschung und Bibliotheksgeschichte. – Göttingen: V & R Unipress, Vienna Univ. Press, 2008. – 349 S.: Ill., graf. Darst., Kt. Literaturangaben. – Beitr. überw. dt., Beitr. teilw. engl.

Alvarado Perales, Isabel und Verônica Guajardo Rives: Sedas de Europa. Moda femenina en chile 1850 – 1900. – Santiago de Chile: Museo Histôrico Nacional / Colecciôn Textil y Vestuario, 2008. – 28 S.: zahlr. Ill. Abstracts i. engl.

Alvarado, Isabel [Hrsg.]: Colonial fashion: what happens to fashion when it travels? International Costume Committee, ICOM. Proceedings of the annual conference, 6–10th October 2008, Santiago–Chile. – Santiago de Chile: Museo Histôrico Nacional, 2008. – 109 S.: zahlr. Ill. Literaturangaben

Ambach, Johann u. Christian Dietrich [Red.]: Ameisen in Biologie und Volkskultur. Geschätzt, verflucht, allgegenwärtig. Katalog zur Ausstellung »Ameisen – Unbekannte Faszination vor der Haustüre» im Niederösterreichisches Landesmuseum, St. Pölten, 22. März 2009 bis 7. März 2010 und im Biologiezentrum der Oberösterreichischen Landesmuseen, Linz, 25. März 2010 bis 3. Oktober 2010. – Linz: Land Oberösterreich, 2009. – 188 S.: zahlr. Ill., graf. Darst. – (Denisia; 25) (Kataloge der Oberösterreichischen Landesmuseen: N. S.; 85). Literaturverz. S. 187–188

Angerer, Birgit u.a. [Hrsg.]: Pracht, Prunk, Protz. Luxus auf dem Land. Dieses Buch erscheint zur gleichnamigen Ausstellung. – Finsterau: Verl. Zweckverband Niederbayerische Freilichtmuseen, 2009. – 269 S.: zahlr. Ill., Kt. – (Schriften Süddeutscher Freilichtmuseen; 4). Literaturangaben

Basterretxea, Amaia u. Kepa Lizarraga: Euskaldunen pilota jokoa = el juego vasco de la pelota = Le jeu basque de la pelote = The basque game of pelota. Photografien von Santiago Yaniz. – Bilbao: Euskal Museoa, 2009. – 653 S.: zahlr. Ill. Literaturverz. S. 649–652

Bauer, Horst: »Fix tralla lia–ho». Wirtshaus–Gsangl vom »Klampferer–Rudl». – Salzburg: Salzburger Volksliedwerk, 2009. – 45 S.: Ill., Notenbeisp. – (Volkslied und Volksmusik im Lande Salzburg; 054). Literaturangaben

Becker, Anne–Katrin und Margarete Meggle–Freund: ¡Viva España! Von der Alhambra bis zum Ballermann. Deutsche Reisen nach Spanien. Eine Ausstellung des Badischen Landesmuseums im Museum beim Markt vom 26. Mai bis zum 28. Oktober 2007. – Karlsruhe: INFO Verlag, 2007. – 168 S.: zahlr. Ill. – (Volkskundliche Veröffentlichungen des Badischen Landesmuseums Karlsruhe; 8) (Lindemanns Bibliothek; 40). Literaturverz. S. 163–165

Bedal, Konrad: Aufgemöbelt! Die schönsten Möbel aus der Sammlung des Fränkischen Freilandmuseums in Bad Windsheim. Frühe Möbel, bunte Möbel, braune Möbel. Erschienen anlässlich der gleichnamigen Ausstellung im Fränkischen Freilandmuseum

des Bezirks Mittelfranken in Bad Windsheim vom 25. Juli 2009 bis 29. Mai 2010. Unter Mitarbeit von Herbert May und Beate Partheymüller. – Bad Windsheim: Verlag Fränkisches Freilandmuseum, 2009. – 407 S.: zahlr. Ill., Kt. – (Schriften und Kataloge des Fränkischen Freilandmuseums; 056). Literaturverz. S. 397–404

Bockhorn, Olaf: Neue Sachlichkeit? Volkskunde nach 1945. In: Archaeologia Austriaca. Beiträge zur Ur– und Frühgeschichte Mitteleuropas. 90 Jg., 2006. S. 17–29. Literaturangaben

Bohle, Barbara u.a. [Hrsg.]: The Philippines. Early collections. Museum of Ethnology Vienna. Mit Beiträgen von Anderson, Eric u. v. a. – Wien: Museum für Völkerkunde, 2009. – 92 S.: zahlr. Ill. Literaturverz. S. 89–91

Burrison, John A.: Brothers in clay. The story of Georgia folk pottery. With a new preface. – Tb–Ausg. d. 1. Aufl. 1983. – Athens [u.a.]: Univ. of Georgia Pr., 2008. – XXXII, 326 S.: zahlr. Ill. Literaturverz. S. 305–321

Deimel, Claus [Hrsg.]: Schach und seine asiatischen Verwandten. Ausstellung des Museums für Völkerkunde Dresden. Begleitheft zur gleichnamigen Fotoausstellung im Museum für Völkerkunde Dresden (Staatliche Ethnographische Sammlungen Sachsen) im Japanischen Palais vom 14.10. – 3.5.2008. – Dresden: Museum für Völkerkunde, 2008. – 59 S.: zahlr. Ill., Kt. Literaturangaben

Dickie, John: Delizia! The epic history of the Italians and their food. – New York [u.a.]: Free Press, 2008. – X, 367 S. Literaturverz. S. 333–353. – Literaturangaben

Dietrich, Christian u. Erich Steiner: Ameisen. Unbekannte Faszination vor der Haustüre. Ausstellung vom 22. März 2009 bis 7. Februar 2010. – St. Pölten: Nö Landesmuseum, 2009. – 80 S.: zahlr. Ill., graf. Darst. Literaturverz. S. 80

Egyeki–Szabó, Tamás: Beckenschlägerschüsseln (15. – 16. Jahrhundert). – Budapest: Mester Nyomda, 2008. – 95 S.: überw. Ill. Literaturverz. S. 95

Fenton, Alexander: Bibliography 1955–2009. Presented by his colleagues at the European Ethnological Research Centre on the Occasion of his 80th Birthday 26 June 2009. Vorwort von Margaret A. Mackay. – Edinburgh: European Ethnological Research Centre, 2009. – 73 S.: Ill.

Ferino–Pagden, Sylvia [Hrsg.]: Wir sind Maske. Katalog zur Ausstellung im Museum für Völkerkunde Wien vom 24. Juni bis 28. September 2009. Milano [u.a.]: Silvana [u.a.], 2009. – 383 S.: zahlr. Ill. Literaturverz. S. 374–383

Friedlander, Jennifer: Feminine look. Sexuation, spectatorship, subversion. – Albany: State University of New York Press, 2008. – X, 139 S.: Ill. Literaturverz. S. 127–135

Gardi, Bernhard [Hrsg.]: Raffiniert und Schön. Textilien aus Westafrika. Diese Publikation erscheint anläßlich der gleichnamigen Ausstellung vom 28. August 2009 – 16. Mai 2010 im Museum der Kulturen Basel. Mit Beiträgen von Kerstin Bauer u.v.a. – Basel: Merian, 2009. – 198 S.: zahlr. Ill. Literaturverz. S. 194–197

Golding, Viv: Learning at the museum frontiers. Identity, race, and power. – Farnham [u.a.]: Ashgate, 2009. – XIII, 231.: Ill., graf. Darst. Literaturverz. S. [203]–221

Gonseth, Marc–Olivier u.a. [Hrsg.]: Helvetia Park. Eine Ausstellung vom 5. September 2009 bis 9. Mai 2010. – Neuchatel: Musée d'ethnographie, 2009. – 63 S.: zahlr. Ill. – (Texpo; 14)

Groß, Günter: Zur Geschichte der Gerberei in Sachsen. – Husum: Verlag der Kunst Dresden, 2008. – 215 S.: zahlr. Ill., graf. Darst. – (Reihe Weiss–Grün; 038). Quellen– u. Literaturverzeichnis S. 208–212

Grüßenberger, Martin: Im Joahr umadum. Gedichte zum Jahreskreis. – Atzenbrugg: Volkskultur Niederösterreich, 2009. – 149 S.: ill., Notenbeisp.

Hasler, Norbert u.a. [Hrsg.]: Bevor die Römer kamen. Späte Kelten am Bodensee. Katalog zu den Ausstellungen in Frauenfeld, Museum für Archäologie Thurgau, vom 14. Dezember 2008 bis 29. März 2009 und an anderen Orten. – Frauenfeld: Museum für Archäologie Thurgau, 2008. – 102 S.: zahlr. Ill. Literaturverz. S. 98–100

Hebeisen, Erika, Pascale Meyer [Red.]: Geschichte Schweiz. Katalog der Dauerausstellung im Landesmuseum Zürich. – Zürich: Schweizerisches Nationalmuseum, 2009. – 184 S.: zahlr. Ill. Literaturverz. S. 183

Hofmann, Rainer u. Jens Kraus [Red.]: Feuer, Fluch und Segen. Begleitband zur Sonderausstellung im Fränkischen Schweiz–Museum Tüchersfeld, 91278 Pottenstein, vom 3. April – 8. November 2009; eine Ausstellung des Fränkisch–Schweiz–Museums in Kooperation mit dem Lehrstuhl für Europäische Ethnologie der Universität Bamberg. – Tüchersfeld: Fränkisch–Schweiz–Museum, 2009. – 129 S.: zahlr. Ill. Literaturverz. S. 125–129

Holmes, Morgan: Intersex. A perilous difference. – Selinsgrove [Pa.]: Susquehanna University Press, 2008. – 189 S.: Ill. Literaturverz. S. 171–185

Holzinger, Gregor u.a. [Red.]: Drama Südostwall am Beispiel Rechnitz. Daten, Taten, Fakten, Folgen. – Eisenstadt: Amt d. Burgenl. Landesreg., Abt. 7, 2009. – 184 S.: Ill., graf. Darst. – (Burgenländische Forschungen; 098). Literaturangaben

ICOM Österreich Organisationskomitee: Tagungsbericht der 21. ICOM Generalkonferenz; Wien, Österreich, 2007. – Wien: ICOM Österreich, 2008. – 199 S.: zahlr. Ill.

Jellison, Katherine: It's our day. America's love affair with the white wedding, 1945 – 2005. – 1. Aufl. – Lawrence, Kan.: Univ. Press of Kansas, 2008. – XI, 297 S.: Ill. – (CultureAmerica). Literaturverz. S. 271–289

Jüdisches Museum der Schweiz: Merkwürdig. Objekte, die aus der Reihe tanzen. Ausstellung vom 15. März 2009 – 30. Juni 2010. – Basel: Jüdisches Museum der Schweiz, 2009. – 48 S.: Ill.

Jungblut, Marie–Paule u. a. [Red.]: Mord und Totschlag. Eine Ausstellung über das Leben. Informationen zur Wanderausstellung = Crimes de sang = Murder and manslaughter. – Luxembourg: Musée d'Histoire de la Ville de Luxembourg, 2009. – 54 S.: zahlr. Ill. Text dt., engl. u. franz.

Kammerhofer–Aggermann, Ulrike: Masken Kalender 2010. Materielle Zeugnisse immaterieller Kulturgeschichte(n): Masken der Sammlung Baumgartner. Mit den Fotografien von Herman Seidl und Stefan Végh. – Salzburg: Salzburger Landesinstitut für Volkskunde, 2009. – 204 S.: zahlr. Ill. – (Salzburger Beiträge zur Volkskunde; 018). Literaturverz. S. 200–202

Kästner, Klaus–Peter: Amazonien: Indianer der Regenwälder und Savannen. Begleitpublikation zur gleichnamigen Sonderausstellung des Museums für Völkerkunde Dresden / Staatliche Ethnographische Sammlungen Sachsen im Japanischen Palais vom 29.4.2009 bis 29.8.2010. – Dresden: Museum für Völkerkunde, 2009. – 182 S.: zahlr. Ill., Kt. Literaturangaben

Keller, Christine, Sigrid Pallmert [Red.]: Galerie Sammlungen. Katalog der Dauerausstellung im Landesmuseum Zürich. – Zürich: Schweizerisches Nationalmuseum, 2009. – 223 S.: zahlr. Ill. Literaturverz. S. 220–221

Keller–Drescher, Lioba u. Bernhard Tschofen [Hrsg.]: Dialekt und regionale Kulturforschung.

Traditionen und Perspektiven einer Alltagssprachforschung in Südwestdeutschland. – Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde, 2009. – 250 S.: Ill., graf. Darst., Kt. – (Studien & Materialien des Ludwig–Uhland–Instituts; 035). Literaturangaben

Klotz, Katharina, Doris Müller–Toovey: Die Gerufenen. Deutsches Leben in Mittel– und Osteuropa. Ausstellung im Kronprinzenpalais, Berlin, 16. Juli bis 30. August 2009. – Wiesbaden: Zentrum gegen Vertreibungen, 2009. – 150 S.: zahlr. Ill., Kt.

Kollewe, Carolin u. Karsten Jahnke [Hrsg.]: FaltenReich. Vom Älterwerden in der Welt; Begleitbuch zur Sonderausstellung im Grassi–Museum für Völkerkunde zu Leipzig vom 19. 3 bis 4. 10 2009. – Leipzig: Staatliche Ethnographische Sammlungen Sachsen, 2009. – 189 S.: zahlr. Ill., graf. Darst. Literaturangaben

Kühn, Thomas: Präsentationstechniken und Ausstellungssprache in Skansen. Zur musealen Kommunikation in den Ausstellungen von Artur Hazelius. – Ehestorf: Förderverein des Freilichtmuseums am Kiekeberg e.V., 2009. – 300 S.: Ill. – (Schriften des Freilichtmuseums am Kiekeberg; 068). Quellen– u. Literaturverzeichnis S. 272–292. – Zugl.: Hamburg, Univ., Dipl.–Arb., 2008

Laub, Peter [Red.]: Erzherzog Heinrich Ferdinand von Habsburg–Lothringen (1878 – 1969). Offizier, Maler, Fotograf. – Salzburg: Salzburg Museum, 2009. – 95 S.: zahlr. Ill. – (Monografische Reihe zur Salzburger Kunst; 33). Literaturangaben

Laub, Peter [Red.]: Kosmoramen von Hubert Sattler. 3. Band: Morgenland. Erschienen zur Ausstellung im Salzburg–Museum – Panorama–Museum. Bearbeitet von Gerhard Plasser. – Salzburg: Salzburger Museum, 2009. – 42 S.: zahlr. Ill. – (Salzburger Museumshefte; 12)

Leimgruber, Walter, Alfred Messerli u. Karoline Oehme [Hrsg.]: Ewigi Liäbi. Singen bleibt populär. Tagung »Populäre Lieder. Kulturwissenschaftliche Perspektiven«, 5.–6. Oktober 2007 in Basel. – Münster [u.a.]: Waxmann [u.a.], 2009. – 263 S.: Ill., graf. Darst. – (Culture; 2). Literaturangaben

Meller, Harald [Hrsg.]: Luthers Lebenswelten. Halle (Saale): Landesamt für Denkmalpflege und Archäologie Sachsen–Anhalt, Landesmuseum für Vorgeschichte, 2008. – 387 S.: zahlr. Ill., graf. Darst. – (Tagungen des Landesmuseums für Vorgeschichte Halle; 1). Literaturverz. S. 386–387

Melnyk, Julie: Victorian religion. Faith and life in Britain. – 1. Aufl. – Westport, Conn. [u.a.]: Praeger, 2008. – XVII, 208 S.: Ill. – (Victorian life and times). Literaturverz. S. 195–197

Mieder, Wolfgang: »Nieman hât ân arebeit wîstuom«. Sprichwörtliches in mittelhochdeutschen Epen. – Burlington: The University of Vermont, 2009. – VI, 194 S. – (Supplement Series of Proverbium; 028) (Proverbium / Supplement Series of Proverbium; 028). Literaturangaben

Natter, Tobias G. [Hrsg.]: Schnee. Rohstoff der Kunst. Diese Publikation erscheint anlässlich der gleichnamigen Ausstellung im Vorarlberger Landesmuseum, Bregenz, und im Huber–Hus, Lech am Arlberg, vom 20. Juni bis 4. Oktober 2009. – Ostfildern [u.a.]: Cantz [u.a.], 2009. – 311 S.: zahlr. Ill. Literaturangaben. – Literaturverz. S. 305–306

Noss, Aagot: Stakkeklede i Setesdal. Byklaren og valldølen. – Oslo: Novus forlag, 2008. – 225 S.: zahlr. Ill., Kt. – (The Institute for Comparative Research in Human Culture, Oslo: Serie B, Skrifter; 128). Literaturverz. S. 224 – 225. – Zsfassg. in engl. Sprache

Peschel–Wacha, Claudia: Arbeitsgemeinschaft Schneeball am Österreichischen Museum für Volkskunde in Wien: Ein Kulturvermittlungsprojekt mit nachhaltiger Wirkung

In: B. Schreinlechner–Venier [Red.]: Hand in Hand. Ehrenamt und freiwilliges Engagement in Museen. Tagungsband zum 17. Steirischen Museumstag 2008. – Graz: MUSIS–Museen und Sammlungen in der Steiermark, 2009, S. 47–49: Ill. Literaturangaben

Preissing, Sigrun: Tauschen – Schenken – Geld? Ökonomische und gesellschaftliche Gegenentwürfe. – Berlin: Reimer, 2009. – 214 S.: Ill., graf. Darst. Literaturverz. S. 200–210

Rapp Buri, Anna: Jüdisches Kulturgut in aus Endingen und Lengnau. Hrsg. v. Verein für die Erhaltung der Synagogen und des Friedhofes Endingen–Lengnau. – Heidelberg [u.a.]: Verlag Regionalkultur, 2008. – 324 S.: zahlr. Ill. + CD–Rom. Literaturverz. S. 318–323

Ratt, Sandro: Die Dynamik des Stillgestellten. Heideggers Deutung der Kunst, museologisch gelesen. – Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde, 2009. – 132 S. – (Studien & Materialien des Ludwig–Uhland–Instituts; 034). Literaturverz. S. 124–130

Reznikov, Andrey: Old wine in new bottles. Modern russian anti–proverbs. – Burlington: The University of Vermont, 2009. – X, 179 S. – (Supplement Series of Proverbium; 027) (Proverbium / Supplement Series of Proverbium; 027). Literaturverz. S. 177–179

Rickmeyer, Stefan: Nach Europa via Tanger. Eine Ethnographie. – Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde, 2009. – 128 S.: Ill., graf. Darst., Kt. – (Studien & Materialien des Ludwig–Uhland–Instituts; 036). Literaturverz. S. 123–127

Röper, Ursula [Red.]: Sehnsucht nach Jerusalem. Wege zum Heiligen Grab. Ein Projekt des Klosters Stift zum Heiligengrabe und des Museums Europäischer Kulturen – Staatliche Museen zu Berlin im Rahmen des Föderalen Programms der Stiftung Preußischer Kulturbesitz. Begleitband zur gleichnamigen Ausstellung im Interkonfessionellen Museum des Klosters Stift zum Heiligengrabe vom 14. September 2008 bis zum 31. Oktober 2010. – 1. Aufl. – Berlin: Lukas Verlag u.a., 2009. – 134 S.: zahlr. Ill. – (Schriftenreihe Museum Europäischer Kulturen; 008) (Kultur– und Museumsstandort Heiligengrabe; 2). Literaturverz. S. 133

Rothman, Irving N. [Hrsg.]: The barber in modern Jewish culture. A genre of people, places, and things, with illustrations. – Lewiston, N.Y [u.a.]: Edwin Mellen Press, 2008. – LXII, 651 S.: zahlr. Ill. Literaturangaben

Rudolph, Andrea [Red.]: Hexen. Mythos und Wirklichkeit. Begleitbuch zur gleichnamigen Ausstellung im Historischen Museum der Pfalz Speyer vom 12.09.2009 – 02.05.2010. – München [u.a.]: Edition Minerva [u.a.], 2009. – 256 S.: zahlr. Ill. Literaturverz. S. 250–255

Sächsische Landesstelle für Volkskultur: Sächsische Bergbauregionen im Wandel. Reflexionen, Positionen, Perspektiven im 20./21. Jahrhundert. Beiträge der Tagung des Fachbereiches Volkskultur der Sächsischen Landesstelle für Museumswesen am 25. Oktober 2008 im Bergbaumuseum Oelsnitz/Erzgebirge. Hrsg. von Katja Margarethe Mieth. – Chemnitz: Sächsische Landesstelle für Museumswesen, 2009. – 144 S.: Ill., Kt., Notenbeisp. Literaturangaben

Schicklgruber, Christian: Götterbilder. Südasien, Südostasien, Himalayaländer. Katalog zur Ausstellung im Museum für Völkerkunde, Wien, 2008. – Wien [u.a.]: Kunsthistorisches Museum [u.a.], 2008. – 96 S.: zahlr. Ill., Kt. Literaturverz. S. 95–96

Schroll, Michael: Ameisen und ihre Verwandten vor der Haustüre. Hautflügler in Niederösterreich. Diese Publikation erscheint anlässlich der Ausstellung »Ameisen – unbekannte Faszination vor der Haustüre«, 22.3.2009 bis 7.2.2010. – St. Pölten: Nö Landesmuseum, 2009. – 50 S.: zahlr. Ill., graf. Darst.

Schubiger, Pia, Jürg Burlet u. François de Capitani: Das Sackmesser – Ein Werkzeug wird Kult. Dieser Katalog erscheint anlässlich der gleichnamigen Sonderausstellung, die im Schweizerischen Landesmuseum – Forum der Schweizer Geschichte in Schwyz vom 16. Mai bis 18. Oktober 2009 und im Château de Prangins vom 20. November 2009 bis 25. April 2010 gezeigt wird = Le couteau suisse – de l'outil à l'objet culte = Il coltellino svizzero – da utensile a oggetto di culto = The Swiss Army Knife – a tool that's become an icon. – Schwyz: Schweizerische Landesmuseen/Bundesamt für Kultur, 2009. – 50 S.: zahlr. Ill. Literaturverz. S. 50. – Text i. dt., franz., ital. u. engl.

Spiegel, Beate und Elisabeth Plößl [Hrsg.]: Schwäbisches Volkskundemuseum Oberschönenfeld 1984–2009. Gesammeltes aus 25 Jahren. Oberschönenfeld: Schwäbisches Volkskundemuseum, 2009. – 58 S.: zahlr. Ill. – (Schriftenreihe der Museen des Bezirks Schwaben; 042)

Stein, Peter: Lebendiges und untergegangenes jüdisches Brauchtum. Brauch gestern und heute, Brauch hier und dort. Mit besonderer Berücksichtigung der schweizerischen Judendörfer Endingen und Lengnau / Stein, Peter. – Heidelberg [u.a.]: Verlag Regionalkultur, 2008. – 132 S.: zahlr. Ill. + CD-Rom. Literaturverz. S. 118–122

Steinbrener, Christoph, Rainer Dempf u. Bernhard Kellner [Hrsg.]: Trouble in Paradise. Skulpturen in den Gehegen des Tiergarten Schönbrunn = Sculptures in the animal enclosures of Schönbrunn Zoo. – 1. Aufl. – Freiburg i. Breisgau: orange-press, 2009. – 95 S.: zahlr. Ill. Literaturverz. S. 90–91

Steiner, Wolfgang: Verborgene Schätze: tiroler Hinterglasmalerei 1550–1850. Diese Publikation erscheint anläßlich der gleichnamigen Ausstellung im Diözesanmuseum Hofburg Brixen vom 16.8.2009–31.10.2009. – Brixen: Diözesanmuseum Hofburg Brixen, 2009. – 239 S.: zahlr. Ill. Literaturverz. S. 224–227

Steinmann, Axel [Hrsg.]: Straps & Bands. Textilien aus der Sammlung Foitl. Eine Ausstellung des Museums für Völkerkunde, Wien, 19. November 2008 bis 1.März 2009. – Wien: Kunsthistorisches Museum mit MVK und ÖTM, 2008. – 255 S.: zahlr. Ill. Literaturverz. S. 249–255

Trautmann, Thomas R.: Lewis Henry Morgan and the invention of kinship. New edition with a new introduction and appendices. – Neuaufl. – Lincoln [u.a.]: University of Nebraska Press, 2008. – XXVIII, 360 S. Literaturverz. S. 335–354. – Literaturangaben

Untersulzner, Alexa u. Barbara Stocker [Red.]: Not und Elend, Hilfe und Dank. Votivbilder als Quellen für die Zeit um 1809. Ausstellungskatalog. – Dietenheim: Südtiroler Landesmuseum für Volkskunde, 2009. – 83 S.: zahlr. Ill. – (Beiträge zur Volkskunde; 1). Literaturangaben

Wandinger, Alexander, Jana Cerno, Christian Aichner: Das Buch der Gürtel. Erscheint in Verbindung mit der Ausstellung »Schnalle, Zunge & Co. – Gürtel aus drei Jahrhunderten und Trachtenmode von heute für heute«, im Trachten-Informationszentrum im Meier-Hof des Klosters Benediktbeuren, 13.9.2008 – 13.4.2009. – 1. Aufl. – Benediktbeuern: Bezirk Oberbayern Trachten Informationszentrum, 2008. – 336 S.: überw. Ill.

Internationale Zeitschriftenschau

Bayerische Blätter für Volkskunde. Neue Folge. 10. Jahrgang, 2009, Heft 1. Diese Ausgabe der Bayerischen Blätter für Volkskunde ist den jüdischen Friedhöfen in Bayern gewidmet. Es legt ein Kurzinventar der Friedhöfe in alphabetischer Reihenfolge vor und bildet die Datengrundlage für das von Christoph Daxelmüller erarbeitete Heft »Der gute Ort«. Jüdische Friedhöfe in Bayern«, das 2009 als Heft 39 in der Reihe der »Hefte zur Bayerischen Geschichte und Kultur« des Hauses der Bayerischen Geschichte in Augsburg erscheinen wird.

Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde. 2009. Beiträge: *Helge Gerndt:* Epitaph für Georg R. Schroubek. 15–21; *Burkhart Lauterbach:* »Menschen zweiter Klasse«? Die bereisten Einheimischen als kulturwissenschaftliches Forschungsthema. 23–32; *Daniel Habit:* Europäische Kulturhauptstadt Sibiu 2007. (EU–)Europäisierung, »No Plastic« und der Umgang mit kulturellem Erbe. 33–43; *Bärbel Kerkhoff–Hader:* »... fast eine Liebeserklärung«: E. M. in Bamberg. Zum sozialen und kulturellen Gedächtnis einer Stadt. 45–61; *Yves Jolidon:* Alte Quellen in neuem Licht. Betrachtungen zur Schweizer und Augsburger Hinterglasmalerei des späten 17. und des 18. Jahrhunderts. 63–72; *Irene Dütsch:* Raritäten auf Stein und hinter Glas. Über eine Lithografie von Johann Feyerabend, die hinter Glas verewigte Freundschaft von Ignaz Schmid und Johann Michael Wittmer und »wandernde Tiroler« auf Hinterglasbildern. 73–93; *Gertraud Zull:* »... insbesondere die Kunst im Gewerk zu zeigen«. Der Verein zur Ausbildung der Gewerke auf der allgemeinen deutschen Industrieausstellung 1854 in München. 95–123; *Astrid Wild:* »O traurig Herz gib dich zufrieden«. Das Wanderbuch des Georg Eichhammer aus Traidendorf in der Oberpfalz (1930er Jahre). 125–141; *Tobias Rödel:* Im Angesicht des Todes. Ehrenamtliche Helferinnen und Helfer in Münchner Hospizen. 143–151; Umfangreicher Rezensionsteil. 153–349. [ISSN 0067–4729]

Berliner Blätter. Heft 50(2009). Themenheft »Volkskundliches Wissen. Akteure und Praktiken«. *Antonia Davidovic–Walther, Michaela Fenske, Lioba Keller–Drescher:* Akteure und Praktiken. Explorationen volkskundlicher Wissensproduktion. 6–14; *Lioba Keller–Drescher:* »Auf diese Weise vorbereitet«. Praktiken des Wissensmanagements zwischen Landesbeschreibung und Volkskunde. 15–26; *Michaela Fenske, Regina Bendix:* Hinter verschlossenen Türen. Akteure und Praxen der Wissensaushandlung am Beispiel des »Handwörterbuchs der Sage«. 27–48; *Antonia Davidovic–Walther, Gisela Welz:* Wer wird Gemeindeforscher«? Ländliche Herkunft als Professionalitätsmerkmal. 49–67; *Carsten Drieschner:* Der »plattdeutsche Professor« oder: Was ist ein Experte? Das Beispiel Otto Mensing und das »Schleswig–Holsteinische Wörterbuch«. 68–86; *Franka Schneider:* Marie von Bunsen, die »wissende Reisende«. Erkundungen zum volkskundlichen Wissensmilieu in Berlin. 87–112; *Sabine Imeri:* Heimatforschen in der Metropole oder wie regionales Wissen entsteht. Die Brandenburgia, Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg zu Berlin um 1900. 113–138. [ISSN 1434–0542]

Der Vierzeiler. 29. Jahrgang, 2009, Heft 2. – Unter dem Motto »Es ist nichts zu gering und unbedeutend!« präsentiert die Zeitschrift für Musik, Kultur und Volksleben ein

Themenheft zu Erzherzog Johann. Mit Beiträgen u.a. v. Günther Jontes, Eva Maria Hois und Monika Primas

Fotogeschichte. 29. Jahrgang, 2009, Heft 113. Aufsätze: *Ivo Kranzfelder:* Idylle – Aufbruch – Propaganda. Fotografie in Deutschland 1900 bis 1938. 5–20; *Anton Holzer:* Der zaghafte Aufbruch in die Moderne. Fotografie in Österreich 1900 bis 1938. 21–48; *Martin Gasser:* Von der Kunst zum Beruf. Fotografie in der Schweiz 1900 bis 1938. 62–49. [ISSN 0720–5260]

Historische Anthropologie. 17. Jahrgang, 2009, Heft 2. – Themenschwerpunkt: Wirtschaftsanthropologie. [ISSN 0942–8704]

Jahrbuch für Europäische Ethnologie. Dritte Folge. Band 4, 2009. Die Beiträge des Themenbandes Tschechien: *Tobis Weger:* Von der Langlebigkeit der Stereotypen. Alte und neue Tschechien–Bilder in Deutschland. 9–28; *Marek Nekula:* Tschechische Pantheons im europäischen Kontext. 29–52; *Petr Lozoviuk:* Böhmische Volkskulturen und der Streit um ihre ethnische Auslegung. Zur Darstellung der kulturellen Unterschiede zwischen Deutschen und Tschechen in der Volkskunde. 53–68; *Elisabeth Fendl:* Die Politisierung der Tracht im Egerland des frühen 20. Jahrhunderts. Eine Projektskizze. 69–80; *Jana Nosková:* »Punkte sammeln« oder »Es hat micht nicht gestört«. Öffentliches und politisches Engagement als Bestandteil des Alltagslebens in der sozialistischen Tschechoslowakei. 81–98; *Martina Pavlicová u. Lucie Uhlíková:* Die Folklorebewegung in der Tschechischen Republik in der Zeit des Realsozialismus. 99–112; *Zdeněk Vejvoda:* Zu Fragen der strukturellen Analyse des tschechischen Liedtyps. 113–120; *Marta Toncrová:* Gesang und Musik in der gegenwärtigen ethnokulturellen Tradition. 121–128; *Eva Habel:* Krippenschicksale aus dem nordböhmischen Niederland. 129–148; *Sönke Friedreich:* Fremd bleiben. Perspektiven auf Nahmobilität und Pendelmigration zwischen Böhmen und Dresden im 18. und 19. Jahrhundert. 149–164; *Peter Becher:* Vom »Ende« der Prager deutschen Literatur und der Ausstellung »Praha–Prag 1900–1945«. 165–174; *Bianca Wildfeuer:* Der illegale Grenzgang. Zur vorzeigbaren Lebensgeschichte einer Frau aus dem Böhmerwald. 175–180; *Marketa Spiritova:* »Ich musste ja das alltägliche Leben leben.« Erinnerungen tschechischer Intellektueller an die Zeit zwischen dem »Prager Frühling« und dem Ende des Kommunismus. 181–202; *Sarah Scholl–Schneider:* Vom Eisernen Vorhang zum samtenen Vorhang in den Köpfen. Tschechische Remigranten und deren Wahrnehmung von Heimat zwischen Ost und West. 203–218; *Katharina Eisch–Angus:* Revisiting Eisenstein. Die tschechisch–bayerische Grenze als Forschungsobjektiv. 219–240. [ISSN 0171–9904]

Kieler Blätter zur Volkskunde. Band 41(2009). *Silke Göttsch–Elten u. Ingo Kolar:* Kieler Blätter zur Volkskunde 1969–2009. 5–7; *Silke Göttsch–Elten:* Richard Wossidlo – ein Pionier der wissenschaftlichen Volkskunde. 9–20; *Alexa Färber:* Interkulturelle Situationen: Zur Temporalität von Differenz in einer Kreuzberger Nachbarschaftsinitiative. 21–35; *Lucia Blank:* Das Regionalmagazin Schleswig–Holstein – Zur Medialisierung des Selbstverständnisses des Schleswig–Holsteinischen Heimatbundes. 37–74; *Karen Heide:* Die Ansveruswallfahrt bei Ratzeburg – die Geschichte einer Wallfahrt und ihrer veröffentlichten Wahrnehmung. 75–102. Diverse Buchbesprechungen und ein Gesamtregister 1969–2009 schließen den Band ab. [ISSN 0341–8030]

Neues Museum. Sonderheft 2009. Dieses ausführliche über 100 Seiten starke Heft stellt das Schlossmuseum Linz mit seinen unterschiedlichen Sammlungen vor. [ISSN 1015–6720]

Schweizer Volkskunde. 99. Jahrgang. Das 3. Heft legt sein Hauptaugenmerk auf Film und Fotografie in der ethnographischen Forschung. Unter anderem werden die Fotografin Rosmarie Spycher-Gautschi und der Filmemacher Hans-Ulrich Schlumpf vorgestellt. [ISSN 0048–9522]

Südostforschungen. Band 67, 2008. Ein umfangreicher Band, aus dem ein Beitrag besonders erwähnt werden soll: *Oliver Bagarić:* Museum und nationale Identitäten: Eine Geschichte des Landesmuseums Sarajevo. S. 144–167. [ISSN 0081–9077]

Zeitschrift für Volkskunde. 105. Jahrgang, 2009. 1. Halbjahresband: *Karl Braun:* Vom »Volkskörper«. Deutschnationaler Denkstil und die Positionierung der Volkskunde. 1–27; *Alexander Pinwinkler:* Walter Kuhn (1903–1983) und der Bielitzer »Wandervogel e.V.« Historisch–volkskundliche »Sprachinselforschung« zwischen völkischem Pathos und politischer Indienstnahme. 29–51; Nachrufe auf Gerhard Heilfurth und Günter Wiegelmann. Weiters Berichte von diversen Tagungen des Jahres 2008. 2. Halbjahresband: *Albrecht Lehmann:* Vorbilder als Kulturthema. Zur lebensgeschichtlichen und kulturellen Bedeutung von Nachahmung. 169–183; *Monique Scheer:* Empfundener Glaube. Die kulturelle Praxis religiöser Emotionen im deutschen Methodismus des 19. Jahrhunderts. 185–213; *Gertraud Kock:* Second Life – ein zweites Leben? Alltag und Alltägliches einer virtuellen Welt. 215–232; *Beate Binder:* Die Anderen der Stadt. Überlegungen zu Forschungsperspektiven im Grenzgebiet von Europäischer Ethnologie und Geschlechterstudien. 233–254; Nachruf auf Jeanne E. Rehnig 1965–2009. [0044–3700

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren

a.o. Univ.-Prof. i.R. Dr. Olaf Bockhorn
Institut für Europäische Ethnologie
Historisch-Kulturwissenschaftliche
Fakultät, Universität Wien
Hanuschgasse 3, A-1010 Wien

Alexandra Bröckl
Beethovenstraße 4/12, A-6020 Innsbruck

HR i.R. Hon. Prof. Dr.Dr. h.c. Franz Grieshofer
Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15–19, A-1080 Wien

Mag.ª Ana Ionescu
Liechtensteinstraße 134, A-1090 Wien

Mag.ª Birgit Johler
Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15–19, A-1080 Wien

Stefanie Kießling
Limbacher Straße 13a, D-09224 Chemnitz

Prof. Dr. Ullrich Kockel
Lehrstuhl für Ethnologie
School of English, History and Politics
University of Ulster, Magee Campus
UK-Londonderry BT48 7JL

tit. Univ.-Prof. Dr. Dieter Kramer
Unterstrasse 8, D-56348 Dörscheid

Dr.in Veronika Plöckinger-Walenta
Maxingstraße 58/5, A-1130 Wien

Univ.-Ass. Mag.ª Magdalena Puchberger
Institut für Europäische Ethnologie
Historisch-Kulturwissenschaftliche
Fakultät, Universität Wien
Hanuschgasse 3, A-1010 Wien

Prof.in Dr.in Brigitta Schmidt-Lauber
Institut für Europäische Ethnologie
Historisch-Kulturwissenschaftliche
Fakultät, Universität Wien
Hanuschgasse 3, A-1010 Wien

Univ.-Ass. Mag. Tobias Schweiger
Institut für Europäische Ethnologie
Historisch-Kulturwissenschaftliche
Fakultät, Universität Wien
Hanuschgasse 3, A-1010 Wien

Prof. Dr. Manfred Seifert
Institut für Sächsische Geschichte
und Volkskunde
Zellescher Weg 17, D-01069 Dresden

Martin Steidl
Philippine-Welser-Straße 3/7
A-6020 Innsbruck

Dr.in Elisabeth Timm
Internationales Forschungszentrum
Kulturwissenschaften
Reichsratstraße17, A-1010 Wien

Carmen Weith, M.A.
Ludwig-Uhland-Institut für
Empirische Kulturwissenschaft
Eberhard Karls Universität Tübingen
Schloss Hohentübingen
D-72070 Tübingen